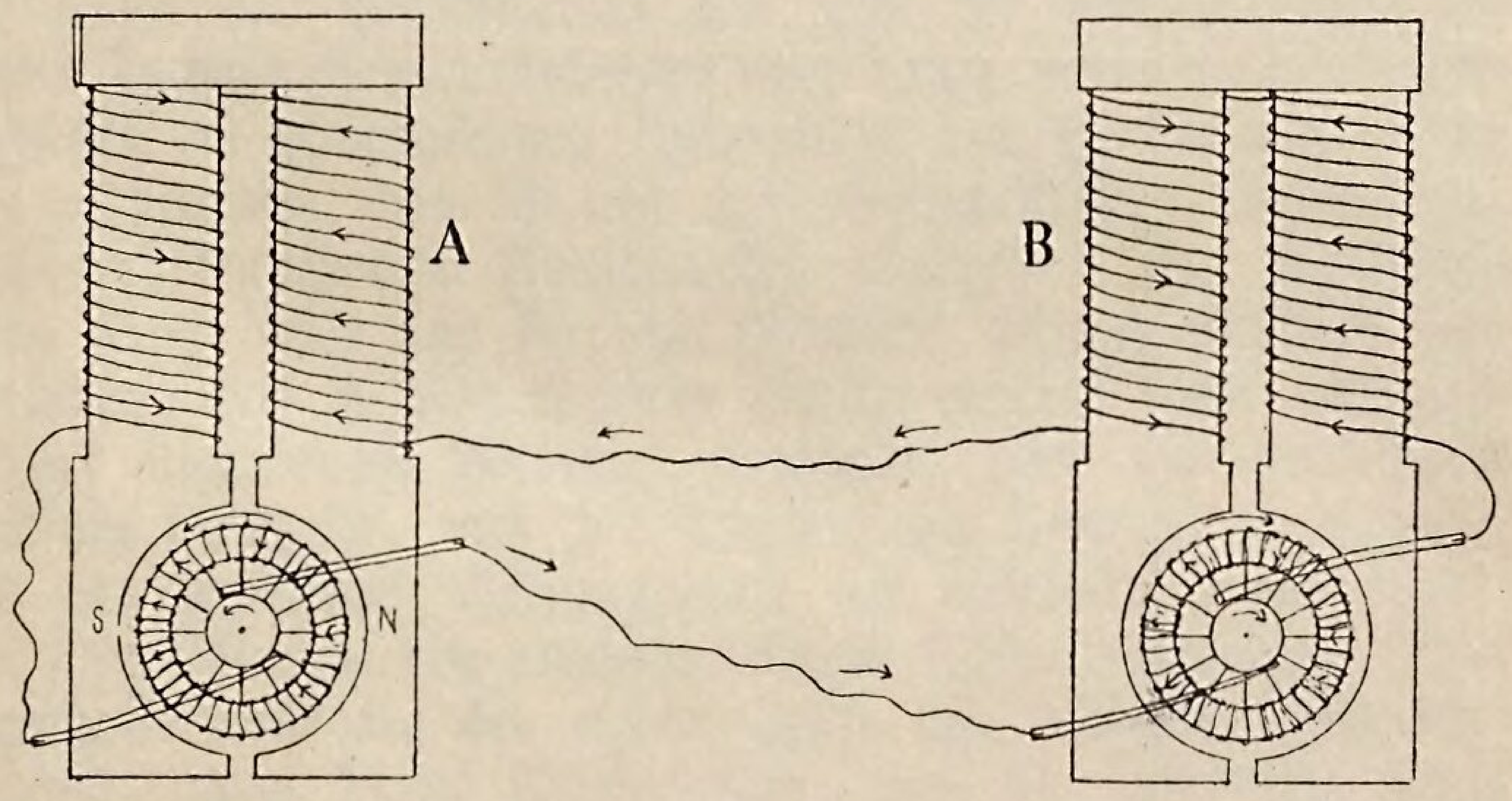
Lehrbuch der Physik

zum

Schulgebrauche

bearbeitet von

Wilhelm Winter
k. Professor in Regensburg.



Zweite Auflage.

München
Theodor Ackermann
königlicher Hof-Buchhändler
1890.

Druck von C. Brügel und Sohn in Ansbach.

Vorrede.

Die Entwickelung der bayerischen Realschulen, wie sie sich auf der sprachlich-historischen und mathematisch-naturwissenschaftlichen Grundlage vollzogen hat, legte mir den Entschluß nahe, für den Unterricht in der Physik ein Lehrbuch zusammenzustellen, welches gerade für solche realistische Mittelschulen geeignet wäre. Sowohl die Erfolglosigkeit bei der Auswahl eines passenden Buches unter den vorhandenen als auch die Aufforderung befreundeter Fachgenossen veranlaßten mich dann, meine mehrjährigen Erfahrungen im physikalischen Unterrichte zur Herstellung dieses Buches zu benützen, das ich nun der wohlwollenden Beurteilung meiner verehrten Herren Fachgenossen übergebe. Bei Abfassung desselben leitete mich nur der eine Gedanke, all das und nur das aufzunehmen, was in Mittelschulen gelehrt werden kann und entweder zur allgemeinen Bildung notwendig oder zur praktischen Verwertung fähig ist, und die Darstellung stets so zu wählen, wie sie der jeweiligen Fassungskraft der Schüler, sowie insbesondere ihrem Vorrat von mathematischem Wissen entspricht. Man wird deshalb wohl auf der ersten Stufe nur einfache Gedankenfolgen und etwas breite Ausführung, auf der mittleren Stufe ein tieferes Eingehen in die Einzelheiten der Vorgänge und Gesetze, wozu sich ja Elektricität und Akustik ganz vorzugsweise eignen, und auf der dritten Stufe eine strenge Behandlung der Optik und Mechanik mit ausgiebiger Benützung und Anwendung der mathematischen Kenntnisse finden.

Derselbe Wunsch nach Anpassung des Lehrstoffes an die Fassungskraft der Schüler veranlaßte mich insbesondere, die Mechanik in zwei Teile zu spalten und den einen Teil, soweit er mit Hilfe einfacher Arithmetik behandelt werden kann, gleich auf der ersten Stufe durchzunehmen, da er die Grundlehren über Kraft, Arbeit und einfache Maschinen enthält, ohne welche in die Physik nicht eingedrungen werden kann; der zweite Teil erfährt dann auf der dritten Stufe eine eingehende, mathematische Behandlung.

Der Abschnitt über Akustik dürfte für gewöhnliche Mittelschulen etwas zu reich sein; doch habe ich denselben deshalb so ausführlich behandelt, um das Buch auch für Lehrerbildungsanstalten passend zu machen, an denen ja die Akustik eine ganz besondere Durchbildung erfahren muß.

Bei der Behandlung des Lehrstoffes dem Umfange nach habe ich innerhalb der Schranken, welche durch die Fassungskraft der Schüler gezogen sind, stets nur dasjenige aufzunehmen mich bemüht, was zum Verständnis der Vorgänge und Gesetze notwendig ist, und dies durch die einfachsten Experimente zu beweisen gesucht; ein Hinausgehen über diesen engsten Rahmen durch Anfügung weiterer Beispiele, Anwendung der erkannten Gesetze auf ähnliche Vorgänge, Erklärung von weiteren Erscheinungen mittels der vorhandenen Kenntnisse ist und bleibt der Thätigkeit des Lehrers im Unterrichte vorbehalten. Doch glaubte ich, weder Zeit noch Raum sparen zu sollen, wenn es sich darum handelte, den physikalischen Gesetzen in ihren Anwendungen für praktische Bedürfnisse zu folgen und zu zeigen, wie die einfachen und leichtverständlichen Eigenschaften und Kräfte in der mannigfaltigsten Weise benützt werden für die Zwecke der Technik und Industrie, des Handels und Gewerbes. Denn neben der einen Hauptaufgabe, die Naturgesetze zu erkennen, die Beobachtungsgabe auszubilden, den Verstand an der Erklärung komplizierter Erscheinungen zu schärfen und dadurch eine allgemeine Geistesbildung zu vermitteln, hat der Unterricht in der Physik gerade an den realistischen Mittelschulen noch die besondere Aufgabe, den Schülern ein möglichst klares und umfassendes Verständnis mitzugeben für all die tausendfältigen Vorkommnisse, Erscheinungen und Verwendungen im technischen Leben unserer Zeit, in das sie nach der Schule einzutreten berufen sind.

Möge das Buch angesehen werden als das, was es sein soll, ein Lehrbuch der Physik an realistischen Mittelschulen, und möge es als solches wohlwollende Beurteilung und freundliche Aufnahme finden!

Kaiserslautern, im Mai 1886.

W. Winter,
Kgl. Reallehrer.

Vorrede zur zweiten Auflage.

Der rasche Verbrauch der ersten Auflage sowie die zustimmenden Urteile derjenigen Herren Kollegen, welche das Buch im Unterrichte benützen, bestärken mich in der Überzeugung, daß ich für den physikalischen Unterricht in realistischen Mittelschulen das Richtige getroffen habe. Ich habe deshalb bei der neuen Auflage außer kurzen Zusätzen keine wesentlichen Abänderungen getroffen, so daß beide Auflagen nebeneinander im Unterricht benützt werden können. Das Buch hat auch an außerbayerischen Anstalten, welche ähnliche Ziele verfolgen wie die bayerischen Realschulen, Eingang gefunden und manchen Freund sich erworben, möge es deshalb überall dort, wo es nach Anlage, Inhalt und Darstellung hinpaßt, wohlwollende Beurteiler finden.

Regensburg 1889.

Der Verfasser.

Inhalts-Übersicht.

I. Abschnitt.

Allgemeine Eigenschaften. Lehre von den Kräften.

II. Abschnitt.

Lehre von den flüssigen Körpern.

III. Abschnitt.

Lehre von den luftförmigen Körpern.

IV. Abschnitt.

Die Wärme.

Dampfmaschine.

V. Abschnitt.

Magnetismus.

VI. Abschnitt.

Reibungselektricität.

IX. Abschnitt.

Wellenlehre und Akustik.

X. Abschnitt.

Optik.

XI. Abschnitt.

Mechanik.

Seite

XII. Abschnitt.

Anhang. Interferenz, Beugung und Polarisation der Wellen.

Die absoluten Maßeinheiten.

Erster Abschnitt.

Allgemeine Eigenschaften der Körper, Lehre von den Kräften.

1. Aufgabe der Physik.

Die Physik ist die Lehre von den Naturerscheinungen. Aufgabe der Physik ist es also, die Veränderungen, die wir an den Körpern wahrnehmen, und die wir Vorgänge oder Erscheinungen nennen, zunächst genau zu beobachten und zu beschreiben und dann nach den Ursachen zu forschen, welche diese Vorgänge bewirkten. Diese Ursachen, welche Veränderungen im Zustande eines Körpers hervorbringen, ohne das Wesen des Körpers zu verändern, nennt man Kräfte. Die Physik hat ferner die Aufgabe, zu untersuchen, in welcher Weise zwei oder mehrere Kräfte zusammenwirken, und dann nach Gesetzen zu forschen, nach welchen diese Ursachen eine Wirkung hervorbringen. Schließlich lehrt die Physik auch, wie die Kräfte nutzbar gemacht werden zu den verschiedenen Arbeiten im gewöhnlichen Leben, sowie in Gewerbe und Industrie.

Wir betrachten zunächst die allgemeinen Eigenschaften der Körper, das sind diejenigen Eigenschaften, welche allen Körpern zukommen.

Allgemeine Eigenschaften der Körper.

2. Undurchdringlichkeit oder Raumerfüllung.

Jeder Körper nimmt einen Raum ein und erfüllt ihn; dort, wo ein Körper ist, kann nicht zugleich ein anderer sein.

Beispiele: Der Nagel, der ins Holz geschlagen wird, verdrängt die Holzmasse; dort, wo die Masse des Nagels ist, kann nicht zugleich die Holzmasse sein. Wenn man zwei pulverförmige Körper zusammenmischt, recht innig zusammenreibt, so nimmt doch noch jeder Körper seinen Raum ein; dort, wo ein Teilchen des einen Körpers ist, befindet sich nicht zugleich ein Teilchen des anderen Körpers, sondern dieses sitzt daneben. Sogar bei sehr inniger Mischung, wie bei Auflösung etwa von Zucker in Wasser, hört die Masse des Zuckers nicht auf, den Raum zu erfüllen, sondern die Teilchen des Zuckers dringen zwischen die Teilchen des Wassers, indem sie dieselben bei Seite schieben, und erfüllen also auch noch

einen Raum. Doch tritt bei Auflösung eines festen Körpers in einem flüssigen, oder bei Mischung zweier flüssigen Körper meist eine Volumänderung (=Verminderung) ein.

Auch die Luft ist raumerfüllend und schon deshalb als Körper anzusehen. Wenn man ein Becherglas mit der Öffnung nach abwärts ins Wasser taucht, so sieht man, daß das Wasser wohl etwas, aber keineswegs ganz in die Höhlung des Glases eindringt; daran erkennen wir, daß dort etwas ist, was den Raum erfüllt und dem Eindringen des Wassers einen Widerstand entgegenstellt, und deshalb müssen wir die Luft auch unter die Körper rechnen.

3. Zusammendrückbarkeit und Ausdehnbarkeit.

Jeder Körper läßt sich durch Druck auf einen kleineren Raum zusammenpressen und durch Zug auf einen größeren Raum ausdehnen.

So nimmt eine Silberplatte einen kleineren Raum ein, wenn sie durch sehr großen Druck zur Münze geprägt wird. Gewalztes und zu Draht gezogenes Eisen nimmt einen kleineren Raum ein als ausgeglühtes, weil es beim Walzen und Drahtziehen sehr stark gedrückt wird. Selbst die härtesten und festesten Körper können zusammengedrückt werden; doch ist die Größe dieser Verkleinerung bei allen festen Körpern nur sehr gering. Ein stabförmiger Körper wird durch Zug länger und auch sein Volumen wird dabei größer.

Wasser wird durch Druck nur sehr wenig kleiner, so daß man lange glaubte, es ließe sich gar nicht zusammendrücken. Es ist nämlich auch durch den stärksten Druck, den wir hervorzubringen vermögen, kaum möglich, mehr als 50 *ccm* in ein schon mit Wasser gefülltes *cdm* hineinzubringen. Das Wasser an der tiefsten Stelle des Meeres wird zusammengepreßt durch das ganze Gewicht der über ihm liegenden Wassersäule, und doch enthält ein *cdm* in dieser Tiefe höchstens um 35 *ccm* mehr Wasser als ein *cdm* an der Oberfläche. Während aber feste und flüssige Körper sich auch durch die stärksten Kräfte nur wenig zusammenpressen lassen, läßt sich Luft schon durch verhältnismäßig kleine Kräfte auf bedeutend kleinere Räume beschränken. Man kann nämlich Luft leicht auf einen 2 mal kleineren Raum zusammendrücken; durch Anwendung von immer größeren Kräften läßt sie sich immer mehr zusammendrücken, so daß sie dann einen 160 mal ja sogar 500 mal kleineren Raum einnimmt. Aber das Gesetz der Raumerfüllung bleibt bestehen, und man ist deshalb nicht im stande, die Luft so sehr zusammenzupressen, daß sie gar keinen Raum mehr einnehmen würde.

4. Die Porosität.

Kein Körper nimmt den Raum, den er einzunehmen scheint, vollständig ein, sondern jeder hat in seinem Innern kleine Löcher,

Gänge und Höhlungen, die nicht mit der Masse des Körpers, sondern mit einem anderen Stoffe ausgefüllt sind, meist mit Luft oder Wasser. Diese Löcher und Gänge nennt man Poren, und den Körper nennt man porös. Sehr stark porös ist z. B. ein Schwamm, Brod, Bimsstein, das Mark von Binsen; bei ihnen sind die Poren so groß, daß man sie sieht (großporig).

Sehr porös sind ferner Kreide, Gyps, Mörtel, Thon, Ziegelsteine, Sandsteine, manche Kalksteine, Holz, Zucker u. s. w. Die Poren dieser Körper sind sehr zahlreich, aber doch so fein, daß man sie mit freiem Auge nicht oder nur kaum sehen kann (kleinporig). Taucht man einen solchen Körper ins Wasser, so dringt dasselbe in die Poren des Körpers ein; zerbricht man ihn dann, so zeigt er sich auch im Innern feucht. Die meisten dieser Körper sind dadurch porös geworden, daß bei ihrer Bildung oder zu ihrer Herstellung Wasser verwendet wurde, wie bei den Ziegelsteinen, daß dann das Wasser durch Austrocknen entfernt wurde, und an Stelle des Wassers Luft in die entstandenen Poren eintrat.

Thönerne Gefäße würden die in sie eingefüllte Flüssigkeit auch in ihr Inneres eindringen lassen; um das zu verhindern, glasiert man sie innen, meist auch außen, d. h. man überzieht ihre Fläche mit einer Glasschichte, welche die Poren verstopft und das Eindringen der Flüssigkeit verhindert. Ähnlichen Zweck hat das Auspichen der Fässer und das Versiegeln der Weinflaschen.

Weil der Mörtel und die meisten Bausteine sehr porös sind, so würde das Wasser des Erdbodens in den porösen Wänden des Hauses emporsteigen und das Haus feucht halten. Dagegen schützt man sich durch Anbringen einer nicht porösen Zwischenlage aus Asphalt (Erdpech) oder Bleiplatten.

Sehr stark poröse trockene Körper, wie Gyps, unglasierter Thon, unächtes Porzellan (Fayence) an der Bruchfläche und ähnliche kleben an der Zunge, weil sie die an der Zunge befindliche Feuchtigkeit sehr stark aufsaugen.

Holz, obwohl sehr porös, läßt das Wasser doch nur langsam eindringen, so daß ein Stück Holz mehrere Wochen, ja Monate im Wasser liegen muß, bis es ganz von Wasser durchdrungen ist; denn die meisten Poren des Holzes bestehen nicht aus Gängen, die das Holz durchsetzen, sondern aus abgeschlossenen Hohlräumen (Zellen).

Poröse Gesteine, die der freien Luft ausgesetzt sind, verwittern sehr leicht, denn wenn bei jedem Regen das Wasser in sie eindringt und dann durch Verdunsten wieder herauskommt, oder bei Frost in ihnen gefriert, so wird dadurch der Stein locker, mürbe, zerbrechlich und zerreiblich: er verwittert. Deshalb sind poröse Steine als Pflaster schlecht, und poröse Dachziegel werden in einigen Jahren mürbe und zerbrechlich; man bevorzugt deshalb Dachziegel von sehr geringer Porosität, und benützt zu Trottoirs, Stallungen und Haus-

fluren u. s. w. sehr viel die sogenannten Klinkerplatten, das sind den Ziegelsteinen ähnliche, gebrannte Steinplatten, die sehr hart und sehr gut glasiert, demnach für Flüssigkeiten nicht mehr durchlässig sind.

Die Metalle, viele Steine, Glas, Bein, Kautschuk, Firnis und ähnliche Körper zeigen sich unporös, wenigstens dringt das Wasser nicht in das Innere dieser Körper ein. Doch hat man bei Gold nachgewiesen, daß Wasser dasselbe durchdringen kann; denn wenn man eine goldene Hohlkugel mit Wasser füllt, die Öffnung fest verschließt und die Kugel dann stark preßt, so zeigt sich, daß das Wasser durch das Gold dringt und auf der äußeren Fläche wie ein feiner Tau zum Vorschein kommt; ferner weiß man, daß Luft durch manche dieser Körper dringen kann. Man schließt demnach, daß wohl alle festen Körper Poren haben, daß dieselben aber bei manchen so klein sind, daß weder Wasser noch Luft in sie eindringen kann. So hat sich besonders Glas als undurchdringlich für Wasser und Luft erwiesen, weshalb dasselbe sich so vorzüglich zur Aufbewahrung von Flüssigkeiten eignet. Selbst der poröse Kork zeigt sich, wenn er von guter Beschaffenheit ist, d. h. keine gröberen Löcher hat, als undurchdringlich für Wasser und Luft, gibt demnach einen vorzüglichen Verschluß für Weinflaschen und ähnliches; die Poren des Korkes sind nämlich auch keine Gänge, sondern von einander getrennte Hohlräume (Korkzellen). Wasser, jede Flüssigkeit und jede Luftart sind nicht porös in dem Sinne wie die festen Körper. Wohl kann leicht ein flüssiger Körper sich mit einem anderen flüssigen Körper vermischen, indem die Teilchen des einen die Teilchen des anderen beiseite schieben und sich zwischen dieselben lagern; das Mischen geschieht aber nicht dadurch, daß in einer Flüssigkeit Hohlräume schon zuerst vorhanden sind, und in diese die andere Flüssigkeit eindringt.

5. Teilbarkeit.

Jeder Körper ist teilbar, d. h. er läßt sich durch Anwendung einer Kraft in kleinere Stücke zerteilen, z. B. zerbrechen, zerstoßen, zerreiben u. s. w. oder es lassen sich Teilchen von ihm wegreißen durch Kratzen, Reiben, Schleifen und Feilen. Bedarf es hiezu nur geringer Kraft, so nennt man den Körper weich, bedarf es großer Kraft, so heißt der Körper hart; auch der härteste Körper, der Diamant ist teilbar, nach gewissen Richtungen spaltbar, und läßt sich mittelst seines eigenen Pulvers schleifen. Man sagt, ein Körper ist härter als ein zweiter, wenn man mit dem ersten Körper den zweiten ritzen kann; so ist Diamant härter als Rubin, dann folgen der Härte nach Stahl, Glas, Eisen, Kupfer u. s. w. Um harte Körper zu schleifen, benützt man Pulver von noch härteren Körpern, z. B. Schmirgel, Wiener Kalk, Pariser Rot.

Manche Körper lassen sich ungemein fein zerteilen, z. B. die Farbstoffe; so ist die geringe Menge Farbstoff, die in einer Cochenillelaus enthalten ist, hinreichend, um ein ganzes Glas Wasser rot zu färben, was nur dadurch möglich ist, daß der Farbstoff sich in sehr viele, also auch sehr kleine Teilchen zerlegt hat, so daß in jedem Wassertropfen noch sehr viele solche Teilchen sind. Je feiner sich ein Farbstoff zerreiben läßt und je feiner man ihn zerreibt, desto besser deckt er, d. h. um so weniger Farbstoff braucht man, um einen Gegenstand, z. B. eine Holzfläche, so damit zu überstreichen, daß man das Holz nicht mehr sieht. Gut deckende Farben sind etwa Tusch, Berliner Blau, Zinnober, Schweinfurter Grün; schlecht deckt Bleiweiß (Kremser weiß), Ocker und Veroneser Grün. Mehl, hiemit verglichen, ist nicht besonders fein zerteilt, es deckt deßhalb auch sehr schlecht.

Riechstoffe müssen sich wohl in ungemein kleine Teile zerlegen; denn wenn z. B. ein erbsengroßes Stückchen Moschus im stande ist, ein ganzes Jahr hindurch die oft wechselnde Luft eines Zimmers mit seinem Geruche zu erfüllen, ohne daß die Größe des Moschuskügelchens merklich abgenommen hätte, so muß doch das wenige, was sich vom Moschus abgelöst hat, sich in ungemein kleine Teilchen zerlegt haben, damit jeder Raum im Zimmer solche Teilchen noch enthalte. Der Kieselguhr ist eine Art sehr feinen Sandes, der stellenweise auf der Lüneburger Heide gegraben wird und sich wie Mehl anfühlt. Jedes Körnchen desselben ist aber der Kieselpanzer eines sehr kleinen Tierchens, vergleichbar der Schale einer Muschel. Dies sieht man, wenn man den Kieselguhr durch sehr starke Vergrößerungsgläser (Mikroskop) betrachtet.

6. Zusammensetzung der Körper aus Molekülen.

Wenn man sieht, daß man die Körper in sehr kleine Teilchen zerlegen kann, so muß man sich wohl fragen, ob man durch fortgesetztes Teilen, etwa Reiben, die Teilchen immer kleiner machen könnte, oder ob man annehmen soll, daß die Stoffe aus sehr kleinen Teilchen zusammengesetzt sind, die an sich unteilbar sind. Man nimmt nun wirklich das letztere an, hat sich also zu denken, daß jeder Körper aus ungemein vielen, ungemein kleinen Teilchen besteht, die durch kein Mittel, durch keine Kraft in noch kleinere Teile zerlegt werden können; man nennt ein solches Teilchen Molekül (kleine Masse, kleinstes Massenteilchen). Man muß sich die Moleküle recht klein denken, so daß es gewiß unmöglich ist, ein einzelnes Molekül auch bei der stärksten Vergrößerung zu sehen. Wir sind wohl nicht im stande, einen festen Körper durch Zerreiben oder ein ähnliches mechanisches Mittel in seine Moleküle zu zerlegen. Auch das kleinste Stäubchen, das in der Luft schwebt, das kleinste Tierchen, das nur bei stärkster Vergrößerung noch wahrgenommen wird, die

kleinste Zelle, die sich an einer Pflanze befindet, besteht doch noch aus einer ungemein großen Anzahl von Molekülen. Man hat ja berechnen können, daß in der Luft ca. 1 000 000 Moleküle neben einander auf der Länge eines Millimeters liegen, daß also ca. 1 Trillion in einem *cmm* enthalten sind. Wenn also von den kleinen Tierchen, die den Kieselguhr bilden, sogar eine Million auf einen Kubikmillimeter gehen, so besteht jedes dieser Tierchen doch noch aus mehreren Billionen Molekülen, kann also trotz seiner Kleinheit doch noch einen sehr komplizierten Bau haben. Die Chemie lehrt, daß jedes Molekül aus mehreren gleichartigen oder verschiedenen Stoffteilchen besteht, daß es in dieselben zerlegt und in vielen Fällen aus ihnen wieder zusammengesetzt werden kann, daß diese Stoffteilchen sich aber (bis jetzt) nicht weiter zerlegen lassen. Diese Stoffteilchen nennt man Atome (Atom = das Unteilbare.)

7. Schwere oder Gravitation.

Unter Schwere versteht man die Eigenschaft jedes Körpers, daß er von der Erde angezogen wird. In Folge dieser Anziehung übt er einen Druck auf seine Unterlage oder einen Zug an seinem Aufhängepunkte aus; ist er durch nichts aufgehalten, so folgt er dem Zug der Schwere und fällt zur Erde.

Unter Schwere versteht man auch eben diese Kraft selbst, mit welcher der Körper von der Erde angezogen wird, und nennt sie auch Schwerkraft. Die Richtung der Schwere geht auf den Mittelpunkt der Erde zu. Man findet diese Richtung leicht, wenn man an einem Faden einen schweren Körper aufhängt und zur Ruhe kommen läßt; die Richtung des Fadens ist dann die Richtung der Schwere (Senkel, Senkblei, Bleilot). Die Richtung der Schwere nennt man lotrecht, scheitelrecht oder vertikal, wohl auch senkrecht.

Je größer die Masse eines Körpers ist, um so mehr wird er von der Erde angezogen, um so größer ist seine Schwere oder sein Gewicht. Man vergleicht die Massen zweier Körper, indem man ihre Gewichte vergleicht. Das geschieht mit der Wage, denn sie steht dann im Gleichgewicht, wenn die Gewichte auf beiden Wagschalen einander gleich sind, und man schließt dann, daß auch die Massen einander gleich sind.

Als Einheit der Masse hat man die Masse von 1 *ccm* destilliertem, d. h. ganz reinem Wasser angenommen und nennt diese Masse 1 Gramm. Die Schwere dient uns also, um die Masse der Körper zu bestimmen, die Massen mit einander zu vergleichen durch ihr Gewicht, d. h. die Körper zu wägen.

Eine solche Anziehung besteht aber nicht bloß zwischen der Erde und einem in ihrer Nähe befindlichen Körper, sondern die Eigenschaft der Anziehung ist eine ganz allgemeine Eigenschaft aller Körper. Die Erde zieht auch den Mond an, der Mond zieht aber

auch die Erde an, so daß man sagen muß, Erde und Mond ziehen sich gegenseitig an; die Sonne zieht jeden Planeten an; jeder Himmelskörper übt auf jeden anderen eine solche Anziehung aus. Diese allgemeine gegenseitige Anziehung zweier Körper nennt man die allgemeine Gravitation, die Universalgravitation; die Erdschwere eines Körpers, d. h. die Anziehung eines Körpers von seite der Erde ist nur ein besonderer Fall dieser ganz allgemeinen Eigenschaft.

8. Trägheit oder Beharrungsvermögen.

Unter Trägheit oder Beharrungsvermögen versteht man das Bestreben jedes Körpers, den Zustand der Bewegung oder Ruhe, in dem er sich eben befindet, unverändert beizubehalten.

Man findet ja leicht, daß ein Körper, wenn er in Ruhe ist, irgendwo liegt oder hängt, auch in Ruhe bleibt, und nicht von selbst oder aus eigenem innerem Antrieb eine Bewegung anfängt; es muß vielmehr von außen eine Ursache auf ihn wirken, damit er anfängt sich zu bewegen.

Aber auch wenn ein Körper in Bewegung ist, findet man, daß er das Bestreben hat, die Bewegung unverändert beizubehalten. Dies scheint jedoch auf den ersten Blick nicht so zu sein; denn man bemerkt, daß jeder in Bewegung befindliche Körper nach und nach an Bewegung verliert; z. B. eine auf einer Eisfläche fortgerollte Kugel läuft immer langsamer und bleibt schließlich liegen, ein in rasche Umdrehung versetztes Rad (Schwungrad) geht langsamer, wenn keine Kraft mehr auf dasselbe wirkt, und bleibt schließlich stehen, eine an einem Faden aufgehängte und in Schwingung versetzte Kugel schwingt immer langsamer und kommt zur Ruhe, u. s. w. Man möchte demnach schließen, daß, wenn die Kraft, die dem Körper seine Bewegung gegeben hat, aufhört zu wirken und keine andere Kraft an ihre Stelle tritt, der Körper wohl noch eine Zeit lang seine Bewegung beibehält, sie aber doch nach und nach aufgibt und wieder in die Ruhe zurückkehrt.

Dies ist jedoch nicht richtig, wie man aus folgendem ersehen kann. Werfe ich eine Kugel auf der Straße weiter, so rollt sie eine gewisse Strecke weit; werfe ich sie auf eine glatte Holzbahn, etwa eine recht lange Kegelbahn, so rollt sie weiter; werfe ich sie auf die spiegelglatte Eisfläche eines Sees, so läuft sie noch viel weiter; und würde ich eine sehr glatte Stahlkugel auf einer Glasfläche weiterrollen können, die so groß wäre wie ein See, so würde die Kugel gewiß noch viel weiter laufen. Man sieht daraus, daß die Kugel nicht etwa das Bestreben hat, immer langsamer zu gehen; denn sonst müßte sie dieses Bestreben auf allen Bahnen in gleicher Weise und in gleichem Maße äußern, also auf allen Bahnen gleich weit laufen;

man schließt vielmehr, daß die Kugel das Bestreben hat, die Geschwindigkeit, die sie eben hat, unverändert beizubehalten. Nur die Hindernisse, welche die Rauheiten und Unebenheiten der Bahn ihr bereiten, nehmen ihr die Bewegung derart, daß die Kugel immer einen Teil ihrer Bewegung hergeben und aufwenden muß, um diese Hindernisse zu überwinden. Man sieht ja, je glatter die Bahn ist, je geringer also diese Hindernisse sind, um so weniger gibt die Kugel von ihrer Geschwindigkeit her, und um so weiter läuft sie; deshalb schließt man, wenn gar keine Hindernisse vorhanden wären, so würde die Kugel gar nichts von ihrer Bewegung hergeben, also ihre Geschwindigkeit ganz unverändert beibehalten.

Ähnliche Beispiele sind: Ein Rad läuft um so länger, je glatter die Zapfen sind, auf denen es ruht, und je besser diese geschmiert sind. Eine sehr schwere Bleikugel, die an einem möglichst dünnen und langen Stahldrahte aufgehängt ist, schwingt thatsächlich sehr lange fort, mehrere Tage lang; der Widerstand im Aufhängepunkte ist ein sehr geringer; an der Kugel wirkt hauptsächlich der Widerstand der Luft, den sie beim Hin- und Hergehen überwinden muß, und deshalb muß sie nach und nach ihre Geschwindigkeit verlieren. Ein weiteres Beispiel ist ein Kreisel.

Wir können leider bei keinem in Bewegung gesetzten Körper sämtliche Hindernisse wegschaffen und so zeigen, daß der bewegte Körper seine Bewegung wirklich unverändert beibehält; wir müssen aber aus den oben angeführten und ähnlichen Betrachtungen schließen, daß ein in Bewegung befindlicher Körper das Bestreben hat, diese Bewegung unverändert immerfort beizubehalten, oder: Ein in Bewegung befindlicher Körper kann nicht von selbst oder aus eigenem Antriebe seine Bewegung verändern, er kann nicht die Geschwindigkeit größer oder kleiner machen, er kann auch nicht die Richtung der Bewegung verändern, sondern er beharrt in dem Bewegungszustande, in dem er sich eben befindet.

Das beste Beispiel, das auch den sichersten Beweis für die Richtigkeit dieses Gesetzes der Trägheit liefert, ist unsere Erde. Dieselbe ist ja eine große Kugel, schwebt vollkommen frei, an nichts angebunden, auf nichts aufliegend im leeren Himmelsraume; dieselbe dreht sich wie ein Kreisel um ihre Achse, braucht zu dieser Drehung einen Tag, und behält seit Menschengedenken diese Bewegung unverändert bei; man kann sogar nachweisen, daß seit 2000 Jahren die Zeit dieser Umdrehung, also die Länge eines Tages, sich noch nicht um 1 Sekunde verändert hat; man sieht also, daß die Erde, bei ihrer Umdrehung keine wesentlichen Hindernisse findet, und die Geschwindigkeit, welche sie einmal bekommen hat, unverändert beibehält. Ebenso findet die Erde bei ihrem jährlichen Laufe um die Sonne keine Hindernisse und setzt deshalb auch diese Bewegung immer unverändert fort. Dasselbe gilt von den anderen Himmelskörpern.

Lehre von den Kräften.

9. Erklärung der Kraft.

Nach dem Trägheitsgesetze bleibt jeder Körper in dem Zustande der Bewegung, den er eben hat, und kann denselben nicht von selbst verändern; ein ruhender Körper kann nicht von selbst eine Bewegung anfangen, ein in Bewegung befindlicher kann nicht von selbst seine Bewegung größer oder kleiner machen, oder die Richtung dieser Bewegung verändern. Soll ein Körper irgend eine solche Veränderung seines Bewegungszustandes erleiden, so ist dazu eine äußere Ursache notwendig. Jede solche Ursache nennen wir Kraft. Kraft ist also die Ursache einer Veränderung des Bewegungszustandes. Z. B. wir sehen, wenn wir einen Stein fallen lassen, daß derselbe anfangs in Ruhe war, daß er dann eine Bewegung bekommt und daß diese sogar immer rascher wird, je länger er fällt; wir schließen, daß auf ihn eine Kraft von außen wirkt, die ihm eine Bewegung gibt, und da diese Bewegung sogar immer schneller wird, so schließen wir, daß die Kraft beständig und fortwährend auf den Körper wirkt; denn die Kraft gibt dem Körper zu seiner erlangten Geschwindigkeit, die er vermöge des Trägheitsgesetzes beibehält, immer noch mehr Geschwindigkeit dazu. Die hier wirkende Kraft ist die Anziehungskraft oder Schwerkraft der Erde.

Wenn wir einen Stein in die Höhe werfen, so sehen wir, daß er immer höher, aber auch immer langsamer fliegt, bald ganz stehen bleibt, und dann anfängt, herunterzufallen. Wir schließen, daß auf den aufwärts fliegenden Stein eine Kraft nach abwärts wirkt, die ihm von seiner Geschwindigkeit, die er nach dem Trägheitsgesetze beibehalten will, immerfort etwas hinwegnimmt, bis er gar keine nach aufwärts gerichtete Geschwindigkeit mehr hat. Auch diese Kraft ist die Schwerkraft. Hat der Stein den höchsten Punkt erreicht, so bekommt er durch weitere Einwirkung der Schwerkraft wieder eine nach abwärts gerichtete Geschwindigkeit gerade so, wie wenn wir ihn oben aus unserer Hand hätten fallen lassen.

Betrachten wir, wie die Lokomotive den Eisenbahnzug in Bewegung setzt, so sehen wir, daß derselbe zuerst in Ruhe ist, dann eine Bewegung erhält und daß diese Bewegung immer rascher wird. Wir schließen, daß in der Lokomotive eine Kraft vorhanden ist, welche dem Eisenbahnzuge eine Bewegung erteilt, und ihm zu der Bewegung, die er schon erhalten hat und die er infolge der Trägheit beibehält, immer noch etwas Geschwindigkeit dazu gibt. Es ist die Dampfkraft, die in der Lokomotive thätig ist und diese Bewegungsänderung hervorbringt.

Ist der Zug einmal im Laufen, so behält er durch sein Beharrungsvermögen die erhaltene Geschwindigkeit unverändert bei. Wenn also keine äußeren Hindernisse da wären, so würde er mit unveränderter Geschwindigkeit auf ebener Strecke von selbst immer weiter rollen, sogar wenn man den Dampf der Lokomotive absperrt, so daß er nicht mehr wirken kann. Da aber die Räder in den Achsen und auf den Schienen Reibung haben, und auch die Luft einen großen Widerstand hervorbringt, so muß man in der Lokomotive den Dampf weiter wirken lassen, damit durch die Kraft desselben diese Hindernisse überwunden werden; geschieht dies, so hat der Eisenbahnzug keine weiteren Hindernisse und behält seine Bewegung unverändert bei. Wir müssen also die Reibung und den Luftwiderstand auch als Kräfte ansehen, da sie den Bewegungszustand eines Körpers verändern. Soll der Zug halten, so sperrt man den Dampf ab; der Zug sucht nun seine Geschwindigkeit nach dem Trägheitsgesetze beizubehalten, aber die Reibung und der Luftwiderstand sind nun die Kräfte, die von außen auf ihn einwirken und seine Bewegung langsamer machen; man vergrößert sogar die Kraft der Reibung durch Bremsen und bewirkt so, daß die Bewegung rasch abnimmt und der Zug bald zum Stehen kommt.

Außer den schon angeführten Kräften, der Schwerkraft, der Dampfkraft und der Reibung gibt es noch mehrere Arten von Kräften, nämlich: die Kraft des fließenden Wassers und des Windes, sowie überhaupt jeder bewegten Masse, die Kraft des Magnetes und der Elektricität, die elastische Kraft, die Kraft der Wärme im allgemeinen und die Kraft von Menschen und Tieren.

Wenn wir aber auch die Wirkungen der Kräfte in diesen einfachen Fällen und später in viel komplicierteren beobachten, untersuchen und verstehen können, so ist uns das Wesen der Kraft doch ein unerforschtes Rätsel. Wir kennen nicht den Grund der Kraft, wissen also nicht, warum die Erde den Stein anzieht, und haben ebenso wenig Einblick in den Grund der anderen Kräfte. Wir wissen nicht, wie es zugeht, daß Erde und Sonne, oder sonst zwei weit entfernte Himmelskörper sich auf große Entfernungen hin und trotz der großen Entfernungen anziehen; ebensowenig wissen wir, worin der Grund liegt, oder wie es zugeht, daß ein Magnetpol ein Stück Eisen anzieht. Wir beobachten das Vorhandensein der Kräfte an ihren Wirkungen, die Kraft selbst und die Art ihrer Wirkung entzieht sich unserer Wahrnehmung. Wenn also im Folgenden von Kräften die Rede ist, so betrachten wir und können nur betrachten die Wirkung dieser Kräfte, den Zug und Druck, oder die Bewegung, welche sie hervorbringen.

10. Maß der Kräfte.

Um die verschiedenen Kräfte mit einander vergleichen und

messen zu können, muß man sie alle mit einer Kraft vergleichen, und als solche empfiehlt sich die Schwerkraft der Erde, teils weil sie uns am bekanntesten ist, teils weil sie in ihrer Wirkung die einfachste, gleichmäßigste und am wenigsten veränderliche ist.

Als Einheit der Kraft nimmt man den Zug an, mit dem die Erde 1 *ccm* Wasser, also die Masseneinheit, anzieht, und nennt diese Kraft auch 1 Gramm. Unter 1 *g* Kraft ist also nicht die Masse von 1 *g* zu verstehen, sondern die Kraft, mit welcher die Erde 1 *ccm* Wasser anzieht, oder eine gleich große Kraft. Vielfach nimmt man auch die tausendmal größere Kraft, das Kilogramm, als Krafteinheit an.

Will man an einem Punkte eine Kraft wirken lassen, so kann man das am einfachsten dadurch machen, daß man an den Punkt einen schweren Körper hängt; die Erde zieht dann an dem schweren Körper und dadurch an dem Punkte.

Will man etwa wissen, welche Kraft, welcher Zug erforderlich ist, um eine Schnur oder einen Draht zu zerreißen, so hängt man ihn an einem Ende auf und hängt an das andere Ende nach und nach so viele *kg*, bis der Draht zerreißt; geschieht dies bei 142 *kg*, so sagt man, zum Zerreißen dieses Drahtes ist eine Kraft von 142 *kg* erforderlich.

Will man etwa die Zugkraft eines Pferdes prüfen, so spannt man dasselbe an ein Seil, läßt dieses über eine Rolle laufen und etwa in einen Brunnenschacht hinunterhängen, und hängt an dieses Ende nach und nach so viele Gewichte, als das Pferd eben noch gut ziehen kann. Sind dies 43 *kg*, so sagt man, die Zugkraft des Pferdes beträgt 43 *kg*.

Ähnlich kann man die Zugkraft einer Lokomotive, die Kraft, die man braucht, um eine Maschine zu drehen, die Tragkraft eines Magnetes 2c. bestimmen.

Alle Kräfte vergleicht und mißt man also mit der Schwerkraft, also mit dem *g*, *kg* 2c.

11. Zusammensetzung der Kräfte.

Nachdem wir gesehen haben, daß eine Kraft, wenn sie an einem Körper angreift, diesem eine Bewegung erteilt und, wenn sie fortfährt zu wirken, diese Bewegung immer rascher macht, untersuchen wir, welche Wirkung sich zeigt, wenn zwei oder mehrere Kräfte zugleich auf einen Körper wirken, und zwar zunächst an einem Punkte desselben.

Wirken zwei Kräfte auf einen Punkt, so sollte er zwei Bewegungen zugleich machen, was nicht möglich ist; er macht deshalb nur eine einzige Bewegung, so daß es aussieht, als würde auf ihn nur eine Kraft wirken; man kann deshalb die zwei Kräfte

durch eine einzige ersetzen; ebenso ist es, wenn auf den Körper mehrere Kräfte zugleich wirken. Die Kräfte, welche auf den Körper wirken, nennt man Seitenkräfte oder Componenten; die eine Kraft, die im stande ist, dasselbe zu leisten wie die Seitenkräfte zusammen, heißt die Resultierende, Resultante oder Mittelkraft. Die Größe und Richtung dieser Mittelkraft findet man nach folgenden Gesetzen:

1) Wenn die Kräfte in derselben Richtung wirken, so ist die Resultierende gleich der Summe der Kräfte und wirkt auch in derselben Richtung. Z. B. ziehen 5 Arbeiter an einem Wagen, so ist ihre Kraft gleich der eines Pferdes. Wird ein Schiff durch die Kraft des Dampfes und des Windes getrieben, so ist seine Bewegung so groß, wie wenn es von einer Kraft getrieben würde, die gleich der des Dampfes und Windes zusammengenommen ist. Die Balken einer Brücke müssen so stark gemacht werden, daß sie nicht bloß ihr eigenes Gewicht und die auf ihnen liegenden Querbalken, sondern auch noch die schwersten Lastwagen gut tragen können.

2) Wirken zwei Kräfte in entgegengesetzter Richtung und sind sie gleich groß, so heben sie sich auf, ihre Resultierende ist = 0; sind sie nicht gleich, so ist ihre Resultierende gleich der Differenz der beiden Kräfte und wirkt in der Richtung der größeren Kraft. Z. B. fährt ein Dampfschiff stromaufwärts, und ist die Kraft des Dampfes größer als der Druck des fließenden Wassers, so kommt das Schiff wirklich vorwärts, aber nur langsam, wie wenn es in einem See wäre, und nur eine schwache Dampfmaschine hätte. Läßt die Kraft des Dampfes nach, so daß sie nur gleich dem Drucke des Wassers ist, so bleibt das Schiff stehen, wie wenn es ohne Dampfkraft in einem See wäre; wird die Kraft des Dampfes kleiner als die des Wassers, so geht es zurück, wie wenn es ohne Dampfkraft in einem langsam fließenden Fluße wäre. Ist, wie schon erwähnt, bei einem in Bewegung befindlichen Eisenbahnzuge die Kraft des Dampfes ebenso groß als die infolge der Bewegung vorhandene Reibung und der Luftwiderstand, so heben sich beide Kräfte auf; es ist gerade so, als wenn keine Kraft auf den Zug wirken würde; er folgt demnach dem Trägheitsgesetze und setzt seinen Weg mit unveränderter Geschwindigkeit fort.

3) Wirken zwei Kräfte unter einem Winkel auf einen Punkt, so findet man die Resultierende, wenn man die zwei Kräfte der Größe und Richtung nach zeichnet, zu diesen zwei Linien ein Parallelogramm vervollständigt; und in demselben die vom Angriffspunkte der Kräfte ausgehende Diagonale zieht. Diese Diagonale gibt dann die Größe und Richtung der Resultierenden an.

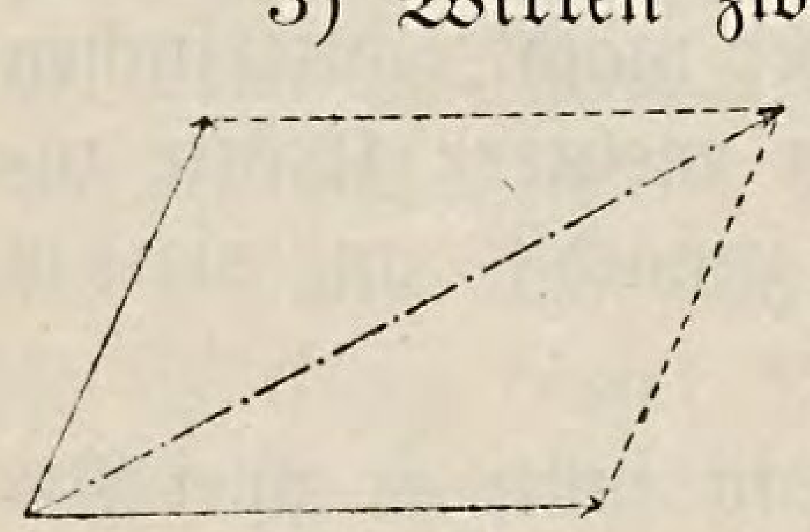


Fig. 1.

Diese Zeichnung nennt man das Kräfteparallelogramm. Zum Be=

weise dieses Satzes dient folgendes: Man läßt eine Schnur über zwei Rollen gehen, hängt an die Enden zwei Gewichte und zwischen die Rollen noch ein Gewicht, welches dann die Schnur etwas herunterzieht, so daß nun die zwei seitlichen Gewichte unter einem Winkel auf den mittleren Punkt wirken.

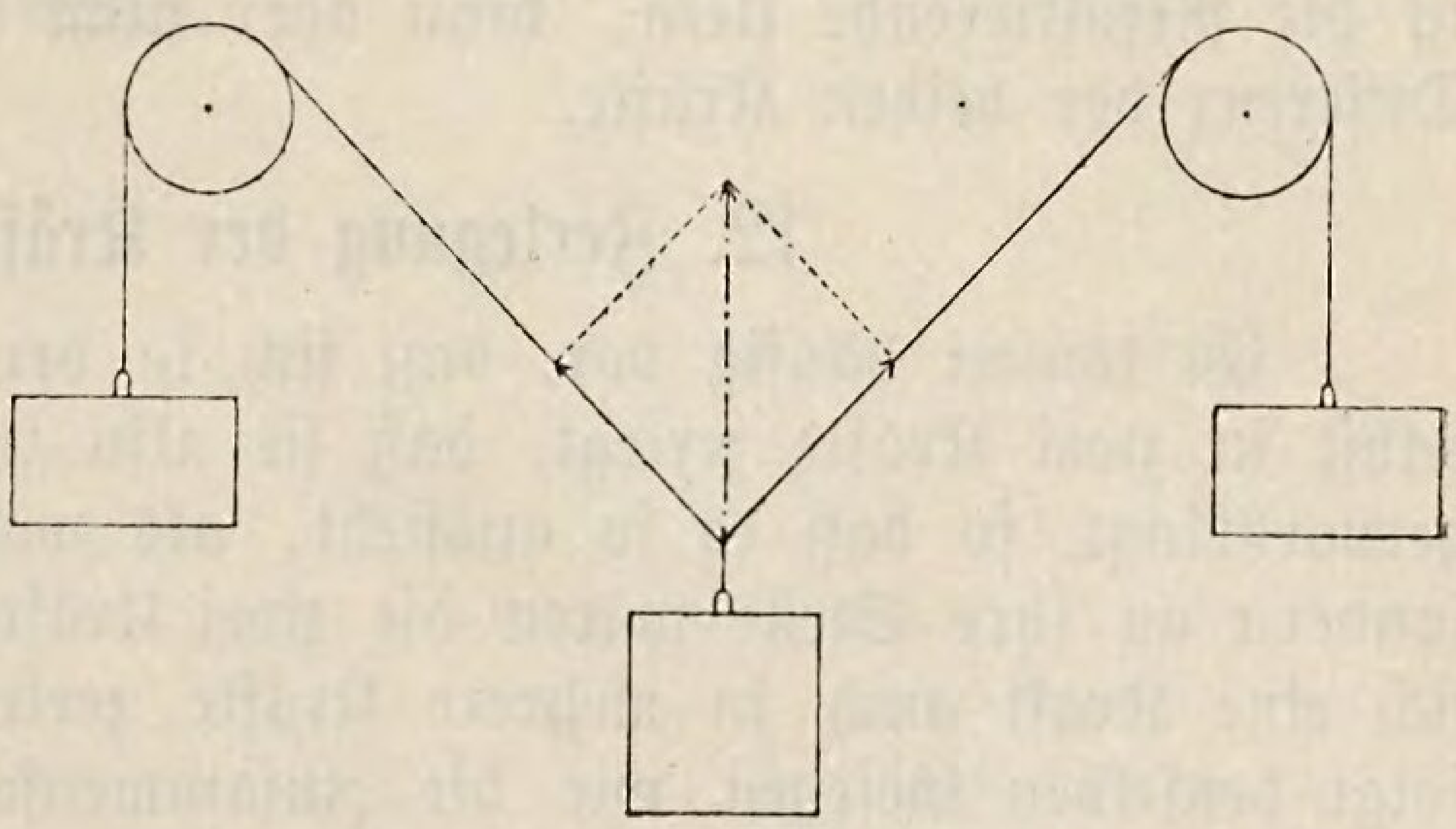


Fig. 2.

Da nun die Wirkung der zwei seitlichen Kräfte aufgehoben wird durch die 3. mittlere Kraft, so wirken die zwei seitlichen Kräfte ebensoviel, oder haben eine Resultierende, wie eine der 3. gleiche, aber entgegengesetzt d. h. nach aufwärts gerichtete Kraft, und wenn man dann durch Zeichnung des Kräfteparallelogramms die Resultierende sucht, so findet man, daß sie wirklich diese Größe hat. Nimmt man immer andere Gewichte zu diesem Versuche, so findet man, daß das Gesetz allgemein gilt und schließt also, daß man die Resultierende zweier solchen Kräfte stets durch Zeichnung des Kräfteparallelogramms finden kann.

Beispiele: Wenn man mit einem Kahne über einen Fluß fahren will, so wirkt auf den Kahn die Kraft des Flusses und die Kraft des Ruders; beide bilden einen Winkel. Der Kahn bewegt sich dann in der Richtung der durch das Kräfteparallelogramm bestimmten Diagonale und trifft das jenseitige Ufer dort, wo es die verlängerte Diagonale trifft. Zwei Arbeiter stehen auf zwei Mauern; jeder hält einen Strick, der an einen zwischen den Mauern auf dem Boden liegenden Stein angebunden ist; zieht nun jeder an seinem Stricke in der Richtung desselben, so geht der Stein nach aufwärts in der Richtung der Resultierenden beider Kräfte, und diese wird durch das Kräfteparallelogramm gefunden.

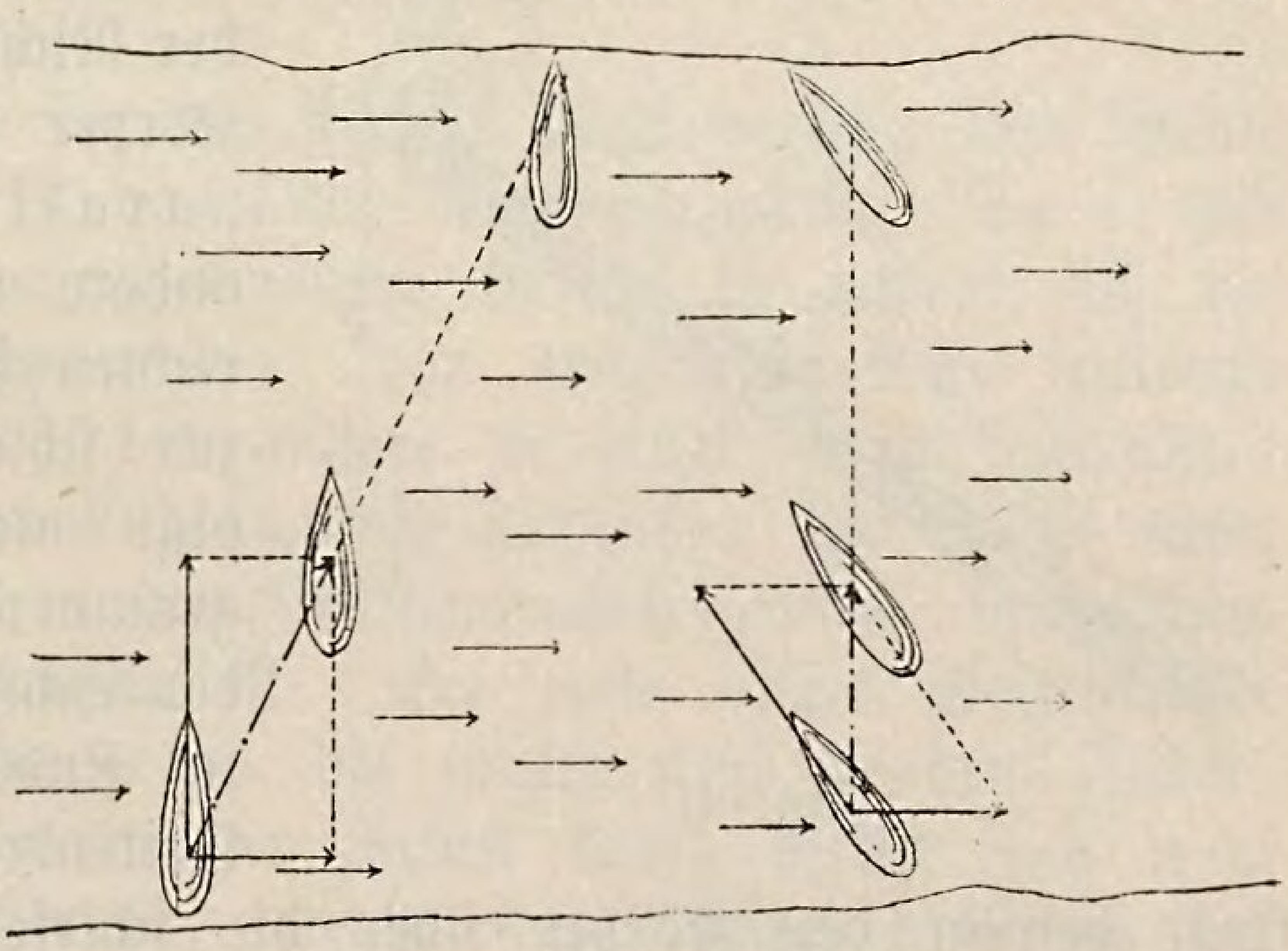


Fig. 3.

Durch Zeichnung des Kräfteparallelogrammes findet man leicht folgende Sätze bestätigt.

Wenn die Seitenkräfte gleich groß sind, so halbiert die Re=

sultierende den Winkel derselben; sind sie ungleich, so bildet die Resultierende mit der größeren Kraft den kleineren Winkel. Ist der Winkel zwischen beiden Kräften sehr klein (spitz), so ist die Resultierende verhältnismäßig groß, kann aber höchstens = der Summe der beiden Kräfte werden. Ist der Winkel sehr groß (stumpf), so ist die Resultierende klein, kann aber nicht kleiner werden als die Differenz der beiden Kräfte.

12. Zerlegung der Kräfte.

Es kommt häufig vor, daß sich in der Natur eine Kraft von selbst in zwei Kräfte zerlegt, daß sie also zwei Wirkungen zugleich hervorbringt, so daß es so aussieht, als wäre sie selbst nicht da, sondern an ihre Stelle wären die zwei Kräfte getreten; ebenso kann sich eine Kraft auch in mehrere Kräfte zerlegen. Diese Zerlegung folgt denselben Gesetzen wie die Zusammensetzung der Kräfte; die eine Kraft, welche sich zerlegt, spielt die Rolle der Resultierenden, die zwei Kräfte, in welche sie sich zerlegt, sind dann die Seitenkräfte. Diese Zerlegung tritt insbesondere stets ein, wenn der Körper, auf den die Kraft wirkt, sich nicht in der Richtung bewegen kann, in der die Kraft wirkt. Von den zwei Componenten wirkt dann die eine in der Richtung, in welcher der Körper sich bewegen kann, die andere in der dazu senkrechten Richtung.

Liegt ein Körper auf einer schiefen Ebene, so wirkt auf ihn die Schwerkraft in vertikaler Richtung; da er sich in dieser Richtung nicht bewegen kann, so zerlegt sich die Schwerkraft in zwei Kräfte, von denen die eine in der Richtung wirkt, in welcher der Körper sich bewegen kann, also parallel der schiefen Ebene, die andere wirkt in einer dazu senkrechten Richtung, also senkrecht zur schiefen Ebene. Vervollständigt man dies Kräfteparallelogramm, in welchem die Größe der Schwerkraft die Diagonale ist, so findet man die Größe der Seitenkräfte. Die erste Seitenkraft bewegt den Körper über die schiefe Ebene hinunter und ist um so größer, je steiler die schiefe Ebene ist.

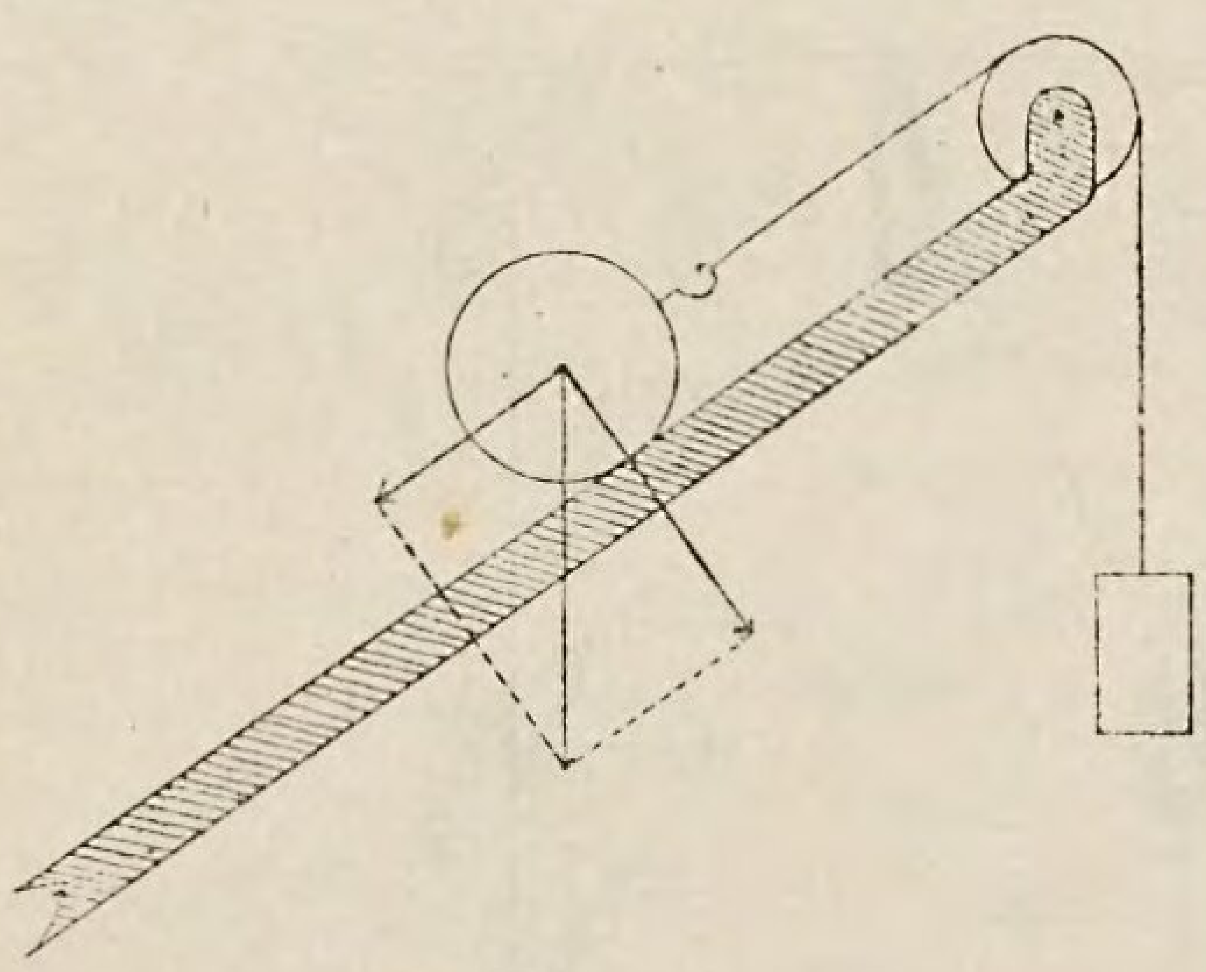


Fig. 4.

Will ich den Körper über die schiefe Ebene hinaufbewegen, so muß ich parallel der Ebene nach aufwärts eine Kraft anbringen, die der ersten Componente gleich ist, sie also aufhebt, dazu noch eine Kraft, um die Reibung zu überwinden, die bei mäßiger Steigung ebenso groß ist als bei horizontaler Bahn. Deshalb ist es schwer, einen Wagen auf der steigenden Straße nach aufwärts zu ziehen,

und zwar um so schwerer, je steiler die Straße ist. Geht es wieder bergab, so vereinigt sich diese Seitenkraft der Schwerkraft mit meiner Zugkraft, weshalb letztere eine sehr kleine zu sein braucht, damit beide vereinigt die Reibung überwinden. Um Fässer auf einen Wagen zu bringen, bedient man sich der Schrotleiter, die auch eine schiefe Ebene bildet.

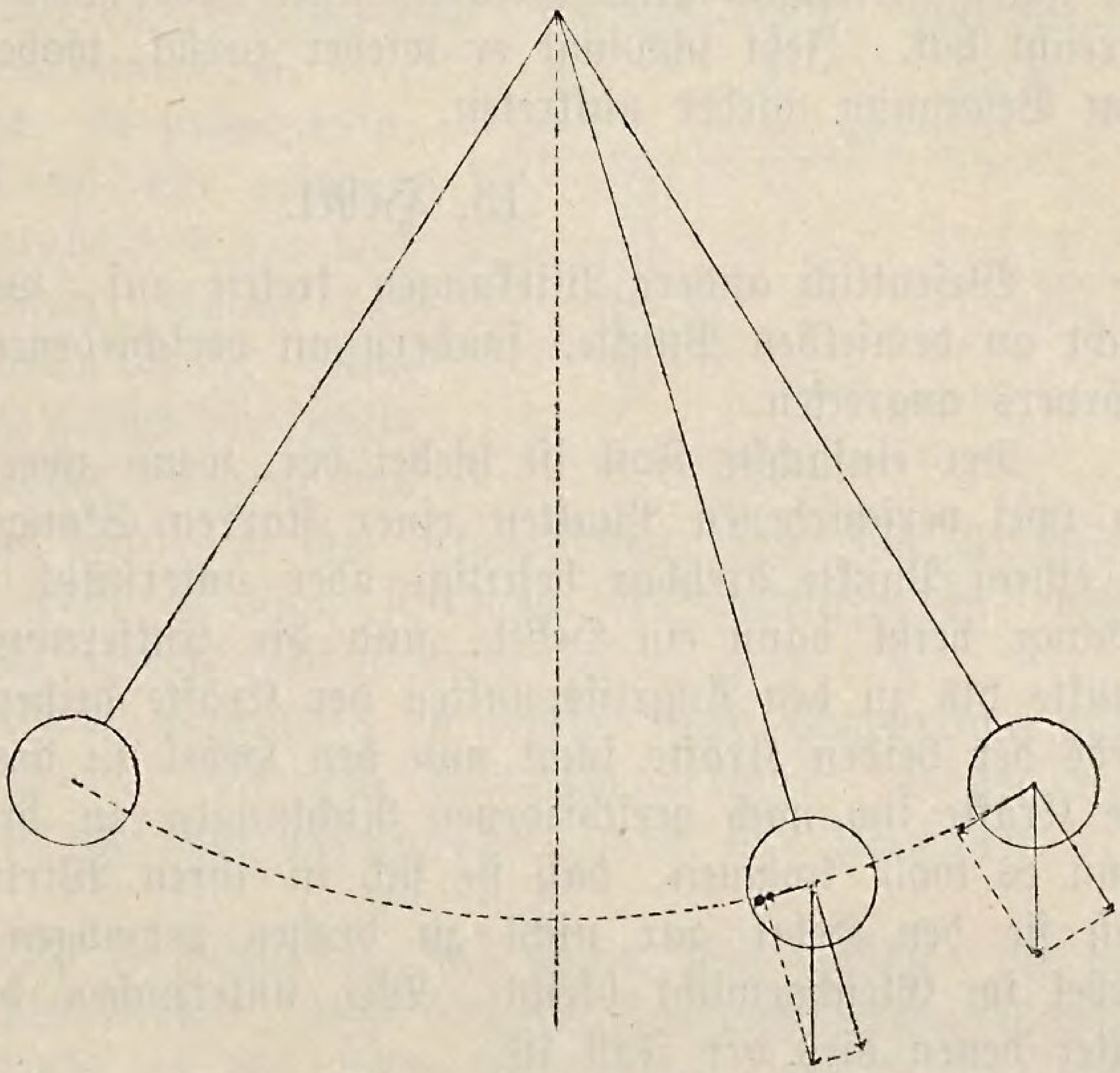


Fig. 5.

Wenn ein Gewicht an einem Faden aufgehängt ist, so kommt es nur zur Ruhe, wenn der Faden vertikal hängt. Hält man den Körper etwas seitwärts und läßt ihn los, so kehrt er in die erste Lage zurück, schwingt darüber hinaus auf die andere Seite, kehrt von dort wieder zurück, u. schwingt so noch lange fort (Pendel). Die Kraft, die den Körper in Bewegung setzt, ist die Schwerkraft, die auf ihn in vertikaler Richtung wirkt. Da er sich aber in dieser Richtung nicht bewegen kann, so zerlegt sich die Schwerkraft in zwei Componenten, von denen die erste senkrecht zur Richtung des Fadens, die andere in einer dazu senkrechten Richtung wirkt, also in der Richtung des Fadens. Die Größe dieser Kräfte kann man finden durch das Kräfteparallelogramm, in welchem die Schwerkraft die Diagonale ist. Die erste dieser Seitenkräfte gibt dem Körper seine Bewegung, die zweite zieht an dem Faden, spannt ihn, und bringt, wenn der Faden durch diesen Zug nicht zerreißt, keine Bewegung hervor. Leicht findet man in Bezug auf die Größe der ersten Kraft, daß sie größer wird, wenn der Körper weiter von der mittleren Lage nach der Seite entfernt wird, und kleiner wird, wenn sich der Körper der mittleren Lage nähert. Der Körper macht demnach, wenn er außen losgelassen wird, auch eine immer raschere Bewegung, da er zu der Geschwindigkeit, die er schon erlangt hat und die er infolge des Trägheitsgesetzes beibehält, durch die weitere Wirkung der Kraft stets noch eine weitere Ge=

schwindigkeit dazu erhält. In der mittleren Lage kommt er mit der größten Geschwindigkeit an, behält diese bei und setzt somit seinen Weg nach der anderen Seite fort; da er sich aber dadurch von der mittleren Lage entfernt, so erfolgt die nämliche Zerlegung der Schwerkraft; die Componente wirkt aber nun der Bewegung entgegen, verringert sie also, so daß der Körper immer langsamer geht, bis er die ganze Geschwindigkeit verloren und dabei den äußersten Punkt erreicht hat. Jetzt schwingt er wieder zurück, wobei dieselben Arten von Bewegung wieder auftreten.

13. Hebel.

Wesentlich andere Wirkungen treten auf, wenn zwei Kräfte nicht an demselben Punkte, sondern an verschiedenen Punkten eines Körpers angreifen.

Der einfachste Fall ist hiebei der, wenn zwei parallele Kräfte an zwei verschiedenen Punkten einer starren Stange angreifen, die in einem Punkte drehbar befestigt oder unterstützt ist. Eine solche Stange heißt dann ein Hebel, und die Entfernungen vom Stützpunkte bis zu den Angriffspunkten der Kräfte heißen die Hebelarme. Jede der beiden Kräfte sucht nun den Hebel zu drehen, und wenn die Kräfte ihn nach verschiedenen Richtungen zu drehen suchen, so kann es wohl kommen, daß sie sich in ihren Wirkungen aufheben, daß sie den Hebel gar nicht zu drehen vermögen, daß also der Hebel im Gleichgewicht bleibt. Wir untersuchen die Bedingungen, unter denen dies der Fall ist.

Man sieht, daß jede Kraft, die nicht gerade am Unterstützungspunkte selbst angreift, den Hebel zu drehen sucht, ihm einen Antrieb zur Bewegung gibt, und diesen Antrieb nennt man ein Moment (movimentum = Antrieb zur Bewegung). Man sagt also, jede Kraft, die an einem Hebelarme angreift, bringt ein Moment oder Drehmoment hervor.

Wirken zwei Kräfte auf einen Hebel und sind diese Momente gleich und nach verschiedener Richtung wirkend, so ist der Hebel im Gleichgewichte, und umgekehrt: wenn man sieht, daß der Hebel im Gleichgewichte ist, so muß man schließen, daß die Momente gleich sind und nach verschiedenen Richtungen wirken.

Der Versuch lehrt folgendes:

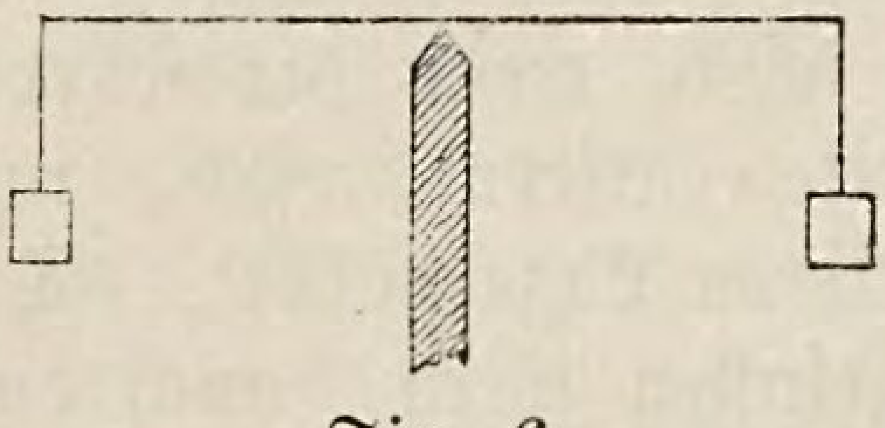


Fig. 6.

1. Wirken zwei gleiche Kräfte an gleich langen Hebelarmen, so sind die Momente gleich; denn der Hebel bleibt in Ruhe.

2. Wenn man die eine Kraft an ihrem Angriffspunkte läßt, aber die andere Kraft weiter vom Drehpunkte entfernt, so daß sie einen längeren Hebelarm erhält, so findet man, daß der Hebel nicht mehr im Gleich=

gewichte ist, und daß diejenige Kraft, die an dem längeren Hebelarme wirkt, ein größeres Moment hervorbringt. Will man das Gleichgewicht wieder herstellen, so muß man die erste Kraft vergrößern, damit sie auch ein größeres Moment hervorbringt. Wenn man den einen Hebelarm gerade 2mal länger macht, so findet man, daß man die Kraft am andern Hebelarme auch gerade 2mal größer machen muß, damit das Gleichgewicht erhalten bleibt. Wenn man den einen Hebelarm dann 3, 4, 5... mal länger macht, so findet man, daß man die Kraft am anderen Hebelarme auch gerade 3, 4, 5... mal größer machen muß, damit das Gleichgewicht erhalten bleibt. Man schließt daraus: je größer der Hebelarm ist, desto größer ist auch das Moment, das eine Kraft an ihm hervorbringt, und: soll der Hebel im Gleichgewicht sein, so muß, je länger der Hebelarm ist, desto kleiner die an ihm wirkende Kraft sein.

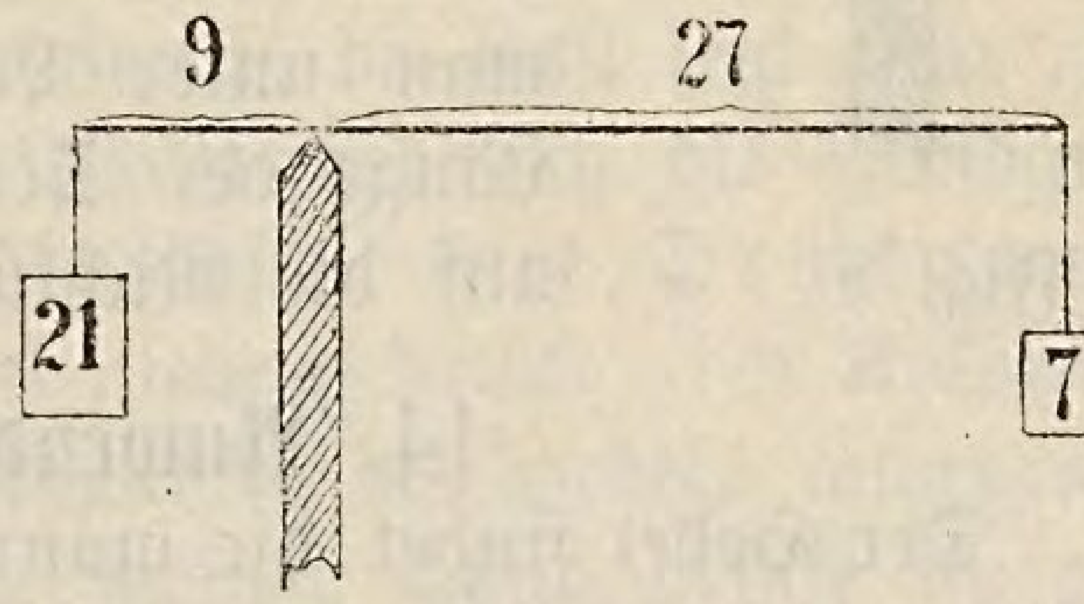


Fig. 7.

Man kann dies Hebelgesetz in Form einer Proportion aussprechen: *Der Hebel ist im Gleichgewichte, wenn die Kräfte sich verhalten umgekehrt wie die Längen der Hebelarme.*

Es ist wichtig zu bemerken, daß hiebei zwei Kräfte, die der Größe nach verschieden sind, doch dieselbe Wirkung haben können, da ja die zwei Kräfte an den beiden Hebelarmen, obwohl an Größe verschieden, doch gleich große Momente hervorbringen, oder daß zwei Kräfte, die einander gleich sind, doch verschiedene Wirkung haben; denn wenn sie an ungleichen Hebelarmen angreifen, sind die Momente, die sie hervorbringen, um so größer, je länger die Hebelarme sind.

Wirken die zwei Kräfte auf entgegengesetzten Seiten vom Unterstützungspunkte aus und nach derselben Richtung, so heißt der Hebel *zweiarmig*, wirken die Kräfte auf derselben Seite, so heißt er *einarmig*; in diesem Falle müssen die Kräfte nach entgegengesetzten Richtungen wirken, also die eine etwa abwärts, die andere aufwärts, damit sie den Hebel nach entgegengesetzten Richtungen zu drehen suchen; über die Größe der hervorgebrachten Momente gelten jedoch dieselben Gesetze, also gilt auch hier das einfache Hebelgesetz: *die Kräfte müssen sich verhalten umgekehrt wie die Hebelarme*; man beachte aber wohl, daß jeder Hebelarm vom Unterstützungspunkte aus zu messen ist.

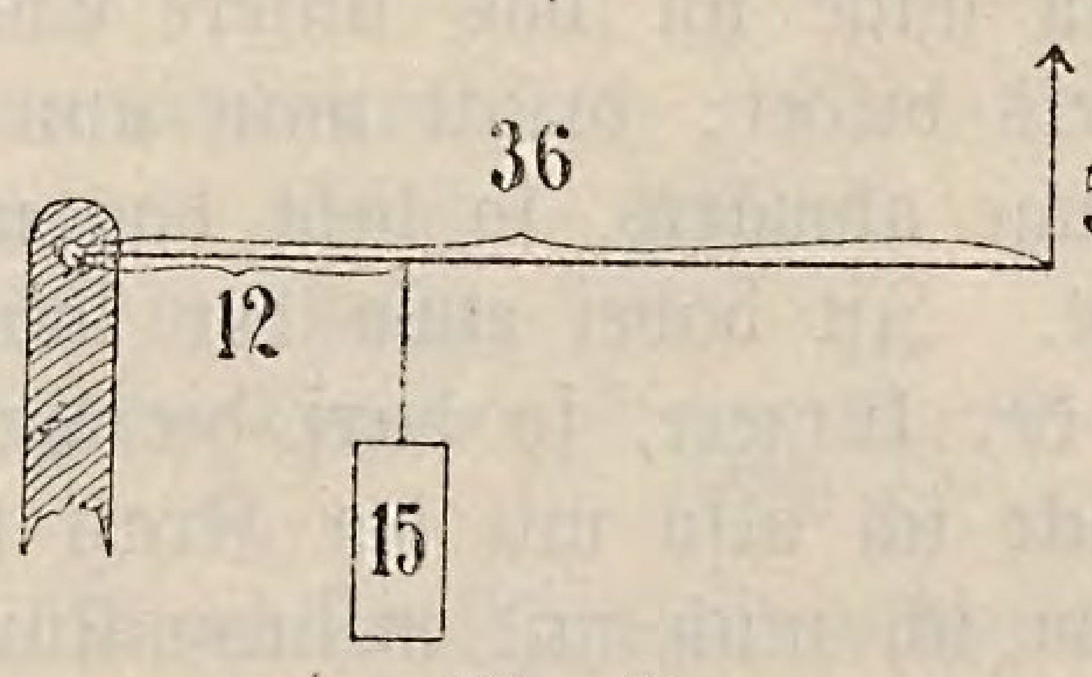


Fig. 8.

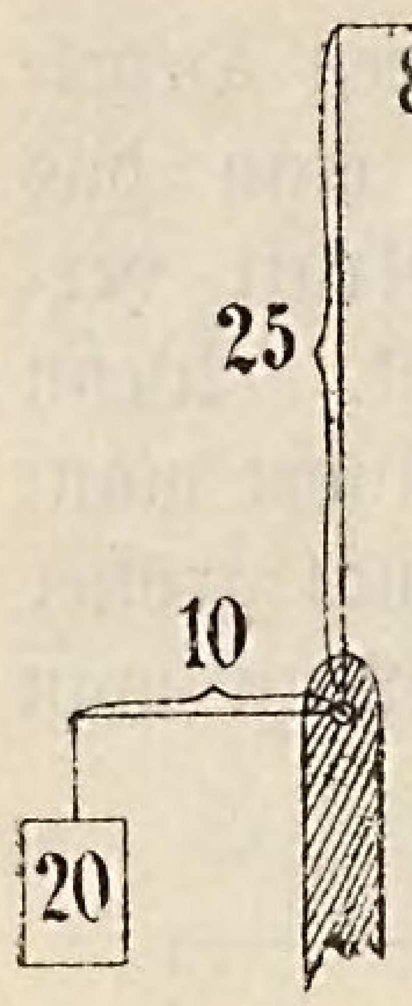


Fig. 9.

Winkelhebel. Die Hebelstange braucht nicht gerade zu sein, sie kann auch gebogen sein oder einen Winkel bilden; es brauchen auch die Kräfte nicht in derselben Richtung zu wirken, wenn sie nur so wirken, daß sie den Hebel nach entgegengesetzten Richtungen zu drehen versuchen. In jedem solchen Falle nennt man den Hebel einen Winkelhebel, und es gilt für ihn dasselbe Gesetz, wenn man unter Länge eines Hebelarmes versteht die Länge der Senkrechten, die man vom Stützpunkte auf die Richtung der Kraft fällt.

14. Anwendung des Hebels.

Der Hebel findet die mannigfachste Verwendung, um eine Last, die für unsere Kraft zu groß ist, durch eine kleinere Kraft zu heben. Beispiele. Das Hebeeisen: es ist eine lange eiserne Stange

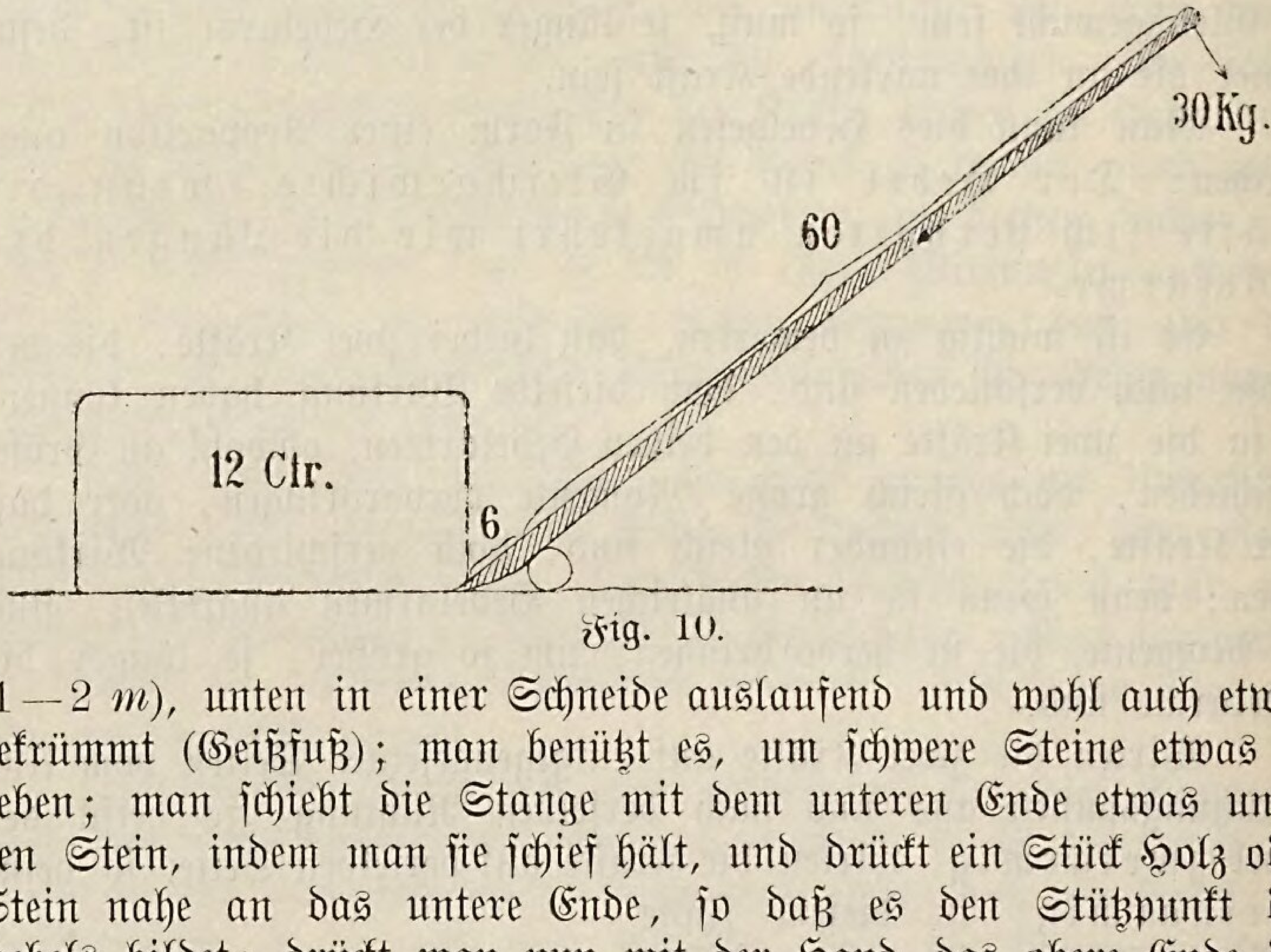


Fig. 10.

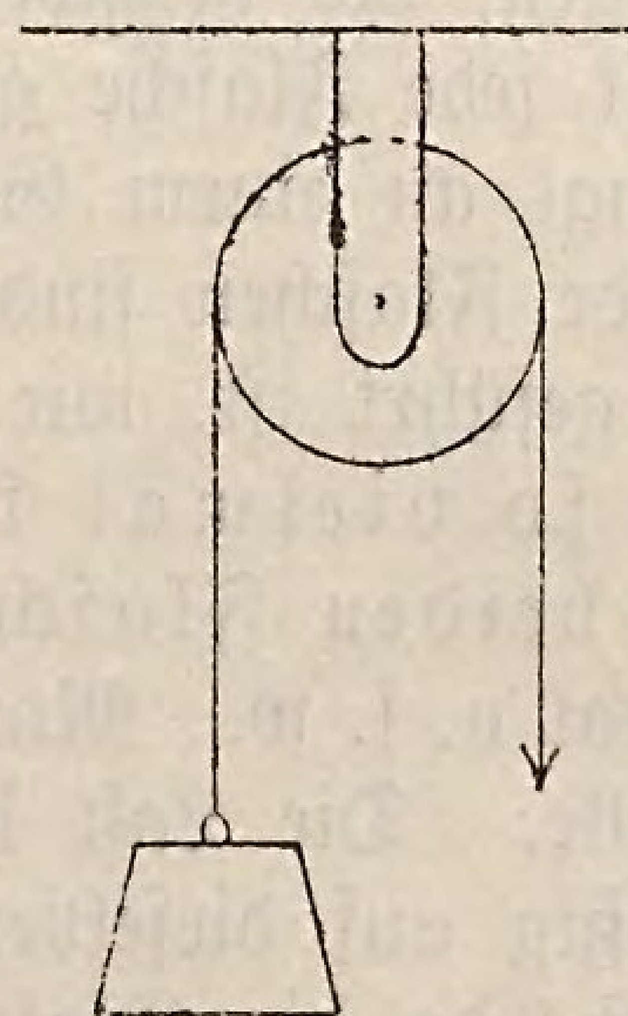
(1—2 *m*), unten in einer Schneide auslaufend und wohl auch etwas gekrümmt (Geißfuß); man benützt es, um schwere Steine etwas zu heben; man schiebt die Stange mit dem unteren Ende etwas unter den Stein, indem man sie schief hält, und drückt ein Stück Holz oder Stein nahe an das untere Ende, so daß es den Stützpunkt des Hebels bildet; drückt man nun mit der Hand das obere Ende der Stange abwärts, so hebt das untere Ende den Stein etwas in die Höhe. Ist dabei etwa der lange Arm der Stange 10mal länger als der kürzere, so darf die Last 10mal größer sein als die Kraft. Drücke ich also mit der Kraft von etwa 30 *kg* auf das obere Ende, indem ich mich mit meinem Körper teilweise darauflege, so kann ich eine Last von 300 *kg* heben, also darf der Stein, da ich ihn nur auf der einen Seite hebe, 600 *kg* = 12 Ztr. schwer sein. Am Pumpbrunnen soll die schwere Pumpenstange und zugleich das Wasser gehoben werden. Diese Last ist mir zu groß; ich hänge deshalb die Pumpenstange an einen kurzen Hebelarm und ziehe selbst

an einem langen Hebelarme, so ist die Kraft, die ich dort brauche, viel kleiner (5—10 mal). Kann ich einen Nagel mit der **Beißzange** nicht gerade herausziehen, so drücke ich oben die Beißzange nach der Seite, die runden Backen der Beißzange geben den Stützpunkt, der nahe am Angriffspunkte der Last, nämlich am Nagel ist, und die Handgriffe bilden den langen Hebelarm; somit reicht dort meine kleine Kraft aus, um die große Last zu überwinden.

Den **Schubkarren** kann man als einarmigen Hebel anschauen. In der Radachse ist der Stützpunkt, die Last legt man nahe an den Stützpunkt, und mit meiner Kraft hebe ich die Handgriffe auf; diese Kraft ist viel kleiner als die Last. Eine **Druckpumpe** wird durch einen **einarmigen** Hebel niedergedrückt; der Kolben ist mittelst der Kolbenstange nahe am Drehpunkte des Hebels angebracht, also an einem kurzen Hebelarme; mit meiner Hand drücke ich aber am langen Hebelarme, folglich ist die Kraft, die ich dort brauche, viel kleiner als die Kraft, die ich brauchen würde, um den Kolben selbst niederzudrücken. Solche Beispiele gibt es noch viele: Schere, Brecheisen, Schlüssel, Thürklinke, Futterschneidmaschine u. s. w. beruhen alle auf dem Hebel, und wir werden sehen, daß noch manche andere Maschine, wie Rolle und Wellrad dem Hebelgesetze gehorcht.

15. Rolle und Flaschenzug.

Eine Rolle ist eine kreisrunde Scheibe, die in ihrem Mittelpunkte drehbar befestigt ist. An einem herumgelegten Seile hängt einerseits die Last und zieht andererseits die Kraft, um die Last zu heben. Das Gesetz heißt: **Die Rolle ist im Gleichgewichte, wenn Kraft und Last einander gleich sind.** Man kann die Rolle ansehen als einen zweiarmigen Hebel; ihr Mittelpunkt ist der Stützpunkt; die Punkte, an welchen das Seil die Rolle eben noch berührt, sind die Angriffspunkte von Kraft und Last, die zu diesen Punkten führenden Radien sind die Hebelarme. Da diese Hebelarme gleich sind, müssen auch die Kräfte gleich sein.


Fig. 11.

Die Seile müssen nicht gerade parallel sein, sondern können beliebige Richtungen haben; gleichwohl bleibt das Gesetz dasselbe; denn die Rolle ist dann als Winkelhebel anzusehen, dessen Hebelarme auch einander gleich sind.

Die feste Rolle dient nicht dazu, einen Kraftgewinn zu erzielen, sondern bloß um die Richtung der Kraft zu verändern, ihr eine bequemere Richtung zu geben. So wird sie angewandt, um eine Last emporzuziehen, indem man an dem Seile abwärts zieht. Eine Zusammenstellung mehrerer Rollen verwendet man oft, um durch ein herabsinkendes Gewicht eine geöffnete Hausthüre selbstthätig zu schließen.

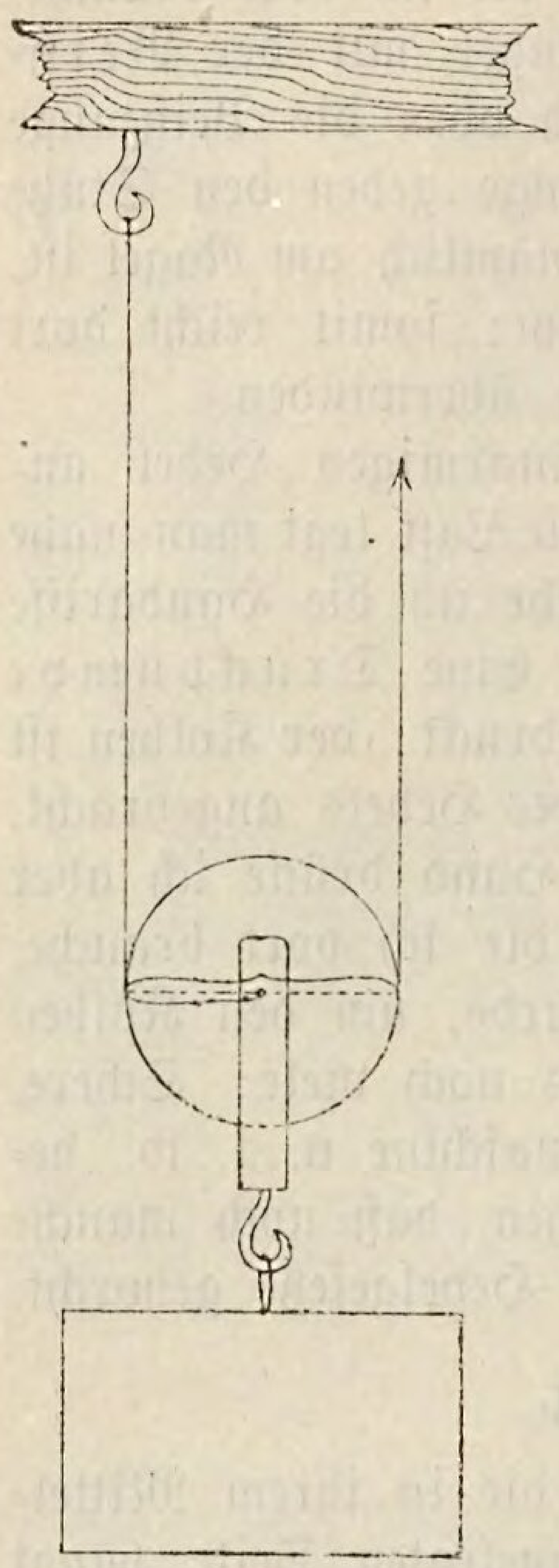


Fig. 12.

Die lose Rolle. Sie besteht aus einer Rolle, welche sich in einem Bügel dreht; am Bügel ist die Last befestigt; die Rolle hängt dabei in einem Seile, dessen eines Ende oben festgemacht ist, und an dessen anderem Ende die Kraft nach aufwärts wirkt, um die am Bügel hängende Last zu heben; beide Teile des Seiles sind parallel. Man leitet wohl auch den freien Teil des Seiles noch über eine feste Rolle und läßt dann die Kraft nach abwärts wirken. Die lose Rolle kann als ein einarmiger Hebel aufgefaßt werden. Der Berührungspunkt des festen Seiles ist der Stützpunkt, die Mitte der Rolle ist der Angriffspunkt der Last, der Berührungspunkt des freien Seiles ist der Angriffspunkt der Kraft; daraus folgt: die lose Rolle ist im Gleichgewichte, wenn die Kraft gleich ist der Hälfte der Last.

Man kann sich das Gesetz auch so erklären: die Last hängt in zwei Seilen, verteilt sich also gleichmäßig auf beide; deshalb trifft auf ein Seil bloß die Hälfte der Last; da die Kraft bloß an einem Seile zieht, so braucht sie auch bloß gleich der Hälfte der Last zu sein.

Der Flaschenzug. Er besteht aus mehreren festen und losen Rollen, die in zwei Hülsen (Flaschen) drehbar befestigt sind; es enthält jede Flasche gleich viele, etwa drei Rollen. Die obere Flasche hängt an einem Gerüste, an die untere ist die Last angehängt, und beide Flaschen sind nun durch ein Seil verbunden (eingefädelt), das so geführt ist, wie aus der Figur 13 zu ersehen ist. Die Kraft ist so vielmal kleiner als die Last, als die Anzahl der in beiden Flaschen befindlichen Rollen beträgt, also 4mal, 6mal u. s. w. Man erklärt sich dieses Gesetz ähnlich wie bei der losen Rolle. Die Last hängt in 4 (6) Seilen und verteilt sich gleichmäßig auf dieselben; also trifft auf jedes Seil blos $^1/_4$ ($^1/_6$) der Last; da die Kraft bloß an einem Seile zieht, so braucht sie blos $^1/_4$ ($^1/_6$) der Last zu sein. (Siehe Fig. 13 Seite 21.)

Vielfach wird der Flaschenzug angewandt bei Bauten zum Hinaufziehen von Baumaterial; da er überall leicht anzubringen und zu entfernen, eine einfache Maschine ist, und häufig die Verwendung eines Pferdes gestattet (wobei das freie Seilende zunächst noch nach unten und dort über eine feste Rolle führt), so ist er zu dem angegebenen Zwecke recht gut tauglich.

16. Wellrad.

Das Wellrad besteht aus der Welle und dem darauf befestigten Rade. Die Welle ruht mit Zapfen drehbar in den Zapfenlagern; um sie schlingt sich ein Seil, das am herabhängenden Ende die Last trägt, die man emporziehen will. Die Kraft greift am Umfange des Rades an, um durch Drehen desselben die Last zu heben. Die Last wirkt also am Ende des Radius der Welle, senkrecht zu diesem, und sucht das Wellrad nach der einen Seite zu drehen; die Kraft wirkt am Ende des Radius des Rades senkrecht zum Radius und sucht das Wellrad nach der andern Seite zu drehen. Kraft und Last bringen also Momente hervor wie die Kräfte an einem Hebel, es gilt also auch das Hebelgesetz, das man hier so aussprechen kann: die Kraft verhält sich zur Last, wie der Radius der Welle zum Radius des Rades, oder: sovielmal der Radius der Welle kleiner ist als der Radius des Rades, sovielmal muß die Kraft kleiner sein als die Last, damit das Wellrad im Gleichgewichte ist.

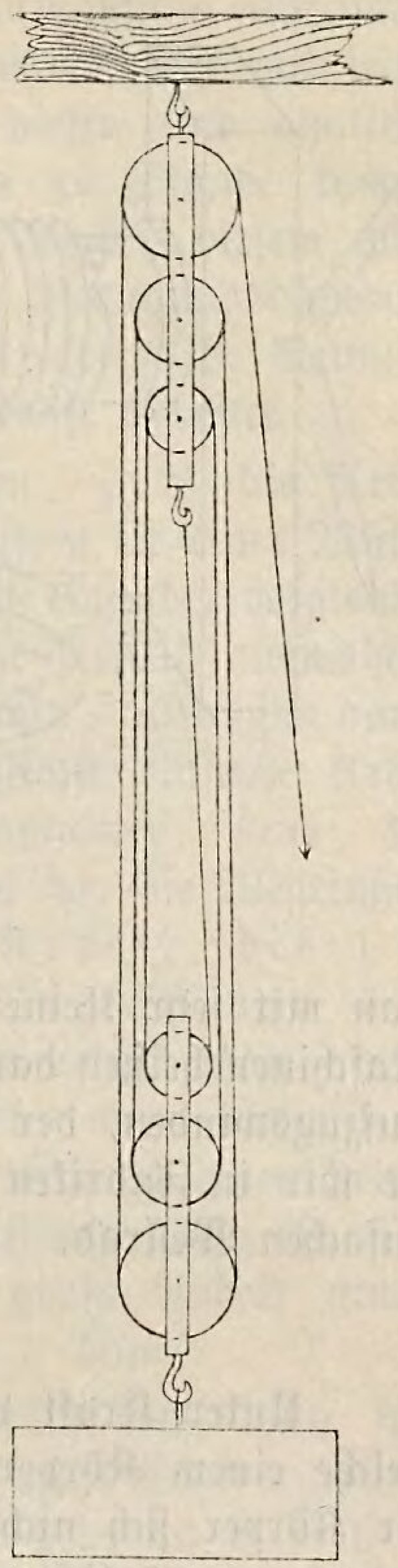


Fig. 13.

Das Wellrad findet mannigfache Anwendung.

Die Erdwinde (Fig. 15) wird angewandt, um Erde, Sand und Kies aus Gruben oder Wasser aus dem Brunnen heraufzuziehen. Anstatt des Rades ist dabei oft bloß eine einzige Speiche (Radius) desselben vorhanden (Kurbel), die am Ende mit einem Handgriffe versehen ist; oder es sind zwei gekreuzte Stäbe angebracht (Drehkreuz.)

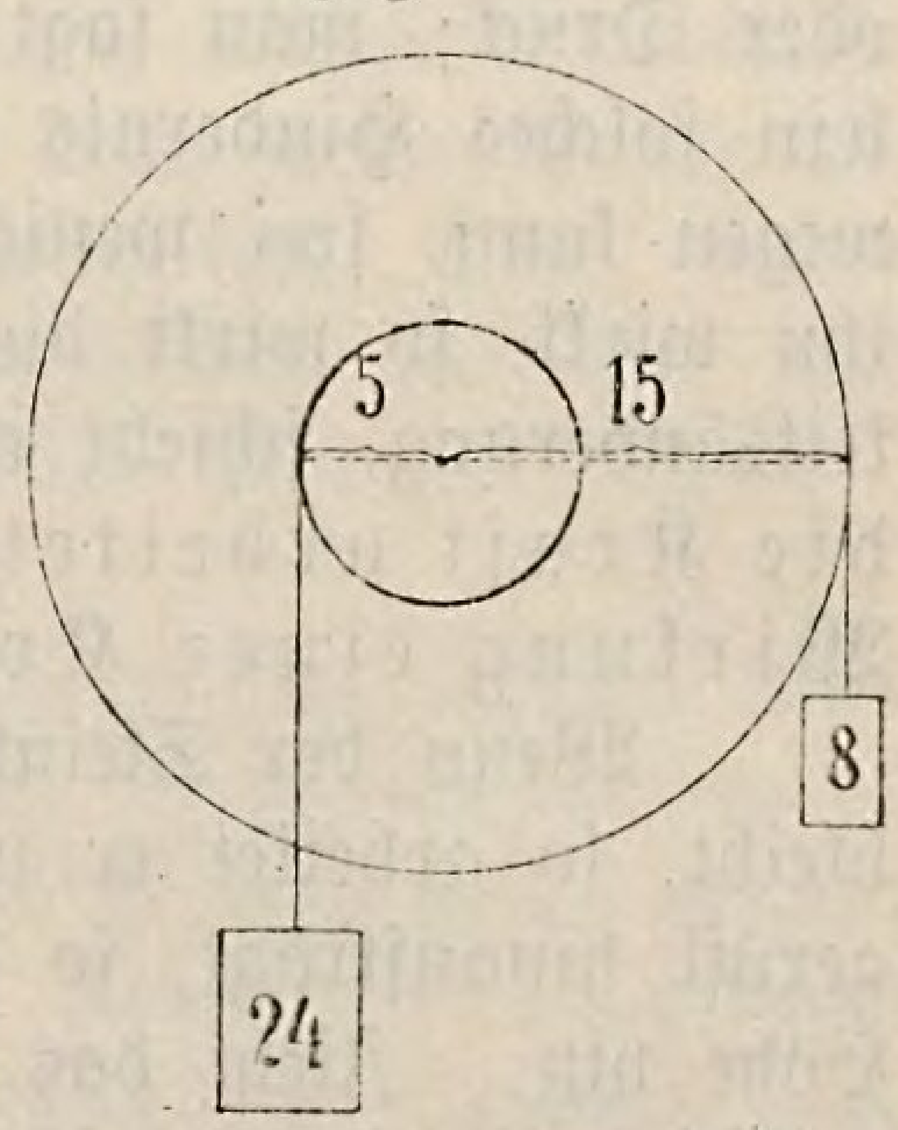


Fig. 14.

Die Kraft ist dabei nur 2 bis 5mal kleiner als die Last, nicht mehrmal, weil man weder die Seiltrommel zu dünn machen darf, da sich sonst das Seil nicht vollständig aufwickeln könnte, noch die Kurbel zu lang, da man sonst nicht bequem daran drehen kann.

Bei Bergwerken hat man, um die Stoffe und die Bergleute aus dem Schachte heraufzuziehen (zu fördern), eine ähnliche Vorrichtung, die Fördermaschine. Das Seil trägt die Förderschale und wickelt sich, da es oft sehr lang ist, um eine Welle von großem

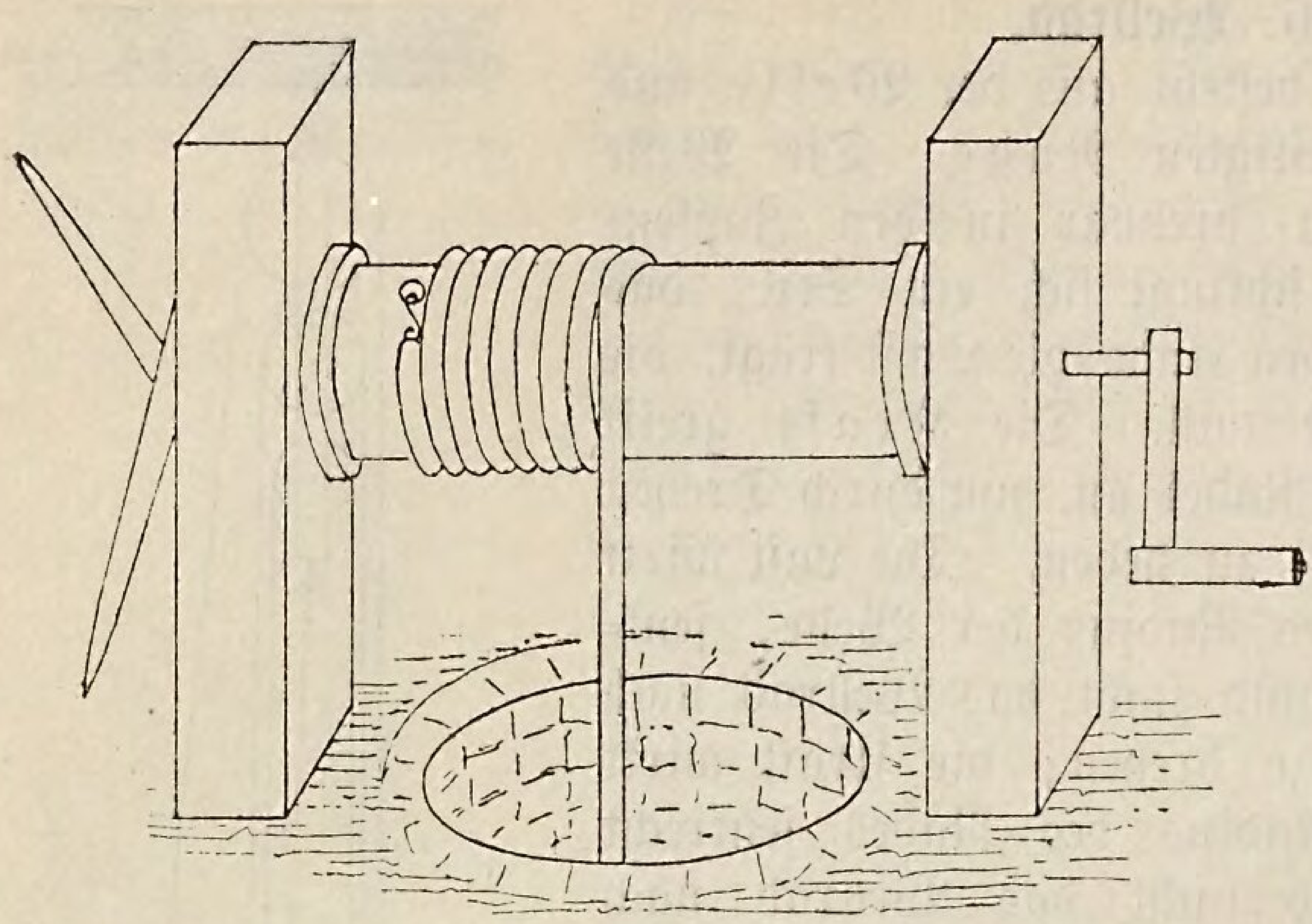


Fig. 15.

Durchmesser; diese wird umgedreht durch eine Kurbel, an welcher eine Dampfmaschine angreift.

Will man die Wirkung eines Wellrades verstärken, so nimmt man mehrere Wellräder, die durch Zähne passend in einander eingreifen und es ermöglichen, daß man mit sehr kleiner Kraft sehr große Lasten heben kann; solche Maschinen heißen dann zusammengesetzte Räderwerke. Manche Aufzugswinden, der Krahnen, die Uhr und all die vielen Zahnräder, die wir in Fabriken sehen, gehören hieher und beruhen alle auf dem einfachen Wellrad. Ihre Einrichtung wird später besprochen werden.

17. Von der Arbeit.

Unter Kraft versteht man, wie früher gesagt, jede Ursache, welche einem Körper eine Bewegungsänderung geben kann. Wenn der Körper sich nicht bewegen kann, weil ein Hindernis die Bewegung unmöglich macht, so äußert sich die Kraft nur als Zug oder Druck; man sagt dann wohl, die Kraft ruht. Ist aber kein solches Hindernis vorhanden, so daß der Körper sich frei bewegen kann, frei wenigstens in der Richtung, in der die Kraft auf ihn wirkt, so wirkt die Kraft, erteilt dem Körper eine Geschwindigkeitsänderung, schiebt ihn eine Strecke weit fort und man sagt dann, die Kraft arbeitet, leistet eine Arbeit. Arbeit ist also die Wirkung einer Kraft längs einer gewissen Strecke.

Wenn der Steinträger die Last auf dem Rücken hat und stehen bleibt, so arbeitet er nicht, er ruht; wenn er sie aber auf das Baugerüst hinaufträgt, so arbeitet er, seine Kraft wirkt auf eine gewisse Höhe hin. Zieht das Pferd an einem Seile, das an einem Pflocke befestigt ist, so arbeitet es nicht, denn trotz allen Ziehens legt es keinen Weg zurück; zieht es aber am Wagen, indem es zunächst dem Wagen eine Bewegung gibt und dann die Reibung überwindet, so arbeitet es, es wirkt mit seiner Kraft längs einer gewissen Strecke. Der Dampf im Dampfkessel drückt mit großer Kraft beständig auf die Wände des Kessels, aber er legt keinen Weg zurück, er arbeitet

nicht; läßt man ihn in den Cylinder der Dampfmaschine einströmen, so schiebt er den dort befindlichen Kolben vorwärts, legt mit seiner Kraft einen Weg zurück und arbeitet. Aus diesen und ähnlichen Beispielen ersieht man, daß eine Arbeit dann zu Stande kommt, wenn eine Kraft auf einen beweglichen Körper wirkt, diesem wirklich eine Bewegung mitteilt, oder an ihm eine Bewegungsänderung hervorbringt, oder auch eine entgegenstehende Kraft, z. B. Reibung, überwindet; in solchen Fällen sagt man, die Kraft arbeitet.

Wenn man nun verschiedenartige Arbeiten, z. B. die Arbeit eines Pferdes, die eines Menschen, die des Wassers in einer Mühle, die des Dampfes in einer Lokomotive u. s. w. mit einander vergleichen will, so muß man sich eine möglichst einfache Arbeit auswählen, und mit dieser alle andern Arbeiten vergleichen, also sie damit messen. Eine solche als Einheit gewählte möglichst einfache Arbeit ist das Meterkilogramm, *mkg*, oder Kilogrammeter, *kgm*, das ist die Arbeit, bei der die Krafteinheit, also das *kg*, die Wegeinheit, also 1 *m*, zurücklegt. Also *kgm* ist die Arbeit, die 1 *kg* Kraft verrichtet, wenn es auf die Strecke von 1 *m* wirkt. Die einfachste Vorstellung von 1 *kgm* erhält man, wenn man bedenkt, daß man 1 *kgm* Arbeit verrichtet, wenn man 1 *kg* einen *m* hoch hebt; ebenso arbeite ich 1 *kgm*, wenn ich einen kleinen Wagen, zu dessen Fortbewegung gerade 1 *kg* Kraft nötig ist, 1 *m* weit fortschiebe. Eine solche oder eine gleich große Arbeit nimmt man also als Arbeitseinheit an und nennt sie 1 *kgm*.

Leicht ist folgendes ersichtlich. Hebe ich nicht bloß 1 *kg*, sondern etwa 6 *kg* 1 *m* hoch, so ist, da ich 6mal mehr Kraft anwende, auch die Arbeit 6mal größer, also = 6 *kgm*; hebe ich diese 6 *kg* nicht bloß 1 *m* sondern etwa 5 *m* hoch, so ist, da ich 5mal mehr Weg zurücklege, auch die Arbeit 5mal größer = 5 · 6 *kgm* = 30 *kgm*; so für jedes ähnliche Beispiel. Ich schließe also, wenn ich die Arbeit berechnen, also die Anzahl der Arbeitseinheiten, *kgm*, finden will, so muß ich die Kraft, die in *kg* ausgedrückt ist, mit dem Weg, der in *m* ausgedrückt ist, multiplizieren. Also

Arbeit = Kraft · Weg.

Man mißt die Arbeit einer Maschine, wenn man angibt, wie viele *kgm* Arbeit dieselbe in jeder Sekunde leistet. Wenn durch ein Pumpwerk in jeder Minute 450 *l* Wasser 26 *m* hoch gehoben werden, so ist dessen Arbeit in 1 Sekunde $= \frac{450.26}{60} = 195$ *kgm*. Unter einer Pferdekraft versteht man nicht die Kraft oder Zugkraft eines Pferdes, sondern die Arbeit, die dasselbe verrichten kann; man nimmt sie an = 70 *kgm* in jeder Sekunde; so viel kann ein kräftiges Pferd bei schwerer Arbeit 8 Stunden des Tages leisten, jedoch leistet ein gewöhnliches Arbeitspferd kaum halb so viel. Auch die Arbeit von

Dampfmaschinen rechnet man nach Pferdekräften, setzt aber dabei eine Pferdekraft = 75 *kgm*. Die Arbeit eines kräftigen Mannes setzt man ungefähr = $^1/_5$ Pferdekraft; auf kurze Zeit kann ja ein Mensch eine viel größere Arbeit leisten, z. B. wenn er rasch über eine Stiege hinaufspringt; auf die Dauer ist aber bei gleichmäßiger Arbeit nur etwa $^1/_5$ Pferdekraft zu leisten.

Wenn im gewöhnlichen Leben eine Arbeit von uns verrichtet werden soll, so ist sie häufig derart, daß man sie auf verschiedene Arten leisten kann. Wenn ich z. B. einen Haufen Schutt eine Strecke weit fortzuschaffen habe, so nehme ich einen kleinen Karren, und muß damit eine gewisse Anzahl mal fahren, bis ich fertig bin. Habe ich einen Gehülfen, so daß die Kraft doppelt so groß ist, so nehme ich einen größeren Karren, kann auf ihn doppelt so viel laden und brauche also bloß zweimal weniger oft zu fahren. Weil also die Kraft zweimal größer ist, darf der Weg zweimal kleiner sein, und es wird doch dieselbe Arbeit verrichtet. Habe ich ein Pferd, so nehme ich einen Wagen, lade auf ihn 5 mal mehr als auf den Karren und brauche somit 5 mal weniger oft zu fahren, u. s. w. Je größer also die Kraft ist, desto kleiner ist der Weg, die Arbeit jedoch ist stets dieselbe.

Dasselbe Gesetz herrscht auch bei allen Maschinen. Unter Maschine ist zu verstehen ein Apparat, durch den man im stande ist, eine Arbeit zu leisten, wenn man Kraft auf ihn verwendet. So ist der Hebel eine einfache Maschine. Denn wenn ich etwa den Kolben einer Pumpe emporziehen soll, und es ist diese mir aufgetragene Arbeit unbequem, weil meine Kraft zu klein ist, so befestige ich die Kolbenstange am kurzen Hebelarme und ziehe mit meiner Kraft am langen Hebelarme. Ich verrichte dadurch wirklich die verlangte Arbeit; denn ich hebe den Kolben, dessen Belastung etwa 80 *kg* beträgt, etwa 10 *cm* hoch. Diese Arbeit verrichte ich aber nicht direkt, nicht so, wie sie vorliegt; denn ich ziehe nicht den Kolben selbst in die Höhe; sondern ich ziehe an einem etwa 5mal längeren Hebelarme; ich brauche dort eine 5 mal kleinere Kraft, 16 *kg*; soll aber der Kolben 10 *cm* hoch gehoben werden, so muß ich am langen Hebelarme einen 5mal längeren Weg machen, 50 *cm*. Die von mir verrichtete Arbeit besteht darin, daß ich die Kraft von 16 *kg* auf eine Strecke von 50 *cm* ausübe. Die von mir verlangte Arbeit war: 80 *kg* 10 *cm* hoch zu heben; man sieht leicht, daß beide Arbeiten einander gleich

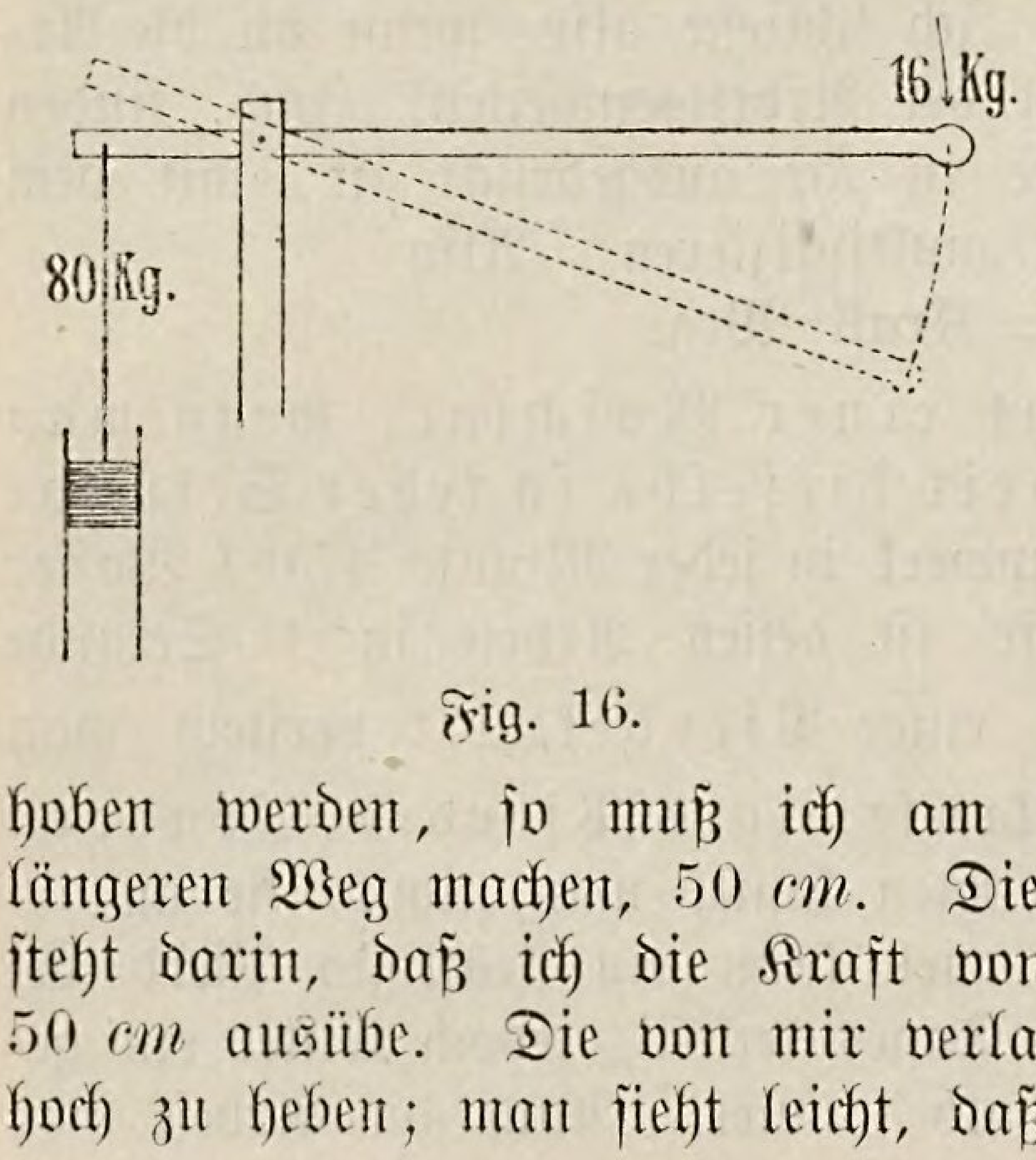


Fig. 16.

sind; denn $80 \cdot 0{,}1 = 8 = 16 \cdot 0{,}5$ *kgm*. Man sagt, die Arbeit der Kraft ist gleich der Arbeit der Last. Beim Hebel gewinne ich an Kraft; denn die Kraft ist kleiner als die Last; aber ich verliere an Weg; denn der Weg der Kraft ist größer als der Weg der Last, und zwar: was ich an Kraft gewinne, geht an Weg verloren. Da hiebei der längere Hebelarm sich auch mit größerer Geschwindigkeit bewegt als die Last, so kann man auch sagen: was ich an Kraft gewinne, verliere ich an Geschwindigkeit oder an Zeit. Dies Gesetz gilt bei allen Maschinen, und man nennt es wegen seiner Allgemeinheit und Wichtigkeit die goldene Regel der Mechanik.

Man findet dasselbe auch beim Wellrad bestätigt: will ich die Last um so viel heben, als der Umfang der Welle beträgt, so muß ich das Wellrad einmal herumdrehen; die Kraft muß also einen Weg zurücklegen gleich dem Umfange des Rades; dieser ist aber größer als der Umfang der Welle, und zwar ebensoviel mal als der Radius des Rades größer ist als der Radius der Welle; ebensoviel mal ist aber die Kraft kleiner als die Last. Die Kraft ist also ebensoviel mal kleiner, als ihr Weg größer ist.

Soll ich einen Körper emporheben und ich benütze dazu eine schiefe Ebene, so ist die Kraft kleiner als die Last, dafür ist aber der Weg der Kraft, nämlich die Länge der schiefen Ebene, größer als der Weg der Last, nämlich die Höhe der schiefen Ebene.

Hebel und schiefe Ebene nennt man die einfachen Maschinen; alle anderen werden aus ihnen zusammengesetzt, und wie bei ihnen, gilt bei allen Maschinen die goldene Regel. Besonders leicht ist dies ersichtlich am Flaschenzug; denn hat derselbe in jeder Flasche etwa 2 (3) Rollen, so ist die Kraft 4 (6) mal kleiner als die Last; man sieht aber leicht, daß dafür der Weg der Kraft 4 (6) mal größer sein muß als der der Last; denn um die Last etwa 1 *m* hoch zu heben, muß ich 4 (6) *m* Seil am freien Ende herausziehen. Gerade an diesem Beispiele des Flaschenzuges hat Descartes um 1660 das Gesetz der goldenen Regel zuerst entwickelt. Wir werden später noch sehen, daß dies Gesetz sich durch die ganze Physik hindurchzieht, daß es das wichtigste, keine Ausnahme erleidende Grundgesetz der ganzen Natur ist. Eine Maschine dient also nicht dazu, um uns Arbeit zu sparen, sondern wir müssen stets ebensoviel *kgm* leisten als die von uns verlangte Arbeit beträgt, gleichgültig, welche Maschine wir anwenden. Die Maschine dient jedoch dazu, die verlangte Arbeit auf bequemere Weise zu leisten, also etwa die erforderliche große Kraft durch eine kleinere zu ersetzen, oder die erforderliche rasche Bewegung (großen Weg) durch eine langsamere Bewegung (kleineren Weg) zu ersetzen.

18. Zusammensetzung paralleler Kräfte.

Wir haben beim Hebel als einfachsten Fall den betrachtet, wenn zwei parallele Kräfte auf ihn wirken. Diese zwei parallelen Kräfte haben auch eine Resultierende, welche im Unterstützungspunkte angreift, parallel den Kräften und gleich ihrer Summe ist. Denn da der Hebel durch Unterstützung eines Punktes am Fallen gehindert ist, so folgt, daß eine Kraft in diesem Punkte dasselbe leistet wie die zwei gegebenen Kräfte; diese Kraft ist also die Resultierende. Hängt man den durch Gewichte beschwerten Hebel am Stützpunkte auf, anstatt ihn zu unterstützen, so ist diese Schnur auch vertikal, also ist die Resultierende parallel den parallelen Kräften; läßt man diese Schnur über eine Rolle gehen, und untersucht, wie viele Gewichte man an das Ende der Schnur hängen muß, damit der Hebel nicht fällt, so findet man, daß dieses Gewicht, welches der Resultierenden gleich ist, so groß ist als die Summe der beiden vorhandenen Kräfte.

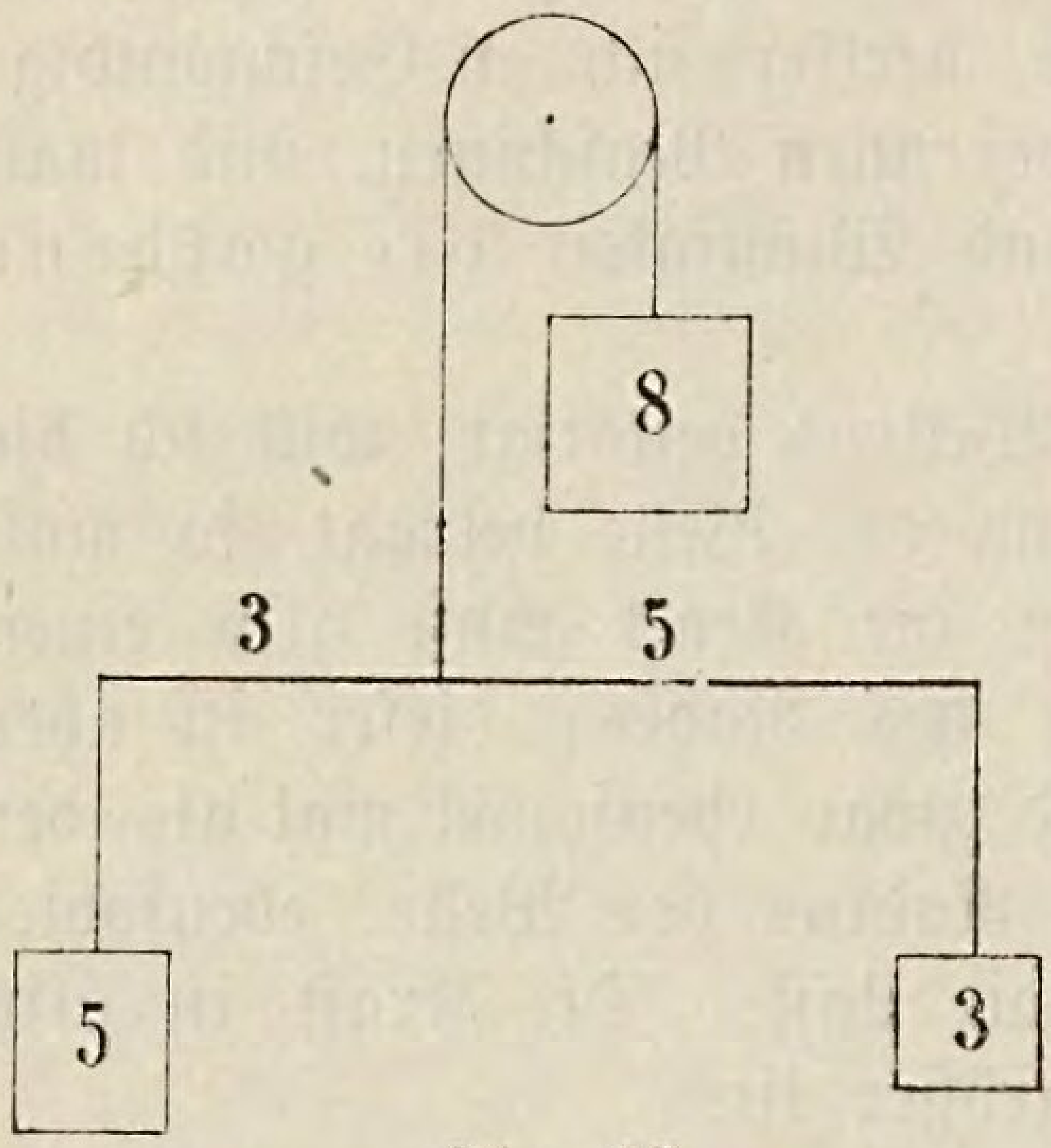


Fig. 17.

Derselbe Satz gilt auch, wenn statt zweier Kräfte mehrere Kräfte wirken; stets haben sie eine Resultierende, die der Summe der vorhandenen Kräfte gleich ist und an einem Punkte angreift, den man auch den Mittelpunkt oder Schwerpunkt der parallelen Kräfte nennt.

Es kann sich auch eine Kraft in zwei oder mehrere parallele Kräfte zerlegen, wenn sie auf einen Körper wirkt, der in zwei oder mehreren Punkten gestützt ist. Ist z. B. eine Stange in zwei Punkten gestützt und in irgend einem dazwischen liegenden Punkte eine Kraft angebracht, so zerlegt sich dieselbe in zwei parallele Kräfte, die auf die beiden Stützpunkte wirken. Die Größen dieser Kräfte berechnen sich aus den zwei Gesetzen: ihre Summe ist gleich der gegebenen Kraft, und ihre Größen verhalten sich umgekehrt wie die Entfernungen ihrer Angriffspunkte vom Angriffspunkte der gegebenen Kraft.

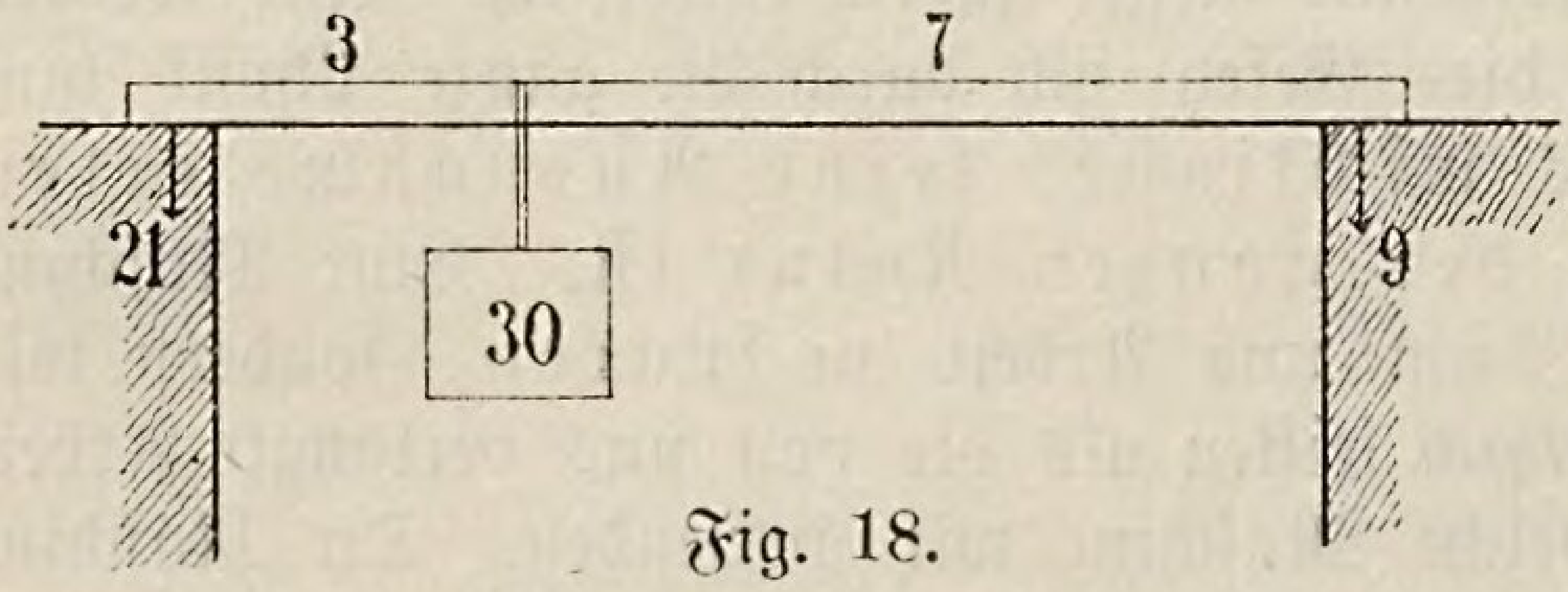


Fig. 18.

19. Schwerpunkt.

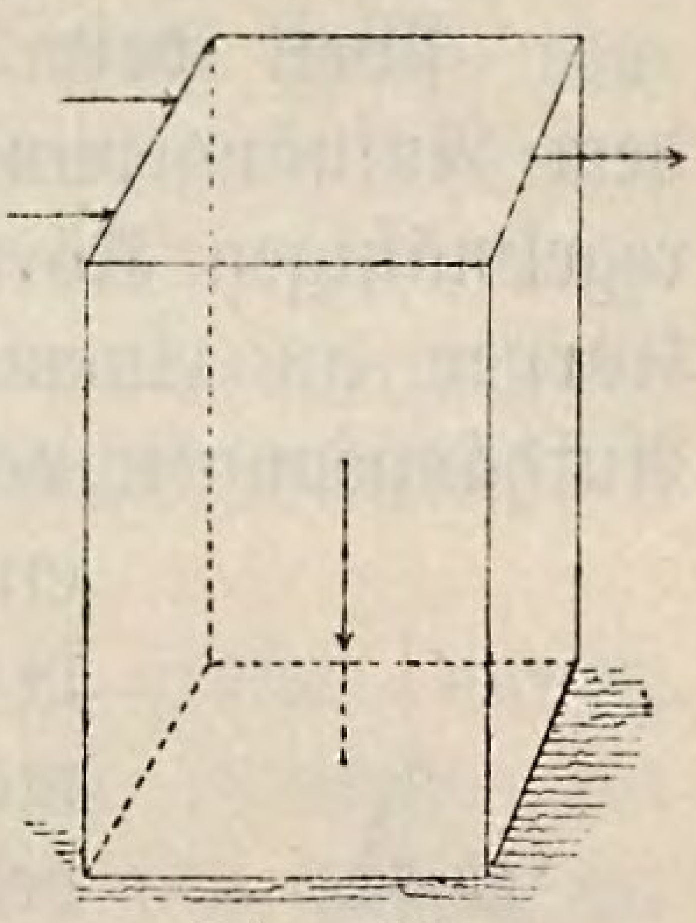
Wenn die Schwerkraft auf einen Körper wirkt, so wirkt sie auf jedes einzelne Teilchen desselben; man muß sich

also denken, daß jedes Teilchen des Körpers von einer kleinen Kraft, die dem Gewichte desselben entspricht, angegriffen wird. Diese vielen parallelen kleinen Kräfte haben eine Resultierende, die der Summe dieser Kräfte, also dem Gewichte des Körpers gleich ist, und in einem gewissen Punkte angreift, den man den Schwerpunkt des Körpers nennt. Man kann sich in diesem Schwerpunkte die ganze Masse vereinigt denken, so daß nicht mehr die ganze Masse schwer erscheint, sondern nur der Schwerpunkt.

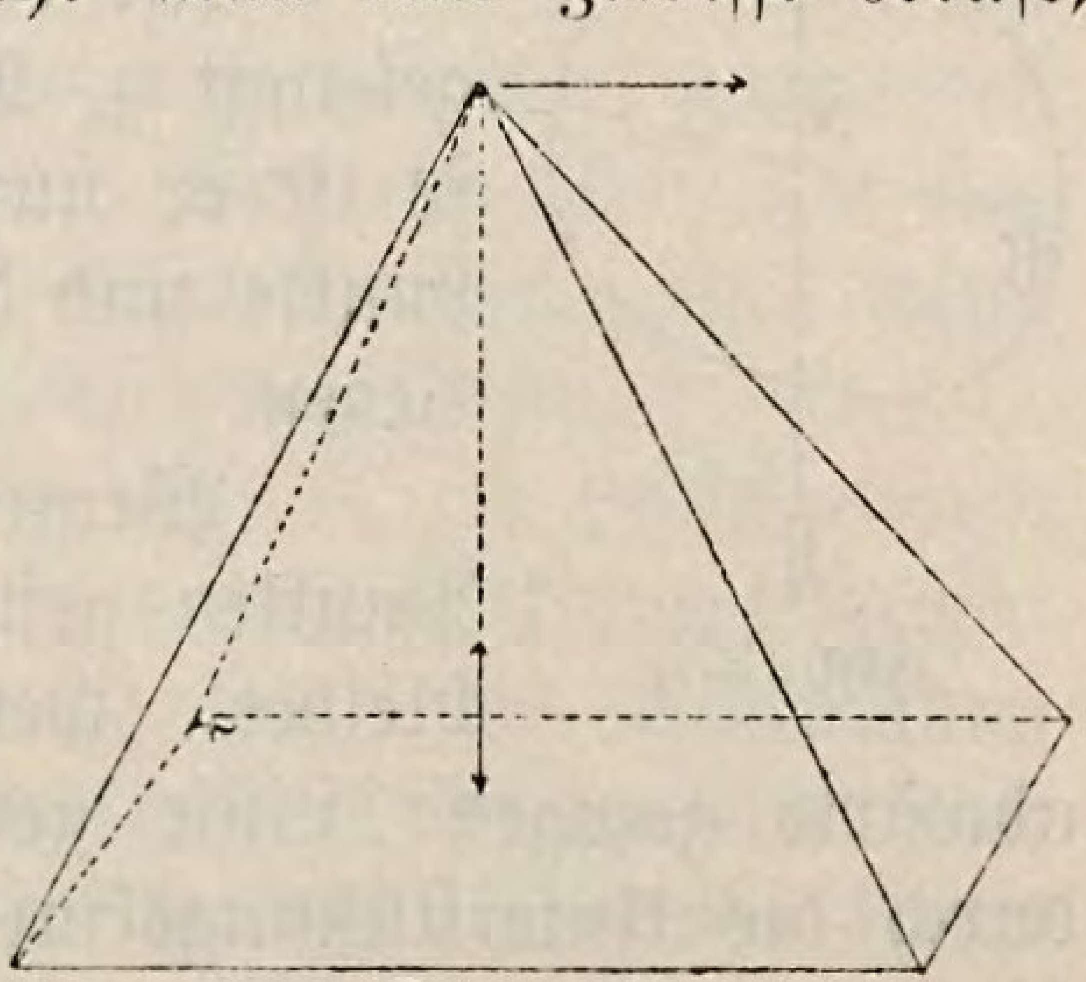
Wenn ich einen Körper in seinem Schwerpunkte unterstütze, so kann er nicht fallen, und sich auch nicht drehen; denn die Resultierende der Schwerkraft, die das Fallen und Drehen hervorbringen sollte, geht durch den Unterstützungspunkt.

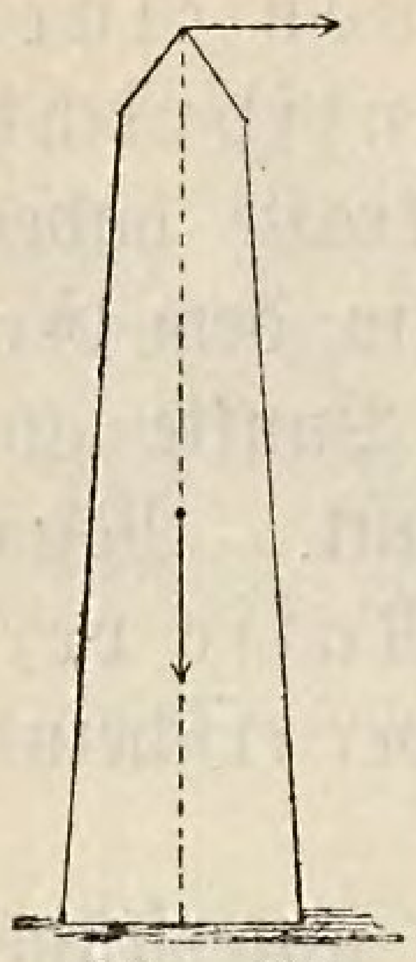
Die Lage des Schwerpunktes ist in vielen Fällen leicht zu finden: bei jeder geraden, überall gleich dicken Stange liegt er in der Mitte, ebenso bei Rechteck, Parallelogramm, Kreis und Kugel; bei allen Körpern, die symmetrisch sind in Bezug auf eine Linie, oder Fläche, liegt er in dieser Linie oder Fläche. Z. B. bei einem Halbkreise liegt er auf dem Halbmesser, der auf dem Durchmesser des Halbkreises senkrecht steht, bei einem Schiffe in der mittleren Ebene, die von der Spitze nach hinten geht, bei einem gleichmäßig beladenen Wagen auch in der mittleren Ebene, welche von vorn nach hinten geht, und ähnliches. Im allgemeinen liegt der Schwerpunkt in der Nähe desjenigen Teiles des Körpers, der die größte Masse hat.

Soll ein Körper stehen, so muß er in mindestens 3 Punkten unterstützt sein; dreibeiniger Stuhl, vierbeiniger Tisch; verbindet man die Unterstützungspunkte durch eine Linie, so begrenzt diese die Unterstützungsfläche. Wenn man nun vom Schwerpunkte des Körpers eine vertikale Linie nach abwärts zieht, und wenn diese Linie das Innere der Unterstützungsfläche trifft, so steht der Körper; trifft sie außerhalb der Unterstützungsfläche, so fällt der Körper um.

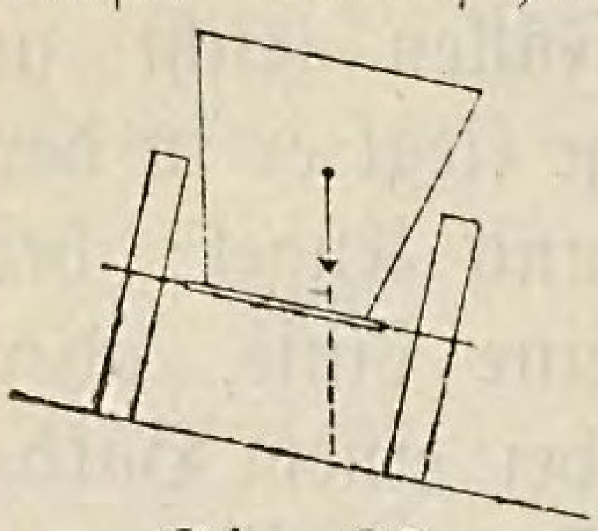

Fig. 19.

Wenn der Körper steht, so braucht man eine gewisse Kraft, um ihn umzuwerfen, er hat eine gewisse Standfestigkeit; dieselbe ist um so größer, je schwerer der Körper ist, je näher der Schwerpunkt an der Unterstützungsfläche selbst liegt, also je tiefer er liegt, und je weiter derselbe von den Seiten der Unterstützungsfläche entfernt liegt. Eine Pyramide, Fig. 20 hat demnach eine große Standfestigkeit, denn ihr Schwerpunkt liegt tief, ihre Unter-


Fig. 20.


Fig. 21.

stützungsfläche ist groß, und die vom Schwerpunkte auf die Unterstützungsfläche gefällte Senkrechte ist weit von den Seiten der Unterstützungsfläche entfernt. Ein Obelisk Fig. 21 hat eine geringe Standfestigkeit. Eine Mauer, ein Turm haben geringe Standfestigkeit; dieselbe wird bedeutend erhöht, wenn man den Körper unten breiter macht. Ein schiefer Turm, ein schräg stehender Wagen Fig. 22 können noch stehen bleiben, wenn die Schwerlinie, die man vom Schwerpunkte vertikal nach abwärts zieht, noch innerhalb der Unterstützungsfläche trifft; doch haben sie nach dieser Seite hin eine geringe Standfestigkeit, d. h. eine kleine Kraft genügt, sie nach dieser Seite hin umzuwerfen.


Fig. 22.

Wenn ein Körper auf die angegebene Weise steht, so sagt man, er ist im stabilen Gleichgewichte; man erkennt dasselbe daran, daß, wenn man den Körper ein wenig aus dieser Lage bringt, er das Bestreben zeigt, in dieselbe zurückzukehren.

Ist ein Körper aufgehängt, so kommt er nur dann zur Ruhe, wenn der Schwerpunkt genau senkrecht unter dem Aufhängepunkte liegt; auch ein solcher Körper zeigt, wenn man ihn ein wenig aus dieser Lage bringt, das Bestreben, in die ursprüngliche Lage zurückzukehren, man sagt auch von ihm, er ist im stabilen Gleichgewichte.

Weil beim ruhigen Hängen der Schwerpunkt senkrecht unter dem Aufhängepunkte liegt, so kann man den Schwerpunkt eines unregelmäßigen Körpers auf folgende Weise finden: man hängt den Körper an einem Punkte A auf, bezeichnet sich auf ihm die vom Aufhängepunkte vertikal nach abwärts gehende Linie, die man mittels eines Bleilotes findet; das ist dann eine Schwerlinie, in welcher der Schwerpunkt liegen muß; hängt man ihn nun an einem anderen Punkte B auf; so findet man noch eine Schwerlinie; der Schnittpunkt S beider Schwerlinien ist der Schwerpunkt.

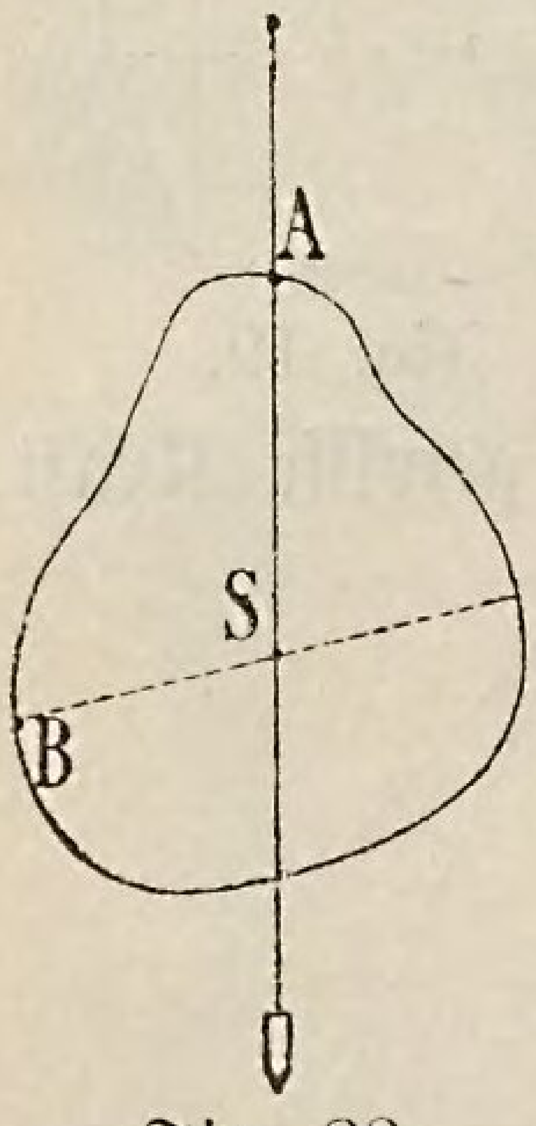
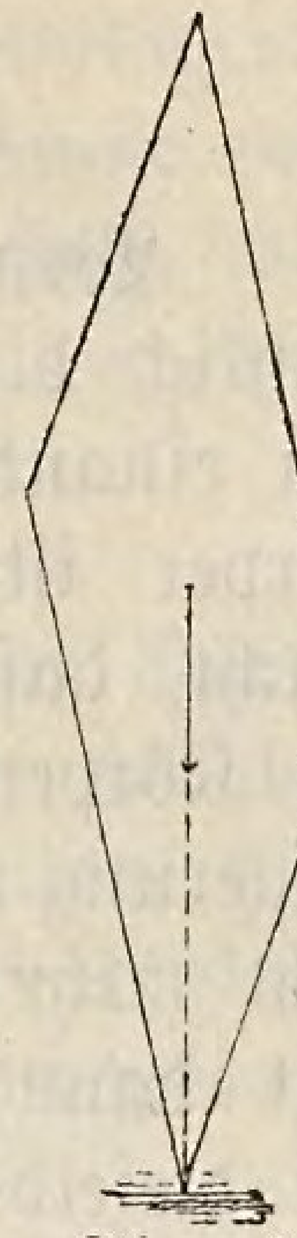


Fig. 23.

Ist ein Körper an zwei Punkten zugleich aufgehängt z. B. ein Stein an zwei schrägen Schnüren, so ist er nur dann ruhig, wenn die beiden Aufhängepunkte und der Schwerpunkt in einer vertikalen Ebene liegen.

Wenn ein Körper bloß in einem oder in zwei Punkten gestützt ist, so kann er gerade noch stehen bleiben, wenn die vom Schwerpunkte vertikal nach abwärts gezogene Linie genau durch den Unterstützungspunkt oder durch die Unterstützungslinie geht. Aber die geringste Kraft reicht hin, den Schwerpunkt etwas bei Seite zu schieben, und dann zeigt


Fig. 24.

der Körper keineswegs das Bestreben, in die ursprüngliche Lage zurückzukehren, sondern er fällt ganz um, bis er eine neue Gleichgewichtslage gefunden hat. Man sagt, ein solcher Körper ist im labilen Gleichgewichtszustande. Will man eine Stange vertikal auf die Fingerspitze stellen und stehend erhalten, so muß man den Finger so bewegen, daß der Schwerpunkt stets vertikal über dem Finger liegt.

Wenn ein Körper im Schwerpunkte selbst unterstützt ist, so sagt man, er ist im indifferenten Gleichgewichte. Wenn man ihn dreht, so zeigt er keineswegs das Bestreben, in seine ursprüngliche Lage zurückzukehren; er fällt auch nicht um, sucht also auch keine neue Gleichgewichtslage auf, sondern bleibt ruhig in jeder Lage, die man ihm gibt. Beispiele: ein Rad, das in seiner Mitte unterstützt ist, eine Stange, die in ihrem Schwerpunkte unterstützt ist u. s. w. Wenn eine Kugel, ein Cylinder, eine Walze, ein kegelförmiger Körper auf einer horizontalen Fläche liegen, sind sie auch in einem indifferenten Gleichgewichte; denn wie man sie auch legen mag, in jeder Stellung bleiben sie liegen.

20. Elasticität, Elasticitätsgrenze, Festigkeit.

Zu den allgemeinen Eigenschaften der festen Körper rechnet man auch die Elasticität. Wird nämlich ein Körper durch Druck auf ein kleineres Volumen gebracht, so daß die Moleküle einander näher sind als zuerst, so kommt in dem Körper eine Kraft zum Vorschein, vermöge welcher die Moleküle sich wieder von einander zu entfernen suchen, vermöge welcher also der Körper sein ursprüngliches Volumen und seine ursprüngliche Gestalt wieder anzunehmen bestrebt ist. Hört der Druck auf, so kehrt der Körper wirklich in die ursprüngliche Gestalt zurück.

Ebenso wenn man einen Körper durch Zug größer macht, also die Moleküle von einander entfernt, so entsteht zwischen den Molekülen eine anziehende Kraft, vermöge welcher sie sich wieder zu nähern streben, so daß der Körper die ursprüngliche Form wieder erhält. Diese Kraft nennt man die elastische Kraft oder die Elasticität. Dieselbe wird auch hervorgerufen, wenn man einen stabförmigen Körper biegt, da dann der eine Teil der Moleküle einander genähert, der andere von einander entfernt wird, oder wenn man einen stabförmigen Körper dreht (Torsionselasticität.)

Die Größe der Volumenveränderung ist für die verschiedenen Körper sehr ungleich und hängt auch ab von der wirksamen Kraft; z. B. die Verlängerung eines Stabes durch Zug, die Verkürzung einer Säule durch Druck ist der wirksamen Kraft direkt proportional, wird also doppelt so groß, wenn man eine doppelt so große Kraft einwirken läßt.

Elasticitätsgrenze.

Wenn man einen Körper zu stark drückt oder zieht, so hört plötzlich die elastische Kraft ganz auf; die Moleküle sind so weit von einander gekommen, daß sie sich gar nicht mehr anziehen, der Körper ist zerrissen, oder die Moleküle sind einander so nahe gebracht, daß sie sich durch die abstoßende Kraft vollständig trennen, der Körper ist zerdrückt; oder die Biegung, die Drehung, die Verlängerung ist so groß geworden, daß der Körper nicht mehr, oder nicht mehr vollständig in die ursprüngliche Gestalt zurückkehrt; man sagt dann, der Körper ist an der Elasticitätsgrenze angekommen, hat dieselbe sogar schon überschritten. Unter Elasticitätsgrenze versteht man also diejenige Größe der Volumen- oder Formveränderung, bei welcher der Körper nicht mehr in die ursprüngliche Größe oder Form zurückkehrt. Man nennt einen Körper gut elastisch, wenn die Elasticitätsgrenze sehr weit entfernt ist, wenn er also auch nach bedeutenden Formveränderungen in die ursprüngliche Form zurückkehrt, z. B. Gummi elastikum, Stahl (die Uhrfedern, Degenklingen), dünne Holzstäbe, u. s. w. Manche Körper haben eine ziemlich nahe liegende Elasticitätsgrenze, sind aber innerhalb derselben sehr gut elastisch, z. B. Glas oder Elfenbein kehrt bei kleinen Biegungen vollständig in die ursprüngliche Lage zurück; wird die Biegung aber nur einigermaßen groß, so bricht es entzwei; solche Körper nennt man auch spröde. Wenn die Elasticitätsgrenze sehr nahe liegt, d. h. wenn bei nur sehr geringer Formveränderung der Körper nicht mehr (ganz) in die ursprüngliche Form zurückkehrt, sondern (fast ganz) die neue Form behält, so heißt er schlecht elastisch oder unelastisch. Z. B. Blei, weiches Eisen oder Kupfer, feuchter Thon rc. Es gibt jedoch keine vollständig unelastischen Körper, aber auch keine vollkommen elastischen; auch ein sehr gut elastischer Körper kehrt sogar schon bei geringer Biegung nicht vollständig in die ursprüngliche Lage zurück, doch beträgt diese zurückbleibende Verbiegung bei gut elastischen Körpern nur sehr wenig; dauert jedoch die Wirkung der Kraft auf den Körper sehr lange, so wird diese bleibende Veränderung größer; daher kommt es, daß elastische Stahlfedern im Laufe der Zeit erlahmen, daß die Balken der Zimmerdecke im Laufe der Zeit sich verbiegen rc. Sehr spröde, aber gut elastische Stoffe erscheinen sehr biegsam, wenn sie sehr dünn sind; so kann man dünnen Stahldraht zu einer vielfach gewundenen Spiralfeder aufwickeln und Glas zu so dünnen Fäden ausziehen, daß man dieselben um den Finger wickeln kann.

Auch flüssige Körper sind in gewissem Sinne elastisch. Wenn man einen flüssigen Körper durch Druck auf ein kleineres Volumen bringt, so kehrt er, wenn der Druck nachläßt, wieder vollständig in die ursprüngliche Größe zurück. Da diese Rückkehr stets eine voll-

ständige ist, so ist bei flüssigen Körpern von einer Elasticitätsgrenze keine Rede, und die flüssigen Körper sind in diesem Sinne vollständig elastische Körper. Inwiefern auch Gase elastisch sind, wird später besprochen werden.

Festigkeit.

Unter Festigkeit versteht man die Kraft, welche ein Körper dem Zerreißen entgegensetzt. Hängt man einen Eisendraht mit dem einen Ende an einen Träger und belastet das andere, untere Ende so stark, bis der Draht zerreißt, und findet man, daß dies bei 223 *kg* geschieht, so sagt man, die Festigkeit dieses Eisendrahtes beträgt 223 *kg*.

Man unterscheidet hiebei drei Arten von Festigkeit:

1. Die absolute Festigkeit, Zugfestigkeit oder der Widerstand gegen das Zerreißen,
2. die relative Festigkeit, der Widerstand gegen das Zerbrechen,
3. die rückwirkende Festigkeit, der Widerstand gegen das Zerdrücken (z. B. bei einer Säule, die von oben gedrückt wird).

Die absolute Festigkeit beträgt für jeden *qcm* Querschnitt bei:

Tannenholz . .	450—700 *kg*	Stahlblech	7000 *kg*
Buchenholz . .	400—600 „	Kupfer (gewalzt) . .	2100 „
Eschenholz . .	700—900 „	„ (geschlagen) . .	2500 „
Stabeisen (bestes) . .	5000 „	„ (gegossen) . .	1340 „
„ (mittleres) .	3600 „	Zinn	300 „
Eisendraht	7000 „	Zink	600 „
„ (ausgeglüht)	4500 „	Blei	130 „
Gußeisen	1150 „	Hanftau	390 „
Gußstahl	10000 „	Hanfseil	600 „

Die Gesetze der relativen und rückwirkenden Festigkeit können hier nicht besprochen werden.

21. Cohäsion und Adhäsion.

Die Moleküle der festen Körper ziehen sich gegenseitig an; will man also die Moleküle von einander trennen, d. h. den Körper zerreißen, so setzt derselbe dem Zerreißen eine gewisse Kraft entgegen. Diese gegenseitige Anziehungskraft der Moleküle nennt man die **Cohäsionskraft**; man sagt, die Moleküle fester Körper haften an einander vermöge der Cohäsionskraft. Die Cohäsionskraft wirkt aber nur auf sehr kleine Entfernung: wenn man die Moleküle etwas zu weit von einander entfernt, so hört die Cohäsionskraft plötzlich ganz auf, der Körper ist zerrissen. Die Cohäsionskraft ist, wie wir sahen, zugleich die Ursache der elastischen Kraft, sowie der Festigkeit.

Wenn man die zwei Stücke eines zerbrochenen Körpers mit den Bruchflächen zusammenbringt, so ist es nicht möglich, die Moleküle einander wieder so zu nähern, daß die Cohäsionskraft wieder

zum Vorschein kommt; man kann also die Stücke eines zerbrochenen Körpers nicht wieder vereinigen durch bloßes Aneinanderhalten oder =drücken.

Wenn man jedoch zwei ganz glatt abgeschliffene Metallplatten an einander bringt, so findet man, daß sie an einander haften, daß jetzt eine Kraft nötig ist, um sie wieder aus einander zu nehmen. Man schließt, daß bei solchen genau abgeschliffenen Platten wenigstens einige Moleküle einander nahe gekommen sind, so daß sie sich, wenn auch nicht mit voller Cohäsionskraft, so doch mit einiger Kraft anziehen; man nennt diese Kraft die Adhäsionskraft. Dieselbe findet nicht blos zwischen Molekülen desselben Stoffes, sondern auch zwischen Molekülen verschiedener Stoffe statt; es haftet oder adhäriert eine Glasplatte an einer Messingplatte oder Stahlplatte u. s. w. Unter Adhäsionskraft versteht man also die Kraft, mit der sich zwei recht innig genäherte Körper desselben oder verschiedenen Stoffes anziehen. Diese Adhäsion kann sehr kräftig werden, wenn die Moleküle einander sehr stark genähert werden; zwei polierte Glasplatten, aufeinander gedrückt, haften so stark, daß es nicht mehr möglich ist, sie zu trennen, außer man zerbricht sie; wenn man zwei blanke Bleiplatten recht stark zusammendrückt, so nähern sich wegen der Weichheit der Bleies die Moleküle so sehr, daß die Adhäsion übergeht in Cohäsion und die Bleiplatten nicht mehr zu trennen sind, ebenso wenn man eine Kupfer= und eine Silberplatte aufeinander walzt.

Zweiter Abschnitt.

Lehre von den flüssigen Körpern.

22. Allgemeine Eigenschaften flüssiger Körper.

Die Lehre von den flüssigen Körpern heißt Hydraulik, die Lehre vom Gleichgewichte derselben heißt Hydrostatik, die von der Bewegung derselben Hydrodynamik.

Die flüssigen Körper unterscheiden sich von den festen zunächst durch die leichte Verschiebbarkeit ihrer Teilchen. Bei einem festen Körper sind die Teilchen nicht verschiebbar, d. h. im festen Körper haben die Moleküle eine gewisse Lage gegen einander, eine gewisse Anordnung, jedes hat seine bestimmten Nachbarn, und man ist nicht im stande, diese Lage zu verändern, so daß die Anordnung eine andere würde und ein Teilchen andere Nachbarn erhielte. Man kann wohl, wie wir bei der Cohäsion gesehen haben, die Teilchen einander etwas nähern oder sie etwas von einander entfernen oder durch Biegung des Körpers aus einer geraden Anordnung der Moleküle eine krummlinige machen, aber all dies nur in

sehr geringem Maße, sonst wird die Elasticitätsgrenze überschritten und der Zusammenhang der Teilchen hört ganz auf.

Wesentlich anders ist es bei den flüssigen Körpern; man kann den Teilchen leicht jede beliebige Anordnung geben, durch Umrühren der Flüssigkeit bekommen die Teilchen immer andere und andere Nachbarn und zeigen dann keineswegs das Bestreben, in die ursprüngliche Lage zurückzukehren. Die Teilchen lassen sich leicht von einander trennen, und vereinigen sich beim Zusammenbringen wieder so vollständig wie zuerst. Es ist also die Cohäsion flüssiger Teilchen eine wesentlich kleinere als die der festen Teilchen; sie kann durch sehr kleine Kraft aufgehoben werden, und leicht kommen die Teilchen wieder so nahe an einander, daß die Cohäsionskraft wieder ganz vorhanden ist. Man sagt daher: Flüssige Körper befinden sich in einem anderen Aggregatzustande als feste Körper und nennt ihn den flüssigen Aggregatzustand. Beim festen Aggregatzustande befinden sich also die Moleküle gleichsam im stabilen Gleichgewichte, beim flüssigen Aggregatszustande dagegen im indifferenten Gleichgewichte.

Die Schwerkraft allein genügt, die Verschiebung der Teilchen hervorzubringen; denn wenn man Wasser in ein Gefäß schüttet, so nimmt es durch den Druck der Schwere die Form des Gefäßes an und erfüllt alle Teile des Gefäßes; gießt man es in ein anderes Gefäß, so nimmt es ebensoleicht dessen Form an; man sagt deshalb auch: ein flüssiger Körper hat keine selbstständige Gestalt, sondern nimmt die Form des Gefäßes an, in dem er sich befindet.

Wenn man einen festen Körper in eine Flüssigkeit taucht und wieder herauszieht, so bleibt meistens etwas Flüssigkeit an der Oberfläche hängen, man sagt, die Flüssigkeit benetzt den Körper. So benetzt Wasser fast alle Körper, mit Ausnahme von Fett und Öl; Quecksilber jedoch benetzt nur wenige Metalle wie Kupfer, Silber, Gold, Blei, Zinn, Zink, es benetzt aber nicht das Eisen und die nichtmetallischen Körper wie Glas, Holz u. s. w.; an einem Glasstabe, an der Hand bleibt also kein Quecksilber hängen. Wenn eine Flüssigkeit einen Körper benetzt, so rührt dies davon her, daß die Adhäsionskraft zwischen festen und flüssigen Körpern stärker ist als die Cohäsion des flüssigen Körpers; die Glasteilchen an der Oberfläche des Glases ziehen die in ihrer Nähe befindlichen Wasserteilchen stärker an, als die Wasserteilchen sich selbst anziehen; deshalb bleibt eine Schichte Wasser an dem Glase hängen, und die Schwerkraft allein ist nicht im stande sie loszureißen. Hierauf beruht das Leimen, Kleistern, Kitten, Löten, Schweißen, Mörteln u. s. w. Denn beim Leimen bestreicht man die beiden Hölzer, die zusammengeleimt werden sollen, an den betreffenden Stellen mit flüssig gemachtem Leim; die Teilchen desselben adhärieren leicht am Holze und zwar, weil

sie flüssig sind, an der ganzen Fläche. Man drückt die Hölzer an einander und läßt den Leim austrocknen; dadurch wird der Leim ein fester Körper und hart, seine Teilchen adhärieren immer noch an den Holzteilchen und vereinigen durch ihre Cohäsionskraft die beiden Holzstücke. Man bringt also stets zwischen die zwei festen Körper, die vereinigt werden sollen, einen flüssigen, der an beiden gut adhäriert, und läßt den flüssigen Körper dann fest werden.

23. Gleichmäßige Fortpflanzung des Druckes, hydraulische Presse.

Eine weitere wichtige Eigenschaft flüssiger Körper ist die gleichmäßige Fortpflanzung des Druckes.

Wenn man auf einen festen Körper einen Druck ausübt, so pflanzt sich dieser in der Richtung fort, in welcher der Druck ausgeübt wird; im flüssigen Körper pfanzt sich der Druck gleichmäßig nach allen Seiten fort. Man sieht dies an folgendem Versuche. Man nimmt ein starkwandiges Gefäß, das ganz verschlossen und voll Wasser ist. An den Wänden, auch am Boden und im Deckel sind Röhren angesetzt, in diesen dicht anschließende Kolben angebracht und an diesen sind Stangen befestigt, durch welche man auf die Kolben, also auch auf das Wasser einen Druck ausüben kann.

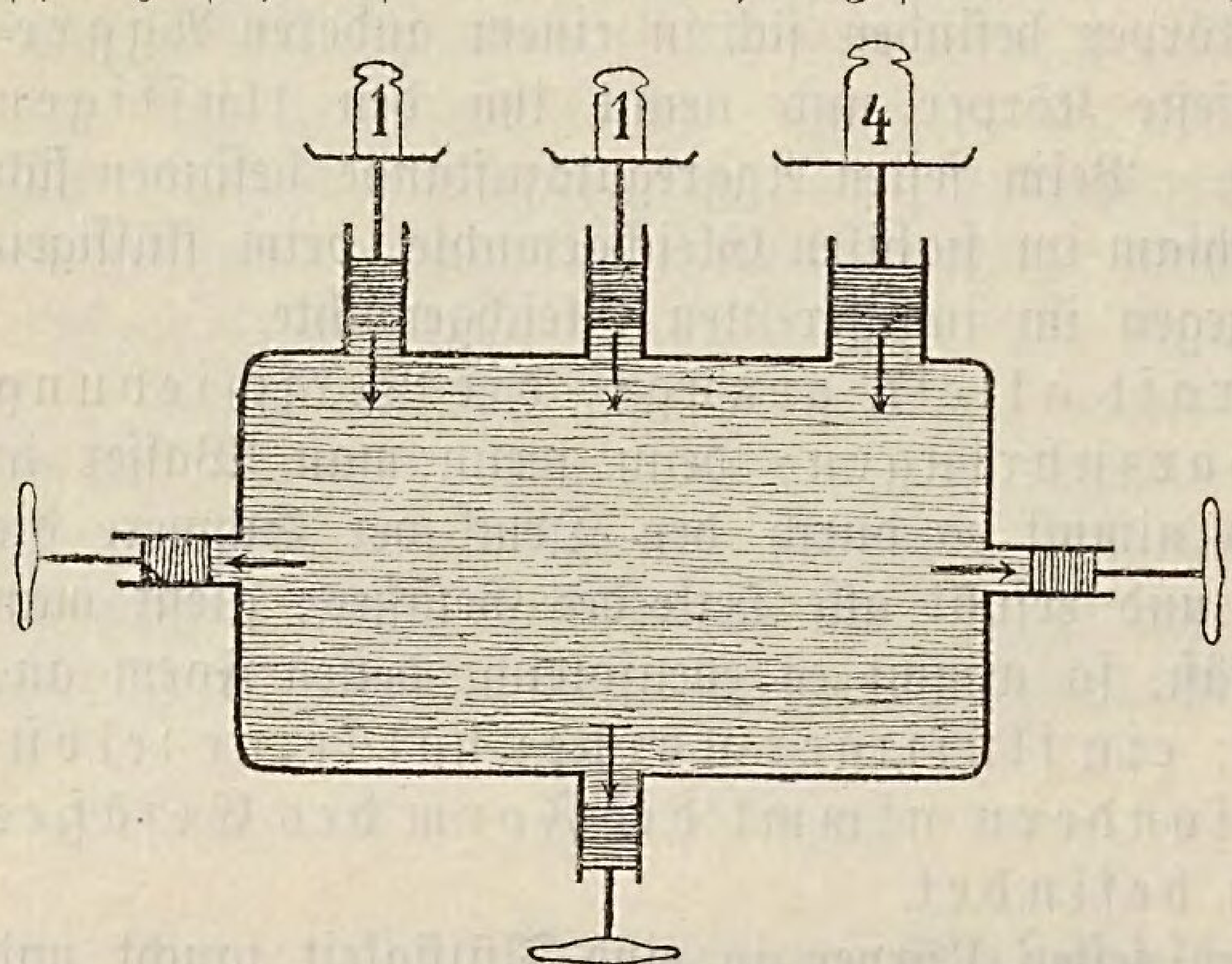


Fig. 25.

Drücke ich den oberen Kolben nach abwärts, so geht der am Boden befindliche Kolben nach abwärts, der Druck hat sich im Wasser nach abwärts fortgepflanzt; aber auch ein an der Seitenwand angebrachter Kolben wird dadurch bewegt und geht nach auswärts, und ein zweiter, am Deckel angebrachter Kolben geht sogar nach aufwärts. Man schließt also: ein auf die Flüssigkeit ausgeübter Druck pfanzt sich in derselben nach allen Richtungen hin fort.

Wenn ich auf dem Deckel zwei Kolben habe, auf deren Stangen sich je ein Teller befindet, so daß ich auf dieselben Gewichte legen und dadurch den Druck auf die Flüssigkeit ausüben kann, so findet man folgendes: Sind die Röhren gleich weit, also die Flächen der Kolben gleich groß, und ich lege auf den einen 1 *kg*, so wird der andere mit der Kraft von 1 *kg* nach aufwärts gedrückt; denn man

findet, daß man auf den Teller des andern auch genau 1 *kg* legen muß, damit er in Ruhe bleibt und nicht einwärts noch auswärts geht. Habe ich aber noch einen dritten Kolben, dessen Fläche größer, etwa viermal größer ist als die des ersteren, und ich lege auf den ersten wieder 1 *kg*, so wird dieser dritte jetzt mit der Kraft von 4 *kg* nach aufwärts gedrückt; denn man findet, daß ich jetzt 4 *kg* auf ihn legen muß, damit er sich nicht bewegt. Aus diesem Versuche schließt man also: wenn man auf eine Flüssigkeit einen Druck ausübt, so pflanzt sich derselbe 1. nach allen Richtungen, 2. mit gleicher Stärke fort, d. h. so, daß auf jede gleichgroße Fläche auch die gleiche Kraft trifft; ist aber die zweite Fläche größer als die erste, auf welche gedrückt wird, so trifft auf sie auch ein größerer Druck, und zwar ist der Druck eben so vielmal größer, als die Fläche größer ist. Es findet sich hiebei die goldene Regel bestätigt. Denn wenn der erste Kolben durch die Kraft von 1 *kg* etwa 1 *dm* herabgedrückt wird, so wird der zweite Kolben, welcher eine sechsmal größere Fläche hat, nicht 1 *dm* hoch gehoben, sondern blos $^1/_6$ *dm*, sein Weg ist sechsmal kleiner, dafür ist aber auch die Kraft, die auf ihn wirkt, sechsmal größer, nämlich 6 *kg*.

Dies Gesetz von der gleichmäßigen Fortpflanzung des Druckes ist das Grundgesetz der flüssigen Körper; es lassen sich aus ihm alle anderen Gesetze der flüssigen Körper ableiten. Es wurde entdeckt von Pascal 1648; er machte dabei auch darauf aufmerksam, daß die Kräfte sich umgekehrt verhalten wie die Wege der Kolben, gerade so wie bei Hebel, Rolle u. s. w.

Aus diesem Gesetze erklärt sich zunächst folgende Erscheinung: Wenn man eine Flasche mit Wein füllt, so daß der Stopfen den Wein berührt, und man will nun den Stopfen durch leichte Schläge weiter hineintreiben, so zerspringt die Flasche; denn der durch den Schlag auf den Stopfen ausgeübte Druck pflanzt sich im Wasser nach allen Seiten fort, und jedes Flächenstück der Flasche, das so groß ist, als der Querschnitt des Stopfens, wird ebensostark gedrückt; dies gibt zusammen einen sehr großen Druck, welcher die Flasche zersprengt. Wenn Kanonenkugeln ins Wasser fliegen und darin explodieren (krepieren), so pflanzt sich der Druck weithin fort und tötet die Fische in großem Umkreise.

Auf diesem Gesetze beruht auch die hydraulische Presse (auch hydrostatische oder Bramah-Presse genannt). Dieselbe besteht: 1. aus dem Druckcylinder, einer engen Röhre, in der sich ein dicht anschließender Kolben befindet, der mit der Hand oder mittelst eines Druckhebels niedergedrückt werden kann. Vom Druckcylinder führt unten eine Röhre herüber zum Preßcylinder;

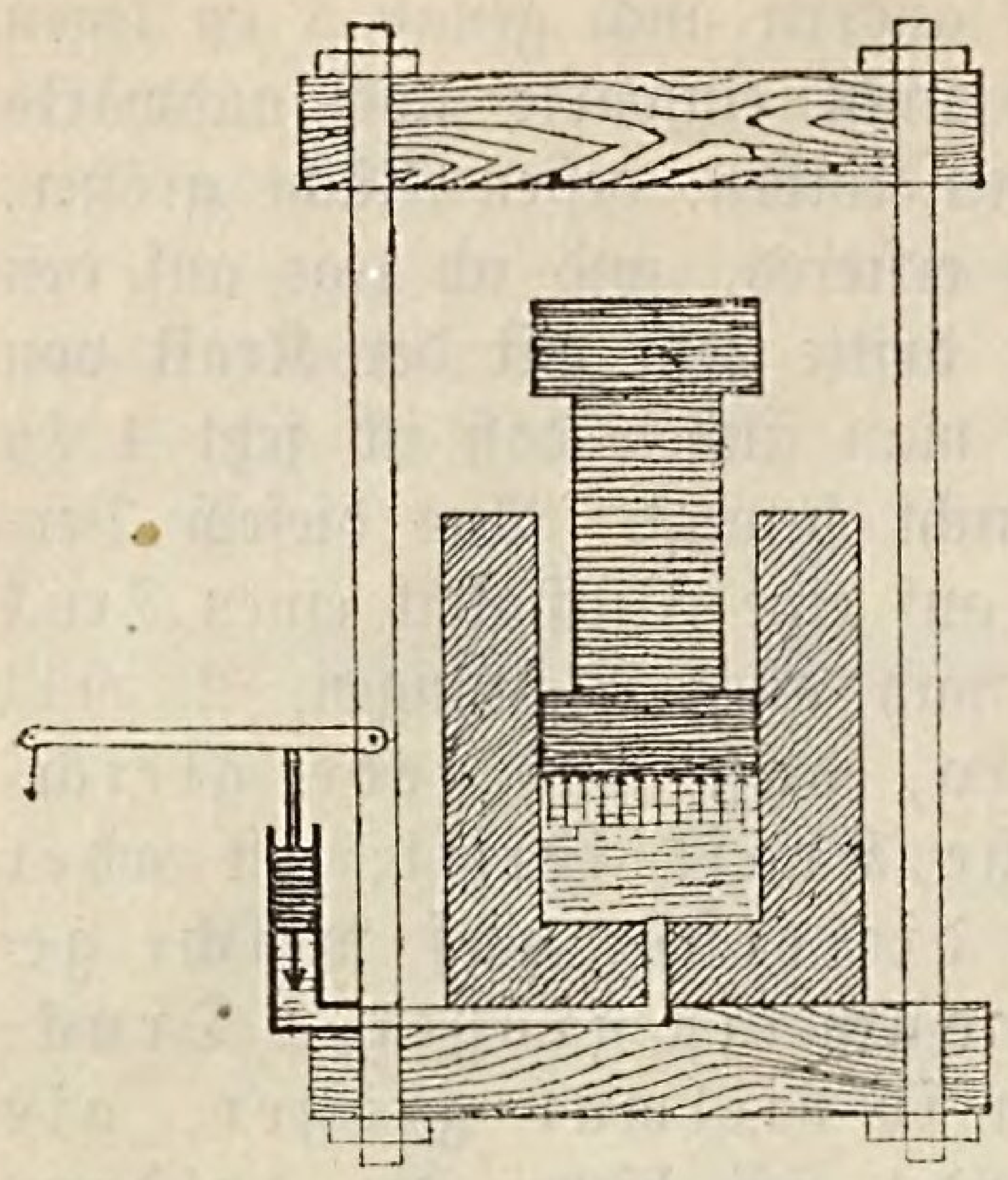


Fig. 26.

das ist eine weite, dickwandige und deshalb sehr starke Röhre; in derselben befindet sich auch ein dicht anschließender Kolben, der Preßkolben, auf den oben die Preßplatte aufgesetzt ist. Die beiden Cylinder sind mit Wasser gefüllt.

Wenn man nun auf den Druckkolben einen gewissen Druck ausübt, so pflanzt sich dieser im Wasser gleichmäßig fort, und drückt deshalb den Preßkolben mit einer viel größeren Kraft in die Höhe, so vielmal größer, als die Fläche des Preßkolbens größer ist als die Fläche des Druckkolbens. Ist diese etwa 400 mal größer (wobei der Durchmesser des Preßkolbens 20 mal größer sein muß als der des Druckkolbens), und drücke ich mit einer Kraft von 50 *kg* auf das Ende eines Druckhebels, dessen kurzer Hebelarm etwa 6 mal kürzer ist, so ist der Druck auf den Druckkolben $= 6 \cdot 50 = 300$ *kg*; dieser Druck pflanzt sich im Wasser fort und bewirkt im Preßcylinder einen 400 mal stärkeren Druck, also $300 \cdot 400 = 120000$ *kg* $= 2400$ Ztr. Mit einer so ungemein großen Kraft wird also der Preßcylinder in die Höhe gedrückt.

Man verwendet diese Presse entweder zum Heben von sehr schweren Lasten oder zum Pressen. In letzterem Falle ist etwas oberhalb der Preßplatte eine starke Platte angebracht, die durch starke eiserne Stangen mit der Grundplatte verbunden ist. Zwischen die Preßplatte und dieses obere Widerlager wird der Gegenstand gelegt, der gepreßt werden soll; derselbe wird dann, wenn man auch nur eine mäßige Kraft anwendet, doch mit einer ungemein großen Kraft zusammengepreßt. Man benützt solche Pressen zum Pressen von Papier oder Leder, zum Zusammenpressen der Baumwolle, um sie besser verpacken zu können, zum Biegen starker Eisen- und Stahlstangen, um ihre Festigkeit zu prüfen oder ihnen eine gewünschte Form zu geben (Biegen der Panzerplatten der Kriegsschiffe) zum Pressen von Thonwaren, um sie dichter zu machen und ihnen größere Festigkeit zu geben u. s. w. Baumwolle oder Papiermasse, sehr stark gepreßt, wird hart wie Stahl, ist nicht mehr porös, sondern dicht wie Elfenbein, so daß man daraus Schienen und Radkränze macht, die man an Stelle der eisernen bei Eisenbahnen anzuwenden versucht. Hydraulische Pressen vergrößern den Druck mehr als jede andere Sorte von Pressen, so daß sie zur Hervorbringung des stärksten Druckes und zum Heben der schwersten Lasten gebraucht werden. Mit Vorteil füllt man sie anstatt mit Wasser mit Öl. Am Druck-

cylinder ist eine Vorrichtung angebracht, mittels deren man den Druckkolben oftmals nacheinander herabdrücken und so den Preßcylinder immer höher heben kann; dieselbe wird später als Druckpumpe beschrieben werden.

24. Bodendruck des Wassers.

Befindet sich Wasser in einem Gefäße, so übt es wegen seines Gewichtes einen Druck auf den Boden aus. Man möchte glauben, daß dieser Druck gleich sei dem Gewichte des im Gefäße enthaltenen Wassers; das ist jedoch nicht der Fall, und da das Gesetz anders lautet, als man von vorne herein glauben möchte, so nennt man es das hydrostatische Paradoxon.

Man findet dieses Gesetz durch folgenden Versuch: Auf eine Messingfassung können verschiedene Glasröhren aufgeschraubt werden, von denen die eine cylindrisch ist, die zweite nach oben weiter, die dritte enger wird, die vierte eine beliebige Gestalt hat. Die Messingfassung ist nach unten offen und wird verschlossen durch eine Messingplatte, welche an sie angedrückt wird durch das eine Ende eines gleicharmigen Hebels, dessen anderes Ende durch ein gewisses Gewicht belastet wird. Diese Platte stellt den Boden des Gefäßes dar, das durch die aufgeschraubten Glasröhren gebildet wird.

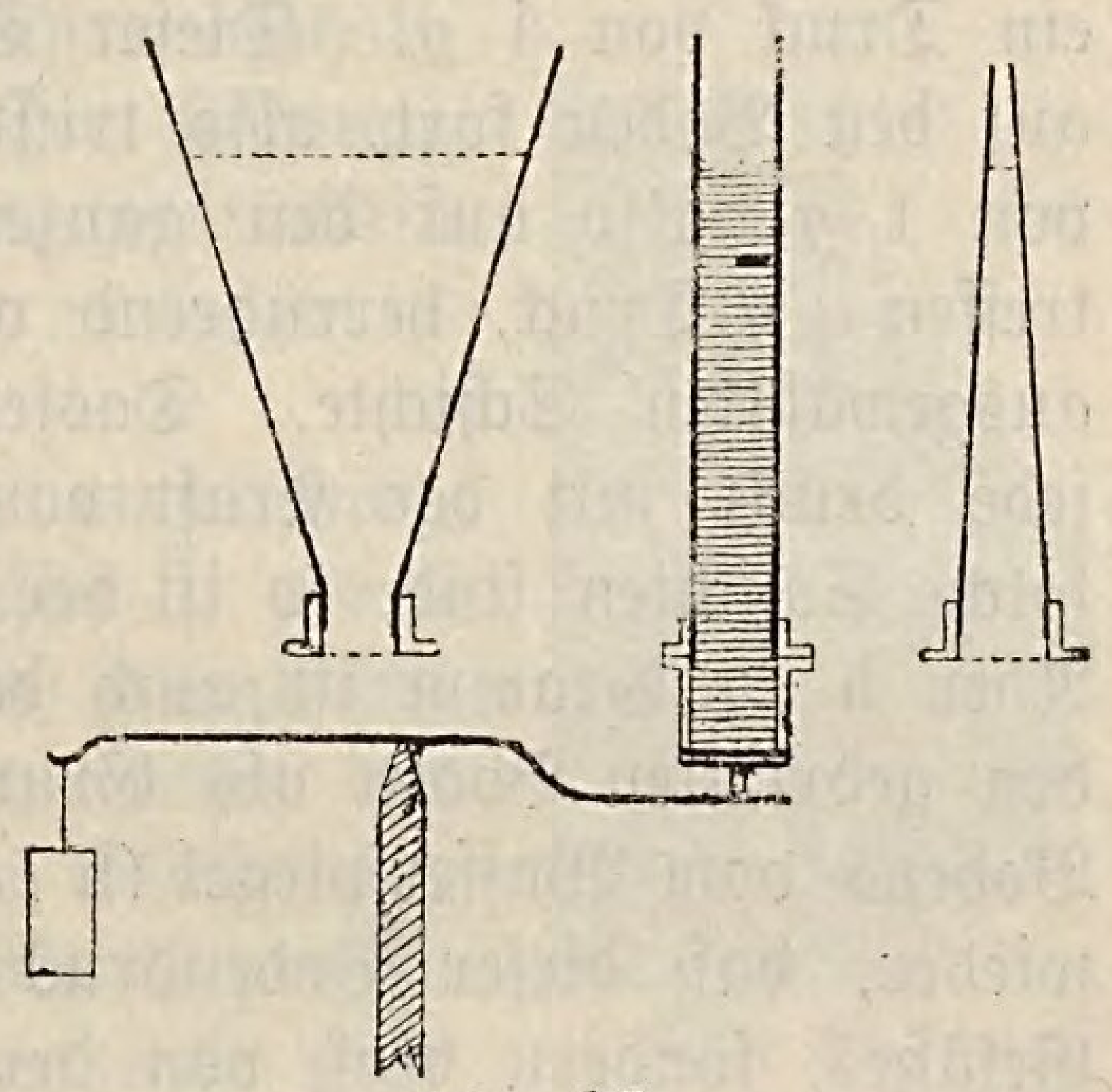


Fig. 27.

Gießt man nun Wasser in die Röhren, so drückt dasselbe auf die Platte und wird dieselbe herabdrücken, wenn der Druck des Wassers gleich dem Druck ist, mit welchem der Hebel die Platte nach aufwärts drückt. Man gießt nun vorsichtig so viel Wasser in die Röhre, bis der Druck des Wassers gleich ist dem Drucke des Hebels. Wenn man diesen Versuch nach einander mit den vier Glasröhren macht, so findet man, daß man das Wasser in allen bis zu derselben Höhe einfüllen muß, damit sein Druck dem Drucke des Hebels gleich ist. Man sieht, daß die Menge, also auch das Gewicht des Wassers in den 4 Röhren sehr verschieden ist, und daß doch der Druck auf den Boden in allen derselbe ist. Man schließt also: der Bodendruck des Wassers ist nicht abhängig von der Form oder Größe des Gefäßes, sondern nur abhängig von der Größe des Bodens und von der Höhe des Wasserspiegels über dem Boden. Dieser wichtige Satz wurde gefunden von Pascal, heißt deshalb auch der Pascal'sche Satz, und der eben beschriebene Apparat der Pascal'sche Apparat.

Dieser Satz läßt sich aus dem Satze über die gleichmäßige Fortpflanzung des Druckes auf folgende Weise ableiten. Man denke sich das im Gefäße befindliche Wasser in lauter horizontale Schichten zerschnitten, deren Höhe recht klein sei, etwa 1 *cm*, so daß die Flächen zweier aufeinanderfolgenden Schichten nur um wenig von einander verschieden sind. Ist die Höhe des Wassers im Gefäße etwa h *cm*, so sind es h solche Schichten. Der Boden habe q *qcm* Fläche. Ich betrachte nun eine beliebige solche Schichte, sie habe eine Grundfläche von etwa 240 *qcm*, ihre Höhe ist 1 *cm*, also ihr Inhalt 240 *ccm* Wasser; diese wiegen 240 *g* und drücken auf eine Fläche von 240 *qcm*, also trifft auf 1 *qcm* ein Druck von 1 *g*. Dieser Druck pflanzt sich mit gleicher Stärke auf den Boden fort, also trifft dort auf jedes *qcm* auch ein Druck von 1 *g*, also auf den ganzen Boden, der ja q *qcm* Fläche hat, treffen q *g* Druck, herrührend von dem Drucke der von mir beliebig ausgewählten Schichte. Dasselbe gilt von jeder andern Schichte; jede drückt mit der Kraft von q *g* auf den Boden, und da es h solche Schichten sind, so ist der Druck aller Schichten = h · q Gramm. Aber h · q Gramm ist auch das Gewicht einer Wassersäule, welche den gedrückten Boden als Grundfläche (q *qcm*) und den Abstand des Bodens vom Wasserspiegel (h *cm*) zur Höhe hat. Man erkennt also wieder, daß dieser Bodendruck nicht von der Form und Größe des Gefäßes, sondern bloß von der Größe des Bodens, q *qcm*, und der Höhe des Wassers, h *cm*, abhängt, und daß dieser Bodendruck stets so groß ist, wie das Gewicht einer Wassersäule, welche vom Boden aus senkrecht in die Höhe geht bis zum Wasserspiegel = q · h. So lautet der vollständige Pascal'sche Satz.

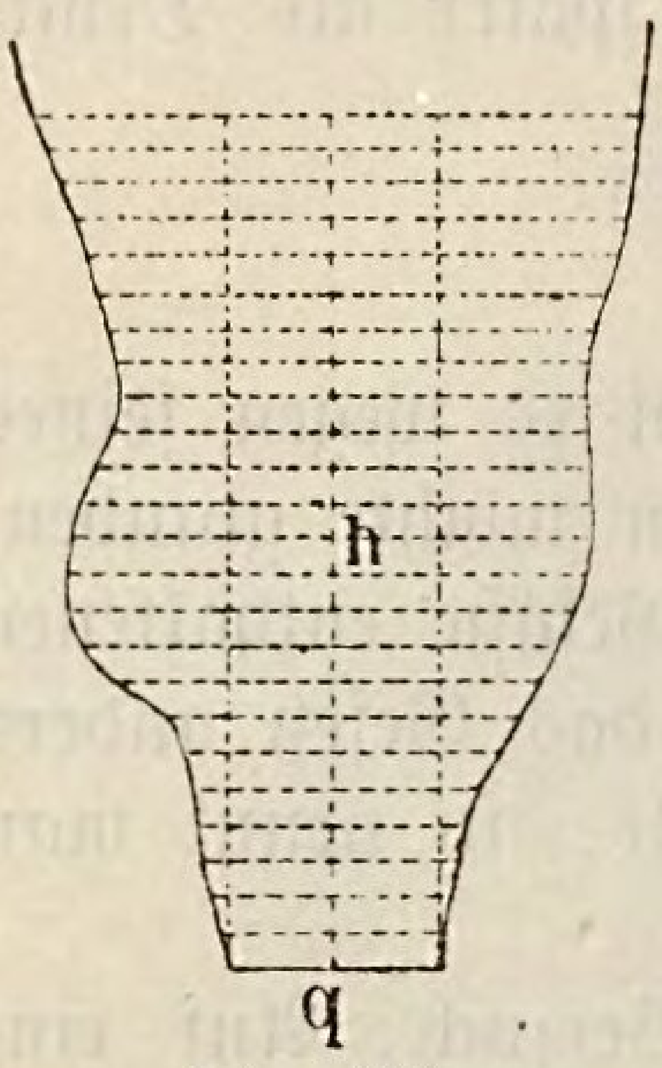


Fig. 28.

Dieser Druck ist demnach leicht zu berechnen. Bei einer Tiefe von 10 *m* beträgt der Bodendruck auf jedes *qcm* 1 *kg*, was man sich merken mag. Bei beträchtlichen Tiefen wird dieser Druck sehr groß, in einer Meerestiefe von 1000 *m* beträgt er 100 *kg* auf jedes *qcm* (sogar noch etwas mehr, weil das Meerwasser etwas schwerer ist als das reine Wasser). Wenn man eine mit Bleikugeln beschwerte und fest verschlossene Flasche in solche Tiefe hinabsinken läßt, so wird sie durch den Druck des Wassers zerdrückt. Ein Mensch kann nicht sonderlich tief unter Wasser tauchen; denn durch den Druck des Wassers wird das Blut aus Armen und Füßen ins Herz zurückgepreßt und der Brustkorb stark zusammengedrückt, was innere Verletzungen zur Folge hat; ohne weitere Vorrichtungen kann man nicht tiefer als 20 *m* unter das Wasser tauchen; Perl- und Schwammfischer tauchen bis höchstens 25 *m*.

25. Seitendruck des Wassers. Wasserräder.

Wie auf den Boden, so drückt das Wasser auch auf die Seitenwände des Gefäßes, und zwar wird jedes Stücklein einer Seitenfläche so stark gedrückt, wie wenn dies Stücklein horizontal läge und so ein Teil einer Bodenfläche wäre; denn der Druck pflanzt sich nach allen Seiten gleichmäßig fort. Der Seitendruck ist also gleich dem Gewichte einer Wassersäule, die das Seitenstücklein als Grundfläche und seinen Abstand vom Wasserspiegel als Höhe hat. Die oberen Teile einer Seitenwand werden demnach nur schwach, die unteren um so stärker gedrückt, je weiter sie vom Wasserspiegel vertikal entfernt sind. Bei einer Wasserleitung erleiden demnach die Wände der Röhren, die vom großen Reservoir (Hochreservoir) in die Straßen und Häuser führen, einen bedeutenden Druck, bei etwa 50 *m* Höhe 5 *kg* auf jedes *qcm*; die Röhren müssen deshalb aus dickem Eisen gemacht werden. Die Richtung dieses Seitendruckes ist bei jedem Flächenstücklein senkrecht auf die Fläche nach auswärts gerichtet.

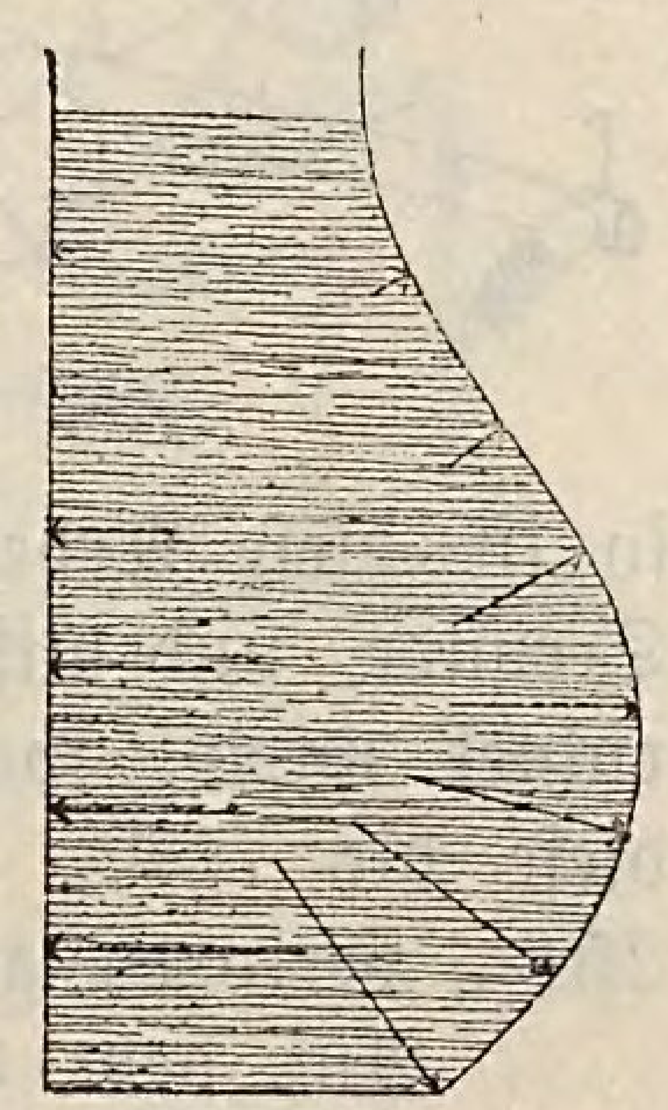


Fig. 29.

Der Seitendruck wird vielfach angewandt, um Maschinen zu treiben. Wenn Wasser in einem gewöhnlichen Gefäße sich befindet, so bringt der Seitendruck keine Bewegung hervor; denn der Seitendruck auf die rechts liegenden Teile der Wände wird aufgehoben durch den eben so großen Druck auf die links liegenden. Wenn man aber etwa rechts ein Loch in die Wand macht, so kann das Wasser auf dieses Flächenstücklein nicht mehr drücken, weil es nicht mehr da ist; aber auf das gegenüberliegende Flächenstücklein drückt das Wasser noch, und drückt dasselbe demnach nach links. Man sieht dies, wenn man ein Gefäß an einer Schnur aufhängt, voll Wasser gießt und rechts ein Loch anbringt, das Gefäß wird etwas nach links verschoben, während das Wasser nach rechts herausfließt. (Fig. 30.)

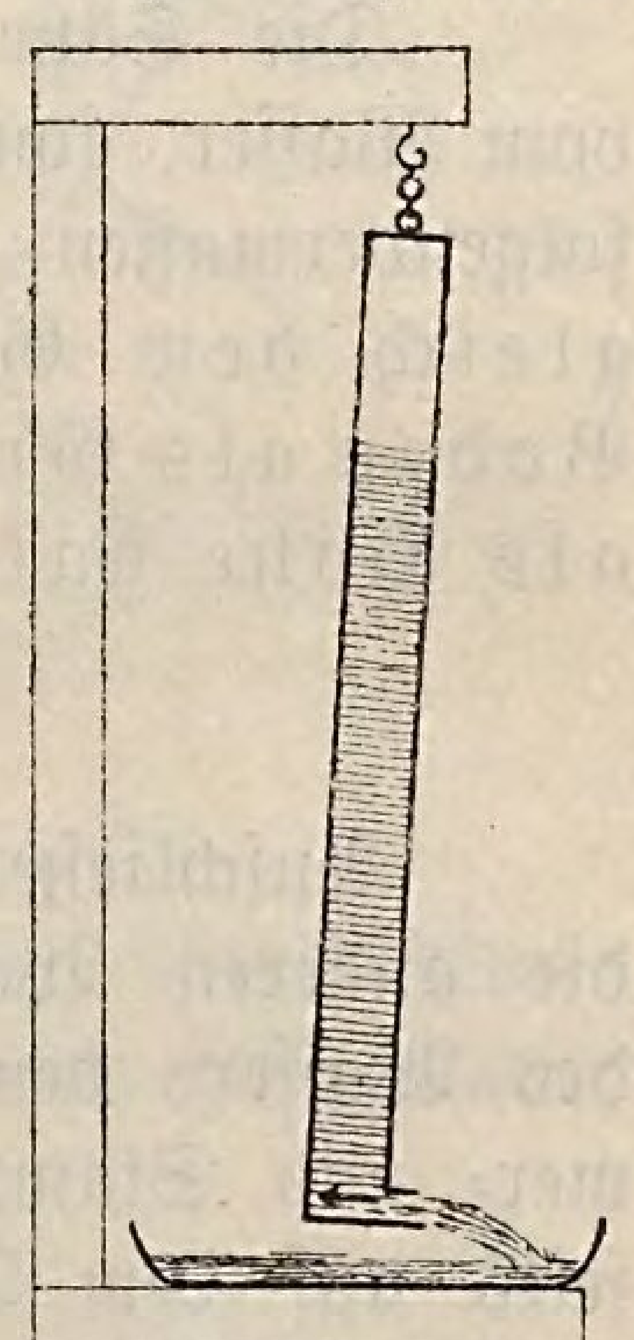


Fig. 30.

Hierauf beruht das Segner'sche Wasserrad. (1750). Es besteht aus einer hohen, leicht drehbar aufgestellten Röhre, in welche oben das Wasser hineingeleitet wird, so daß sie beständig voll ist. Unten gehen mehrere Arme heraus, die nicht nach auswärts, sondern nach seitwärts Öffnungen haben, aus denen das Wasser herausfließt. Die Öffnungen sind alle nach derselben Seite hin gerichtet. Das Wasser drückt auf die Öffnungen nicht, weil ja dort keine Seitenwand ist, aber es drückt auf die diesen Öffnungen

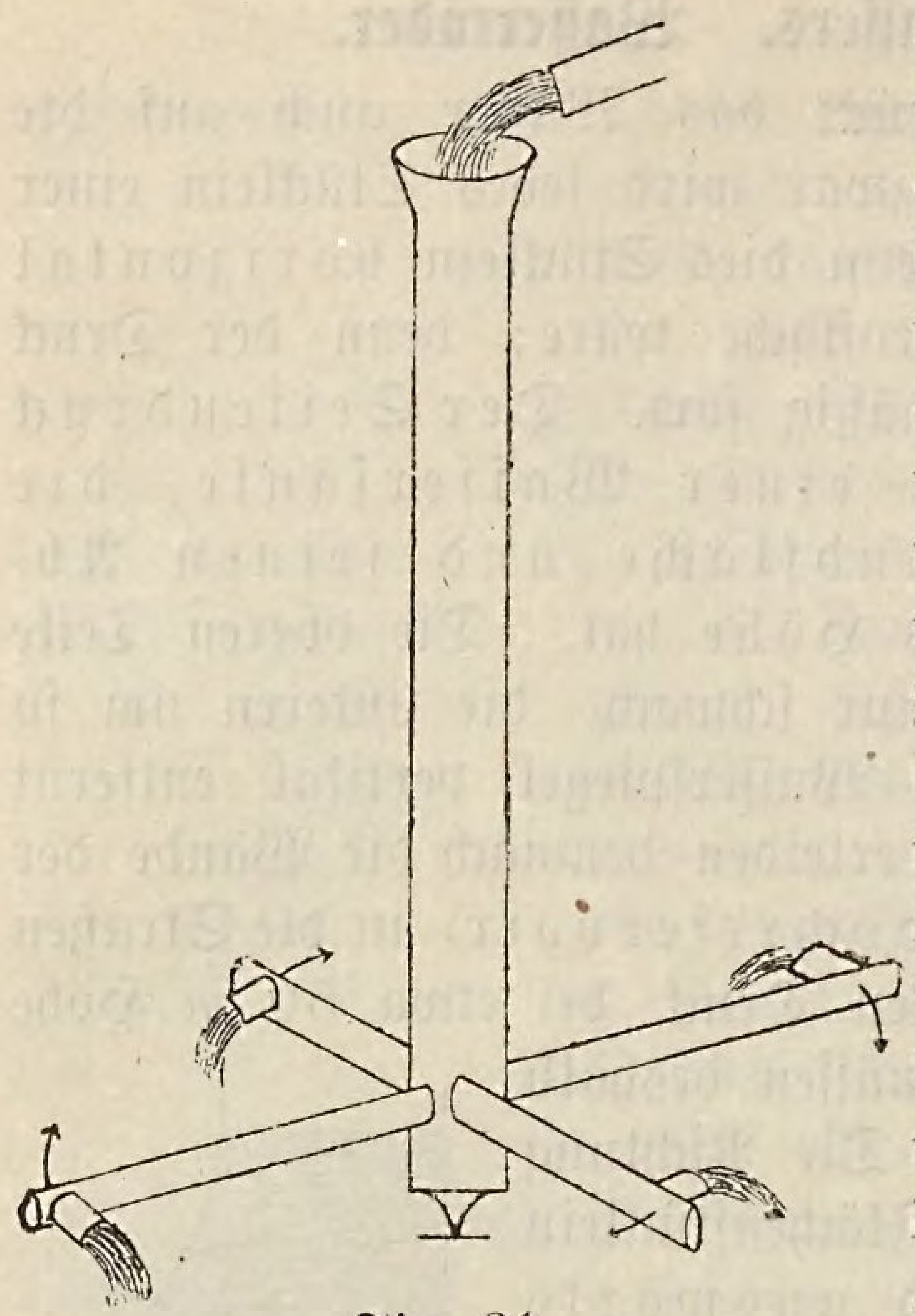


Fig. 31.

gegenüberliegenden Teile der Röhren und dieser Seitendruck dreht das Rad herum, entgegengesetzt der Richtung des ausfließenden Wassers. Durch dieses Rad kann dann eine Mühle oder irgend eine Arbeitsmaschine getrieben werden. Man verwendet solche Wasserräder mit Vorteil in gebirgigen Gegenden, wo Wasser vorhanden ist, das hoch herunterkommt, das also leicht oben in eine Rinne und durch diese in die Röhre geleitet werden kann. Diese Maschinen nützen die vorhandene Wasserkraft gut aus. Berechnet man nämlich die Arbeitskraft des hineingeleiteten Wassers, z. B. es fließen in jeder Sekunde 90 *l* in der 6 *m* hohen Röhre herunter, so ist diese Arbeitskraft des Wassers $= 90 \cdot 6 = 540$ *kgm* pro Secunde, und mißt man nun auch die Arbeit, die durch dasselbe verrichtet wird, so findet man bei gut eingerichteten Maschinen, daß diese bis 75% der Arbeit des Wassers beträgt, daß also bloß 25% verloren gehen.

Auf dem Seitendruck des Wassers beruhen auch die Turbinen, die auch die Wasserkraft sehr gut ausnützen und vielfach anstatt der bei gewöhnlichen Mühlen gebräuchlichen Wasserräder benützt werden.

Die Sätze vom Boden- und Seitendruck gelten nicht bloß vom Wasser, sondern von jeder Flüssigkeit, und lauten dann folgendermaßen: der Bodendruck einer Flüssigkeit ist gleich dem Gewichte einer Flüssigkeitssäule, die den Boden als Grundfläche und seinen Abstand vom Niveau als Höhe hat.

Die Wasserräder.

Anschließend an das Segner'sche Wasserrad wollen wir kurz die anderen Wasserräder betrachten, durch welche man die Kraft des Wassers benützt, um Arbeitsmaschinen (Mühlen, Sägen, Hammer- und Stampfwerke u. s. w.) zu bewegen. Sie beruhen einerseits auf dem Drucke und dem Gewichte des Wassers, anderseits auf dem hydraulischen oder hydrodynamischen Drucke, welchen bewegtes Wasser (Fluß) hervorbringt, wenn es auf einen festen Körper trifft.

Man unterscheidet hauptsächlich dreierlei Arten von Wasserrädern:

a) das oberschlächtige Wasserrad. (Fig. 32.) Es hat außen am Radkranze viele kasten- oder zellenförmige Schaufeln, deren Öffnungen alle nach derselben Seite hin gerichtet sind. Das Wasser wird von oben her in die Zellen geleitet, füllt diese an und fließt, wenn die Zellen unten ankommen, wieder aus. Weil sich stets nur auf der einen Hälfte des Rades Wasser in den Zellen befindet, so bringt es das Rad in Drehung durch sein Gewicht. Es wird nur in gebirgigem Lande angewandt, wo durch Kanalisierung eines Baches oder Anlage einer Rinne das Wasser leicht in der erforderlichen Höhe (2 bis 8 *m*) erhalten werden kann. Bei großer Höhe genügt schon eine scheinbar geringfügige Menge Wassers (Quelle), um eine Mühle zu treiben.

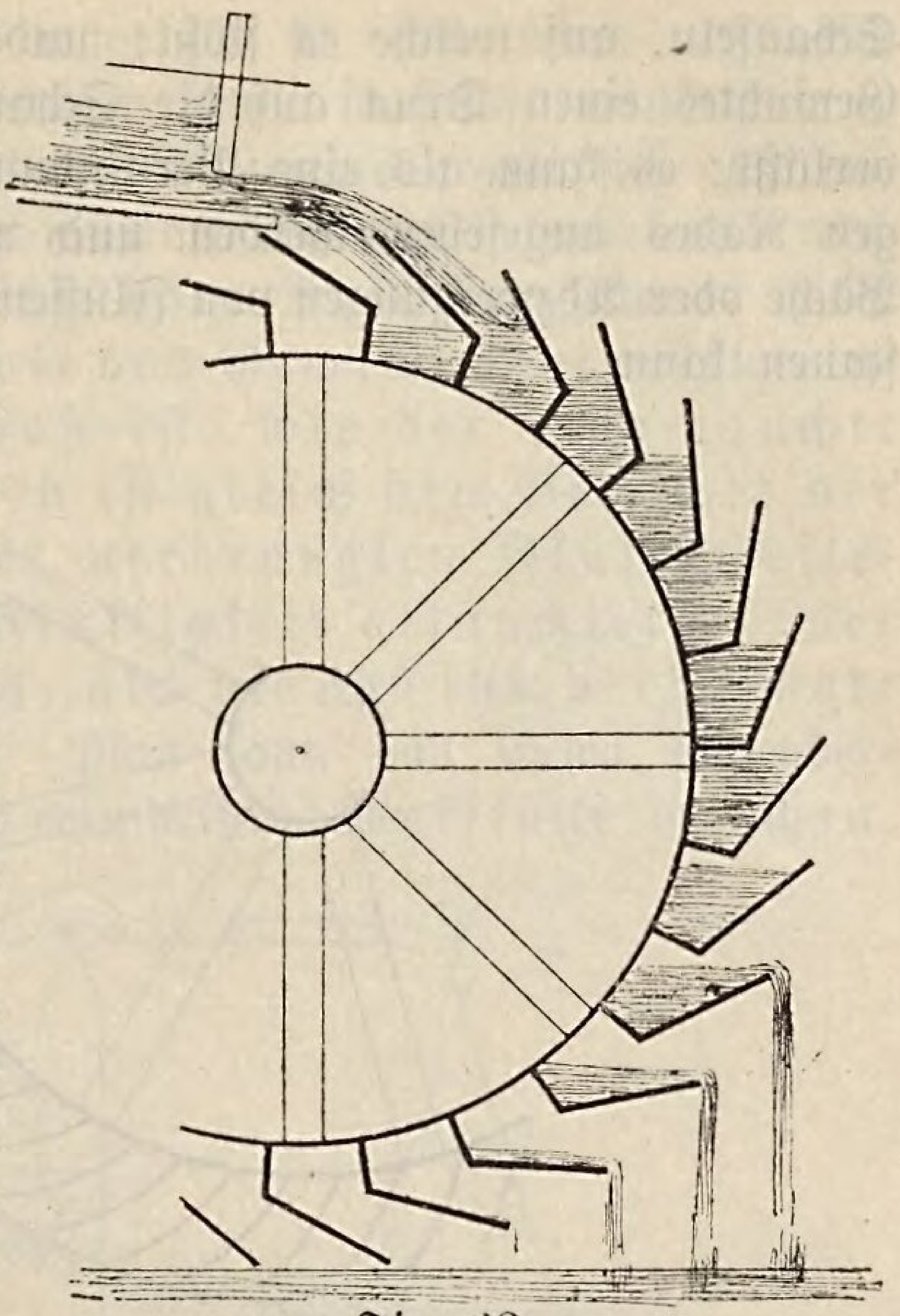


Fig. 32.

b) Das unterschlächtigte Wasserrad. (Fig. 33.) Es hat außen am Radkranz breite Schaufeln, mit denen es in fließendes Wasser (Fluß) eintaucht. Der Stoß des fließenden Wassers setzt es in Bewegung. Es wird im ebenen Terrain angewendet bei Flüssen, die nicht gestaut werden können (Schiffmühlen). Durch Vergrößerung der Schaufeln erhält man auch bei schwach fließendem Wasser hinreichende Kraft.

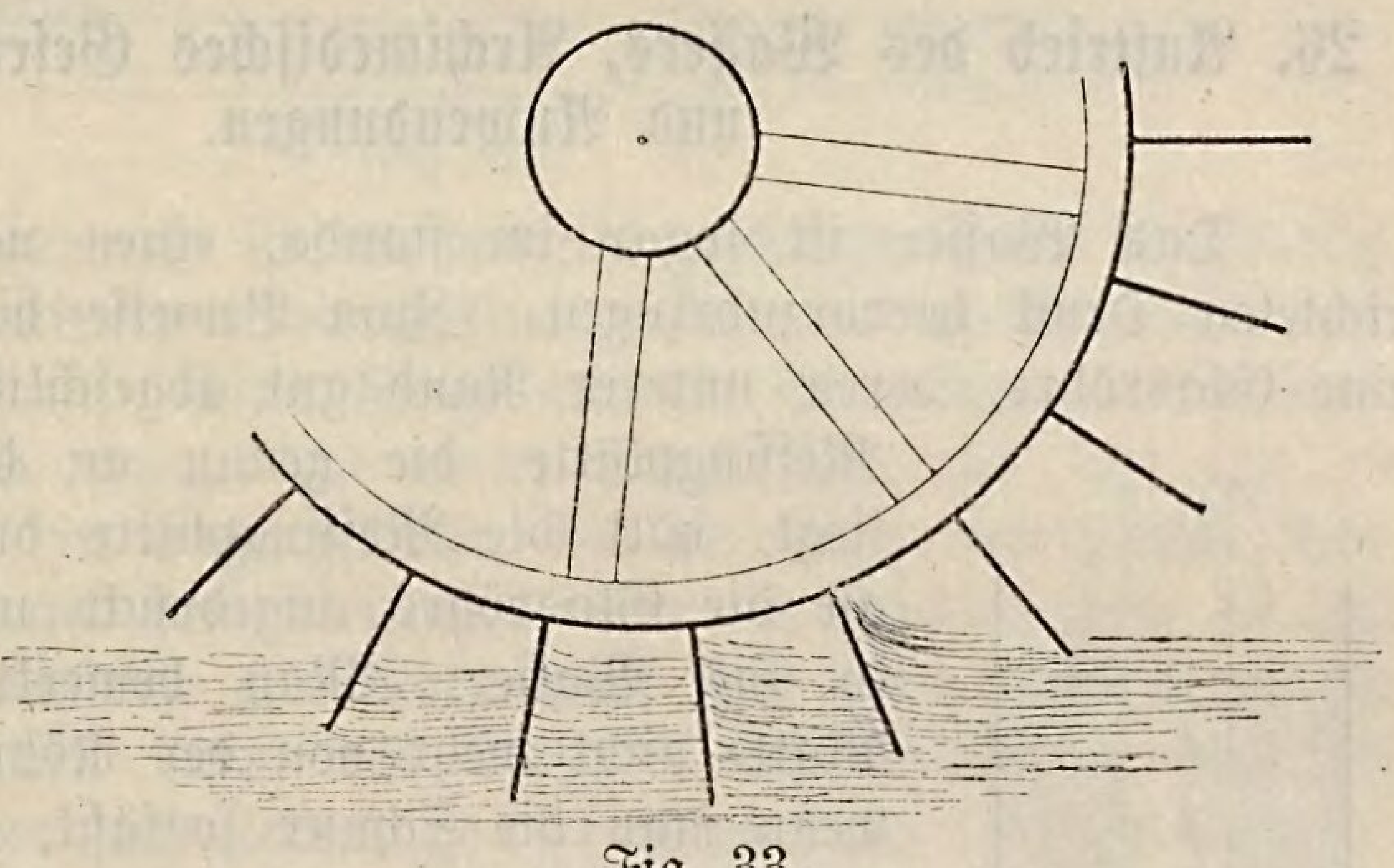


Fig. 33.

c) Das mittelschlächtige Rad. (Fig. 34.) Es hat am Radkranze Schaufeln, die mit Vorteil schwach gebogen sind. Das Wasser wird etwas, 1 bis 2 *m*, gestaut, schießt dann unter der Schleuße hervor in eine Rinne, welche genau den Radkranz umschließt, übt vermöge seiner Geschwindigkeit einen Druck auf die

Schaufeln, auf welche es stößt, und übt dann noch vermöge seines Gewichtes einen Druck auf die Schaufeln, bis es unten die Rinne verläßt; es kann als eine Verbindung des ober- und unterschlächtigen Rades angesehen werden und wird da angewandt, wo man Bäche oder Abzweigungen von Flüssen nicht besonders hoch (1—2 *m*) stauen kann.

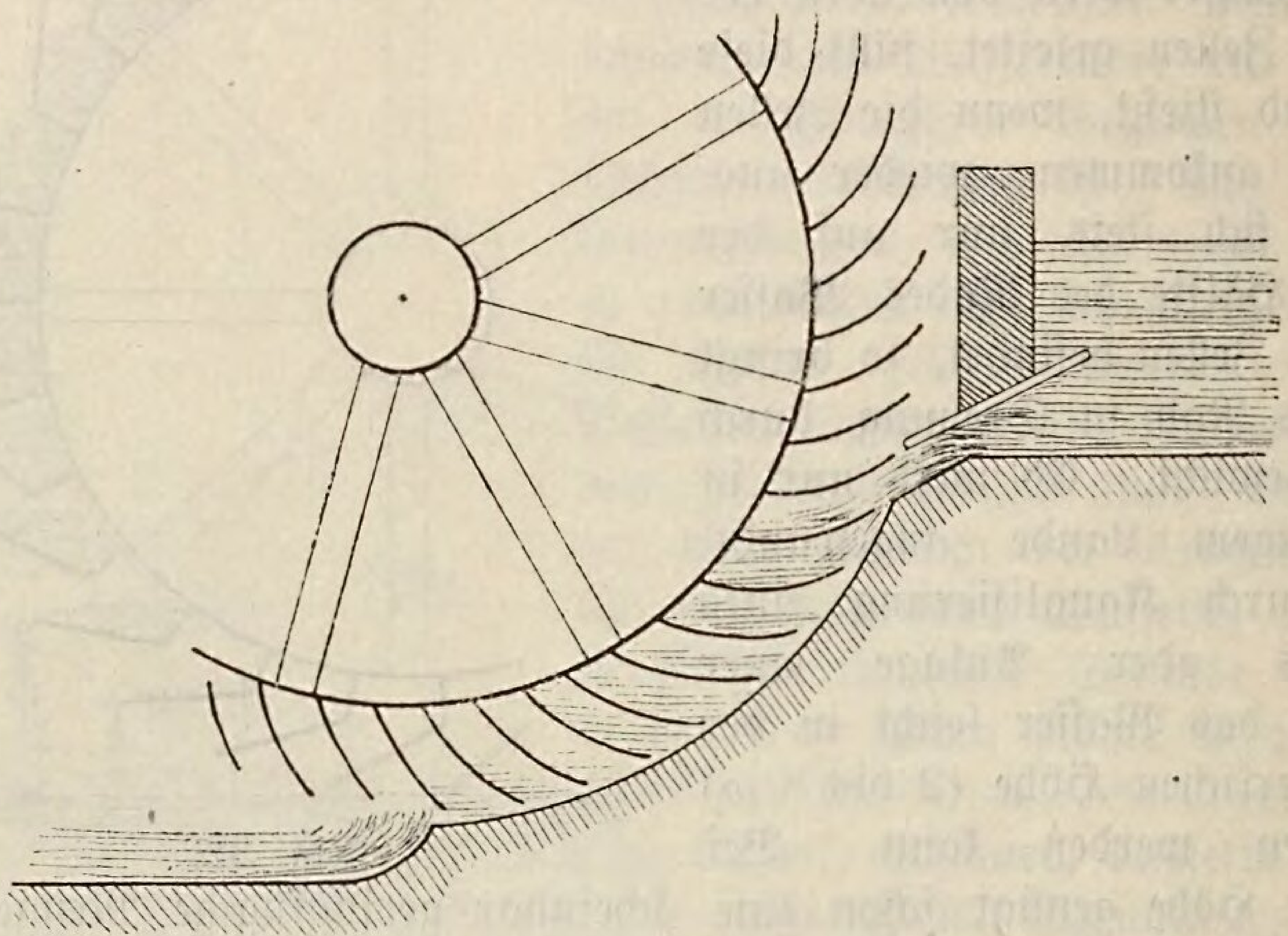


Fig. 34.

26. Auftrieb des Wassers, Archimedisches Gesetz. Folgerungen und Anwendungen.

Das Wasser ist sogar im stande, einen nach aufwärts gerichteten Druck hervorzubringen. Zum Beweise hiefür nimmt man eine Glasröhre, deren unterer Rand gut abgeschliffen ist, und eine Messingplatte, die genau an diesem Rande anliegt, hält die Messingplatte durch eine Schnur an die Glasröhre angedrückt und taucht beides so ins Wasser. Man bemerkt, daß nun die Platte nicht mehr von der Röhre wegfällt, auch wenn man die Schnur losläßt, und schließt also, daß sie durch den Druck des Wassers nach aufwärts gepreßt wird. Dieser Druck, den man Auftrieb nennt, folgt auch den Gesetzen über den Bodendruck.

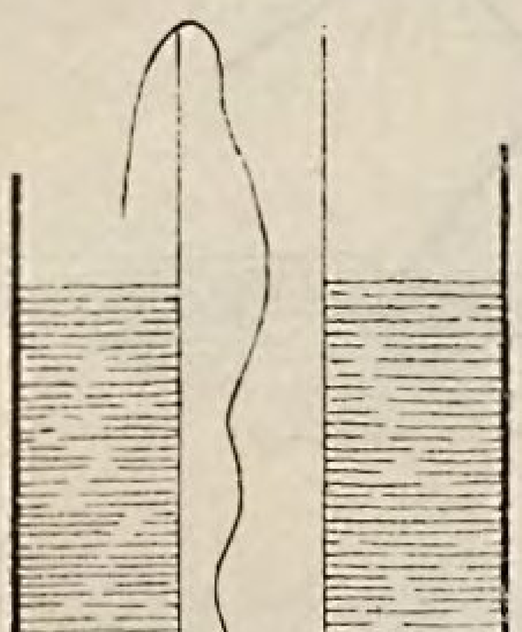


Fig. 36.

Wenn ein Körper in Wasser getaucht ist, so wird er durch den Druck des Wassers nach aufwärts getrieben, dieser Druck wirkt dem Gewichte des Körpers entgegen, verringert also das Gewicht des Körpers und wird Auftrieb genannt. Bindet man einen

Körper an eine Wagschale und wägt ihn so, und dann nochmals, während man ihn in Wasser hängen läßt, so findet man, daß er nun leichter ist. Die Größe dieses Auftriebes ergibt sich aus folgendem Gesetze, das von Archimedes erfunden wurde und nach ihm das Archimedische Gesetz oder Prinzip genannt wird. Der Auftrieb ist so groß wie das Gewicht einer Flüssigkeitsmasse, die ebensogroß ist, wie der eingetauchte Körper, oder: Der Auftrieb ist gleich dem Gewichte der vom eingetauchten Körper verdrängten Flüssigkeitsmasse; oder: ein in eine Flüssigkeit getauchter Körper verliert soviel an Gewicht, als die von ihm verdrängte Flüssigkeitsmasse wiegt. Man kann das Gesetz folgendermassen beweisen. Man hat ein cylindrisches Messingeimerchen,

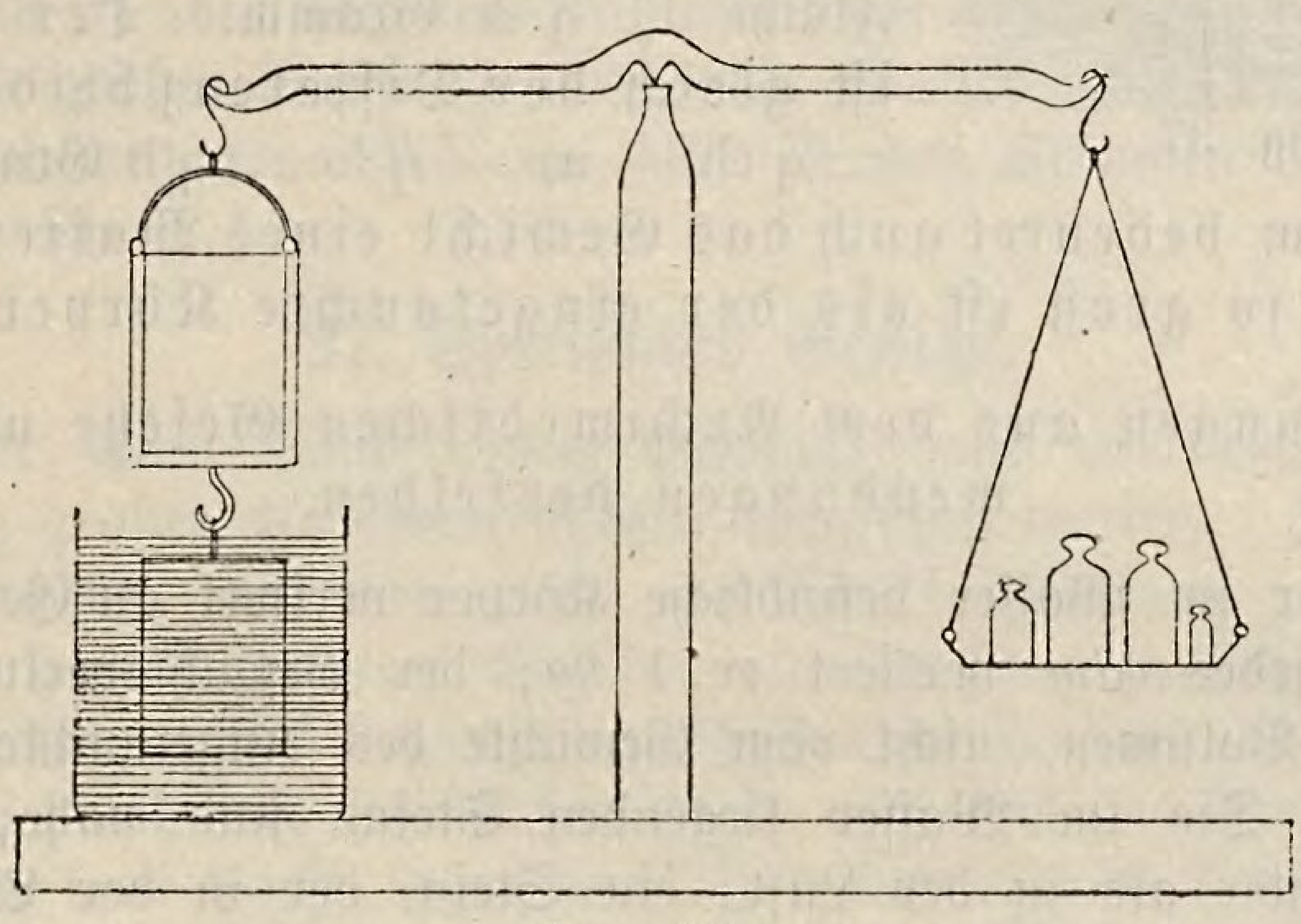


Fig. 36.

das sehr genau ausgedreht ist; in dasselbe paßt genau ein Messingcylinder, der mittels eines Hakens unten an das Eimerchen angehängt werden kann. Man hängt nun das Eimerchen, an welchem unten der Cylinder hängt, an einen Wagbalken und legt auf die andere Wagschale ein Gegengewicht, bis die Wage horizontal steht. Man stellt nun unter den Messingcylinder ein Glas Wasser, so daß der Cylinder in dasselbe eintaucht; man sieht dann, wie er in die Höhe geht, getrieben durch den Auftrieb des Wassers. Um das Gleichgewicht wieder herzustellen, gießt man nun in das Eimerchen so viel Wasser, bis die Wage wieder im Gleichgewichte steht, und findet, daß man gerade soviel eingießen muß, bis es ganz voll ist; man sieht, daß der Auftrieb, den der Messingcylinder erleidet, aufgehoben wird durch das Gewicht eines gleich großen Volumens Wasser, und schließt hieraus das Archimedische Gesetz.

Man kann dasselbe auch aus den Sätzen über den Bodendruck des Wassers ableiten und zwar leicht bei einfach geformten Körpern. Wenn nämlich der eingetauchte Körper ein rechteckig be-

grenzter ist, also etwa die Form eines Ziegelsteines hat, so werden alle Flächen desselben vom Wasser gedrückt, die Druckkräfte auf die Seitenflächen heben sich auf, weil sie gleich groß und entgegengesetzt gerichtet sind. Seine obere Fläche wird nach abwärts die untere nach aufwärts gedrückt; diese Druckkräfte heben sich nicht ganz auf; denn der Druck auf die untere Fläche ist größer, weil sie tiefer unter dem Wasser ist.

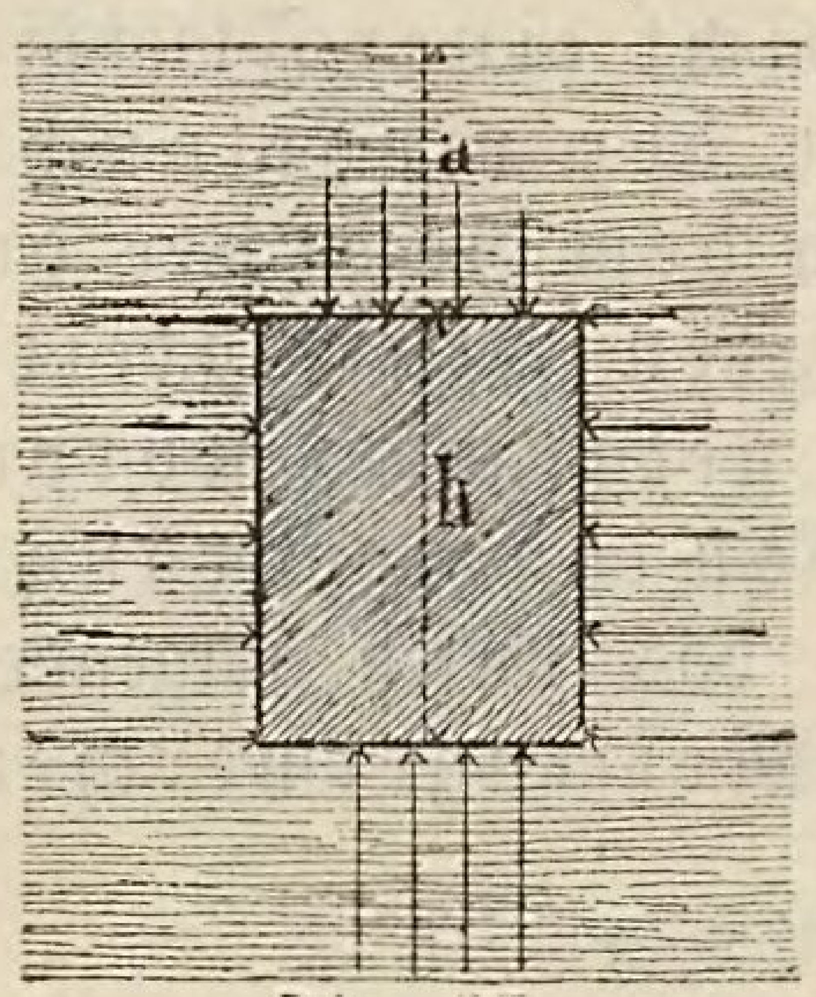


Fig. 37.

Hat die Grundfläche des Körpers q *qcm*, seine Höhe h *cm*, und der Abstand der oberen Fläche vom Wasserspiegel a *cm*, so ist der Druck auf die untere Fläche $= q\,(h + a)$ Gramm, der Druck auf die obere Fläche $= q \cdot a$ Gramm. Der Auftrieb ist gleich der Differenz beider Kräfte $= q\,(h + a) - q \cdot a = q\,h$ Gramm; aber $q \cdot h$ Gramm bedeutet auch das Gewicht eines Wasserkörpers, der eben so groß ist als der eingetauchte Körper.

Folgerungen aus dem Archimedischen Gesetze und Anwendungen desselben.

Jeder im Wasser befindliche Körper verliert an Gewicht, und zwar für jedes *cdm* verliert er 1 *kg*; der Gewichtsverlust ist also bloß vom Volumen, nicht vom Gewichte des eingetauchten Körpers abhängig. Die im Wasser liegenden Steine sind nahezu um die Hälfte leichter als in der Luft; ein Stein, der in der Luft 2 Ztr. wiegt, wiegt im Wasser nur 1 Ztr. und einige Pfund; daraus erklärt sich auch, daß die Flüsse eine große Masse von Steinen als Gerölle, Geschiebe, Kies und Sand mit sich führen und leicht immer weiter fortschieben können.

Wenn das Gewicht eines Körpers kleiner ist als das Gewicht eines gleich großen Volumens Wassers, also der Auftrieb größer ist als das Gewicht des Körpers, so wird der Körper vom Wasser nach aufwärts getrieben und schwimmt dann auf dem Wasser. Ein Teil desselben ist dann über dem Wasser, der andere Teil unter dem Wasser und bloß der letztere gibt Anlaß zum Auftrieb. Der Körper taucht dann so tief ein, bis das Gewicht des von ihm verdrängten Wassers so groß ist als sein eigenes Gewicht. Wenn ein Körper auf dem Wasser schwimmt, so sagt man, er ist leichter als Wasser. Ein hohler Körper kann auch auf dem Wasser schwimmen, wenn auch die Masse, aus der er besteht, schwerer ist als das Wasser; denn durch die Höhlung bekommt er ein großes Volumen, verdrängt viel Wasser, so daß das Gewicht des Wassers größer wäre, als das Gewicht des Körpers; deshalb schwimmt er. Mit Wasser gefüllt, geht er natürlich unter. Daher

kommt es, daß man Schiffe ganz aus Eisen bauen kann, und daß sie doch noch eine große Tragfähigkeit haben.

Der Satz vom Auftrieb gilt nicht blos vom Wasser, sondern von allen Flüssigkeiten, und lautet dann folgendermaßen: der Auftrieb, den ein Körper in einer Flüssigkeit erleidet, ist gleich dem Gewichte der vom Körper verdrängten Flüssigkeit.

Das archimedische Gesetz kann dazu dienen, um das Volumen eines Körpers zu finden, der sehr unregelmäßig begrenzt ist, z. B. das Volumen eines Steinbrockens, eines Glasstückes, einer Münze u. s. w. Man wägt den Körper in der Luft, er wiegt etwa 36,8 *g*, man bindet ihn an einen Faden, hängt ihn an die Wagschale, läßt ihn in ein untergestelltes Glas Wasser tauchen, und wägt ihn so im Wasser; er wiegt etwa 24,3 *g*, folglich hat er 12,5 *g* an Gewicht verloren; der Gewichtsverlust ist aber nach dem Archimedischen Gesetz gleich dem Gewicht eines gleich großen Wasserkörpers; aber Wasser von 12,5 g Gewicht hat ein Volumen von 12,5 *ccm*, also ist das Volumen des Körpers auch 12,5 *ccm*.

27. Specifisches Gewicht.

Jeder Stoff kann seinem Gewichte nach mit dem Gewichte eines gleich großen Volumens Wasser verglichen werden. Die Zahl, welche angibt, wie viel mal ein Stoff schwerer ist als ein gleich großes Volumen Wasser, heißt sein specifisches Gewicht (abgekürzt sp. G.; deutsch: artbildendes Gewicht, ein Gewichtsverhältnis, durch das sich dieser Stoff von anderen Stoffen unterscheidet, ein dem Stoffe eigenthümliches Gewichtsverhältnis).

Wenn man also sagt, das sp. G. des Eisens ist 7,5, so heißt das, das Eisen oder jedes Stück Eisen ist 7,5 mal schwerer als ein gleich großes Volumen Wasser. Auch für Körper, die in Wirklichkeit leichter sind als Wasser, gilt dieselbe Erklärung des sp. G. Man sagt deshalb das sp. G. des Holzes ist 0,5, d. h. Holz ist 0,5 mal schwerer als Wasser; 1 *cdm* Wasser wiegt 1 *kg*, 1 *cdm* Holz wiegt demnach $0{,}5 \cdot 1$ *kg* = 0,5 *kg*.

Um das specifische Gewicht eines Körpers zu bestimmen, hat man verschiedene Methoden, von denen die meisten auf Anwendung des Archimedischen Principes beruhen.

1. Methode mittels Eintauchens. Man wägt den Körper in der Luft, er wiege 26,4 *g* (a), dann hängt man ihn mittels eines feinen Fadens an die Wagschale, läßt ihn so in untergestelltes Wasser tauchen, und wägt ihn wieder; er wiege 22,6 *g* (b); also hat er an Gewicht verloren 3,8 *g* (a—b); dieser Gewichtsverlust ist nach dem Archimedischen Gesetz gleich dem Gewichte eines gleich großen Wasserkörpers, also wiegt ein gleich großer Wasserkörper 3,8 *g* (a—b). Nun kann man angeben, wie vielmal der Körper (26,4) schwerer ist als ein gleich großer Wasserkörper (3,8), nämlich:

$$\text{sp. G.} = \frac{26{,}4}{3{,}8} = 6{,}95 \left(\text{sp. G.} = \frac{a}{a-b}\right)$$

Diese Methode paßt für feste Körper, die schwerer sind als Wasser und sich in Wasser nicht auflösen.

Ghetaldi bestimmte so zuerst das sp. G. der Metalle. 1603.

2. Methode des Eingießens, passend für flüssige Körper. Man nimmt ein Fläschlein mit engem Halse, an dem eine Marke eingraviert ist.

Ich wäge das Fläschlein leer, $= 37{,}5\,g = a$
" " " " mit der Flüssigkeit
z. B. Petroleum bis an die Marke gefüllt, $= 147{,}8\,g = b$
ich wäge das Fläschlein mit Wasser ebenfalls bis zur Marke gefüllt, $= 162{,}7\,g = c$
so finde ich durch Abziehen:
das Gewicht des Petroleums $= 110{,}3\,g = b-a$
" " des gleich großen Volumens Wasser $= 125{,}2\,g = c-a$

$$\text{also sp. G. des Petroleums} = \frac{110{,}3}{125{,}2} = 0{,}88 \left(= \frac{b-a}{c-a}\right)$$

3. Methode mittelst eines Hülfskörpers, passend für flüssige Körper: ich wähle einen Körper, der sich weder in Wasser, noch in der zu untersuchenden Flüssigkeit (z. B. Spiritus) auflöst und in jeder untersinkt, also etwa ein Stück Glas, wäge nun
das Glas in der Luft $= 75{,}5\,g = a$
" " " " Spiritus hängend $= 51{,}6\,g = b$
" " " " Wasser hängend $= 45{,}4\,g = c$
Durch Abziehen finde ich den Gewichtsverlust in
Spiritus $= 23{,}9\,g = a-b$, und den in
Wasser $= 30{,}1\,g = a-c$; nach dem Archimedischen Princip bedeutet das erste das Gewicht eines Volumens Spiritus, das so groß ist wie der eingetauchte Glaskörper; das zweite das Gewicht eines ebensogroßen Volumens Wasser; folglich ist das sp. G. des Spiritus

$$= \frac{23{,}9}{30{,}1} = 0{,}794 \left(\text{sp. G.} = \frac{a-b}{a-c}\right)$$

4. Die Methode mit Hülfe eines anderen specifischen Gewichtes, passend für feste Körper, die sich in Wasser auflösen. Diese Methode beruht auf folgendem Satze: Das sp. G. eines Körpers in Bezug auf Wasser ist gleich dem sp. G. des Körpers in Bezug auf einen Hülfskörper mal dem sp. G. des Hülfskörpers in Bezug auf Wasser, was man so schreiben kann:

$$\text{sp G}\frac{K}{W} = \text{sp G}\frac{K}{H} \cdot \text{sp G}\frac{H}{W};$$

oder: $\dfrac{\boxed{K}}{\boxed{W}} = \dfrac{\boxed{K}}{\boxed{H}} \cdot \dfrac{\boxed{H}}{\boxed{W}}$. Denn wenn man z. B. weiß, daß Blei 5 mal schwerer ist als Schwefelsäure,

also $sp\,G\frac{\text{Blei}}{\text{Schwefels.}} = 5$, und Schwefelsäure 2mal schwerer als Wasser, also $sp\,G\frac{\text{Schwefels.}}{\text{Wass.}} = 2$, so folgt, daß das Blei 10mal schwerer ist als Wasser, also

$$sp\,G\frac{\text{Blei}}{\text{Wass.}} = sp\,G\frac{\text{Blei}}{\text{Schwefels.}} \cdot sp\,G\frac{\text{Schwefels.}}{\text{Wasser}}$$
$$10 = 5 \cdot 2.$$

Will ich etwa das sp. G. des Kupfervitriols, der sich in Wasser auflöst, bestimmen, so wähle ich eine Flüssigkeit, in der sich der Kupfervitriol nicht auflöst, z. B. Petroleum, und suche das sp. G. des Kupfervitriols in Bezug auf Petroleum nach der Methode des Eintauchens, finde etwa 1,84, suche dann das sp. G. des Petroleums in Bezug auf Wasser, etwa nach der Methode des Eingießens, = 0,88, so ist das sp. G. des Kupfervitriols = 1,84 · 0,88 = 1,62.

5. **Methode des Zusammenbindens**, passend für feste Körper, die leichter sind als Wasser. Will ich etwa das sp. G. des Holzes finden, so wähle ich ein dazu passendes Stück Eisen oder Blei, so daß Holz und Blei zusammen im Wasser untersinken, und bestimme nun folgende Gewichte:

Blei in Luft = 38,7 g = a
Blei in Wasser = 35,2 g = b
Auftrieb des Bleies = 3,5 g = a — b
Holz in Luft = 18,6 g = c
Holz + Blei in Luft = 57,3 g = a + c
Holz mit Blei in Wasser = 22,8 g = d
Auftrieb vom Holz + Blei = 34,5 g = a + c — d
Auftrieb vom Blei = 3,5 g = a — b
Auftrieb des Holzes = 31 g = b + c — d

also sp. G. des Holzes $= \frac{18,6}{31} = 0,6 = \frac{c}{b + c - d}$.

6. **Methode mittels des Nicholson'schen Aräometers.** (Das erste Gewichtsaräometer wurde von Fahrenheit erfunden 1721. Nicholson 1787.) Dasselbe besteht aus einem Cylinder aus Messingblech, der oben und unten spitz zuläuft und ganz geschlossen ist; unten ist ein Messingschälchen angebracht, das so schwer ist, daß der Cylinder vertikal im Wasser schwimmt; oben ist ein Drahthals angebracht, der am Ende ein Tellerchen trägt. Am Halse ist eine Marke eingraviert. Taucht man den Apparat in Wasser, so schwimmt er vertikal, sinkt aber nicht bis zur Marke ein. Man legt nun zuerst so viele Gewichte auf den Teller, bis der Apparat bis zur Marke einsinkt, z. B. 3,046 g = a, entfernt die Gewichte, legt den Körper, dessen sp. G. man bestimmen will, auf den Teller und so viele Gewichte dazu, bis er wieder bis zur Marke einsinkt,

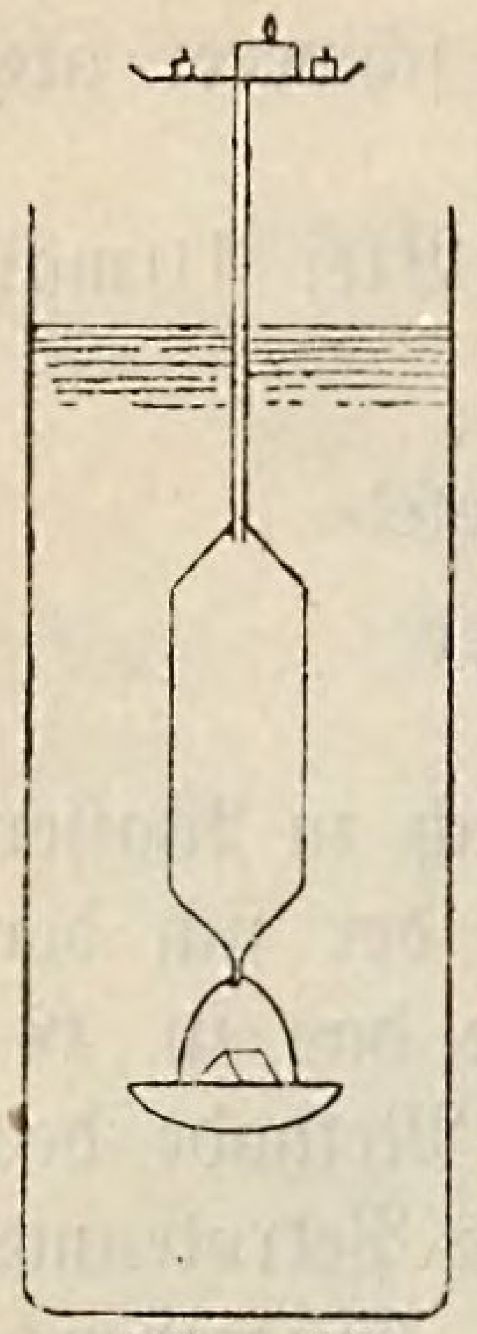


Fig. 38.

1,241 g = b, man findet dann das Gewicht des Körpers durch Abziehen = 1,805 g = (a—b). Man entfernt den Körper und die Gewichte, legt den Körper in das unten hängende Schälchen und legt auf den Teller so viel Gewichte, bis der Apparat wieder bis zur Marke einsinkt = 2,179 g = c. Da der Körper in Wasser liegt, so erleidet er einen Auftrieb, weshalb ich oben mehr Gewichte auflegen muß; der Unterschied, nämlich 2,179 — 1,241 = 0,938 g (= c — b) gibt den Auftrieb, also das Gewicht des gleich großen Volumens Wasser; demnach ist das sp. G. $= \frac{1,805}{0,938} = 1,92 \left(= \frac{a-b}{c-b}\right)$.

Diese Methode paßt für feste Körper, die sich im Wasser nicht auflösen (sind sie leichter als Wasser, so kann man sie am Schälchen anbinden); sie ist insbesondere bequem, weil man keine Wage braucht, und namentlich auch für solche Körper passend, die sich nicht gut anbinden lassen, wie Getreidekörner, Sand &c.

7. Methode mittels der Skalenaräometer. Es kommt sehr häufig vor, daß man mit Stoffen zu thun hat, die entweder in Wasser aufgelöst sind, oder die mit Wasser vermischt sind; so sind Spiritus, Schwefelsäure, Salpetersäure u. s. w. stets mit Wasser vermischt, und im Salzwasser, im Most, in der Milch u. s. w. sind wertvolle Stoffe enthalten, nämlich Salz, Traubenzucker, Milchzucker, Käsestoff und Fette u. s. w. Da nun diese Stoffe in der Regel ein anderes specifisches Gewicht haben als das Wasser, so ist auch das specifische Gewicht einer solchen Flüssigkeit von dem des Wassers verschieden und zwar um so mehr, je mehr von diesen Stoffen im Wasser enthalten ist. Wenn man also das sp. G. einer solchen Flüssigkeit kennt, so kann man daraus auf den Gehalt der Flüssigkeit an solchen Stoffen schließen und dadurch den Wert der Flüssigkeit bestimmen. Dies geschieht leicht mittels des Skalenaräometers, dessen Einrichtung folgende ist.

Es besteht aus einer Glasröhre, die in der Mitte cylindrisch ausgebaucht ist; unten endigt sie in eine kleine Kugel, die mit Schrotkörnern oder Quecksilber gefüllt ist, damit das Aräometer vertikal im Wasser schwimmt; oben läuft sie aus in den Hals, eine lange, überall gleich dicke Glasröhre, die oben geschlossen ist, und in deren Innerem eine Papierskala angebracht ist. Taucht man das Aräometer nun in eine Flüssigkeit, so taucht es stets so tief ein, bis das Gewicht der verdrängten Flüssigkeitsmasse gleich dem Gewichte des Aräometers ist; je leichter also die Flüssigkeit ist, je geringer ihr sp. G. ist, desto mehr muß das Aräometer verdrängen desto tiefer sinkt es ein; je schwerer die Flüssigkeit ist, desto weiter steigt es heraus. Wie tief es einsinkt, kann man am Halse an der Skala ablesen. Die wichtigsten sind:

a) **Das Alkoholometer oder die Spirituswage**; es dient dazu, den Gehalt des gewöhnlichen Spiritus an reinem Spiritus (absolutem Alkohol) zu bestimmen; denn der gewöhnliche Spiritus ist stets mit Wasser vermischt. Das sp. G. des reinen Spiritus ist 0,794, das des Wassers = 1; deshalb taucht das Alkoholometer in reinem Spiritus fast ganz ein, und dort steht an der Skala, also oben, 0,794, in Wasser sinkt es so wenig ein, daß fast der ganze Hals herausschaut, deshalb steht dort unten 1. An dieser von 1 bis 0,794 laufenden Skala kann also das sp. G. des Spiritus abgelesen werden. Im Handel und im Verbrauch interessiert uns aber mehr der Gehalt des gewöhnlichen Spiritus an reinem Spiritus; es ist deshalb für jedes sp. G. des Spiritus auch der Gehalt desselben an reinem Spiritus bestimmt worden (zuerst von Tralles) und zwar in % des Volumens, und auf der Skala ist neben dem sp. G. auch der Gehalt angegeben, laufend von 0% unten bis 100% oben. Sinkt also das Aräometer bis 75 ein, so bedeutet das, in 100 *l* dieses Spiritus sind enthalten 75 *l* reiner Spiritus und 25 *l* Wasser. Man nennt diese Prozente auch **Volumprozente, Literprozente oder Prozente nach Tralles**. Im Handel und bei der Versteuerung dienen sie als Grundlage der Wertbestimmung. Man sagt, 100 *l* à 100% = 10000 *l* % (Literprozent), also 340 *l* à 82% = 27880 *l*%; 10000 *l* % kosten etwa 38,4 ℳ, oder 10000 *l* % müssen so und so viel ℳ Steuer entrichten; damit ist der Preis oder die Steuer dieses Spiritus leicht zu berechnen. An manchen Alkoholometern sind auch noch die Gewichtsprozente angegeben, nach **Richter**; 75 % heißt dann: in 100 *kg* sind 75 *kg* Spiritus und 25 *kg* Wasser.

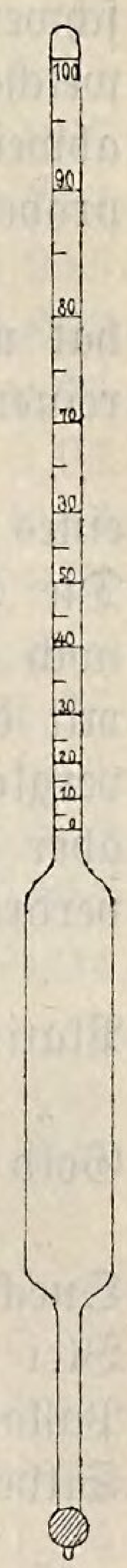


Fig. 39

b) **Salzwage** oder Salzspindel, Aräometer für Salzwasser, gibt an, wie viel Gewichtsteile Kochsalz in 100 *l* Salzwasser enthalten sind; wird verwendet in den Salinen, um nachzusehen, ob die Soole schon genug Salz enthält, also sudwürdig ist.

c) **Laugenwage** gibt an, wie viel Gewichtsteile Ätznatron oder Ätzkali in 100 *l* Lauge enthalten sind; wird vom Seifensieder benützt.

d) **Bierwage** gibt an, wie viel Gewichtsteile Malzzucker in der Würze enthalten sind, die man durch Kochen des Malzes erhält.

e) **Mostwage** gibt ungefähr an, wie viel Traubenzucker im Most enthalten ist. Der verbreitetste ist der von Öchsle (in Pforzheim); ziemlich willkürliche Skala, 0 ist Wasser, 100 bedeutet guten Most; dient dazu, ungefähr die Güte des Mostes zu prüfen, und den Käufer gegen nachträgliches Verdünnen des Mostes mit Wasser zu schützen.

f) **Milchwage**, gibt das sp. G. der Milch an; wenn sie auf

31 steht, so bedeutet das, das sp. G. der Milch ist 1,031. Die Milch ist im allgemeinen um so gehaltreicher an Milchzucker, Käsestoff und Butter, je größer das sp. G. ist; Verdünnen mit Wasser macht sie leichter, die Milchwage sinkt tiefer; Abrahmen macht sie schwerer. Zeigt käufliche Milch bei der Untersuchung ein sp. G., welches erheblich von dem durchschnittlichen Werte guter Kuhmilch abweicht, so ist die Milch verdächtig; durch Vornahme einer Stallprobe kann man dann meist leicht entscheiden, ob sie gefälscht war.

g) Für Schwefelsäure, Salzsäure, Salpetersäure, Essig rc. hat man je ein besonderes Aräometer, das den Gehalt derselben an reiner Säure angibt.

Bemerkenswert sind die Aräometer von Baumé, von denen eines für leichte, das andere für schwere Flüssigkeiten bestimmt ist. Die Skaleneinteilung ist eine willkürliche, so daß sie weder sp. G. noch Gehalt direkt angeben. Da aber alle derartigen Aräometer mit derselben Skala versehen sind, so geben sie wenigstens direkt vergleichbare Angaben; sie waren früher vielfach gebräuchlich, werden aber jetzt durch die Aräometer, welche zugleich einen Gehalt angeben, verdrängt.

Tabelle der specifischen Gewichte.

Platin (gezogen)	23,00	Aluminium	2,57
„ (gehämmert)	21,36	Magnesium	1,75
Gold (gehämmert)	19,36	Natrium	0,972
„ (gegossen)	19,26	Kalium	0,862
Quecksilber	13,596	Lithium	0,59
Blei (gegossen)	11,35	(Diese Stoffe heißen Leichtmetalle.)	
Palladium	11,30	Chrom	5,90
Silber (gehämmert)	10,51	Jod	4,95
„ (gegossen)	10,47	Diamant	3,53
Wismut (gegossen)	9,82	Graphit	1,8—2,23
Kupfer (gehämmert)	9,00	Schwefel	2,03
„ (gegossen)	8,788	Phosphor	1,77
Glockenmetall	8,81		
Kobalt	8,51	Schwerspat	4,47
Messing	8,39	Flintglas	3,20—3,70
Nickel	8,28	Glas	2,49
Stahl	7,82	Flußspat	3,14
Schmiedeisen	7,79	Turmalin	3,08
Gußeisen	7,21	Alabaster	2,87
Zinn	7,26	Granit	2,80
Zink (gegossen)	6,86	Marmor (carrarisch)	2,72
Mangan	6,85	Gneis	2,71
Antimon (gegossen)	6,71	Bergkrystall	2,69
(Diese Stoffe bis hieher nennt		Smaragd	2,68
man die Schwermetalle.)		Thonschiefer	2,67

Basalt	2,66	Tannenholz (frisch)	0,54
Quarz	2,62	„ (trocken)	0,45
Porphyr	2,60	Pappelholz	0,38
Feldspat	2,57	Kork	0,24
Kalkstein (dichter)	2,45		
Sandstein	2,35	Äther	0,71
Porzellan	2,38—2,15	Alkohol reiner bei 0°	0,807
Zement	3,05	„ „ „ 15°	0,794
Mörtel	1,6—1,9	Olivenöl	0,915
Backstein	1,47	Terpentinöl	0,872
Gyps (gegossen u. getrocknet)	0,97	Mohnöl	0,91
Potasche	2,26	Repsöl	0,91
Glaubersalz	2,25	Steinöl	0,75—0,84
Steinsalz	2,14—2,41	Meerwasser	1,026
Kochsalz	2,08	Schwefelsäure	1,843
Eisenvitriol	1,84	Salpetersäure	1,51
Alaun	1,71	Salzsäure	1,21
Bittersalz	1,66	Essigsäure	1,063
Salpeter	1,62	Milch	1,029—1,034
		Fette	0,92—0,94
Elfenbein	1,92		
Knochen	1,66	Kalkstein (roh)	1,44
Bernstein	1,08	„ (gebrannt)	0,884
Pech	1,15	„ gelöscht (trocken)	0,5
Harz	1,06	„ „ (fester Teig)	1,33
Honig	1,46	Dammerde, locker, trocken	1,32
Wachs	0,97	„ nat. feucht	1,6
		„ naß	1,91
Ebenholz	1,19	Sand, trocken	1,4—1.74
Eichenholz (frisch)	0,95	„ nat. feucht	1,66
„ (trocken)	0,75	„ durchnäßt	1,95
Buchenholz	0,75	Lehm trocken	1,50
Birkenholz	0,74	„ nat. feucht	1,87
Ahornholz	0,65	„ naß	1,98
Kiefernholz (frisch)	0,64	Kies, trocken	1,73
„ (trocken)	0,55	„ feucht	1,80
Lindenholz	0,56	Roggen, gehäuft	0,69—0,78
Lerchenholz	0,47	Weizen „	0,71—0,81

28. Anwendung des specifischen Gewichtes.

Außer den schon angegebenen Anwendungen des sp. G. zur Bestimmung des Gehaltes von Flüssigkeiten gibt es noch viele andere Anwendungen. So dient es dazu, zwei Stoffe, die dem Anblicke nach einander ähnlich sind, von einander zu unterscheiden, insbesondere manche Gesteinsarten; oder man kann mittels desselben

untersuchen, ob eine Münze ächt ist, ob sie z. B. ganz aus Gold besteht, oder aus einem andern Metall und bloß vergoldet ist. Man bestimmt zu diesem Zwecke das sp. G. dieser Münze und vergleicht es mit dem bekannten sp. G. des Goldes.

Man kann ferner mittels des sp. G. das wirkliche oder absolute Gewicht eines Körpers berechnen nach der Regel:

Gewicht = Volumen × sp. G.

Denn wenn ich das Gewicht eines Steinblockes berechnen soll, so messe ich sein Volumen, es sei 548 *cdm*, und schließe dann: ein Wasserkörper, so groß wie der Steinblock also 548 *cdm* groß, wiegt 548 *kg*; der Stein aber, dessen sp. G. 2,6, ist 2,6 mal schwerer als ein gleich großer Wasserkörper, wiegt also 548 · 2,6 *kg*. Man sieht also, daß man das Gewicht eines Körpers findet, wenn man sein Volumen mit dem sp. G. multipliziert. Ist das Volumen in *cdm* ausgedrückt, so ergibt sich das Gewicht in *kg*, ebenso entsprechen sich *ccm* und *g*, *cbm* und *t*. Man kann auch so sagen: wenn das sp. G. des Eisens 7,5 ist, so wiegt 1 *cdm* Eisen 7,5 *kg*, wenn das sp. G. des Holzes 0,6 ist, so wiegt 1 *cdm* Holz 0,6 *kg* u. s. w. Deshalb sagt man auch häufig, das sp. G. ist das Gewicht einer Raumeinheit eines Körpers, oder das sp. G. gibt an, wie viel *kg* oder *g* 1 *cdm* oder 1 *ccm* eines Körpers wiegt.

Beispiele: Was wiegt ein Eisenstab von 2,4 *m* Länge, 4,5 *cm* Breite, 8,1 *mm* Dicke, sp. G. 7,6?

$$G = 240 \cdot 4{,}5 \cdot 0{,}81 \cdot 7{,}6\ g.$$

Was wiegt ein Zinkdach von 38,5 *m* Länge, 7,2 *m* Breite, hergestellt aus Zinkblech von 0,8 *mm* Dicke, sp. G. 6,92, wenn für Überfalzen der Bleche ca. 2% mehr zu nehmen sind?

Was wiegt eine Granitplatte von 2,64 *m* Länge, 1,04 *m* Breite, 16 *cm* Dicke, sp. G. 2,8?

Wie viel Zentner Mehl faßt eine Truhe von 2,16 *m* Länge, 85 *cm* Breite, 64 *cm* Tiefe, sp. G. 0,92? Dieses sp. G. des Mehles bezieht sich auf das in einem Raume befindliche Mehl mit Einschluß der zwischen den Mehlstäubchen befindlichen Luft, nicht auf das Gewicht des Mehlstoffes selbst. Ähnliches kommt öfter vor. So ist das sp. G. der Getreidekörner größer als 1, denn sie sinken in Wasser unter; betrachte ich aber das Gewicht des etwa in einem *l* oder *hl* enthaltenen Getreides, wobei offenbar nicht der ganze Raum mit Getreide angefüllt ist, und vergleiche dies Gewicht mit dem Wasser, so ist dieses (durch die Methode des Eingießens, Einfüllens) erhaltene sp. G. kleiner als 1, etwa 0,81. Ähnliches gilt für Sand, Kies, Steinkohlen, Erde und ähnliche in einen Raum mit Zwischenräumen geschüttete Körper. Bezieht sich das sp. G. auf den Körper mit Zwischenräumen, so sagt man statt sp. G. wohl auch Volumgewicht.

Umgekehrt kann man aus dem Gewicht und dem sp. G. wieder das **Volumen finden, wenn man das Gewicht durch das sp. G. dividiert.** Will ich wissen, welches Volumen ein Eisenblock von 358 *kg* hat, wenn das sp. G. des Eisens 7,6 ist, so weiß ich, 1 *cdm* Eisen wiegt 7,6 *kg*, also hat der Eisenblock so viele *cdm* als 7,6 *kg* in 358 *kg* enthalten ist, also Vol. $= \frac{358}{7,6}$ *cdm*.

Beispiele: Wie groß ist wohl der große Eisenhammer von Krupp in Essen, der ca. 1000 Ztr. wiegt und wie hoch muß derselbe etwa sein, wenn er 1 *m* breit und 1 *m* dick ist?

Wie viel *l* Öl muß ich aus einem Fasse nehmen, um $37^1/_2$ Pfd. zu haben? (sp. G. = 0,915).

Ich soll ein Bleigewicht gießen: 3 *cm* breit, 2,4 *cm* dick; wie hoch muß es werden, wenn es $2^1/_2$ Pfd. wiegen soll?

In eine viereckige Grube von 4,27 *m* Lg. und 3,25 *m* Br. habe ich 16 Fuhren Erde à 30 Ztr. füllen lassen, welche Höhe nimmt die Erde ein? sp. G. 1,4.

Beide Gesetze, so wie das frühere: sp. G. $= \frac{\text{Gew.}}{\text{Volumen}}$ hängen algebraisch zusammen.

Das sp. G. dient dazu, das Gewicht zu berechnen, wenn man den Körper seiner Natur nach gar nicht auf die Wage legen kann, z. B. Erdmassen, große Balken und Metallstücke, oder wenn es unbequem wäre, dieselben zu wägen, z. B. Flüssigkeiten, Getreide, welche man leichter dem Volumen nach messen kann, oder wenn der Körper, dessen Gewicht berechnet werden soll, noch gar nicht vorhanden ist, und man nur sein Volumen und sein sp. G. kennt; z. B. beim Ausheben eines Grabens soll im voraus das Gewicht der Erde berechnet werden, oder beim Bau eines Hauses, einer Brücke soll im voraus das Gewicht der zur Verwendung kommenden Materialien berechnet werden. Ähnlich ist es, wenn das Volumen eines Körpers berechnet werden soll.

Vermischte Aufgaben.

Von einem Platinblech von 0,15 *mm* Dicke kostet das Dekagramm 7,4 ℳ; ich will mir einen 2 *cm* breiten Streifen abschneiden lassen, der 10 ℳ kosten darf, wie lange wird derselbe?

In A kostet der Doppelhektoliter Korn 27 ℳ 30 ₰, in B der Doppelzentner 15 ℳ 76 ₰; um wie viel % ist es in B teurer als in A? sp. G. = 0,72.

Ich offeriere Spiritus von 90 % Gehalt (sp. G. 0,846) für 34 ℳ 50 ₰ den *hl*; nun bestellt jemand 8 Ztr. 60 Pfd. davon; wie viel *l* habe ich ihm zu schicken, und was kosten sie?

29. Communicierende Röhren oder Gefäße.

Wenn zwei Röhren oder Gefäße unten durch eine Röhre verbunden sind, so sagt man, sie *communicieren*. Sind sie mit Wasser gefüllt, so steht dasselbe *in beiden gleich hoch*; wenn man also beide Wasserspiegel durch eine Linie verbindet, so ist die Verbindungslinie *horizontal*; dabei ist es gleichgültig, welche Form oder Größe die Röhren oder Gefäße haben. Betrachtet man nämlich irgend einen Querschnitt der Verbindungsröhre, so wird das in demselben befindliche Wasser von beiden Seiten gedrückt nach den Gesetzen des Seitendruckes. Das dort befindliche Wasser ist dann in Ruhe, wenn die Kräfte von rechts und links gleich groß sind; diese Kräfte hängen aber, da die Fläche beiderseits dieselbe ist, bloß ab von der Höhe des Wassers, sind also einander gleich, wenn die Wasserhöhen rechts und links einander gleich sind. Steht das Wasser in beiden Röhren ungleich hoch, so fließt so lange Wasser von der höheren in die niedrigere, bis es beiderseits gleich hoch steht. Auch das in einem Gefäß befindliche Wasser ist nur dann in Ruhe, wenn die Oberfläche desselben horizontal ist, weil nur dann sämtliche Punkte der Oberfläche von einem beliebigen unten liegenden Punkte gleich weit in vertikaler Richtung abstehen, also gleichen Druck auf ihn ausüben. Ist die Oberfläche des Wassers nicht horizontal, so fließt das Wasser von der höheren Stelle zur niedrigeren.

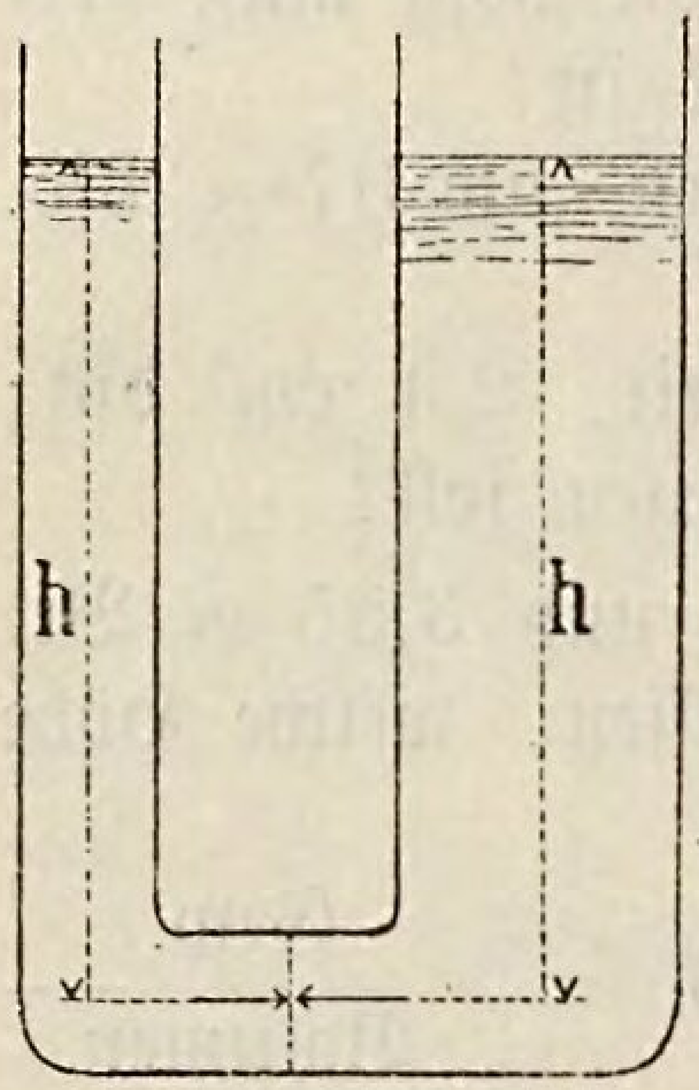


Fig. 40.

Große Wasserflächen, wie das Meer oder große Meeresteile, sind zwar auch an jedem Punkte ihrer Oberfläche horizontal, d. h. ihre Oberfläche steht senkrecht zur Richtung der Schwerkraft; aber sie sind nicht mehr eben, sondern gekrümmt, und sind Teile der kugeligen Oberfläche der Erde. Schon bei ziemlich kleinen Seen, wie beim Bodensee ist die Krümmung des Wasserspiegels deutlich erkennbar. Bei kleineren Wasserflächen ist diese Krümmung so gering, daß man sie nicht merkt, daß man deshalb die Fläche als eben ansehen kann.

30. Anwendungen der communicierenden Röhren.

Eine Anwendung dieses Gesetzes bietet zunächst die *Wasserwage oder Kanalwage*, welche dazu dient, um zu messen, um wie viel eine Straße, ein Kanal ꝛc. steigt oder fällt. Sie besteht aus einer auf einem Dreifuße horizontal befestigten Blechröhre, an deren Enden zwei Glasröhren vertikal nach aufwärts gehen. Sie ist mit Wasser so weit gefüllt, daß auch die Glasröhren noch etwa halb voll sind. Stellt man sie auf, so stehen die beiden Wasser=

spiegel in den Glasröhren gleich hoch, schaut man längs derselben fort, so ist diese Gesichtslinie horizontal. Ich messe nun den Abstand des einen Wasserspiegels vom Boden etwa 136 *cm* und schaue dann längs beider Wasserspiegel auf eine in *cm* geteilte Meßlatte, die ein Gehülfe in einiger Entfernung senkrecht auf den Boden gestellt hat, und sehe etwa, daß die Gesichtslinie dort 49 *cm* vom Boden trifft; nun schließe ich, da die Gesichtslinie horizontal ist, daß die Straße von meinem Standpunkte bis zur Meßlatte um 136 — 49 = 87 *cm* gestiegen ist.

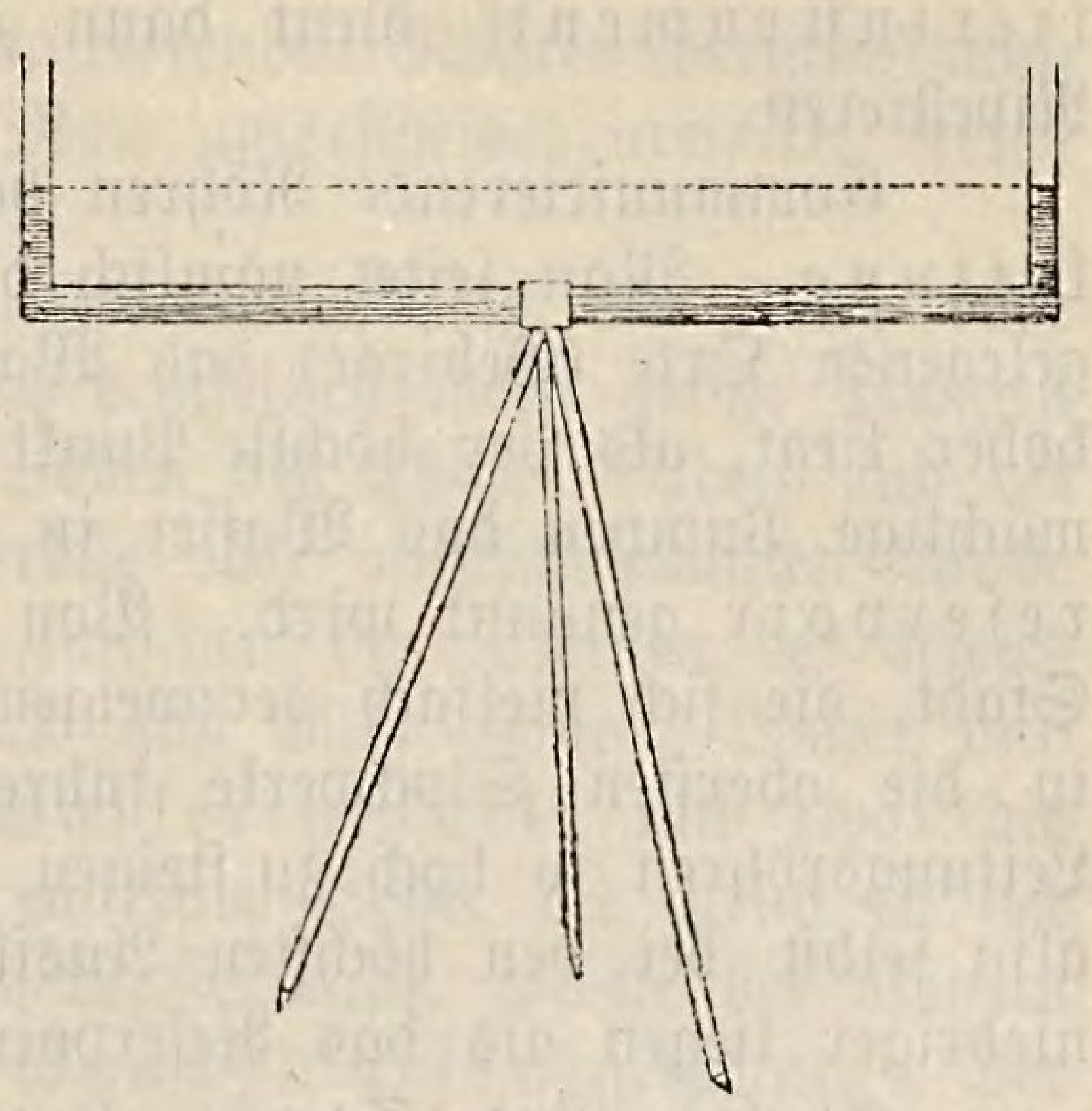


Fig. 41.

So fährt man von Strecke zu Strecke weiter. Dies nennt man nivellieren, d. h. die Form der Oberfläche oder des Niveaus aufsuchen.

Auf dem Satze von den communicierenden Röhren beruht auch die Libelle, erfunden von Hooke 1703. Sie besteht aus einer Glasröhre, die sehr schwach gekrümmt oder gegen die Mitte ein wenig ausgebaucht ist. Sie ist mit Wasser, oder besser mit Weingeist (weil dieser nicht gefriert und leichtflüssiger ist) gefüllt, jedoch nur so weit, daß noch eine Luftblase vorhanden ist. Sie ist auf beiden Seiten geschlossen, wird horizontal, die Krümmung nach oben gerichtet, auf ein Lineal festgeschraubt, und zum Schutze gegen das Zerbrechen mit einer Messinghülse umgeben, die nur oben einen Schlitz hat, so daß man die Luftblase sehen kann.

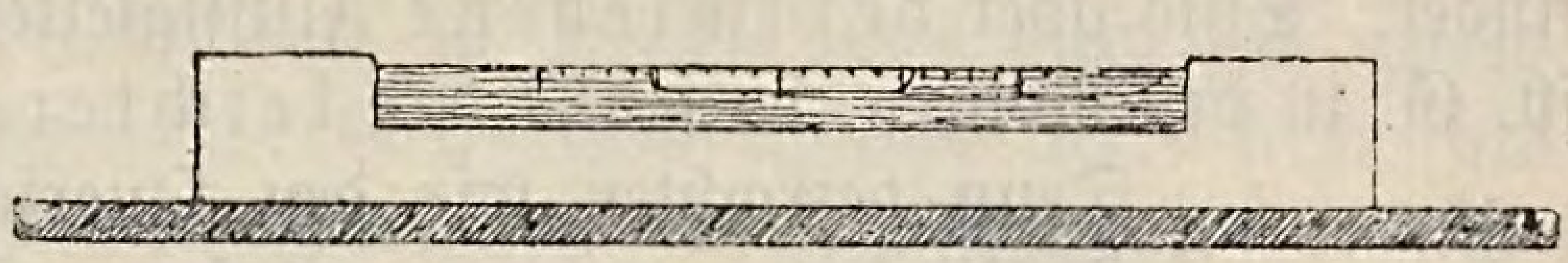


Fig. 42.

Die Luftblase sucht nun immer den höchsten Teil der Röhre einzunehmen. Diese wird aber so auf dem Lineal befestigt, daß, wenn das Lineal genau horizontal steht, die Luftblase genau in der Mitte der Röhre steht. Nun wird diese Libelle dazu benutzt, um zu untersuchen, ob ein Gegenstand horizontal steht; man braucht bloß das Lineal aufzusetzen und den Stand der Luftblase anzusehen: rückt die Luftblase gegen das eine Ende der Röhre, so ist der Gegenstand nach dieser Richtung hin höher. So benützt man sie zum Horizontalstellen von Tischen, Uhrgehäusen, Stativen von Wagen, Billards, Meßtischen ꝛc. und die Maurer, Pflasterer, Zimmerleute ꝛc. benützen auch häufig solche Setzlatten, in welche oben eine Libelle eingesetzt ist. Libellen werden auch auf Fernrohre aufgesetzt, um

dieselben horizontal zu stellen, und ein solches Fernrohr (Nivellierinstrument) dient dann ähnlich wie die Wasserwage zum Nivellieren.

Communicierende Röhren benützt man auch bei der Wasserleitung. Man leitet nämlich durch einen Kanal von einem hochgelegenen Orte (Gebirge) das Wasser in ein großes Reservoir, das höher liegt, als der höchste Punkt der Stadt, oder man schafft durch mächtige Pumpen das Wasser in ein solches Reservoir, das Hochreservoir genannt wird. Von diesem aus führen Röhren in die Stadt, die sich vielfach verzweigen und in die einzelnen Häuser bis in die obersten Stockwerke führen. Das Wasser sucht in diesen Leitungsröhren so hoch zu steigen, als es im Hochreservoir ist, fließt also selbst bei den höchsten Ausflußhähnen heraus, da diese noch niedriger liegen als das Reservoir.

Ähnlich sind Springbrunnen eingerichtet. Von einem hoch gelegenen Reservoir führt eine Röhre herunter, läuft weiter bis zu dem Ort, wo das Wasser springen soll, und endigt dort in einer feinen nach oben gerichteten Öffnung. Wenn diese Öffnung tiefer liegt als der Wasserspiegel im Reservoir, so sucht das Wasser in diesem kurzen Schenkel eben so hoch zu steigen, als im Reservoir, springt deshalb aus der Öffnung heraus und würde eben so hoch steigen, als es im Reservoir steht, wenn es nicht durch den Luftwiderstand etwas zurückgehalten würde.

In communicierenden Röhren steht die Flüssigkeit beiderseits nur dann gleich hoch, wenn beiderseits dieselbe Flüssigkeit sich befindet. Sind aber verschiedene Flüssigkeiten von verschiedenem sp. G. in den Röhren, so steht die leichtere Flüssigkeit höher.

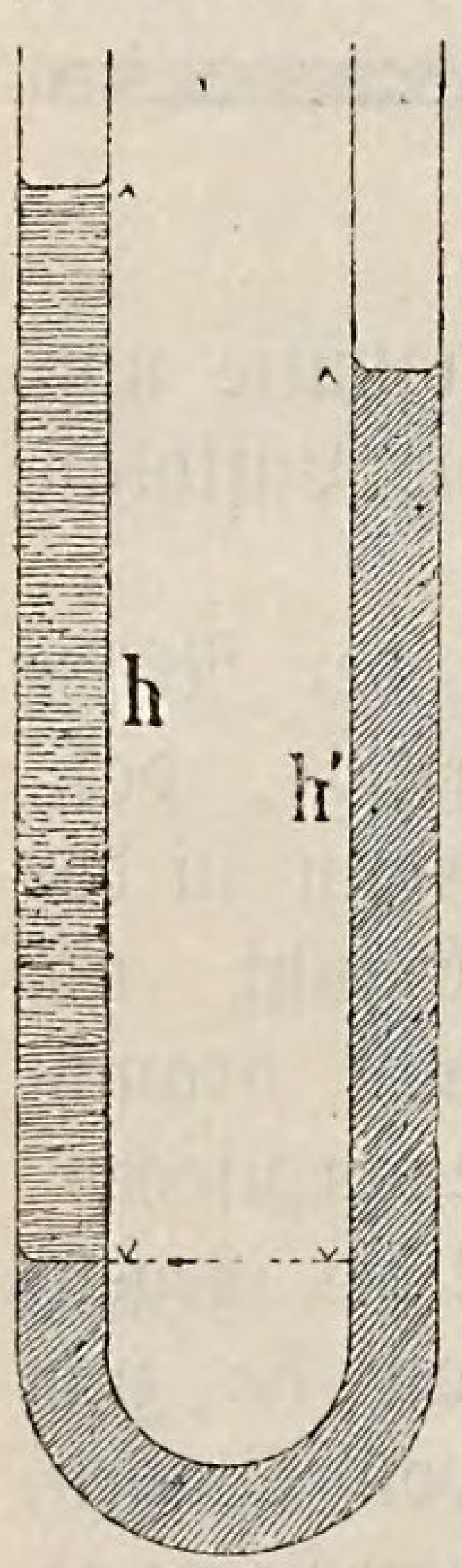


Fig. 43.

Denn betrachten wir den Querschnitt, in welchem beide Flüssigkeiten zusammenstoßen, so hält sich das, was unterhalb desselben ist, selbst das Gleichgewicht; der Querschnitt also ist in Ruhe, wenn auch der Druck der Flüssigkeitssäulen, die rechts und links über ihm stehen, beiderseits derselbe ist. Diese Drücke sind gleich den Gewichten der Flüssigkeitssäulen, da aber die sp. G. der Flüssigkeiten verschieden sind, so müssen auch die Höhen derselben verschieden sein, damit die Gewichte einander gleich sind, und zwar müssen sich die Höhen verhalten wie umgekehrt die sp. G. Diesen Satz kann man benützen, um die sp. G. von Flüssigkeiten zu bestimmen, die sich nicht mischen; ist nämlich in der einen Röhre Wasser 12 *cm* hoch, in der anderen Öl 13,6 *cm* hoch, so ist $13{,}6 : 12 = 1 : x$, also $x = \frac{12}{13{,}6} = 0{,}88$; das ist das sp. G. des Öles.

31. Brunnen und Quellen.

Auf den Gesetzen der communicierenden Röhren beruhen auch die Brunnen und Quellen. Man unterscheidet dreierlei Arten von Brunnen.

1. Die Grundwasserbrunnen. Fließt ein Fluß oder Bach in einem Thale, so hat er in demselben meist große Mengen Kies und Sand abgesetzt, die den Boden des Thales bilden und oft tief hinabreichen; unter diesem Gerölle oder angeschwemmten Sande befindet sich dann festes Gestein. Zwischen den Steinen des Kieses und zwischen den Sandkörnern sind nun viele Gänge, Löcher und Kanäle; diese sind alle mit Wasser gefüllt und zwar bis hinab zum festen Gestein und bis zu einer Höhe, die gleich ist der Höhe des Wassers im Flusse. Diese Wassermasse, welche bei breitem Thale sehr groß ist, wird das Grundwasser genannt. Der Spiegel desselben steigt, wenn der Fluß steigt, und fällt auch mit ihm, jedoch nicht gleichmäßig, sondern langsamer, weil das Wasser ziemlich lange braucht, bis es durch diese engen Zwischenräume zwischen den Sandkörnchen sich fortbewegt. Die über dem Grundwasserspiegel liegende Erd- und Sandmasse ist nicht mit Wasser angefüllt, nicht naß, sondern nur feucht. Einen Grundwasserbrunnen macht man, indem man in diesem Kies und Sand ein Loch hinuntergräbt, den Brunnenschacht, bis unter den tiefsten Stand des Grundwasserspiegels. In folgender Figur bei y. Von unten und von der Seite dringt nun das Wasser in den Brunnenschacht, und stellt sich so hoch, als der Grundwasserspiegel ist, steigt und fällt mit diesem; ist der Brunnen nicht tief genug gegraben, so kann er, wenn der Grundwasserspiegel tiefer sinkt, als seine Bodenfläche liegt, vertrocknen oder versiegen.

Das Wasser der Grundwasserbrunnen ist meist sehr gut. Man möchte glauben, daß es meistens schlecht und verdorben sei; denn es gelangt in dasselbe das Flußwasser, das, da in ihm tierische und pflanzliche Stoffe sich befinden und verwesen, oft recht unrein und unappetitlich ist; zudem sickert das Regenwasser durch die oberen Erdschichten, gelangt ins Grundwasser und könnte wohl von der Erde, von dem auf den Acker gefahrenen Miste und von den dort verwesenden Pflanzenstoffen auch viele schlechte Stoffe mit in das Grundwasser bringen. Das ist aber nicht der Fall, sondern solche lockere Erdmassen, wie Kies, Sand, besonders aber Ackererde haben die Fähigkeit, das durch sie durchsickernde Wasser sogar zu reinigen, sie sind im stande, die im Wasser aufgelösten Stoffe, die von der Verwesung der Tiere und Pflanzen herkommen und besonders auch im Miste enthalten sind, fest zu machen und zurückzubehalten und nur das reine Wasser durchlaufen zu lassen. Die Pflanzen nehmen durch ihre Wurzeln diese von der Erde zurückgehaltenen Stoffe auf und machen den Boden zur Aufnahme

weiterer solcher Stoffe bereit. Das Wasser also, welches durch die Ackerkrume oder durch Kies und Sand vom Flusse her in das Grundwasser eindringt, wird gereinigt und ist deshalb meist sehr gut, gesund und wohlschmeckend. Jedoch ist das Grundwasser schlecht, wenn der Brunnen zu nahe am Flusse oder Bache selbst steht, oder wenn sehr viele tierische und pflanzliche Verwesungsprodukte in den Boden einsickern, so daß die Erde dieselben nicht mehr alle festzumachen im stande ist, da sie gleichsam mit solchen Stoffen schon gesättigt ist, und wenn keine Pflanzendecke diese Stoffe wieder wegschafft. Dies ist insbesondere der Fall in Städten, wo durch die Abtritte, Dungstätten, Straßenrinnen, Küchenausgüsse und porösen Kanäle Unmassen von verwesenden Stoffen in das Grundwasser gelangen, und dasselbe nicht bloß schlecht schmeckend und unappetitlich, sondern sogar gesundheitsschädlich machen; denn in solcher mit verwesenden Stoffen erfüllten Erde vermehren sich die Keime vieler Krankheiten, die dann durch das Grundwasser dem Menschen zugeführt werden. Man führt deshalb den Städten gutes Wasser durch Wasserleitungen zu und hat dafür zu sorgen, daß das Grundwasser nicht zu sehr verunreinigt wird; dies geschieht durch Abfuhr der vom Menschen ausgeschiedenen Stoffe (Exkremente, Fäkalien), Cementieren der Abtrittgruben und Kanalisation. Auch ist das Grundwasser schlecht, wenn sein Spiegel hoch, also nahe an der Erdoberfläche liegt, und wenn die dort befindliche Erde aus sumpfigem, morastigem, schlammigem Material besteht.

2) Die Quellbrunnen und Quellen. Unterhalb des angeschwemmten Landes befindet sich festes Gestein; auch sämtliche Berge bestehen aus solchem und sind nur außen mit einer meist nicht dicken Schichte von verwittertem Gestein und Erde überdeckt, worauf die Pflanzen wachsen. Es besteht also die ganze feste Erdkruste aus Steinen. Dieselben sind meist zerrissen, zerspalten, zerklüftet und deshalb durchlässig für einsickerndes Regenwasser. Es gibt aber auch Gesteinsarten, die keine solchen Risse und Spalten haben, die deshalb das Wasser nicht durchlassen, also undurchlässig sind. Das Wasser fließt demnach in den Rissen des durchlässigen Gesteines nach abwärts, bis es auf eine undurchlässige Schichte kommt, staut sich dann, und füllt so die Risse des durchlässigen Gesteines immer höher an. Solche Risse sind manchmal ziemlich dick und heißen dann Wasseradern. Wenn nun ein solcher Riß oder Spalt an die Oberfläche der Erde tritt, und diese Stelle tiefer liegt als die Höhe, bis zu welcher die Risse im Berge mit Wasser gefüllt sind, so läuft das Wasser aus diesem Spalt und bildet eine natürliche Quelle (bei x). Quellen finden sich demnach zumeist am Fuße von Bergen und Hügeln. Einen Quellbrunnen bekommt man, wenn man zuerst die oberste, lockere Erdschichte wegschafft und dann ein 1—2 *m* breites Loch in den Felsen gräbt

oder sprengt, bis man auf einen wasserführenden Spalt trifft (bei q). Quellwasser ist meist sehr gut, da es beim Durchsickern durch

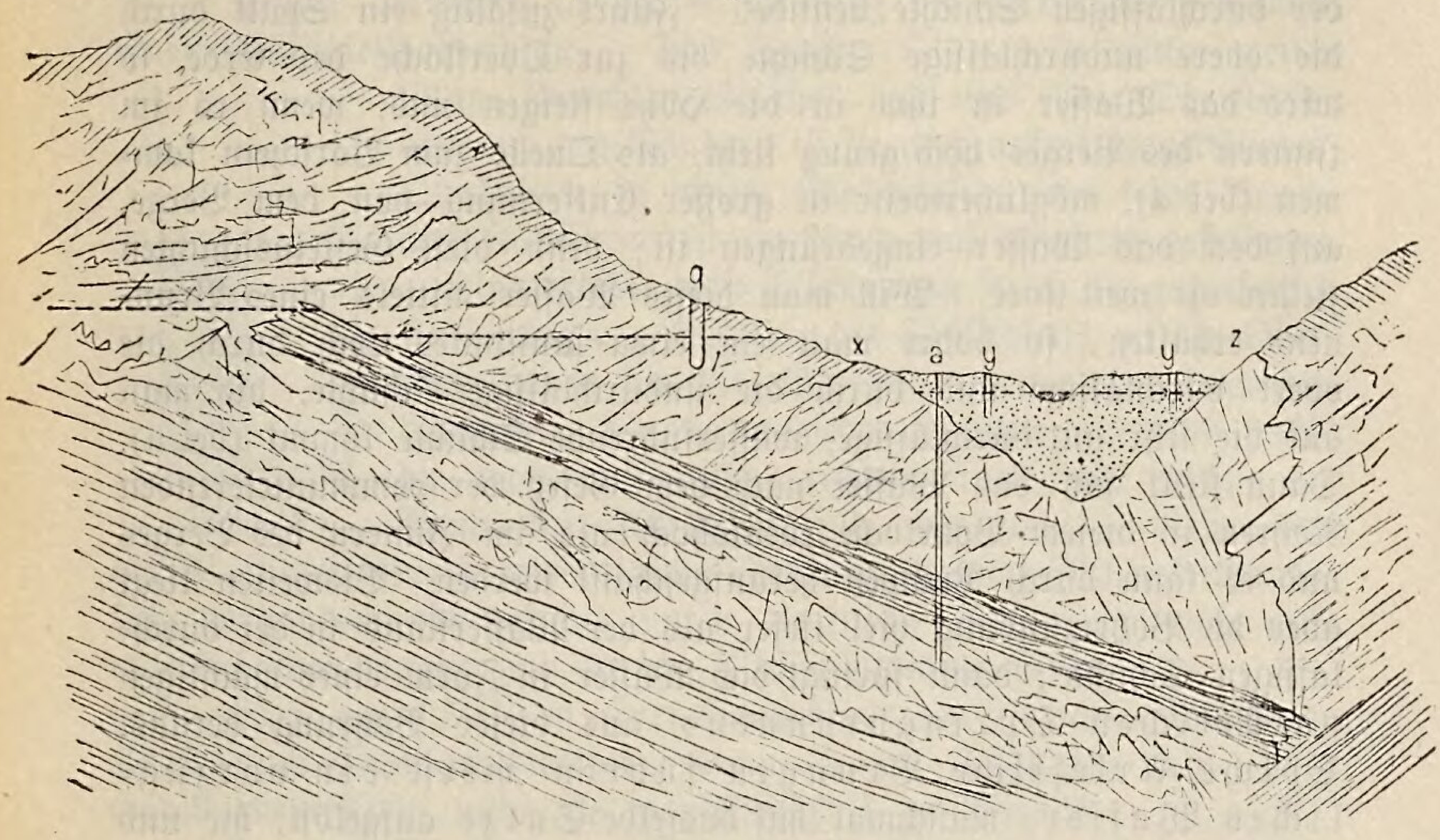


Fig. 44.

die lockere Erdschichte und durch die langen Gänge im Felsen nicht nur von den schlechten Beimischungen gereinigt wird, sondern von den Steinen noch etwas auflöst, insbesondere Kalk, was ihm dann einen angenehmen Geschmack verleiht. Manchmal kommt das Wasser durch Gesteinsschichten, die leicht auflösbare Stoffe enthalten; dieselben werden dann vom Wasser aufgelöst und sind dann im Quellwasser enthalten, so besonders Kochsalz, viele ähnliche Salze, schwefelhaltige, eisenhaltige Stoffe u. s. f. Solche Quellen sind dann besonders gesucht als Salzquellen oder als Heilquellen (Schwefelquellen, Stahlquellen, Bitterquellen, Säuerlinge 2c.)

3) Artesische Brunnen, so genannt von der Grafschaft Artois in Frankreich, weil sie dort zuerst gebohrt wurden. Nicht überall auf der Erde kann man solche Brunnen herstellen, denn es ist dazu eine eigentümliche Lagerung der Gesteinsschichten erforderlich, nämlich folgende: Zuoberst liegt ein durchlässiges Gestein, unter diesem etwas schräg nach abwärts führend eine undurchlässige Schichte, die aber nicht durch den ganzen Berg geht, sondern einen großen Teil für die durchlässige Schichte noch frei läßt. Auf die undurchlässige Schichte folgt eine sehr gut durchlässige, die also mit der oberen durchlässigen in Verbindung steht, so daß das einsickernde Wasser bis zu ihr herabkömmt. Liegt nun weiter nach abwärts noch eine undurchlässige Schichte, die viel weiter nach der einen Seite reicht als die obere undurchlässige, und das Wasser nicht mehr weiter nach abwärts dringen läßt, so staut sich

das Wasser zwischen den zwei undurchlässigen Schichten an, füllt den ganzen Raum zwischen ihnen aus, indem es sich in den Gängen der durchlässigen Schichte befindet. Führt zufällig ein Spalt durch die obere undurchlässige Schichte bis zur Oberfläche der Erde, so wird das Wasser in ihm in die Höhe steigen und, wenn es im Innern des Berges hoch genug steht, als Quelle zum Vorschein kommen (bei z), möglicherweise in großer Entfernung von dem Berge, auf dem das Wasser eingedrungen ist; denn diese Gesteinsschichten ziehen oft weit fort. Will man dieses Wasser mittels eines Brunnens erhalten, so bohrt man ein etwa faustdickes Loch durch die obere durchlässige und durch die undurchlässige Schichte, bis man auf die sehr gut durchlässige, wasserführende Schichte kommt (bei a). Dann stellt sich das Wasser nach dem Gesetz der communicierenden Röhren in diesem Bohrloche ebensohoch als im Innern des Berges und es kann durch Pumpen heraufgeschafft werden. Bisweilen liegt aber die Bohrmündung viel tiefer als der Wasserstand in der durchlässigen Schichte; dann springt das Wasser in Form eines mächtigen natürlichen Springbrunnens aus dieser Bohrung heraus. Solche Artesische Brunnen führen meist ein vorzügliches Wasser; manchmal hat dasselbe Salze aufgelöst, hie und da, wenn es aus sehr großer Tiefe kommt, ist es merklich warm, ja sogar heiß; auch die Ölquellen, aus denen das Petroleum kommt, sind solche Artesische Brunnen.

32. Capillarität.

Eine merkwürdige Abweichung vom Gesetze der communicierenden Röhren zeigt sich, wenn eine Röhre sehr eng ist; sie wird dann ein Haarröhrchen oder Capillarrohr genannt. Man findet

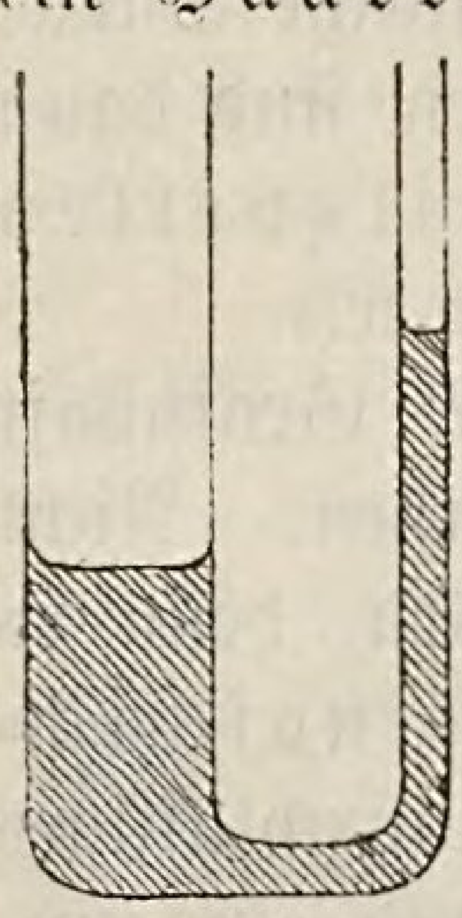


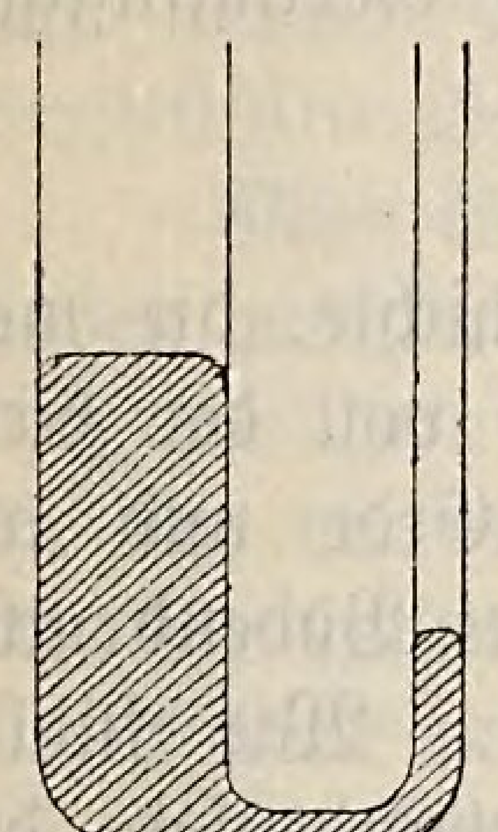
Fig. 45.

dann: wenn die Röhre von der Flüssigkeit benetzt wird, wie Glas von Wasser, so steht das Wasser in der Haarröhre höher als in der weiten Röhre und ist an der obern Fläche nicht eben, sondern nach abwärts gekrümmt, es hat einen concaven Meniscus. Wird die Röhre von der Flüssigkeit nicht benetzt (Glas und Quecksilber), so steht die Flüssigkeit im Haarröhrchen tiefer als im weiten Rohr und ist an der obern Fläche nach aufwärts gekrümmt, hat einen convexen Meniscus. Dasselbe findet man, wenn man das Capillarrohr in Flüssigkeit taucht, die sich in irgend einem Gefäße befindet.

Durch Versuche fand man: die Höhe, um welche die Flüssigkeit im Rohre höher (oder tiefer) steht als im Gefäße, ist um so größer, je kleiner der Durchmesser ist, und ist dem Durchmesser umgekehrt proportional; sie ist fast gar nicht abhängig von dem Stoffe, aus welchem die Röhre besteht, wenn nur die Röhre vollkommen (oder gar nicht) benetzt wird; sie ist vom sp. G. der Flüssigkeit abhängig,

demselben umgekehrt proportional, je geringer das sp. G. ist, desto größer ist die Steighöhe.

Damit verwandt ist die Erscheinung des gekrümmten Randes einer Flüssigkeitsoberfläche. Das Wasser (Öl ꝛc.) in einem weiten Glase (benetzten Gefäße) hat eine ebene Oberfläche; aber an den Rändern ist sie nach aufwärts gekrümmt; Quecksilber in einem Glasgefäß (wenn keine Benetzung stattfindet) ist am Rand nach abwärts gekrümmt.


Fig. 46.

Man erklärt diese Erscheinung durch die gegenseitige Anziehung der Moleküle der Flüssigkeit; an der Oberfläche haben die Moleküle keine weiter oben liegenden Nachbarn, die sie anziehen könnten; deshalb bleibt die nach aufwärts gerichtete Anziehung übrig; am Rande der Flüssigkeit sind aber, da die Röhre von der Flüssigkeit benetzt wird, solche oberhalb liegende Flüssigkeitsmoleküle vorhanden, die auf die unten liegenden einen Zug nach aufwärts hervorbringen und so die Flüssigkeitssäule heben.

Man nennt diese in einer Haarröhre zum Vorschein kommende Kraft auch Capillarattraktion, wenn sie die Flüssigkeit hebt, oder Capillardepression, wenn sie die Flüssigkeit herabdrückt.

Aus der Capillarität erklärt sich die Erscheinung, daß in porösen Körpern die Flüssigkeit in die Höhe steigt, wobei die Poren die Haarröhrchen sind; da dieselben oft sehr fein sind, so steigt in ihnen die Flüssigkeit oft sehr hoch (feuchte Wände.)

Dritter Abschnitt.

Lehre von den luftförmigen Körpern.

33. Gewicht luftförmiger Körper.

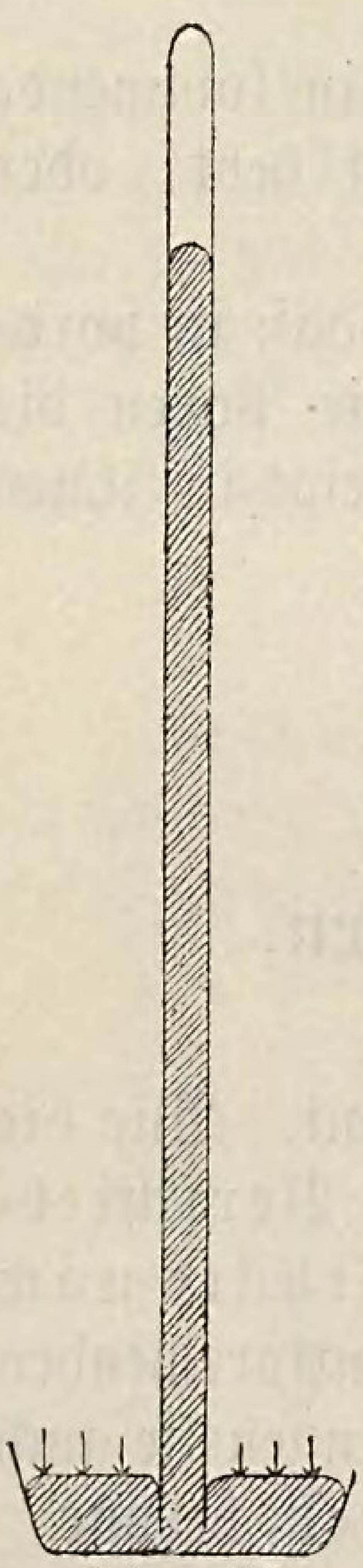
Die luftförmigen Körper werden auch Gase genannt. Wie die flüssigen Körper besitzen die luftförmigen auch die leichte Verschiebbarkeit der Teilchen und die Fortpflanzung des Druckes nach allen Richtungen; deshalb haben sie auch alle entsprechenden Eigenschaften der flüssigen Körper, insbesondere bringen sie auch einen Boden- und Seitendruck, sowie einen Auftrieb hervor.

Sie haben auch ein Gewicht und ein sp. G., das man auf folgende Weise findet. Man nimmt einen Glasballon, dessen Öffnung mit einer Messingfassung versehen ist und durch einen Hahn verschlossen werden kann. Man wägt den Ballon zuerst so, wie er ist, also mit Luft gefüllt; man entfernt nun die Luft aus ihm, was, wie später gezeigt wird, mittelst der Luftpumpe geschieht, und wägt ihn wieder; er wiegt dann weniger, der Unterschied ergibt das Gewicht der in ihm enthaltenen Luft. Man füllt ihn nun mit Wasser, wägt ihn, erhält so das Gewicht des Wassers und findet dadurch

das sp. G. der Luft = 0,00129. Ein Liter Luft wiegt demnach 0,00129 *kg* = 1,29 *g*, was wenig zu sein scheint; 1 *cbm* Luft wiegt aber 1,29 *kg*, und die Luft in einem geräumigen Zimmer wiegt schon einige Zentner. Es ist deshalb das Gewicht der Luft, obwohl sie 773 mal leichter ist als Wasser, nicht als etwas Geringfügiges anzusehen.

34. Luftdruck.

Unsere Erde ist rings umgeben mit einer Luftschichte, die man die Atmosphäre nennt. Dieselbe ist schwer, wird von der Erde angezogen und übt deshalb auf die Oberfläche der Erde und auf alle dort befindlichen Gegenstände nach den Gesetzen des Bodendruckes einen Druck aus, den man den Luftdruck nennt. Wir fühlen denselben nicht, und es war auch lange Zeit sein Vorhandensein den Menschen unbekannt, bis Torricelli, ein Schüler Galilei's denselben (1643) durch folgenden Versuch, den Torricelli'schen Versuch nachwies.


Fig. 47.

Man nimmt eine etwa 80 *cm* lange am einen Ende verschlossene Glasröhre, füllt sie ganz mit Quecksilber, verschließt das offene Ende mit dem Finger, kehrt die Röhre um und stellt sie so in ein Schälchen (Wanne) mit Quecksilber; ist das Ende der Röhre unter dem Quecksilber des Schälchens, so entfernt man den Finger und hält die Röhre vertikal. Man sollte meinen, das Quecksilber würde aus der Röhre nun herauslaufen, bis es nach dem Gesetz der communicierenden Röhren in der Röhre ebensohoch steht als im Schälchen; man findet aber, daß es wohl etwas in der Röhre heruntersinkt, aber doch in der Röhre ca. 76 *cm* höher steigt und stehen bleibt als im Schälchen. Man schließt, daß eine Kraft vorhanden sein muß, welche das Quecksilber so hoch hinaufdrückt, und erkennt, daß es der Druck der Luft ist, welcher auf das Quecksilber im Schälchen drückt, sich in der Flüssigkeit nach allen Seiten fortpflanzt und so das Quecksilber 76 *cm* hoch in der Röhre hinaufdrückt. Der Raum in der Röhre über dem Quecksilber ist luftleer, wird deshalb ein Vacuum und nach seinem Erfinder das Torricelli'sche Vacuum genannt. Da dort nichts ist, so drückt dort nichts auf das Quecksilber von oben herunter, deshalb kann der außen auf das Quecksilber wirkende Luftdruck das Quecksilber hinauf drücken.

Weil der Luftdruck das Quecksilber 76 *cm* hoch heben kann, also dem Druck einer Quecksilbersäule von 76 *cm* Höhe das Gleichgewicht halten kann, so kann man die Größe des Luftdruckes berechnen, wenn man den Druck dieser Quecksilbersäule etwa auf 1 *qcm*

berechnet. Das Gewicht, also der Druck derselben ist $1 \cdot 76 \cdot 13{,}596 = 1033\ g$, also ca. 1 *kg* auf jedes *qcm*. Dies scheint ziemlich gering zu sein, da aber auf 1 *qdm* ca. 100 *kg*, auf 1 *qm* ca. 10000 *kg* treffen, so erkennt man, daß dieser Luftdruck eine beträchtliche Größe hat. Das Gewicht der ganzen Luftmasse der Erde ist nahezu = 80000 Billionen Zentner.

Man könnte hieraus auch die Höhe berechnen, welche die Luft haben müßte, um einen solchen Druck hervorzubringen, vorausgesetzt, daß die Luft nach oben zu ebenso dicht und schwer ist als unten. Benutzt man nämlich den Satz, daß in zwei kommunicierenden Röhren die Höhen sich verhalten wie umgekehrt die sp. G., wobei das Quecksilber in der Röhre die eine Flüssigkeit, die Luft die andere ist, so hat man:

Höhe d. Luft: Höhe d. Queckſ. = sp. G. d. Queckſ.: sp. G. d. Luft

$$x : 76 = 13{,}596 : 0{,}00129,$$

$$x = \frac{76 \cdot 13{,}5}{0{,}00129} = 773000\ cm \text{ oder } 7730\ m.$$

Da aber die Luft, wie wir später sehen werden, nach oben zu dünner und deshalb leichter wird, so ist ihre Höhe eine viel beträchtlichere. Man kann zwar nicht angeben, wie hoch die Luft wirklich ist, weiß aber, daß sie bei 15 Meilen Höhe schon ca. 1000000 mal dünner ist als bei uns, so daß die noch höher liegende Luftmasse sicher von sehr geringer Bedeutung ist.

Füllt man beim Torricelli'schen Versuch die Röhre mit einer andern Flüssigkeit als Wasser, so wird dasselbe, da es viel (13,5) mal leichter ist als das Quecksilber, viel höher gehoben; in kurzen Röhren bleibt es also ganz oben stehen, erst bei ca. 10 *m* Länge sinkt das Wasser. Schon Galilei gab an, daß das Wasser in einer solchen Röhre bloß 18 Florentiner Ellen hoch stehen könne; Torricelli erklärt dies als Folge des Luftdruckes und veranlaßte Viviani, den Versuch mit Quecksilber zu machen.

35. Barometer.

Da der Luftdruck an den verschiedenen Orten der Erde verschieden ist und sich auch an demselben Orte beständig ändert, so benützt man zur Messung desselben besondere Apparate, Barometer genannt, die im wesentlichen Torricelli'sche Röhren sind und deren es verschiedene Arten gibt.

1) Das Normalbarometer oder Gefäßbarometer. Es besteht aus einer Torricelli'schen Röhre, die in einem Glasschälchen mit Quecksilber steht. Die Röhre muß vollständig luftleer sein; man erreicht dies, wenn man die mit Quecksilber gefüllte Röhre, bevor man sie umkehrt, zuerst auskocht, d. h. so lange erhitzt, bis das Quecksilber ins Kochen kommt; es bilden sich dann Quecksilberdämpfe, welche die noch in der Röhre enthaltenen insbe-

sondere an den Wänden anhängenden Luftteilchen mit hinausreißen. Ob es gut luftleer ist, erkennt man am fertigen Barometer, wenn man die Röhre rasch neigt, so daß das Quecksilber oben am Glase anschlägt; es muß sich dabei ein heller, klarer Schlag zeigen, so wie wenn Metall auf Glas geschlagen wird. Das Quecksilber muß ganz rein (chemisch rein) sein; gewöhnliches Silber enthält meist Blei, Silber und andere Metalle aufgelöst, hat deshalb ein geringeres sp. G. und würde somit höher stehen, als es sollte. Die Röhre muß wenigstens oben, wo das Quecksilber aufhört, ziemlich weit sein (etwa 1 *cm*) weil sie sonst wie eine Capillarröhre wirkt, also eine Capillardepression hervorbringt, weshalb das Quecksilber tiefer steht als es sollte.

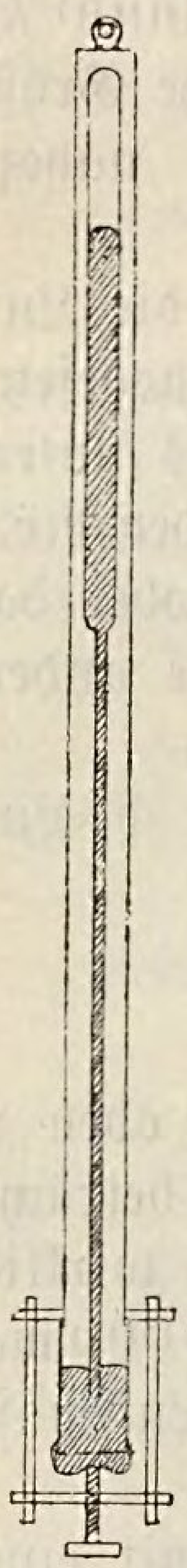


Fig. 48.

Weiter unten darf die Röhre eng sein und wird auch etwa blos 2 *mm* weit genommen. Die Röhre muß genau vertikal stehen; das wird erreicht, indem man sie aufhängt, zur Ruhe kommen läßt und dann in dieser Lage festklemmt. Die Skala muß stets an der Oberfläche des Quecksilbers im Schälchen anfangen. Wenn nämlich der Luftdruck größer wird, so steigt das Quecksilber in der Röhre, es tritt Quecksilber aus dem Schälchen in die Röhre, folglich sinkt es im Schälchen und umgekehrt, wenn der Barometer fällt. Man muß also entweder die Skala verschiebbar machen, so daß ihr Anfang auf das Niveau des Quecksilbers im Schälchen eingestellt werden kann, oder man macht den Boden des Schälchens aus einem Lederbeutel, bringt unter demselben eine Schraube an, durch welche man das Quecksiber im Schälchen stets so hoch stellen kann, daß es den Anfang der Skala berührt. So eingerichtete Barometer nennt man Normalbarometer, weil sie, von allen Fehlern befreit, den Luftdruck richtig angeben und eine Messung desselben ermöglichen.

2) Das Birn- oder Phiolenbarometer. Die Torricelli'sche Röhre biegt sich unten um, führt etwas nach aufwärts und endigt in einem birn- oder phiolenförmigen, oben offenen Gefäße. Dasselbe vertritt die Stelle des Schälchens beim Normalbarometer; auf das in demselben befindliche Quecksilber drückt die Luft und hebt dadurch das Quecksilber in der Torricelli'schen, oben luftleeren Röhre. Diese Röhre wird gewöhnlich ziemlich eng genommen, weshalb das Quecksilber etwas zu tief steht; auch hat man keine Vorrichtung, um das Niveau des Quecksilbers in der Birne zu verändern, weshalb die Barometerstände noch einen Fehler an sich haben, der aber nicht groß ist; häufig sind sie auch schlecht ausgekocht, deshalb nicht immer ganz luftleer. Aus diesen Gründen sind die Angaben

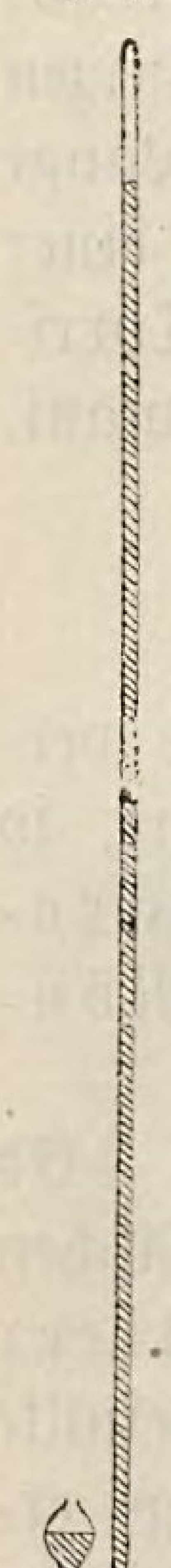
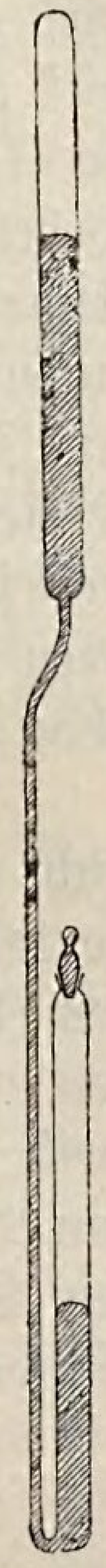


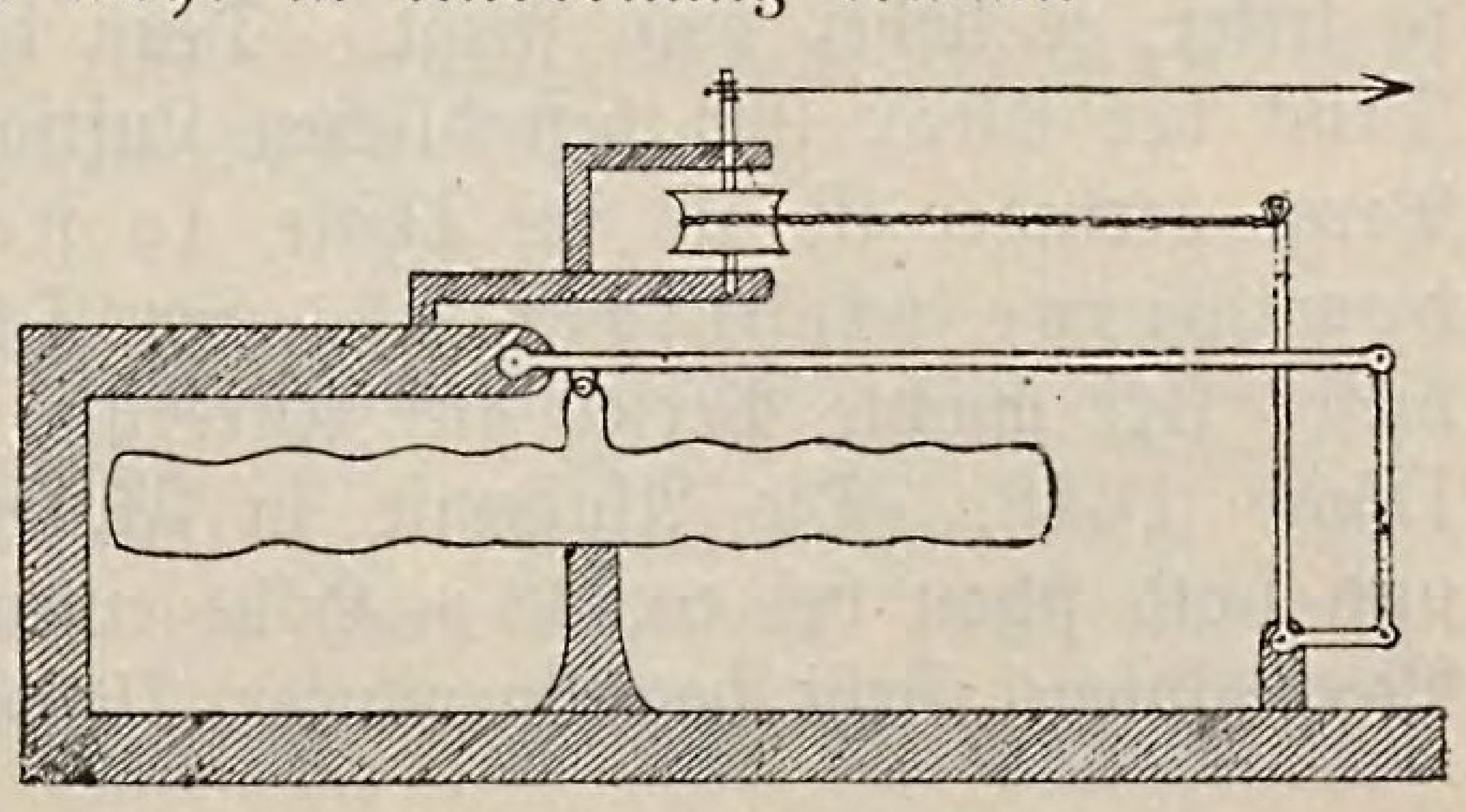
Fig. 49

dieser Barometer sehr ungenau; doch kann man an ihnen mit genügender Genauigkeit ablesen, um wie viel der Barometerstand etwa im Laufe eines Tages sich verändert hat. Solche Birnbarometer sind die gewöhnlichen käuflichen Barometer und da dieselben meist nur benutzt werden, um die täglichen Schwankungen des Barometerstandes zu erkennen, so erfüllen sie ihren Zweck ziemlich gut. Dies waren die ersten Barometer, die zuerst von der Akademie in Florenz seit 1657 angefertigt wurden.

3) Das Heber-Barometer (v. Boyle 1694, von Fortin als Reisebar. eingerichtet). Die Torricelli'sche Röhre biegt sich unten um und geht noch etwa 30 *cm* weit nach aufwärts; dieses Ende ist verschlossen durch einen eingeriebenen Glasstöpsel; zwischen ihm und der Röhre ist wegen der Rauhigkeit desselben hinreichend Platz, um die Luft durchgehen zu lassen, jedoch sind diese Kanälchen viel zu klein, als daß Quecksilber herauslaufen könnte. Der obere Teil der Torricelli'schen Röhre und der untere nach aufwärts gehende Schenkel müssen genau gleich weit sein; der übrige Teil kann beliebig weit gewählt werden und ist meist eng. Drückt die Luft auf das Quecksilber im untern Schenkel, so steigt es in der Torricelli'schen Röhre in die Höhe und steht also dort ca. 76 *cm* höher als im unteren Schenkel. Wird der Luftdruck stärker, etwa um 1 *cm*, so sinkt es im unteren Schenkel um $^1/_2$ *cm* und steigt in der Röhre um $^1/_2$ *cm*. Die Skala ist infolge dessen in halbe *cm* geteilt und fest; macht man sie verschiebbar, so wird sie immer auf das untere Niveau eingestellt, und ist dann in ganze *cm* eingeteilt. Dieses Barometer kann auch auf Reisen mitgenommen werden, befindet sich dann in einem Etui, wird, wenn es transportiert werden soll, zunächst geneigt, bis der lange Schenkel voll Quecksilber ist, dann noch ganz umgekehrt, so daß das wenige, noch im kurzen Schenkel befindliche Quecksilber gegen den Glasstöpsel hinfließt, bei dem es nicht herauslaufen kann. In dieser Lage kann es dann transportiert werden, weil das Quecksilber in der Röhre nicht mehr schwankt, und so das Barometer nicht mehr in Unordnung kommt.


Fig. 50.

4) Das Metallbarometer, auch Aneroid- oder Holosterik-Barometer genannt, hat eine wesentlich andere Einrichtung. Es besteht aus einer runden Blechdose (desh. Dosenbarometer gen.), deren Deckel aus sehr gut elastischem, ringförmig ge-


Fig. 51.

welltem Blech besteht. Die Dose ist vollständig verschlossen*) und luftleer. Die Luft drückt auf den elastischen Deckel und drückt denselben nach einwärts, und zwar um so weiter, je größer der Luftdruck ist; wird der Luftdruck geringer, so geht das Blech durch seine Elasticität wieder entsprechend nach auswärts. Um diese ungemein kleine, mit bloßem Auge nicht sichtbare Bewegung messen zu können, muß man sie zuerst größer machen, was auf folgende Art geschieht. Auf der Mitte des gewellten Bleches ist ein Stift angebracht, welcher gegen einen einarmigen Hebel drückt, und zwar sehr nahe an seinem Stützpunkte, also an einem sehr kurzen Hebelarme; deshalb macht das Ende des Hebels schon eine viel größere Bewegung. Dieses Ende drückt mittels einer Stange auf einen zweiten Hebel, einen Winkelhebel, und zwar auf das Ende des kurzen Hebelarmes, so daß das Ende des langen Hebelarmes eine noch viel größere Bewegung macht. An diesem Ende ist ein Kettchen befestigt, das mit seinem andern Ende um einen drehbaren Stift gewickelt ist, und auf diesen Stift ist ein Zeiger aufgesteckt, der über einem geteilten Kreise spielt. Dieses Zeigerende macht demnach eine verhältnismäßig große, deutlich sichtbare Bewegung, durch welche man den Barometerstand ablesen kann, wenn die Kreisteilung durch Vergleich mit dem Normalbarometer hergestellt ist.

Die Aneroidbarometer sind nicht leicht zerbrechlich, kommen nicht in Unordnung, sind, in einem Etui verschlossen, leicht transportabel und eignen sich deshalb für Reisebarometer und für den häuslichen Gebrauch sehr gut. Man kann jedoch mit ihnen den wirklichen Barometerstand nicht genau angeben; denn sie haben meist ziemliche Ungenauigkeit in der Konstruktion, sind zudem stark von der Temperatur abhängig und folgen auch nicht ganz genau den Schwankungen des Barometers; jedoch geben sie die täglichen Schwankungen des Luftdruckes mit meist hinreichender Genauigkeit an.

36. Anwendung des Barometers.

1) Barometrische Höhenmessungen. Trägt man das Barometer auf einen Berg, so findet man, daß dasselbe sinkt, um so tiefer, je höher man steigt. Denn das Barometer gibt nur den Druck der über ihm befindlichen Luftsäule an; da diese auf dem Berge geringer ist als im Thale, so steht das Barometer auf dem Berge niedriger als im Thale. Den ersten Versuch dieser Art machte Perier auf Anregung Pascal's auf dem Puy-de-Dôme 1648. Die Akademie in Florenz wiederholte den Versuch und fand schon bei ca. 28 *m* Höhe einen Unterschied. Nur auf dem Meeresspiegel steht das Barometer 76 *cm* hoch. Steigt man 10 *m*,

*) Ein Gefäß, das so vollständig verschlossen ist, daß die Luft nicht eindringen kann, nennt man auch hermetisch verschlossen.

so sinkt das Barometer um ca. 1 *mm*, bei 20 *m* um ca. 2 *mm*; das geht jedoch nicht so einfach fort; denn wenn man höher hinaufkommt, so ist dort die Luft dünner, infolge dessen leichter, und man muß dann um mehr als 10 *m* steigen, wenn das Barometer wieder um 1 *mm* sinken soll. Man hat nun berechnet, wie hoch das Barometer bei den verschiedenen Höhen über dem Meere stehen muß, und findet dies in den hypsometrischen Tabellen. Kennt man somit den mittleren Barometerstand eines Ortes, so kann man mit großer Genauigkeit die Meereshöhe desselben angeben. Um den mittleren Barometerstand eines Ortes zu finden, genügt es nicht, das Barometer einmal zu beobachten, weil dasselbe vielen Schwankungen unterworfen ist, sondern man muß Jahre lang täglich zu verschiedenen Stunden das Barometer beobachten und aus allen Beobachtungen das Mittel nehmen; das ist dann der mittlere Barometerstand.

Will man die Höhe eines Berges messen, so muß man zuerst die Höhe des Fußes bestimmen, dann möglichst zu derselben Zeit den Unterschied der Barometerstände am Fuß und am Gipfel bestimmen und hieraus mittels der hypsometrischen Tafel die Höhe des Berges berechnen; dieselbe ergibt sich jedoch etwas ungenau. Wenn keine große Genauigkeit erforderlich ist, so ist diese Art der Höhenmessung wegen ihrer Einfachheit sehr bequem. Die erste Tabelle für barometrische Höhenmessung stellte Halley her † 1724.

2) Das Barometer in der Witterungskunde (Meteorologie). Wenn man täglich das Barometer beobachtet, so findet man ein unregelmäßiges Fallen und Steigen (sogleich von Torricelli beobachtet). Man fand, daß der Barometerstand mit der Witterung zusammenhänge, daß bei tiefem Barometerstand westliche Winde uns Wolken und Regen oder Schnee, im Sommer Kälte, im Winter Wärme bringen, daß insbesondere auf rasches und tiefes Fallen des Barometers oft stürmisches Wetter eintritt; bei hohem Barometerstand dagegen herrschen leichte bis mäßige östliche Winde, geringe Bewölkung und im Sommer große Hitze, im Winter strenge Kälte. Wegen dieses Zusammenhanges benützte man das Barometer zur Vorherbestimmung des Wetters und nannte es auch Wetterglas.*) Die Wetterprophezeiungen (Prognosen) zeigten sich aber als sehr unzuverlässig.

*) Es mag hier erwähnt werden, daß Guericke schon vor Torricelli das Barometer erfunden hatte; dasselbe war ein Wasserbarometer, also eine ca. 10 *m* lange mit Wasser gefüllte Röhre; erst auf dem Reichstage zu Regensburg 1654 erhielt er Kunde von Torricelli's Entdeckung. Dies Wasserbarometer benützte er schon als Wetterglas und prophezeite einen Sturm (1660). Andererseits hatte die Akademie von Florenz keine Kenntnis von Guericke's Luftpumpe und untersuchte doch schon das Verhalten verschiedener Körper und Erscheinungen im luftleeren Raum, indem sie Torricelli'sche Vacua von großem Volumen herstellte.

Man hat jedoch andere, mit dem Luftdrucke zusammenhängende Gesetze erkannt, die ebenso sicher, als für die Wetterprognosen wichtig sind. Sie sind: 1) das Gesetz der barometrischen Minima und Maxima. Wenn man an vielen Orten Europa's täglich zu gleicher Zeit (etwa 8 Uhr morgens) den Barometerstand beobachtet*), diese Beobachtungen sammelt und vergleicht, indem man etwa sämtliche zu derselben Stunde gemachte Beobachtungen auf eine Landkarte einträgt (synoptische Karte), so findet sich folgende gesetzmäßige Verteilung des Barometerstandes. Ein Punkt hat den tiefsten Barometerstand, man nennt ihn das barometrische Minimum; von diesem Punkte nach allen Richtungen auswärts

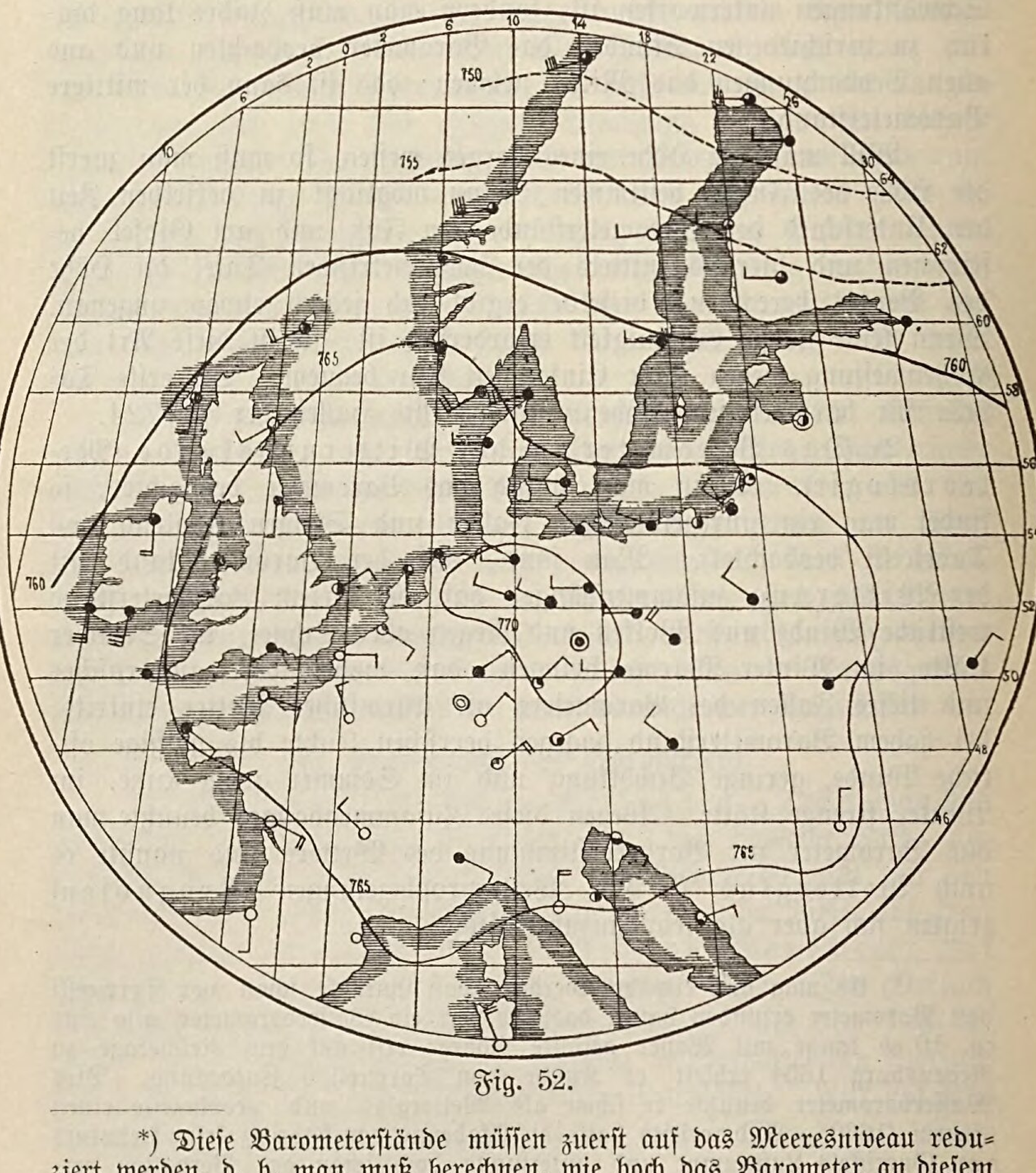


Fig. 52.

*) Diese Barometerstände müssen zuerst auf das Meeresniveau reduziert werden, d. h. man muß berechnen, wie hoch das Barometer an diesem Orte stehen müßte, wenn der Ort auf dem Meeresniveau läge. Z. B. zu 740,6 *mm* müssen bei 220 *m* Lokalhöhe 21,6 *mm* addiert werden.

steigt das Barometer, und zwar ziemlich gleichmäßig; verbindet man alle diejenigen Punkte, die gleich hohen Barometerstand haben, z. B. alle von 730, 735, 740 2c. . . . *mm* (man nennt diese Verbindungslinien Isobaren), so haben diese Linien eine nahezu kreisförmige Gestalt und umgeben in immer größeren Ringen das barometrische Minimum. Den ganzen Bereich, den diese zum Minimum gehörigen Isobaren einschließen, nennt man eine barometrische Depression. Fig. 53. 54.

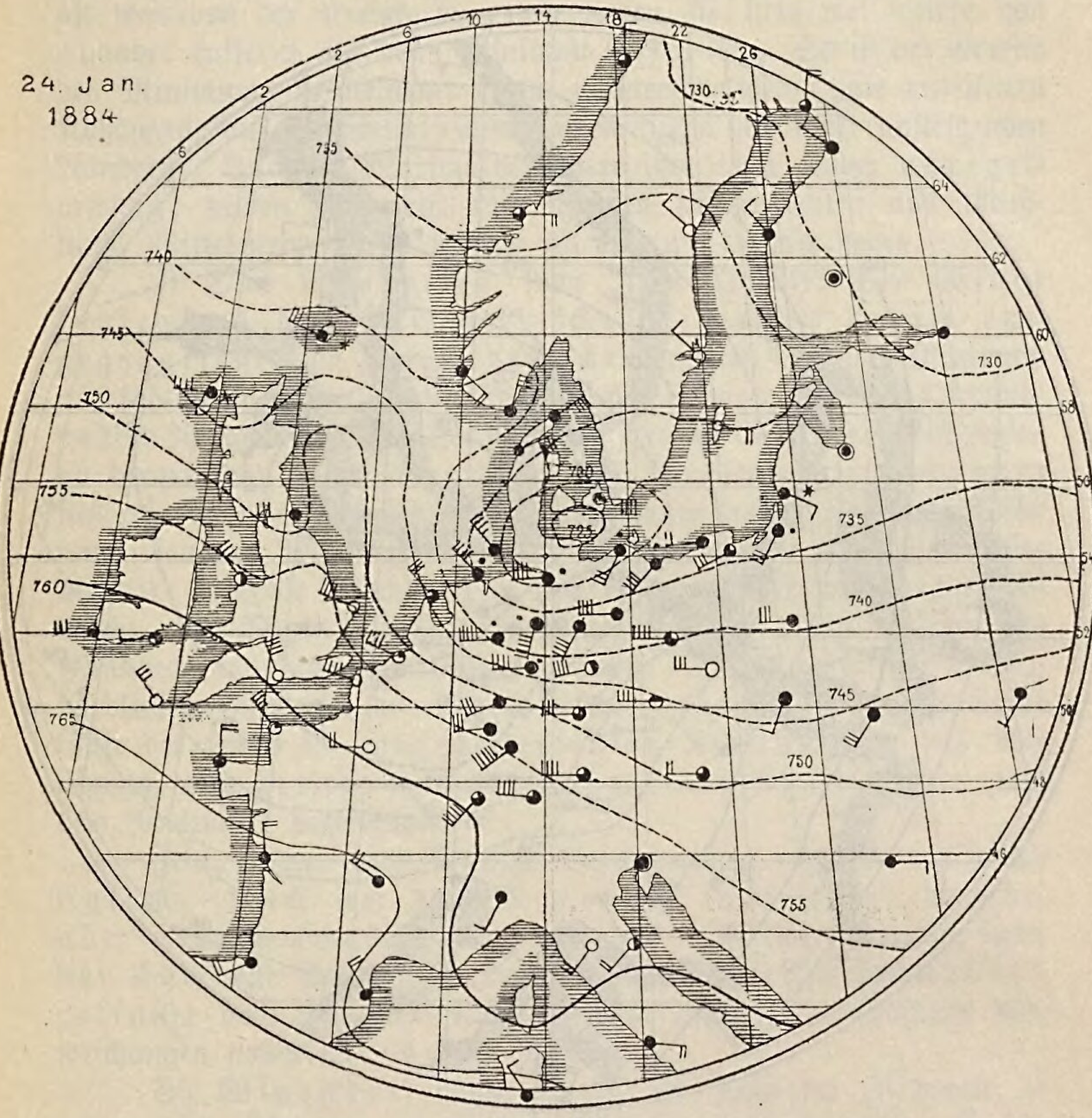


Fig. 53.

Der tiefste Barometerstand bei einer solchen Depression, also das barometrische Minimum, beträgt in Europa meistens an 730 *mm*, hie und da bis 710 *mm*, geht in der heißen Zone jedoch bis 700 *mm* herunter. Vergleicht man Länge und Tiefe der barometrischen Depressionen von Tag zu Tag, so zeigt sich folgende Gesetzmäßigkeit: Dieselben rücken bei uns in der Hauptrichtung von West nach Ost vor, sie kommen vom atlantischen Ozean, ziehen

über England, die Nordsee, Dänemark, die Ostsee nach Rußland, oder sie dringen von den Faröerinseln gegen Norwegen und über Schweden und Rußland, oder sie ziehen zwischen Island und Norwegen ins nördliche Eismeer und streifen bloß Europa. Auf diesen Wegen sind sie am tiefsten. Einige dringen in Frankreich ein und durchziehen Europa, andere dringen über Dänemark nach Deutschland ein, manche durchstreifen das Mittelmeer, kommen wohl auch vom nordadriatischen Meer nach Österreich; diese ins In-



Fig. 54.

nere des Kontinentes eindringenden Depressionen verlieren meist rasch an Tiefe. Hie und da spaltet sich eine Depression in zwei oder mehrere Teildepressionen, welche meist sehr flach sind. Im allgemeinen nimmt die Tiefe des Minimums beim Fortschreiten gegen Osten ab, insbesondere wenn es in das Innere des Landes, also in Mitteleuropa oder Rußland eindringt; die Depression verflacht sich, füllt sich aus und verschwindet.

In dem Gebiete, das dem Bereiche des Minimums nicht angehört, ist das barometrische Maximum; dort befindet sich ein Ort, der den höchsten Barometerstand hat, und von ihm nach allen Richtungen auswärts nimmt der Barometerstand ab; verbindet man auch hier wieder alle Punkte mit gleich hohem Barometerstande durch Linien, Isobaren, so laufen sie auch kreisförmig um das Maximum herum, sind aber der Form nach lange nicht so regelmäßig wie die Isobaren des Minimums, sondern entfernen sich oft weit von der Kreisform; auch liegen sie stets viel weiter von einander entfernt als beim Minimum. Fig. 52. So ist der Bereich des Minimums vergleichbar einem trichterförmigen Thale mit steilen Abhängen, das Maximum einem flachen Hügel mit sanft ansteigenden Rändern. Auch die Maxima verändern ihre Lage, jedoch unregelmäßig, bilden sich meist über großen Ländermassen aus (Rußland, Mitteleuropa) und bleiben oft lange ruhig stehen.

2) Das Windgesetz (von Buijs Ballot): Die Winde laufen um das barometrische Minimum herum entgegengesetzt dem Zeiger der Uhr; liegt ein Ort vom Minimum aus südlich, so hat er Westwind, östlich Südwind, nördlich Ostwind, westlich Nordwind; von dieser Richtung weichen die Winde meist etwas ab derart, daß sie etwas gegen das Minimum zugewendet sind; so hat ein Ort südlich vom Minimum meist nicht reinen Westwind, sondern Westsüdwind, sogar Südwestwind. Es kommt aber nie vor, daß die Windrichtung von dieser Hauptrichtung ganz abweicht; der Wind läuft nie in entgegengesetzter Richtung um das Minimum und nie vom Minimum weg. So ist es auf der ganzen nördlichen Halbkugel der Erde; auf der südlichen Halbkugel läuft der Wind in entgegengesetzter Richtung um das Minimum, also gerade wie der Zeiger der Uhr, ist aber auch dem Minimum zugewendet.

Jede solche wirbelförmige Luftbewegung nennt man einen Cyklon. Auch um das Maximum laufen die Winde, aber gerade umgekehrt, also bei uns wie der Zeiger der Uhr, und sind dabei etwas vom Maximum abgewendet (Anticyklon); doch sind diese Richtungen im allgemeinen größeren Abweichungen ausgesetzt als beim Minimum.

Die Windstärke hängt ab von der Nähe der Isobaren; je näher die Isobaren an einander liegen, desto stärker ist der Wind, und gerade dort, wo sie am nächsten bei einander liegen, ist der Wind am stärksten. Stürmische Winde, volle Stürme und Orkane kommen nur im Bereich der barometrischen Depressionen vor (ausgenommen rasch vorübergehende Gewitterstürme), und zwar sind sie um so stärker, je tiefer das Minimum ist; deshalb kommen Orkane fast nur in der heißen Zone vor. Da beim Maximum die Isobaren stets verhältnismäßig weit auseinander liegen, so sind die

im Bereiche desselben auftretenden Winde meist schwach, höchstens an den Rändern stark, nie stürmisch.

3) Einfluß auf das Wetter. Wenn ein barometrisches Minimum vom Meere her in das Land eindringt, so führt der Wind eine Menge Luft vom Meere herein, die feucht ist und deshalb viel Regen bringt; diese Luft ist im Sommer kälter und im Winter wärmer als das Land. Da in Bezug auf Deutschland die meisten Depressionen nördlich vorüberziehen, so erhalten wir durch dieselben südwestliche, dann westliche Winde mit Bewölkung und Regen. Im Bereich des Maximums, insbesondere wenn es über einer großen Ländermasse steht, herrschen schwache bis mäßige Winde, bei uns meist östlicher Richtung, heiterer Himmel und Trockenheit, im Sommer infolge des Sonnenscheines große Hitze, im Frühjahre und Herbst in den hellen Nächten oft Frost, im Winter in den langen, hellen Nächten große Kälte, die durch den kurzen täglichen Sonnenschein nicht beseitigt werden kann.

4) Die Wetterprognosen. Wenn nun an vielen Orten zu gleicher Zeit täglich Barometer, Thermometer, Windrichtung und -Stärke, Bewölkung, Regen oder Schnee beobachtet werden, und diese Beobachtungen sofort alle an einen Ort (meteorologische Zentralstation) telegraphiert werden, so ist man dort im stande, die Witterungslage, die zu dieser Zeit herrschte, zu überblicken, und auf Grund der angegebenen Gesetze das künftige Wetter vorherzusagen (prognosticieren) und zwar mit ziemlich großer Sicherheit, wenn man das Wetter bloß für den nächsten Tag und für einen ziemlich kleinen Bezirk (etwa von der Größe einer Provinz) bestimmt. Diese Prognosen werden dann täglich sofort auch bekannt gegeben und sind für den Gärtner, Land- und Forstmann von größtem Nutzen. Insbesondere wirken auch die Sturmwarnungen sehr segensreich. Es werden nämlich die Küstenorte der deutschen Nord- und Ostsee von der „Seewarte in Hamburg" rechtzeitig vom Herannahen eines Sturmes in Kenntnis gesetzt, so daß Küstenfahrer und Fischer den Gefahren des Sturmes noch entgehen können.

Ähnliche meteorologische Zentralstellen für Wetterprognosen und Sturmwarnungen sind nun schon in allen zivilisierten Staaten eingerichtet.

37. Ausdehnungsbestreben der Luft.

Die luftförmigen Körper haben die Eigenschaft der leichten Verschiebbarkeit der Teilchen und der gleichmäßigen Fortpflanzung des Druckes wie die flüssigen Körper; sie haben aber auch noch eine andere Eigenschaft, durch welche sie sich von den flüssigen Körpern wesentlich unterscheiden, nämlich die sehr beträchtliche Zusammendrückbarkeit und ein unbegrenztes Ausdehnungsbestreben. Beide Eigenschaften faßt man

auch durch den Ausdruck Elasticität zusammen und nennt die luftförmigen Körper auch elastisch-flüssige Körper, obwohl der Ausdruck Elasticität, wie wir sehen werden, für luftförmige Körper nur in etwas anderem Sinne paßt als für feste Körper.

Luftförmige Körper haben ein unbegrenztes Ausdehnungsbestreben, d. h. ein luftförmiger Körper sucht sich so weit als möglich auszudehnen; er nimmt also den Raum, der ihm geboten wird, stets vollständig ein. Wenn ich 1 *l* gewöhnliche Luft in einen 1 *cbm* großen und luftleeren Raum bringe, so setzt sich die Luft nicht etwa auf den Boden, wie das Wasser, sondern sie dehnt sich auf den Raum von 1 *cbm* aus und füllt ihn so vollständig aus, daß in demselben nirgends eine Stelle ist, wo sie nicht wäre. Wenn ich aus einem Gefäße, das 1 *l* Luft enthält, $^1/_2$ *l* Luft herausnehme, so füllt der darin bleibende $^1/_2$ *l* dadurch, daß er sich ausdehnt, den ganzen Raum von 1 *l* aus; es ist also in dem Gefäße wieder 1 *l* Luft, die natürlich jetzt dünner ist als zuerst. Ebenso kann man in ein Gefäß von etwa 1 *l* Inhalt zu der schon vorhandenen Luft noch 1 *l* hineinpressen; denn die beiden Luftmengen pressen sich zusammen, so daß sie mit einander nur den Raum von 1 *l* einnehmen. Man sagt: Luftförmige Körper haben, ebenso wie die flüssigen, keine selbständige Gestalt, sie haben aber auch kein selbständiges Volumen, sondern richten sich in ihrem Volumen stets nach dem dargebotenen Raume. Diese Eigenschaft nennt man Ausdehnungs- oder Expansionsbestreben.

38. Luftpumpe.

Auf dem Expansionsbestreben beruht die Luftpumpe, ein Apparat, durch welchen man die Luft immer mehr aus einem Gefäße entfernen kann, durch welchen man das Gefäß auspumpen oder evacuieren kann. Die Luftpumpe wurde erfunden von Otto v. Guerike (um 1635); mittels derselben entdeckte er auch das bis dahin unbekannte Expansionsbestreben der Luft.

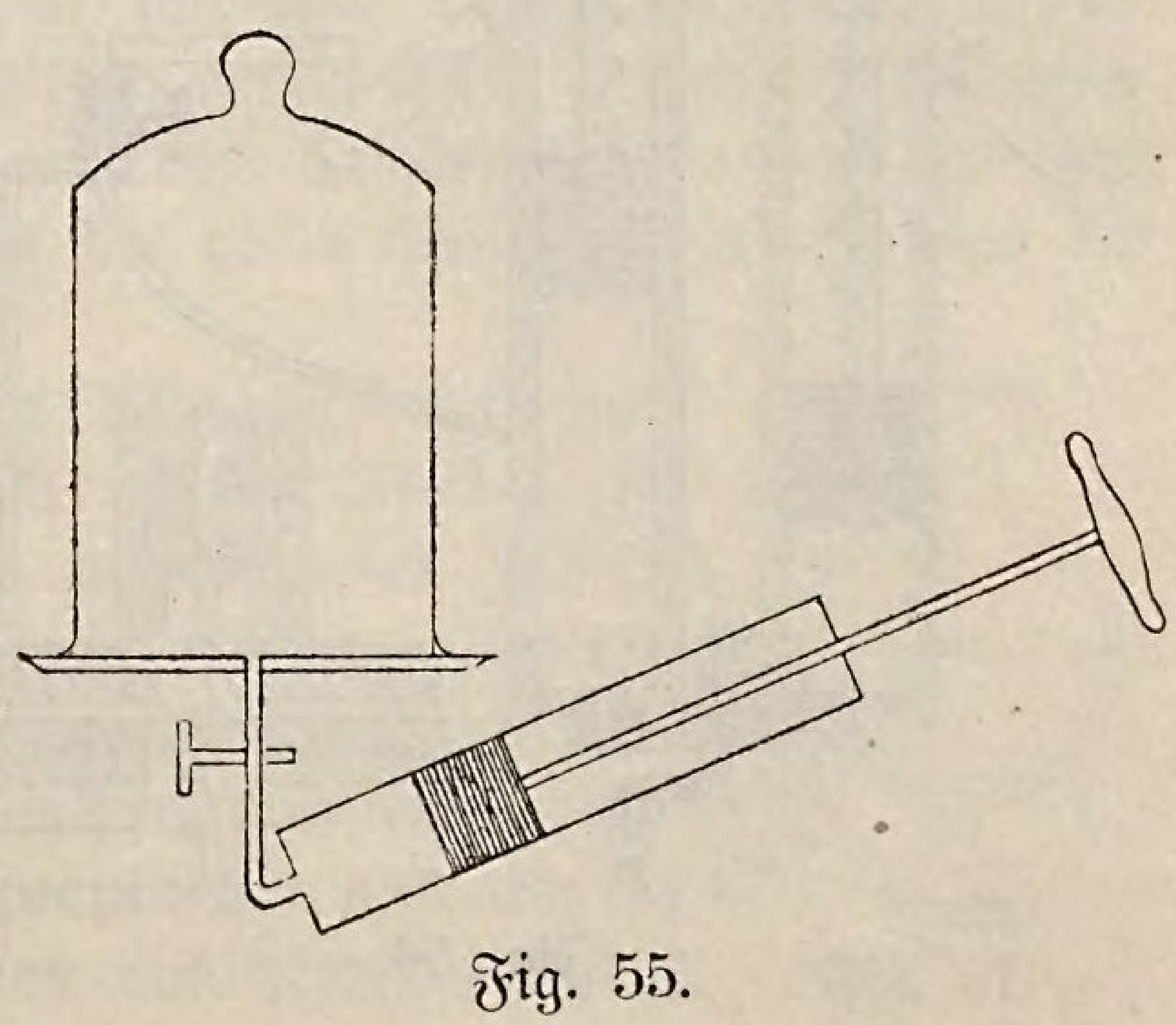


Fig. 55.

Die einstiefelige Luftpumpe besteht aus dem Pumpenstiefel, das ist ein genau ausgedrehtes Messingrohr; in demselben befindet sich ein luftdicht anschließender Kolben, der durch einen Handgriff auf und ab bewegt werden kann. Der Stiefel mündet unten in ein enges Metallrohr, das sich nach auf-

wärts biegt; an dessen Ende ist ein ganz eben abgeschliffener Glasteller befestigt. Das Ende des Metallrohres ist noch dazu meist mit einem Schraubengewinde versehen, so daß man andere Gefäße anschrauben kann. Auf den Glasteller kann auch eine Glasglocke aufgesetzt werden, deren Ränder genau abgeschliffen sind; sie sitzt deshalb, besonders wenn man den Rand etwas einfettet, luftdicht auf dem Glasteller. Diese Glocke heißt der Recipient, weil sie diejenigen Gegenstände und Apparate aufnehmen soll, die dem luftverdünnten Raume ausgesetzt werden sollen. Ganz nahe am untern Ende des Stiefels befindet sich in der Röhre ein Hahn, der zweifach durchbohrt ist; durch die eine, gerade Bohrung kann der Stiefel mit dem Recipienten verbunden werden, durch die andere, krumme Bohrung kann entweder der Stiefel oder, bei anderer Stellung, der Recipient mit der äußeren Luft verbunden werden.

Soll nun die Luft aus dem Recipienten gepumpt werden, so stellt man den Hahn so, daß der Stiefel mit dem Recipienten verbunden ist, und zieht den Kolben in die Höhe; dadurch wird der Luft im Recipienten auch noch der ganze Raum des Stiefels dargeboten; sie dehnt sich also auch auf diesen Raum aus, indem ein Teil der Luft des Recipienten in den Stiefel hinüberströmt; dadurch ist die Luft im Recipienten schon dünner geworden. Man stellt nun den Hahn in die zweite Stellung, so daß er den Stiefel mit der freien Luft verbindet, und drückt den Kolben hinunter; dadurch wird die im Stiefel enthaltene Luft hinausgeschafft. Man stellt den Hahn wieder in die erste Stellung und macht dasselbe nochmals und fährt so weiter. So oft man den Kolben in die Höhe zieht, dehnt sich die im Recipienten enthaltene Luft auch auf den Raum des Stiefels aus, wird also wieder mehr verdünnt. Wenn man also immer mehr Kolbenzüge macht, kann man immer mehr Luft aus dem Recipienten heraus-

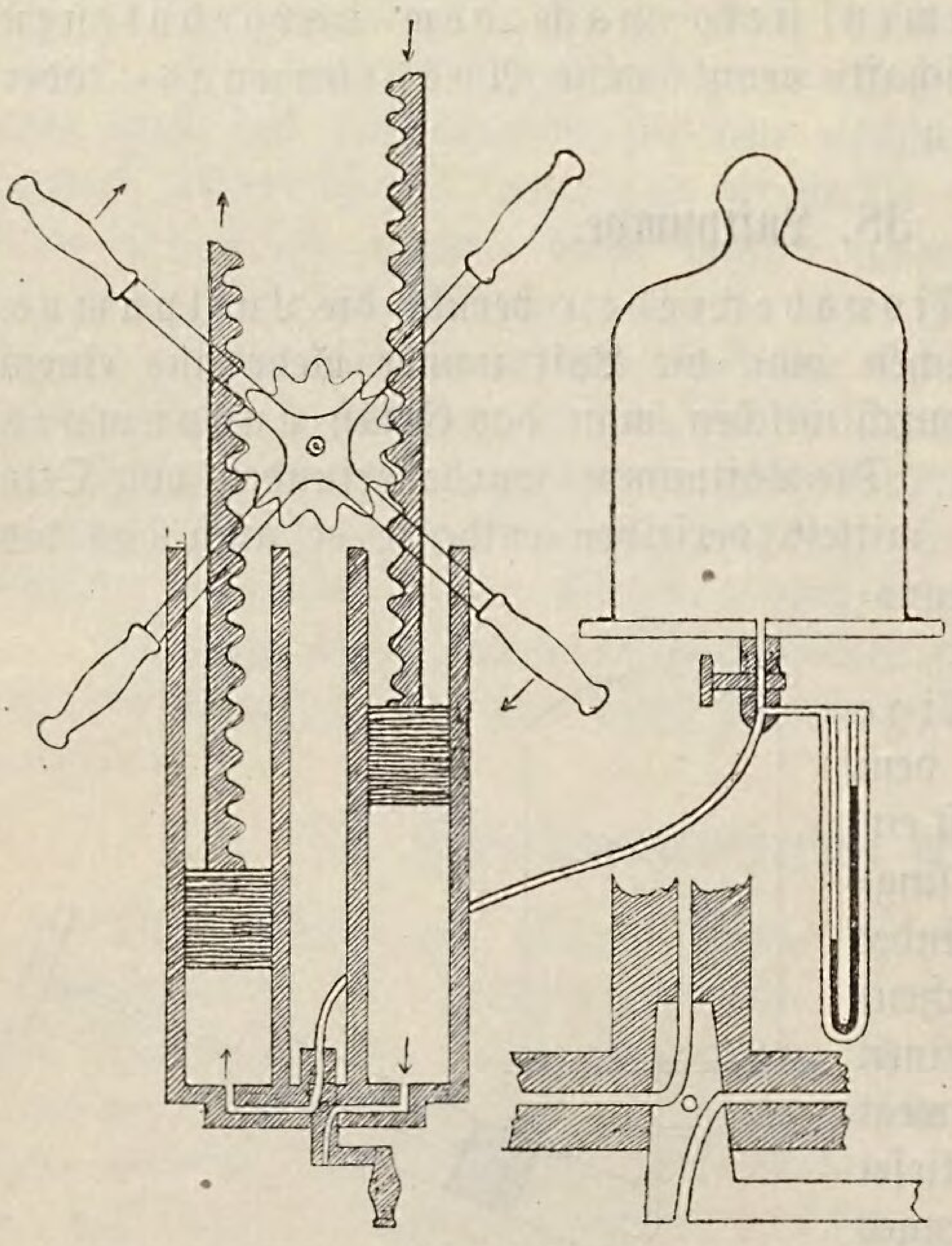


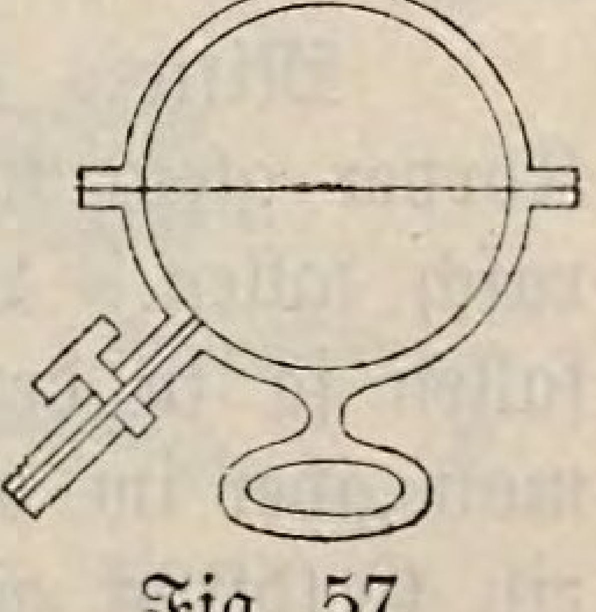
Fig. 56.

bringen, die Luft im Recipienten also immer dünner machen. Aber da die Luft nur dadurch herausgeht, daß sie sich ausdehnt, so ist klar, daß sie nie vollständig herausgeht, daß man also einen wirklich luftleeren Raum durch diese Luftpumpe nicht herstellen kann, sondern nur einen luftverdünnten. Guericke meinte zuerst, die Luft sei blos schwer, nicht expansibel, weshalb er bei seinen ersten Versuchen den Stiefel stets unterhalb des zu evacuierenden Gefäßes anbrachte. Die zweistiefelige Luftpumpe wurde bald von Robert Boyle konstruiert, der überhaupt die Luftpumpe wesentlich verbesserte.

Die zweistiefelige Luftpumpe hat zwei neben einander stehende Stiefel; die Kolbenstangen sind mit Zähnen versehen, in die ein Zahnrad beiderseits eingreift; wird dieses mittels eines Kurbelkreuzes gedreht, so geht der eine Kolben nach abwärts, der andere nach aufwärts und umgekehrt, wenn man das Rad nach der anderen Richtung dreht. Die Stiefel sind unten durch eine kurze Röhre verbunden, von deren Mitte das Rohr abzweigt, das zum Recipienten führt. Ein dort steckender Hahn hat zwei krumme Bohrungen, durch welche der eine Stiefel mit dem Recipienten, der andere mit der äußeren Luft verbunden ist; durch Drehen des Hahnes können die Stiefel in umgekehrter Ordnung mit Recipient und äußerer Luft verbunden werden. Man kann so stets den Stiefel, dessen Kolben in die Höhe gezogen wird, mit dem Recipienten verbinden, so daß die Stiefel abwechselnd den Recipienten auspumpen.

39. Versuche mit der Luftpumpe.

Mit der Luftpumpe können viele interessante Versuche angestellt werden, die insbesondere das Expansionsbestreben der Luft und die Wirkung des Luftdruckes erläutern. Schon nach einigen Kolbenzügen haftet die Glocke so fest auf dem Teller, daß man sie nicht losreißen kann: denn von oben drückt der gewöhnliche, äußere Luftdruck auf die Glocke nach abwärts, im Innern derselben ist aber nur wenig Luft, die infolge dessen auch viel schwächer drückt und dem äußeren Luftdruck also nicht mehr das Gleichgewicht hält; deshalb müßte man, um die Glocke loszureißen, eine Kraft anwenden, die fast so groß ist, als der Druck der Luft auf die obere Fläche derselben, was für uns unmöglich ist.


Fig. 57.

Die Magdeburger Halbkugeln sind zwei Halbkugeln aus starkem Metall, deren Ränder gut abgeschliffen sind und luftdicht an einander passen; macht man den Raum im Innern derselben luftleer, so können sie nicht mehr aus einander gerissen werden; denn auf sie drückt von außen, von rechts und links der Luftdruck, preßt sie zusammen, und um sie auseinanderzureißen, müßte man eine Kraft aufwen=

den, die gleich diesem Luftdruck ist. Da derselbe auf 1 *qcm* 1 *kg*, also auf 1 *qdm* 100 *kg* beträgt, so müßte man bei einer Querschnittsfläche von nur 1 *qdm* schon eine Kraft von 100 *kg* anwenden, um die Halbkugeln von einander zu reißen. Diesen berühmten Versuch machte Otto v. Guericke, auf Einladung des Kaisers Ferdinand vor dem versammelten Reichstage zu Regensburg 1654. Der Durchmesser der Halbkugeln betrug 0,67 Magdeburger Ellen und obwohl sie nicht ganz ausgepumpt werden konnten, waren doch 16 Pferde nicht im stande, sie von einander zu reißen. Dieser Versuch war damals so interessant, weil man die Luft bis dahin für nichts angeschaut hatte, oder doch nur für einen Stoff, der leicht und kraftlos ist, den man mit den Händen bei seite schieben kann, und von dem man nicht gut glauben konnte, daß er eine einigermaßen beträchtliche Wirkung hervorbringen könne. Um so interessanter und lehrreicher war es, durch diesen Versuch zu sehen, daß die Luft einen so ungemein großen Druck hervorbringen kann.

Wenn man eine Hohlkugel evacuiert, an eine mit Luft gefüllte Hohlkugel anschraubt und nun die Verbindung zwischen beiden herstellt, so zeigen sich beide Kugeln mit Luft gefüllt, indem sich die in der einen Kugel befindliche Luft gleichmäßig auf beide Räume verbreitet hat. (Auch von Guericke.)

Legt man eine nur halb mit Luft gefüllte, zugebundene Schweinsblase unter den Recipienten und pumpt die Luft aus, so schwillt die Schweinsblase an: denn die in ihr enthaltene Luft dehnt sich aus, sobald durch das Auspumpen die äußere Luft weggeschafft wird. (Auch v. Guericke.)

Stellt man auf den Teller der Luftpumpe eine unten abgeschliffene, oben sich trichterförmig erweiternde Glasröhre, bindet sie oben mit einem elastischen Kautschukblatt zu und pumpt die Luft aus, so wird durch den äußeren Luftdruck der Kautschuk nach abwärts gedrückt, dehnt sich immer mehr aus und zerspringt zuletzt. Legt man auf diese Glasröhre oben eine luftdicht anschließende (nicht zu dicke) Glasplatte und pumpt die Luft unten weg, so wird die Glasscheibe auch zerdrückt durch den äußeren Luftdruck.

Stellt man unter den Recipienten ein Aneroidbarometer, so sieht man sofort, wenn man den Kolben in die Höhe zieht, wie der Zeiger sich bewegt und dadurch das Abnehmen des Luftdruckes anzeigt; denn je dünner die Luft ist, desto schwächer drückt sie.

Mittels der Luftpumpe kann man auch nachweisen, daß alle Körper gleich stark von der Erde angezogen werden, also auch gleich rasch fallen. Leichte, lockere Körper, wie Papier, Flaumfedern 2c. fallen ja in der Luft langsamer als schwere, dichte Körper; wenn man aber im oberen Teile einer Glasröhre zwei solche Körper, z. B. ein Geldstück und ein Papierschnitzel anbringt, die Luft auspumpt

und nun durch irgend eine Vorrichtung beide Körper zugleich losläßt, so fallen beide gleich rasch.

Man kann auch nachweisen, daß die Körper in der Luft einen Auftrieb bekommen. Man hat an einer kleinen Wage am einen Arme eine große, hohle, aber verschlossene Glaskugel, am andern ein Messinggewicht hängen, das ihm das Gleichgewicht hält, also ebenso schwer zu sein scheint. Bringt man diese Wage unter den Recipienten und pumpt ihn aus, so senkt sich die Glaskugel; denn da ihr Volumen größer ist als das des Messinggewichtes, so erhält sie in der Luft einen Auftrieb; im luftleeren Raum fehlt derselbe, deshalb sinkt sie herab.

Der Auftrieb, den ein Körper in der Luft erfährt, ist nicht beträchtlich; er beträgt nach dem Archimedischen Gesetz 1,29 *g* für jedes *cdm* Volumen; um soviel erscheint jeder Körper in der Luft leichter, als er in Wirklichkeit ist. Bei gewöhnlichen Wägungen vernachlässigt man diesen Auftrieb, bei feinen physikalischen Wägungen muß er aber berücksichtigt werden.

40. Die Quecksilberluftpumpe.

Sie benützt das Torricelli'sche Vacuum zum Auspumpen eines Recipienten und ist folgendermaßen eingerichtet. Auf einem Stativ ist ein ziemlich großes (etwa 1 *l* haltendes) Glasgefäß A angebracht. Von diesem führt oben eine Röhre mit Dreiweghahn zum Glasteller. Nach unten ist am Gefäß eine ca. 80 *cm* lange Röhre angebracht, die sich fortgesetzt in einen Kautschukschlauch und in ein Glasgefäß B mündet das mit Quecksilber gefüllt ist. Dies Gefäß kann durch einen Riemen, der sich um eine Welle schlingt, gehoben und gesenkt werden.

Will man auspumpen, so stellt man den Hahn so, daß er das Gefäß A mit der freien Luft verbindet, hebt das Gefäß B so hoch, daß es etwas höher steht als das Gefäß A; das Quecksilber läuft nun nach dem Gesetz der communicierenden Röhren in das feste Gefäß, füllt dies ganz an und würde beim Hahn herauslaufen, wenn man nicht in diesem Moment den Hahn schließen würde. Nun senkt man das bewegliche Gefäß ganz herab, so steht es um mehr als 76 *cm* tiefer als das feste Gefäß; deshalb läuft das Quecksilber

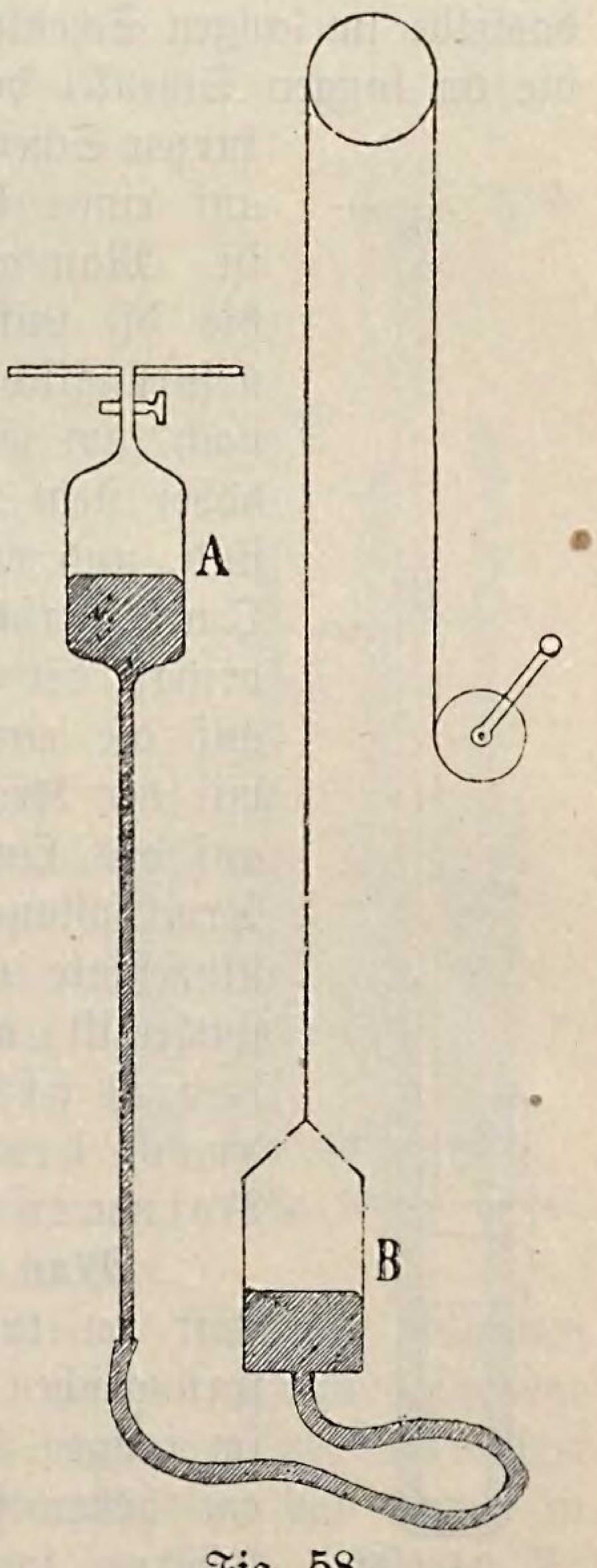


Fig. 58.

aus dem festen Gefäß wie beim Torricelli'schen Versuch, es bildet sich also im Gefäß A ein ganz luftleerer Raum von ziemlich großem Volumen. Wenn man nun den Hahn so stellt, daß er das Gefäß A mit dem Recipienten verbindet, so strömt die Luft aus dem Recipienten in den luftleeren Raum und wird dadurch verdünnt. Man fährt auf dieselbe Weise fort und kann die Verdünnung im Recipienten immer weiter treiben. Mit guten Apparaten dieser Art hat man die Luft mehr als eine Million mal dünner gemacht.

41. Zusammendrückbarkeit der Luft. Mariotte'sches Gesetz.

Die Gesetze über die Zusammendrückbarkeit der Luft erfährt man auf folgende Weise:

Man nimmt eine 2—3 *m* lange Glasröhre, die oben offen ist, sich unten umbiegt, dann wieder etwa 50 *cm* hoch hinaufgeht und dort verschlossen ist. Man schüttet Quecksilber in dieselbe, bis der untere Verbindungskanal voll ist; so hat man im kurzen Schenkel ein gewisses Volumen Luft abgesperrt, auf das der äußere Luftdruck drückt. Man gießt noch mehr Quecksilber hinein, so sieht man, daß dasselbe im langen Schenkel höher steht, als im kurzen, schließt, daß die im langen Schenkel befindliche Quecksilbersäule auf die Luft im kurzen Schenkel drückt und sieht, wie diese Luft dadurch auf einen kleineren Raum zusammengedrückt worden ist. Man gießt nun gerade so viel Quecksilber hinein, bis die Luft im kurzen Schenkel auf die Hälfte des ursprünglichen Volumens zusammengepreßt ist, sieht nach, um wie viel das Quecksilber im langen Schenkel höher steht, als im kurzen, findet, daß dies 76 *cm* sind, und weiß vom Torricelli'schen Versuch, daß eine Quecksilbersäule von 76 *cm* Höhe einen Druck hervorbringt, der gleich dem Luftdruck ist. Man sieht also: auf die eingesperrte Luft drückt 1) die äußere Luft mit der Kraft von 1 Atmosphäre; denn diese drückt auf das Quecksilber im langen Schenkel, und dieser Druck pflanzt sich im Quecksilber fort, 2) eine Quecksilbersäule von 76 *cm*, die auch gleich einer Atmosphäre ist; das macht zusammen 2 Atmosphären, 2 mal soviel als vorher, und man sieht, daß dadurch die Luft auf ein zweimal kleineres Volumen zusammengedrückt wurde.

Man gießt noch mehr Quecksilber hinzu, bis die Luft im kurzen Schenkel auf ein Drittel ihres ursprünglichen Volumens zusammengepreßt ist, sieht, daß im langen Schenkel das Quecksilber um 152 = 2.76 *cm* höher steht als im kurzen, das macht 2 Atmosphären, so daß mit dem äußeren Luftdruck 3 Atmo-

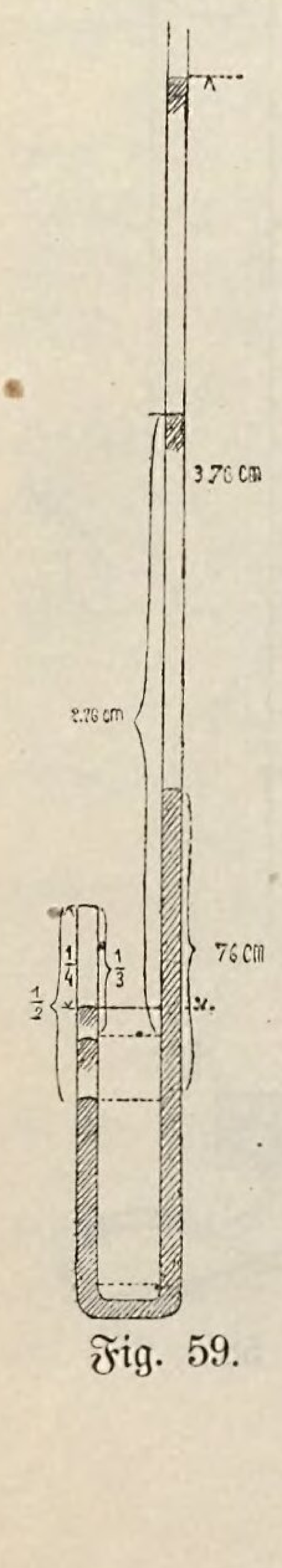


Fig. 59.

sphären auf die Luft im kurzen Schenkel drücken, 3 mal so viel als zuerst; ihr Volumen ist 3 mal kleiner als zuerst. So kann man weiterfahren, und findet so das Gesetz; je größer der Druck ist, den man auf ein Gas ausübt, desto kleiner ist sein Volumen oder: die Volumina eines Gases verhalten sich umgekehrt wie die Drücke; bezeichnet man die Drücke mit P und P', die Volumina mit V und V', so ist:

$$P : P' = V' : V. \qquad (I)$$

Dieses wichtige Gesetz lehrt uns, wie das Volumen eines Gases blos von dem Drucke abhängt, der auf dasselbe ausgeübt wird, und heißt das Mariotte'sche Gesetz. Der erste Entdecker desselben war Robert Boyle 1666, weshalb es wohl auch das Boyle'sche Gesetz genannt wird. Mariotte fand das Gesetz 1684.

Dasselbe gilt auch für verdünnte Gase, was auf folgende Weise gezeigt wird. In ein ziemlich weites und sehr tiefes Gefäß voll Quecksilber taucht man eine unten offene, oben durch einen Hahn verschließbare Glasröhre fast ganz, bis auf etwa 17 *cm* ein. Schließt man nun den Hahn, so hat man in der Röhre ein gewisses Volumen Luft (von 17 *cm* Länge) abgesperrt, auf dem der äußere, durch das Quecksilber fortgepflanzte Luftdruck lastet. Zieht man nun die Röhre etwas heraus, so sieht man, daß das Quecksilber in der Röhre höher steht als im Gefäß, daß also auf die abgesperrte Luft nicht mehr der ganze Luftdruck drückt, sondern sich hievon der Druck der gehobenen Quecksilbersäule subtrahiert; zugleich sieht man, daß die Luft in der Röhre sich etwas ausgedehnt hat. Man zieht die Röhre soweit heraus, bis das Volumen der Luft zweimal größer ist, als zuerst (34 *cm*), sieht nach, wie groß die gehobene Quecksilbersäule ist, und findet, daß sie 38 $cm = \frac{1}{2} \cdot 76$ *cm* beträgt. Auf die eingesperrte Luft drückt also nicht mehr der ganze äußere Luftdruck, sondern um diese halbe Atmosphäre weniger; folglich bleibt bloß ein Druck von $\frac{1}{2}$ Atmosphäre; der Druck ist zweimal kleiner als zuerst, das Volumen der Luft zweimal größer.

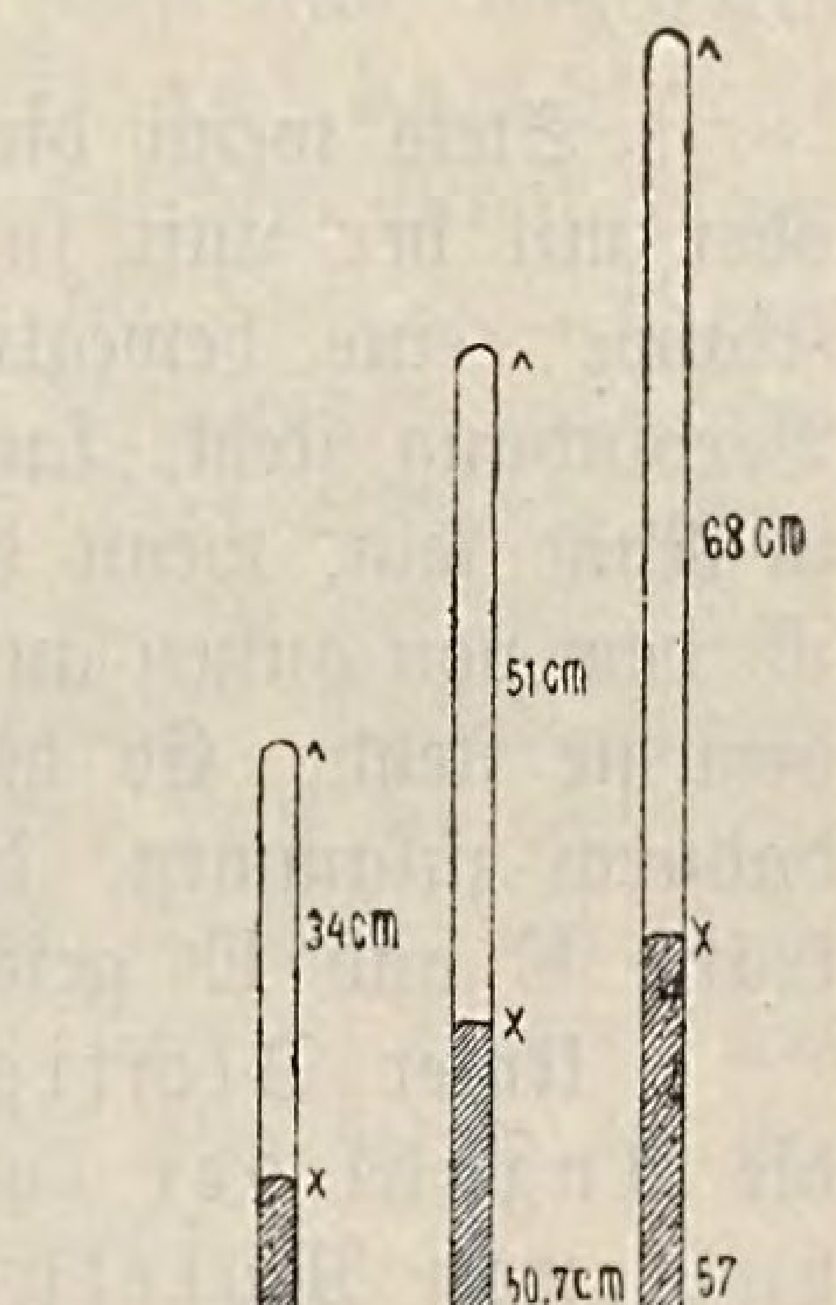


Fig. 60.

Man zieht die Röhre noch weiter heraus, bis das Volumen der Luft 3 mal größer ist als zuerst (51 *cm*), mißt die gehobene Quecksilbersäule und findet $50^2/_3$ $cm = {}^2/_3$ Atm. Das subtrahiert sich vom äußern Luftdruck, bleibt $^1/_3$ Atmosphäre; der Druck ist also 3 mal kleiner als zuerst, das Volumen ist 3 mal größer. So

fährt man fort und findet auch hier allgemein das Gesetz bestätigt: je kleiner der Druck, desto größer das Volumen.

Die Luft übt auf die Wände des Gefäßes, in dem sie sich befindet, einen Druck aus, den man die Expansivkraft der Luft nennt. Dieser Druck ist die Folge des Ausdehnungsbestrebens der Luft. Man sieht ja bei der Mariotte'schen Röhre, daß die im kurzen Schenkel eingesperrte Luft auf die Oberfläche des Quecksilbers einen Druck ausübt, der offenbar so groß ist als der von außen wirkende Druck, da sich beide Drücke das Gleichgewicht halten; man sieht also gerade an diesen Versuchen auch noch: wenn das Volumen der eingesperrten Luft 2, 3 . . . . . mal kleiner wird, so wird auch ihre Expansivkraft 2, 3 . . . . . mal größer und umgekehrt; man sagt demnach: die Expansivkräfte eines Gases verhalten sich umgekehrt wie seine Volumina. Bezeichnet man die Expansivkräfte mit E und E', so ist

$$E : E' = V' : V. \quad (Ia).$$

Stets wenn die Luft in einem Gefäße mit der äußeren Luft oder mit der Luft in einem anderen Raume durch eine bewegliche Klappe, eine bewegliche Flüssigkeit (wie hier durch Quecksilber) in Verbindung steht, kann die Klappe oder die Flüssigkeit nur dann in Ruhe sein, wenn die Expansivkraft der eingeschlossenen Luft gleich ist dem von außen auf sie wirkenden Drucke, gleich dem Drucke, unter dem sie steht. Es hängt deshalb die Formel I mit der Formel Ia dadurch zusammen, daß statt der Drücke P und P' die Expansivkräfte E und E' gesetzt sind.

Unter Dichtigkeit oder Dichte eines Körpers versteht man die Anzahl der in einer Raumeinheit, etwa 1 *ccm* enthaltenen Moleküle. Wenn man diese Zahl auch nicht berechnen, also die Dichtigkeit nicht wirklich finden kann, so kann man doch die Dichtigkeiten mancher Körper mit einander vergleichen; insbesondere ist klar, daß, wenn man einen Körper, der eine gewisse Dichtigkeit hat, auf einen kleineren Raum zusammenpreßt, seine Dichtigkeit größer wird, derart, daß die Dichtigkeiten sich verhalten umgekehrt wie die Volumina; bezeichnet man also die Dichtigkeiten dieses Körpers mit d und d', so ist

$$d : d' = v' : v. \quad (H = \text{Hülfssatz.})$$

Dieser Satz gilt nicht etwa bloß von luftförmigen Körpern, ist also kein Mariotte'scher Satz, sondern gilt ganz allgemein von allen Körpern, also etwa auch von einem Schwamme, von Baumwolle, Federn, Silber 2c. kurz von jedem zusammendrückbaren Körper.

Verbindet man diesen Satz mit dem ersten Mariotte'schen Satz, nach welchem die Drücke sich verhalten wie umgekehrt die Volumina, so folgt: Die Drücke verhalten sich wie die Dichtigkeiten eines Gases: $P : P' = d : d'$ (II), und in Verbindung mit

dem Satz Ia folgt: die Expansivkräfte verhalten sich wie die Dichtigkeiten eines Gases:

$$E : E' = d : d' \quad \text{(IIa)}.$$

Ferner: je größer die Dichtigkeit eines Körpers ist, desto größer ist sein sp. G. also $d : d' = s : s'$, (H.) Dieser Satz gilt auch von allen Körpern; verbindet man ihn mit II, so folgt: Die Drücke eines Gases verhalten sich wie die sp. G.: $P : P' = s : s'$ (III) und verbunden mit IIa folgt: die Expansivkräfte eines Gases verhalten sich wie die sp. G.:

$$E : E' = s : s' \quad \text{(IIIa)}.$$

In diesen verschiedenen Formen kann das Mariotte'sche Gesetz ausgesprochen werden; dasselbe ist demnach sehr reich an Anwendungen, von denen die wichtigsten besprochen werden.

42. Specifisches Gewicht der Gase. Luftballon.

Schon beim Barometer sahen wir, daß der Luftdruck auf einem Berge kleiner ist als im Thale; daraus folgt nun, daß auch die Dichtigkeit und das sp. G. der Luft auf dem Berge kleiner ist als im Thale; so ist die Luft auf dem Mont Blanc nahezu 2mal dünner als am Meere. Streicht die Luft vom Meere her über ein Gebirge, so dehnt sie sich beim Aufsteigen aus und wird beim Absteigen wieder zusammengedrückt. Dies erkannte schon Guericke: er nahm eine verschlossene Hohlkugel mit in die Höhe und fand, daß dann beim Öffnen etwas Luft heraustrat. Pascal führte das weiter aus 1662. Da auch das sp. G. der Luft in der Höhe kleiner ist, so muß man dort mit dem Barometer um mehr als 10 *m* steigen, damit es um 1 *mm* sinkt; denn die (kleinen) Höhen, um welche man steigen muß, verhalten sich umgekehrt wie die sp. G. der Luft, also auch umgekehrt wie die Barometerstände.

Das sp. G. der Luft wurde, wie früher beschrieben = 0,00129 gefunden; da aber das sp. G. der Luft abhängt von dem Drucke, unter dem die Luft steht, also vom Barometerstand, so ist man übereingekommen, das sp. G. der Luft bei einem Barometerstande von 760 *mm* anzugeben; dieses ist 0,001293. Das sp. G. bei einem anderen Barometerstande kann dann leicht berechnet werden nach dem Satz:

(III) $P : P' = s : s'$; z. B. wie groß ist das sp. G. der Luft bei einem Barometerstande von 715 *mm*?

$$760 : 715 = 0{,}001293 : s',$$

$$s' = \frac{0{,}001293 \cdot 715}{760} = 0{,}001216.$$

Ebenso gibt man auch bei allen Gasen das sp. G. bei einem Drucke von 760 *mm* an; z. B. ich habe das sp. G. eines Gases bei 722 *mm* gefunden als 0,00117, wie groß ist dessen sp. G. bei 760 *mm*?

$$722 : 760 = 0{,}00117 : x$$

$$x = \frac{760 \cdot 0{,}00117}{720} = 0{,}001235.$$

Man gibt meistens das sp. G. der Gase nicht in Bezug auf Wasser, sondern in **Bezug auf Luft** an; ist also das sp. G. der Kohlensäure = 1,5291, so heißt das: Kohlensäure ist 1,53 mal schwerer als Luft; will man hieraus das sp. G. der Kohlensäure in Bezug auf Wasser haben, so muß man es mit 0,00129 multiplizieren nach dem Satze:

$$\text{sp } G^{\text{Kohlens.}}_{\text{Wasser}} = \text{sp } G^{\text{Kohlens.}}_{\text{Luft}} \cdot \text{sp } G^{\text{Luft}}_{\text{Wasser}}$$

$$\text{sp } G = 1,5291 \cdot 0,001293 = 0,001977.$$

Hiemit lassen sich folgende Aufgaben lösen:

1) Wie viele Ztr. Leuchtgas vom sp. G. 0,894 enthält ein Gasometer von 870 *cbm* Inhalt bei einem Druck von 716 *mm*?

$$\text{Gew.} = \text{Vol. sp G.}$$

$$\text{Gew.} = 870 \cdot \frac{0,894 \cdot 716}{760} \cdot 0,00129 \cdot 20 \text{ Ztr.} = 18,9 \text{ Ztr.}$$

2) Welches Volumen haben 32 *g* Wasserstoffgas bei einem Drucke von $2^1/_4$ Atmosphären, wenn das sp. G. des Wasserstoffgases = 0,0693 ist?

$$\text{Vol} = \text{Gew : sp G.}$$

$$\text{Vol} = \frac{32 \quad \cdot \quad 4}{0,0693 \cdot 0,00129 \cdot 9} \text{ ccm} = 159000 \text{ ccm} = 159 \text{ l.}$$

3) Welchen Druck würde Luft ausüben, wenn sie auf ein sp. G. = 0,027 verdichtet ist?

$$1 : x = 0,00129 : 0,027$$

$$x = \frac{0,027}{0,00129} = 20,93 \text{ Atmosphären.}$$

Der Luftballon.

Wie wir früher gesehen haben, bekömmt jeder Körper in der Luft einen Auftrieb, der gleich dem Gewichte der verdrängten Luftmasse ist. Dieser Auftrieb, nicht beträchtlich bei festen und flüssigen Körpern, ist von wesentlichem Einfluß bei luftförmigen; denn da z. B. Wasserstoffgas ein sp. G. von 0,06926 hat, also ein *cbm* Wasserstoff 0,089 *kg* wiegt, in der Luft aber einen Auftrieb von 1,293 *kg* erfährt, so wird dieses und jedes *cbm* Wasserstoff von der Luft nach aufwärts getrieben mit der Kraft von 1,204 *kg*. Dasselbe gilt von jedem Gase, das specifisch leichter ist als die Luft, also auch von warmer Luft, die von kälterer umgeben ist, da, wie wir sehen werden, die warme Luft specifisch leichter ist als kalte.

Füllt man einen aus leichtem Stoffe gefertigten Ballon mit einem leichten Gas, also Wasserstoff, Leuchtgas, warmer Luft, und ist der Auftrieb des Gases noch größer als das Gewicht des Stoffes, aus dem Ballon gefertigt ist, so steigt der Ballon in die Höhe; es ist ein sogenannter Luftballon.

Der erste Luftballon wurde von Montgolfier 1783 gefertigt und mit erwärmter Luft gefüllt, in demselben Jahre füllte Charles einen Ballon mit Wasserstoff; bald darauf füllte man sie mit dem billigen Leuchtgas. Vielfach wurden sie von Naturforschern benutzt, um den Zustand der Luft und manche Erscheinungen in höheren Luftschichten zu untersuchen, so zuerst von Pilastre du Rocier und Marquis d'Arlandes 1783, Gay-Lussac 1804. Die größte Höhe (9000 *m*) erreichte Glaisher 1864. Viele Versuche wurden schon gemacht, den Luftballon lenkbar zu machen.

43. Compressionspumpe. Taucherglocke.

Will man Luft in einen Raum hineinpressen, so benützt man eine Compressionspumpe, die ähnlich wie eine Evacuationspumpe eingerichtet ist, nur werden die Hähne stets umgekehrt gestellt; zieht man den Kolben in die Höhe, so verbindet der Hahn den Stiefel mit der äußeren Luft, so daß sich der Stiefel mit Luft füllt; drückt man den Kolben hinunter, so verbindet der Hahn den Stiefel mit dem Recipienten, also mit dem verschlossenen Gefäße, in welches die Luft gepreßt werden soll.

Man preßt Leuchtgas in cylinderförmige Gefäße aus starkem Eisen bis zu einem Drucke von 50 Atm., wobei also das Leuchtgas 50mal dichter wird als gewöhnlich. Ein solches Gefäß von $^1/_2$ *cbm* Inhalt kann also 25 *cbm* Leuchtgas gewöhnlichen Druckes aufnehmen. Indem man ein oder mehrere solche Gefäße im Gepäckwagen des Eisenbahnzuges mitnimmt, kann man während der Fahrt den Zug mit Gas beleuchten.

An gefährlichen Stellen des Meeres oder der Flußmündungen bringt man Leuchtbojen an, große kugelförmige Gefäße aus starkem Eisenblech, die am Meeresgrund verankert sind; sie werden mit stark comprimiertem Leuchtgas gefüllt, das eine oben in einer Laterne befindliche Gasflamme mehrere Monate lang speist.

Eine Taucherglocke ist ein großer, glockenförmiger Kasten aus starkem Eisenblech; sie wird mittels Ketten auf den Grund des Meeres hinabgelassen, damit die in ihrem Innern befindlichen Männer dort arbeiten können, ohne vom Wasser wesentlich behindert zu sein. Durch den Druck des Wassers wird aber die Luft in der Glocke stark zusammengepreßt; denn schon bei 10 *m* Tiefe beträgt dieser Druck 1 *kg* pro *qcm*, also nahezu 1 Atm. Da dazu der gewöhnliche Luftdruck kommt, so drücken auf die Luft in der Glocke 2 Atm. und pressen sie auf die Hälfte ihres Raumes zusammen; bei 20 *m* Tiefe beträgt der Druck schon 3 Atm. und das Volumen der Luft ist 3 mal kleiner. Um also die Glocke mit Luft gefüllt zu halten, wird schon während des langsamen Herablassens vom Schiffe aus durch Compressionspumpen Luft in die Glocke gepreßt, so daß die Arbeiter, am Meeresgrunde angekommen, nur in ganz seichtem

Wasser stehen. Weiteres Pumpen versorgt sie beständig mit frischer Luft, so daß sie einige Stunden an der Arbeit bleiben können. Von dem starken Drucke der Luft haben die Arbeiter keine weiteren Beschwerden, da sich auch in ihren Lungen solche Luft befindet, und sich deshalb innerer und äußerer Druck das Gleichgewicht halten.

Auf dem großen Drucke comprimierter Luft beruht auch die Wirkung des Schießpulvers und anderer Sprengstoffe (Schießbaumwolle, Dynamit). Dasselbe verwandelt sich nämlich durch die Entzündung rasch und fast vollständig in Gas, welches, wenn es nur unter dem Drucke einer Atmosphäre stände, einen viel größeren Raum einnehmen würde als das Pulver, aus dem es entstanden ist. Da es aber im Momente der Entzündung nur denselben Raum hat wie das Pulver, so ist es comprimiert; es hat eine sehr große Expansivkraft, die durch die Verbrennungshitze noch gesteigert wird, und treibt deshalb die Kugel aus dem Geschütze oder sprengt den Felsen. Man fand durch Messungen, daß der Druck der Pulvergase bei groben Geschützen 1500—2500 Atm. beträgt.

44. Die Luft als elastischer Körper.

Wenn man Luft zusammenpreßt, so sucht sie sich wieder auszudehnen: sie strömt bei einer Öffnung heraus, welche sie mit der äußeren Luft verbindet, sie schiebt den Kolben, durch welchen man sie zusammenpreßt, wieder zurück u. s. f. Umgekehrt, wenn man in einem Raume die Luft verdünnt hat und an ihm eine Öffnung anbringt, so strömt die äußere Luft wieder hinein, oder der Kolben, den man heraufgezogen hat, um die Luft in dem Raume zu verdünnen, geht wieder nach abwärts, wenn die Kraft aufhört an ihm zu ziehen, und zwar soweit, bis die Luft ihr früheres Volumen wieder angenommen hat. Man nehme etwa ein gut ausgedrehtes Metallrohr, wie z. B. einen Luftpumpenstiefel, stelle den luftdicht schließenden Kolben etwa in die Mitte und verschließe den Stiefel unten, so daß der untere Teil mit gewöhnlicher Luft angefüllt ist. Drückt man nun den Kolben nach abwärts, so wird er nachher durch die Expansivkraft der comprimierten Luft wieder bis zur Mitte zurückgeschoben; zieht man den Kolben nach aufwärts, so wird er nachher durch den Druck der äußeren Luft, da die nun verdünnte Luft im Stiefel weniger stark drückt, wieder nach abwärts gedrückt, und zwar auch wieder bis zu seiner ersten Stellung. Die Luft zeigt demnach ein ähnliches Verhalten, wie elastische Körper, man hat deshalb die Gase elastisch-flüssige Körper genannt, und nennt sie sogar vollkommen elastisch, weil sie sich beliebig stark zusammendrücken und ausdehnen lassen und doch wieder ihr ursprüngliches Volumen unverändert annehmen, also nicht an eine Grenze der Elasticität gebracht werden können. Es ist aber nicht richtig, sie elastisch in dem Sinne zu nennen, wie man feste und

flüssige Körper elastisch nennt; denn ein Bestreben bei Ausdehnung wieder in die ursprüngliche kleinere Gestalt zurückzukehren, haben die luftförmigen Körper überhaupt nicht, sondern sie haben das Bestreben, sich geradezu immer weiter und weiter auszudehnen. Wenn wir also sehen, daß der Kolben, den wir in die Höhe gezogen haben, wieder zurückgeht, wenn die Kraft nicht mehr wirkt, so kommt das nicht etwa daher, daß die unter dem Kolben befindliche ausgedehnte Luft das Bestreben hätte, wieder in die ursprüngliche Größe zurückzukehren, sondern diese ausgedehnte Luft hat das Bestreben, sich immer weiter und weiter auszudehnen, und nur der auf die obere Fläche des Kolbens wirkende Luftdruck ist es, der jetzt stärker wirkt als die Expansivkraft der unterhalb befindlichen ausgedehnten Luft, und deshalb den Kolben nach abwärts drückt und die verdünnte Luft entgegen ihrem Ausdehnungsbestreben wieder auf ihr ursprüngliches Volumen zusammendrückt.

Man muß also sagen: Luft ist nicht elastisch, sie hat keineswegs das Bestreben, nach Zusammendrückung oder Ausdehnung ihr ursprüngliches Volumen wieder anzunehmen, sondern sie hat nur das eine Bestreben, sich immer weiter auszudehnen, sie hat ein unbegrenztes Expansionsvermögen: sie hat ja kein selbständiges Volumen; dasselbe ist bloß abhängig von dem Raum, der ihr geboten ist, oder von der Kraft, mit der auf sie gedrückt wird. Eine Folge davon ist allerdings, daß bei größerem Drucke das Volumen der Luft kleiner, bei nachlassendem Drucke ihr Volumen wieder größer wird, und daß deshalb die Luft Erscheinungen zeigt, die mit den Erscheinungen der Elasticität nahe verwandt sind. Aus diesem Grunde und in diesem Sinne kann man die Luft und ebenso alle Gase elastisch nennen.

45. Die Pumpen.

Die Saugpumpe dient dazu, Wasser aus einem Brunnen heraufzuschaffen oder zu heben: daher wird sie auch Hebepumpe genannt. Sie besteht aus einem Pumpenstiefel, einem gut ausgedrehten Metallrohr, das nach unten als Saugrohr sich bis zum Wasser fortsetzt. Am unteren Ende des Stiefels befindet sich ein nach aufwärts sich öffnendes Ventil, das Saug- oder Bodenventil. Im Stiefel befindet sich der luftdicht anschließende Kolben, der mittels der Kolbenstange auf und ab bewegt werden kann. Der Kolben ist durchbohrt und hat oben auch ein nach oben sich öffnendes Ventil, das Kolben- oder Druckventil. Oben setzt sich der Stiefel in das nach aufwärts führende Steigrohr fort, das zum Ausflußrohre führt.

Zieht man den Kolben aufwärts, so wird die zwischen den

beiden Ventilen befindliche Luft verdünnt; es bleibt dann das Kolbenventil geschlossen, weil der äußere Luftdruck auf dasselbe stärker drückt als die verdünnte Luft; dagegen öffnet sich das Saugventil, weil die im Saugrohr befindliche gewöhnliche Luft stärker drückt als die verdünnte Luft, und es strömt Luft aus dem Saugrohr in den Stiefel; die Luft im Saugrohr wird dadurch dünner, drückt nicht mehr so stark auf das Wasser als der äußere Luftdruck, folglich steigt das Wasser im Saugrohr etwas in die Höhe.

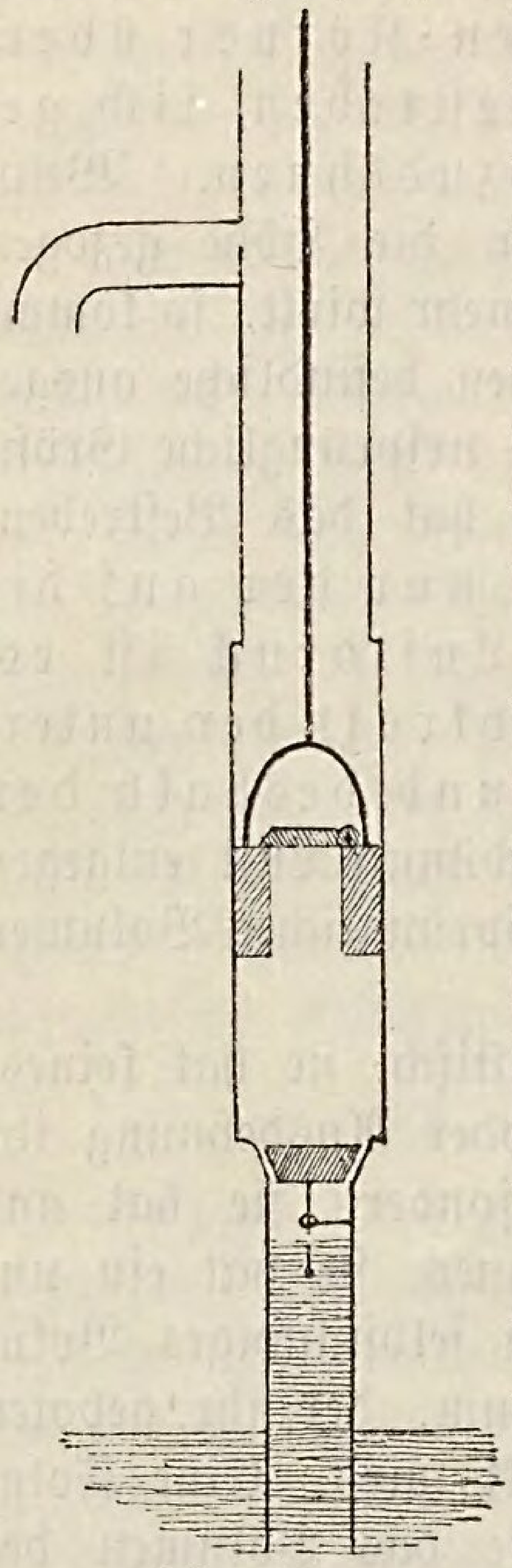


Fig. 61.

Drückt man nun den Kolben nach abwärts, so hat sich zunächst das Bodenventil durch sein eigenes Gewicht geschlossen, die Luft im Stiefel wird zusammengedrückt, bekommt eine größere Expansivkraft als die äußere Luft, hebt deshalb das Kolbenventil und strömt dort hinaus. Man sieht, daß die Pumpe zunächst als Luftpumpe gewirkt hat, indem sie einen Teil der im Saugrohr enthaltenen Luft entfernt hat.

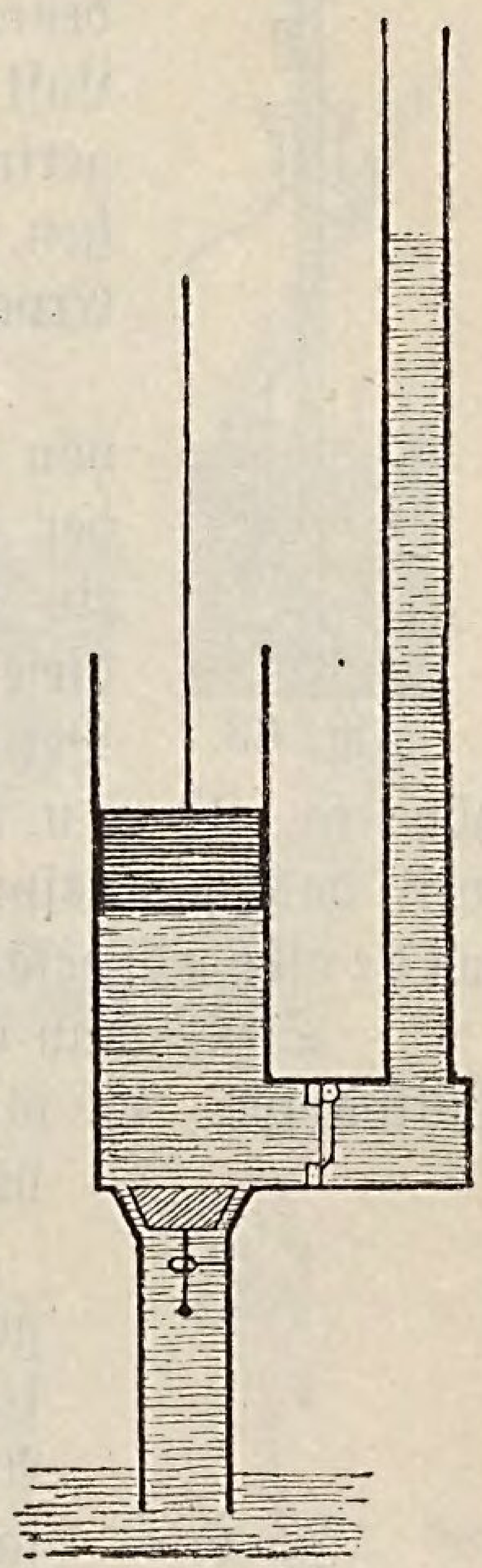
Pumpt man weiter, so wiederholt sich derselbe Vorgang, so daß die Luft im Saugrohr immer mehr verdünnt wird; deshalb steigt auch das Wasser im Saugrohr, getrieben durch den auf das Wasser im Brunnen wirkenden äußeren Luftdruck, immer höher und kommt später sogar in den Stiefel; drückt man nun nach abwärts, so strömt das im Stiefel befindliche Wasser durch das Kolbenventil auf die obere Seite des Kolbens; zieht man wieder in die Höhe, so wird einerseits das über dem Kolben befindliche Wasser nach aufwärts gehoben, andrerseits würde im Stiefel zwischen den beiden Ventilen ein luftleerer Raum entstehen, weshalb durch den äußeren Luftdruck wieder Wasser in den Stiefel gedrückt wird. Die Pumpen, welche wir an den Brunnen verwenden, sind gewöhnlich solche einfache Saugpumpen.

Nur das erstemal, wenn die Pumpe angebracht wird, muß man zuerst einige Kolbenzüge machen, bis die Luft aus dem Saugrohr entfernt und Stiefel und Steigrohr mit Wasser gefüllt sind. Ist dies geschehen und schließen die Ventile gut, so bleibt das Wasser in der Pumpe stehen, und schon beim ersten weiteren Kolbenzug fließt das im Steigrohr befindliche Wasser oben aus, während weiteres Wasser vom Saugrohr in den Stiefel strömt. Diese Erklärung der Wirkung der Pumpen durch den Luftdruck wurde zuerst von Robert Boyle 1666 gegeben.

Da das Wasser im Saugrohr bis zum Stiefel nur durch den äußeren Luftdruck gehoben wird, dieser aber das Wasser bloß ca.

10 *m* hoch emportreiben kann, so darf man den Stiefel nicht höher als 10 *m* über dem Wasserspiegel anbringen, nimmt sogar in der Regel höchstens 8 *m*. Bei tiefen Brunnen ist dies höchst unangenehm, weil die Kolbenstange tief hinunterreichen muß, es läßt sich dies aber nicht vermeiden.

Die Druckpumpe dient dazu, das Wasser nicht bloß aus dem Brunnen oder einem Gefäße herauszupumpen, sondern es dann noch auf eine gewisse Höhe zu heben, z. B. in ein höheres Stockwerk, in ein höheres Reservoir 2c. zu schaffen. Sie besteht wie die Saugpumpe aus Pumpenstiefel, Saugrohr und Saugventil; der Kolben aber ist massiv; am unteren Ende des Pumpenstiefels zweigt sich nach der Seite die Steigröhre ab, an deren Anfang ein nach auswärts sich öffnenendes Ventil, das Druck oder Steigventil sich befindet, und die sich dann nach aufwärts fortsetzt bis zur Ausflußöffnung.


Fig. 62.

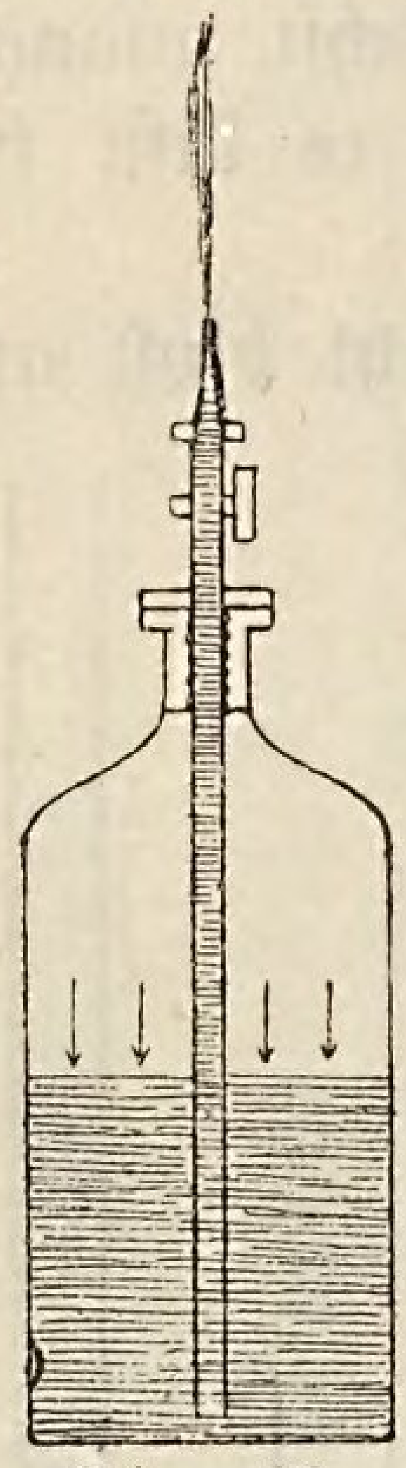
Geht der Kolben aufwärts, so öffnet sich das Saugventil, die Luft strömt aus dem Saugrohr in den Stiefel, und das Wasser steigt im Saugrohr; geht der Kolben abwärts, so wird die Luft im Stiefel zusammengepreßt, öffnet das Steigventil und tritt dort aus; durch weiteres Pumpen wird die Luft im Saugrohr immer mehr verdünnt, so daß das Wasser immer höher steigt, bis es in den Stiefel selbst gelangt; beim Herabdrücken des Kolbens wird es dann in die Steigröhre getrieben und kann in derselben beliebig hoch emporgetrieben werden.

Bei der Saugpumpe wird das Wasser nur gehoben, wenn der Kolben nach aufwärts geht; bei der Druckpumpe wird sowohl beim Aufwärts- als auch beim Abwärtsgehen des Kolbens Wasser gehoben, und die Arbeit ist dadurch gleichmäßiger verteilt; deshalb wendet man mit Vorliebe eine Druckpumpe an, wenn die Pumpe durch eine Dampfmaschine getrieben werden soll.

45. Die Spritzen.

Der Heronsball ist ein ballonartiges, starkwandiges Metallgefäß. Es wird etwa halb mit Wasser gefüllt und dann in seine obere Öffnung eine Röhre luftdicht eingeschraubt, die bis fast an den Boden des Gefäßes reicht und oben in eine feine Ausflußöffnung endigt. Durch einen Hahn kann man die Röhre schließen und öffnen. Man preßt nun durch eine Compressionspumpe noch mehr Luft zu der schon im Ballon befindlichen Luft, so

daß dieselbe eine größere Expansivkraft bekommt. Öffnet man nun den Hahn, so drückt die Luft im Innern des Ballons stärker auf das Wasser als die äußere Luft, dasselbe wird deshalb in Form eines starken, hoch springenden Strahles herausgepreßt.


Fig. 63.

Die Steighöhe des Strahles nimmt dabei ab; denn dadurch, daß Wasser herausströmt, bekommt die Luft im Ballon ein größeres Volumen und deshalb eine geringere Expansivkraft; das Wasser hört auf, auszufließen, wenn die Luft sich soweit ausgedehnt hat, daß ihre Expansivkraft gleich dem äußeren Luftdruck geworden ist.

Hat die Luft im Ballon etwa eine Spannkraft von 2 Atmosphären, so wirkt diesem Druck entgegen der äußere Luftdruck, gleich einer Atmosphäre, so daß ein Überdruck von einer Atmosphäre übrig bleibt, dieser kann aber Wasser auf ca. 10 *m* emporpressen. Bei einer Spannung von 3 Atmosphären ist die Steighöhe ca. 20 *m* u. s. f. Diese Steighöhe wird nicht ganz erreicht, weil das herausspringende Wasser in der Luft einen Reibungswiderstand erfährt, der seine Energie verringert.

Stellt man einen kleinen Heronsball unter den Recipienten der Luftpumpe, so fängt er beim Evacuieren zu springen an; dieser hübsche Versuch stammt von Robort Boyle.

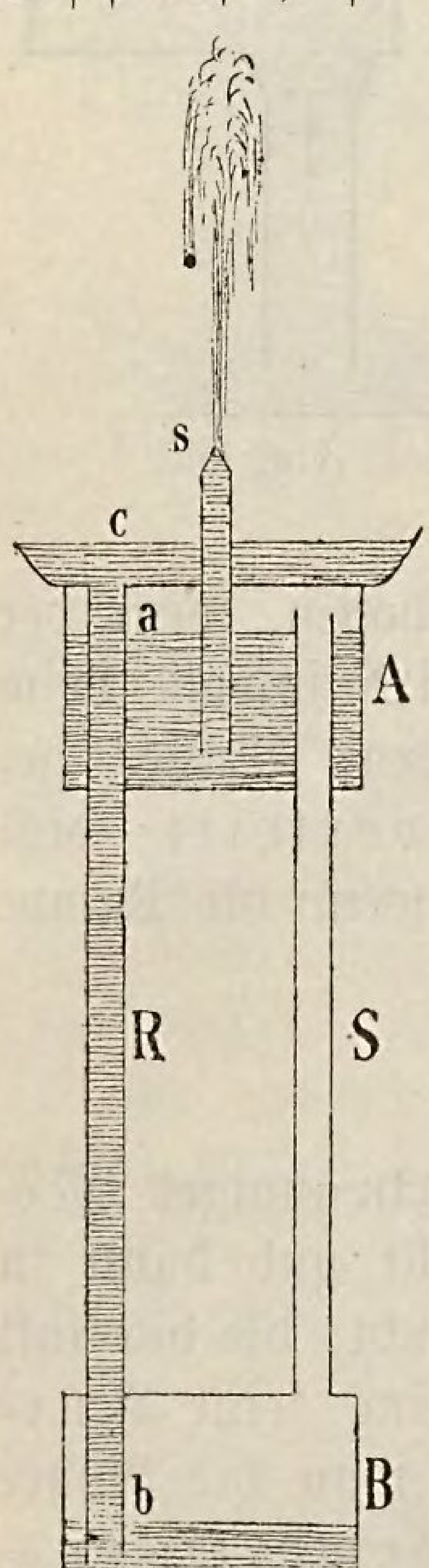


Fig. 64.

Der Heronsbrunnen besteht aus den zwei geschlossenen Gefäßen A und B, die durch die Röhren R und S in der aus der Figur 64 ersichtlichen Art verbunden sind. Auf A steht noch ein Auffanggefäß C und aus A reicht eine Röhre mit feiner Mündung (Spritzenöffnung) heraus. A wird mit Wasser gefüllt, B ist leer. Wird nun etwas Wasser in C geschüttet, so springt das Wasser aus A durch die Spritzenöffnung in Form eines kleinen Springbrunnens heraus. Denn das Wasser von C dringt durch R in B ein, verdichtet durch seinen Druck (Höhe bc) die Luft in B, also auch durch die Röhre S die Luft in A; diese treibt das Wasser durch ihren Überdruck (gleich der Höhe bc) aus der Spritzenöffnung, und das Wasser erreicht eine Höhe, welche, von s aus gemessen, um as kleiner ist als bc. Es springt, so lange das Wasser in A reicht oder bis B sich mit Wasser gefüllt hat; dann muß A gefüllt und B entleert werden. Dieser Brunnen bietet ein gutes Beispiel dafür, daß eine Wassersäule einen Druck ausübt, daß sich dieser Druck in der Luft fortpflanzt und selbst wieder einen Druck

ausübt. Durch Herabsinken des Wassers von C nach B kann Wasser von A aus gehoben werden.

Man wendet ihn vielfach zu kleinen Zimmerfontänen in Verbindung mit Blumentischen an; dann ist er meist so eingerichtet, daß man, wenn A leer und B voll ist, den Apparat bloß um eine durch seine Mitte gehende Achse zu drehen hat, wodurch sich die Gefäße B und A vertauschen.

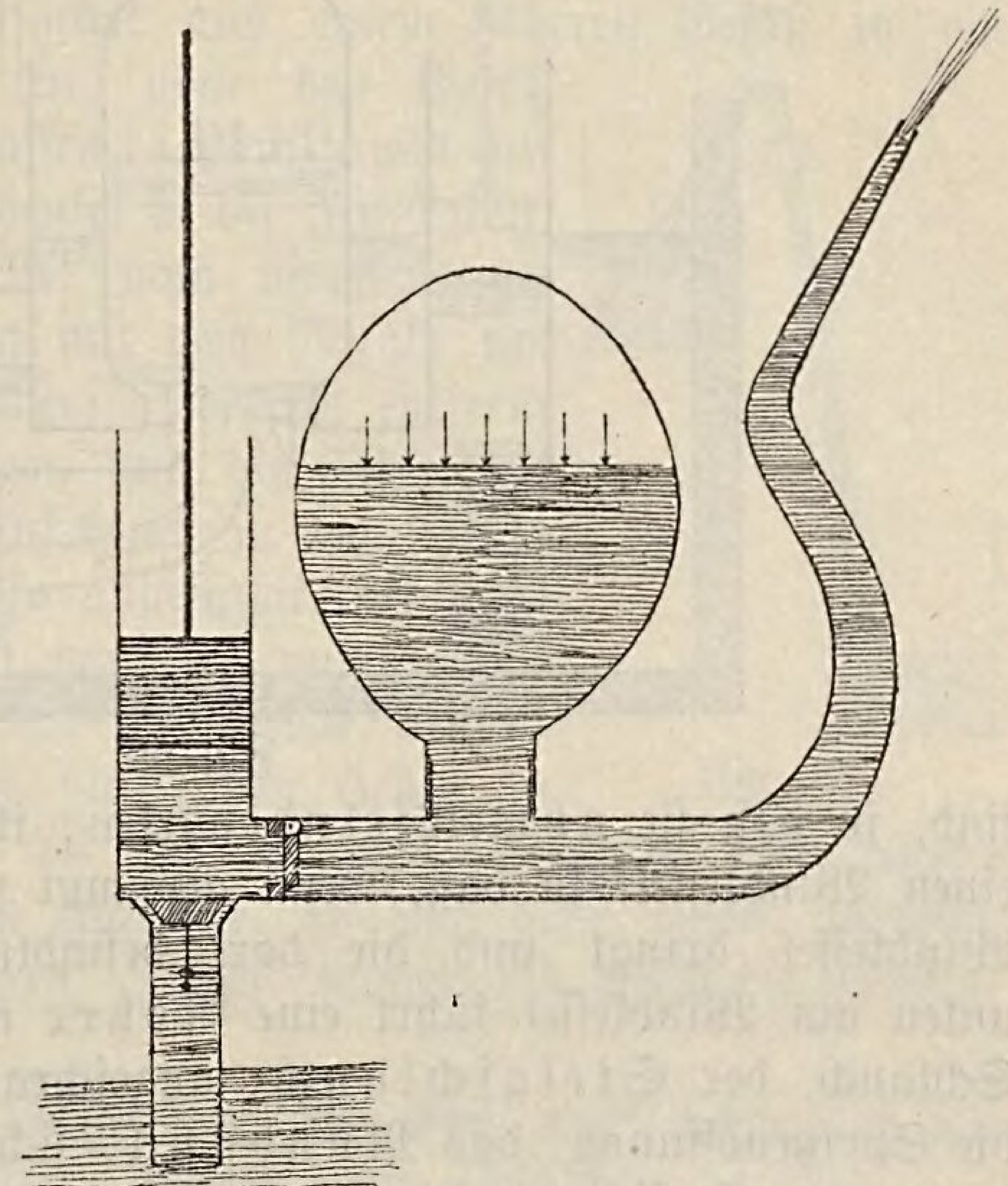


Fig. 65.

Eine Spritze besteht aus einer Druckpumpe und einem Windkessel. Letzterer ist ein starkwandiges, ballonartiges Gefäß, das in das Steigrohr eingeschaltet ist; es führt nämlich das Steigrohr auf der einen Seite unten in den Windkessel, geht auf der andern Seite unten wieder heraus, setzt sich weiter fort, oft in einen Schlauch, und mündet in einer Spritzenöffnung.

Wenn nun gepumpt wird, so verschließt man die Spritzenöffnung zuerst mit einem Hahne oder bloß mit dem Daumen, so sammelt sich dann das durch die Pumpe ins Steigrohr gepreßte Wasser im Windkessel, indem es die dort befindliche Luft zusammenpreßt. Läßt man nun die Spritzenöffnung frei, so drückt die Luft im Windkessel das Wasser in Form eines starken Strahles heraus, ähnlich wie beim Heronsball.

Wenn man durch fortgesetztes Pumpen immer wieder so viel Wasser in den Windkessel preßt, als herausspritzt, so erhält man einen gleichmäßigen Wasserstrahl, der stets nahezu gleich hoch und gleich weit geht und beständig andauert, oder continuierlich ist. Dieser Strahl springt auch in der Zeit, in welcher der Kolben in die Höhe geht, in der also kein Wasser in den Windkessel gepreßt wird, da in dieser Zeit das im Windkessel vorhandene Wasser durch die komprimierte Luft herausgedrückt wird; je geräumiger der Windkessel ist, desto gleichmäßiger ist der Strahl.

Solche Spritzen werden als Gartenspritzen, Handfeuerspritzen &c. vielfach verwendet.

Die Feuerspritze besteht aus zwei Druckpumpen, deren Kolbenstangen an den beiden Armen eines Hebels angebracht

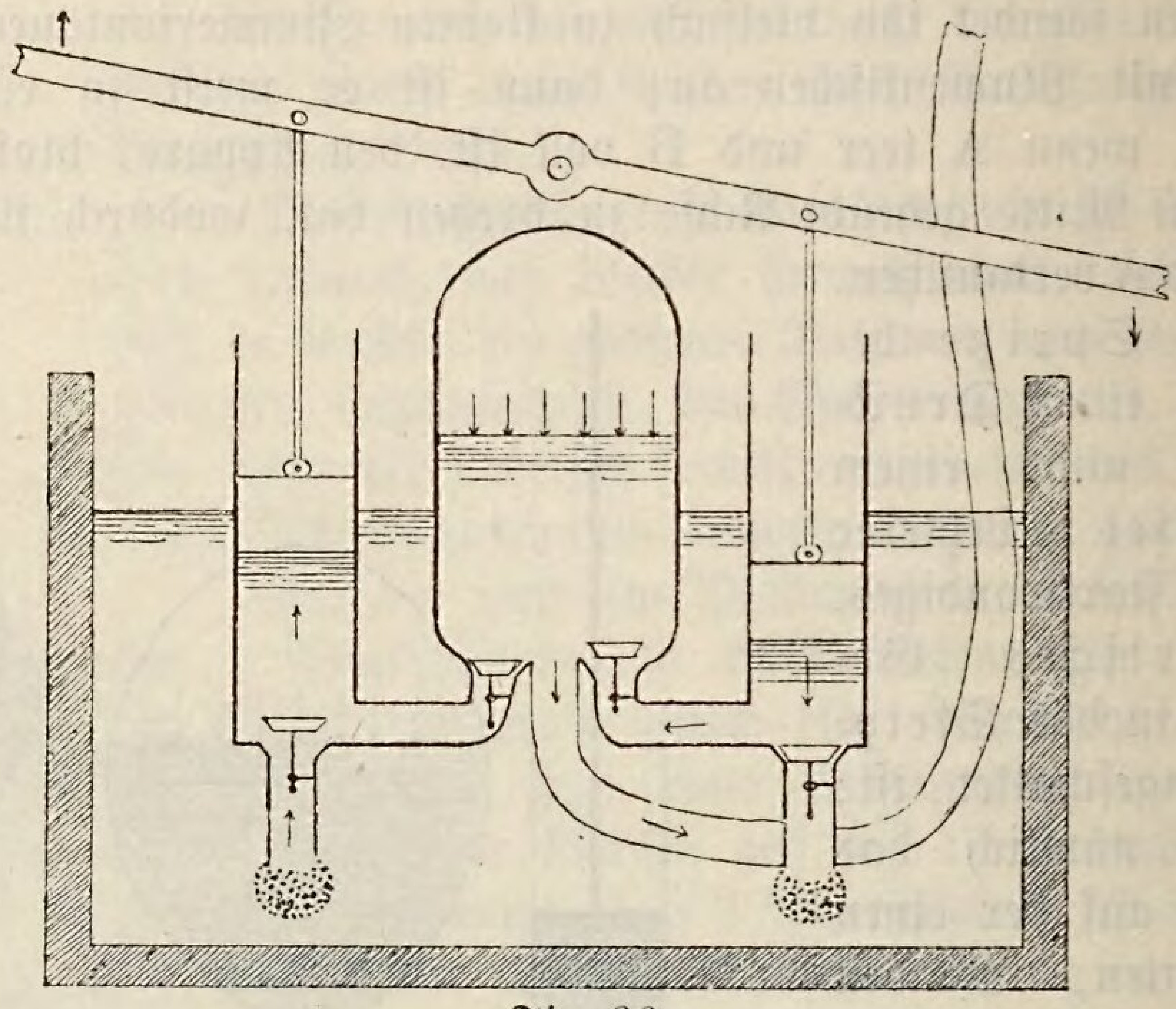


Fig 66.

sind, so daß sie abwechselnd wirken; ihre Steigröhren führen in einen Windkessel, so daß, wenn gepumpt wird, das Wasser in den Windkessel dringt und die dort befindliche Luft zusammenpreßt; unten am Windkessel führt eine Röhre nach auswärts, an die ein Schlauch, der Steigschlauch, angeschraubt wird, an dessen Ende die Spritzenöffnung, das Mundstück, sich befindet. Aus ihr spritzt dann das Wasser heraus, getrieben durch den Überdruck der im Windkessel befindlichen Luft; auch hiebei ist der Strahl kontinuierlich und stets gleich hoch, wenn soviel Wasser hineingepumpt wird, als herausläuft, und der Strahl ist um so gleichmäßiger, je geräumiger der Windkessel ist.

Die ganze Spritze befindet sich in einem mit Blech ausgeschlagenen Kasten, in den das Wasser geschüttet wird, und von dem aus es durch kurze Saugröhren in die Pumpen gelangt.

Häufig sind beide Saugrohre verlängert, laufen in ein Rohr zusammen, und an dieses wird ein langer Saugschlauch angeschraubt, den man in das Wasser eines nahegelegenen Brunnens oder Flusses hinabhängen läßt. Durch das Pumpen wird dann das Wasser direkt aus dem Brunnen in die Stiefel gesaugt, und man hat nicht nötig, das Wasser zur Spritze zu tragen. Ein solcher Saugschlauch muß aber sehr fest sein; denn von außen drückt die Luft, während innen ein nahezu luftleerer Raum, also fast kein Druck ist; der Luftdruck würde ihn also zusammenquetschen, drosseln; man macht deshalb den Saugschlauch aus starken Eisenringen, die durch Kautschuk verbunden und dann mit starkem Segeltuch umwickelt sind. Der Steigschlauch dagegen, der durch den Seitendruck des

darin befindlichen Wassers auseinander getrieben wird, besteht bloß aus starkem Segeltuch.

47. Die Heber.

Ein Heber ist ein in starkem Knie (\/) gebogenes Rohr aus Glas oder Blech, dessen Schenkel verschiedene Länge haben. Er dient dazu, eine Flüssigkeit aus einem höheren Gefäß in ein niedriger stehendes zu leiten, ohne das Gefäß neigen oder anzapfen zu müssen. Man taucht den Heber mit dem kürzeren Schenkel in die Flüssigkeit, so daß der längere Schenkel nach abwärts gerichtet ist, und saugt dann mit dem Munde am längeren Schenkel (Saugheber); dadurch entfernt man die Luft aus demselben, und die Flüssigkeit wird durch den äußeren Luftdruck in den Heber getrieben. Ist der Heber so angesaugt, also mit Flüssigkeit gefüllt, und gibt man das untere Ende des Hebers frei, so fließt die Flüssigkeit beständig aus dem oberen Gefäß durch den Heber in das untere Gefäß; denn da im längeren Schenkel eine höhere Flüssigkeitssäule ist als im kürzeren, so übt diese einen stärkeren Zug aus, als die im kürzeren, deshalb kommt und bleibt die Flüssigkeit in Bewegung.

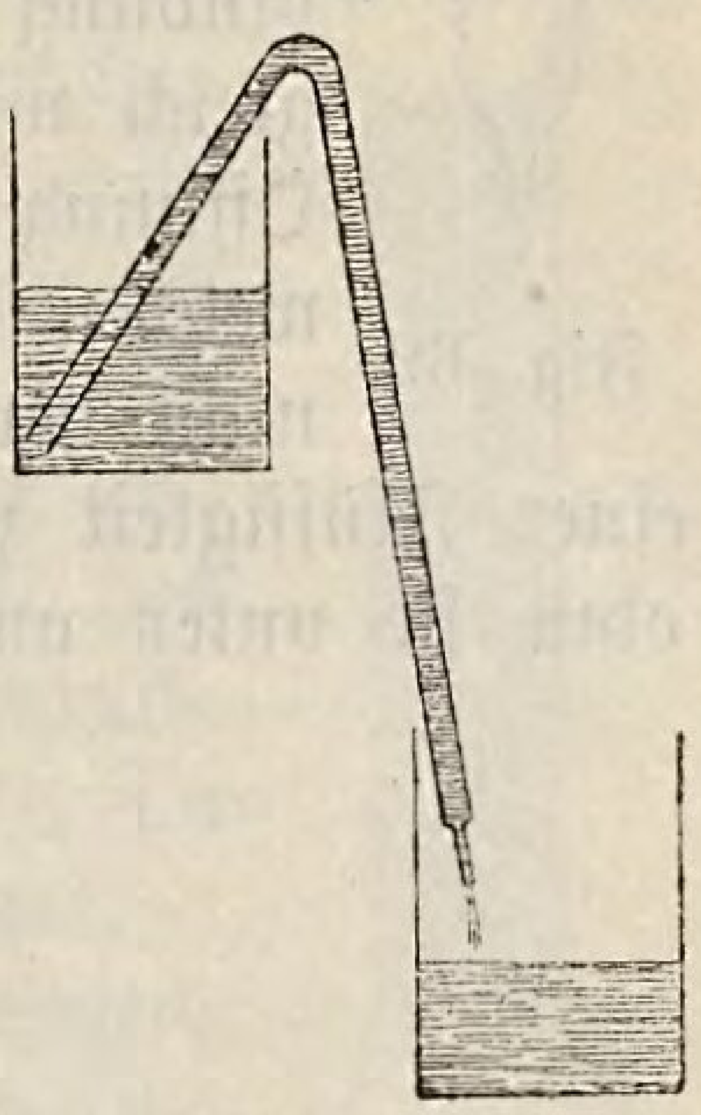


Fig. 67.

Ist eine Flüssigkeit abzufüllen, die man nicht gerne in den Mund bringt, weil sie giftig, ätzend oder ekelhaft ist, so benützt man den Giftheber, bei dem nahe am untern Ende des langen Schenkels eine Saugröhre nach aufwärts führt, die in der Mitte sich zu einer großen Kugel ausbaucht. Er wird angesaugt, indem man den langen Schenkel unten verschließt und nun an der Saugröhre mit dem Munde saugt; dadurch wird die Luft aus dem Heber entfernt, und er füllt sich mit Flüssigkeit, bevor solche in den Mund gelangen kann. Soll ein Heber weit sein (mehr als 1 *cm*), so daß die Flüssigkeit auch in großer Masse durch ihn fließt, so kann man ihn nicht mit dem Munde ansaugen; man füllt ihn, indem man beide Enden verschließt, dann durch einen am Knie oben angebrachten Trichter Flüssigkeit eingießt, bis er voll ist; man schließt dann diese Öffnung und öffnet zuerst den kurzen, dann den langen Schenkel.

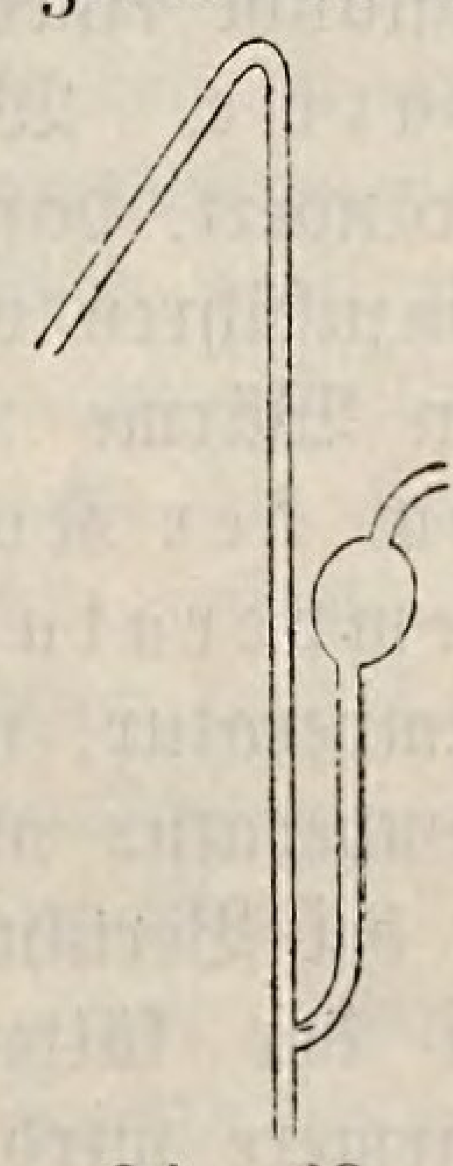


Fig. 68.

Der Stechheber ist eine weite Glasröhre, die oben so eng ist, daß man sie mit dem Finger verschließen kann, und unten in eine ziemlich feine, etwas lange Spitze endigt. Taucht man ihn in eine Flüssigkeit, wobei er oben offen ist, so füllt er sich, soweit er


Fig. 69.

eingetaucht ist; schließt man oben und zieht ihn heraus, so kann die Flüssigkeit nicht herauslaufen, weil sie getragen wird durch den auf die untere Öffnung nach aufwärts wirkenden Druck der äußeren Luft. Es läuft beim Herausziehen wohl etwas Flüssigkeit heraus; dadurch dehnt sich aber die innere Luft aus und bekommt einen kleineren Druck, welcher eben gerade so groß wird, daß er in Verbindung mit dem Drucke der darin bleibenden Flüssigkeit gleich wird dem äußeren Drucke; noch dazu ist die untere Öffnung so eng, daß Luft und Wasser sich nicht ausweichen können, also auch das Wasser auf diese Weise nicht herausfließen kann. Er wird benützt, um Proben einer Flüssigkeit z. B. Wein, Bier ꝛc. aus Fässern herauszunehmen, ohne sie unten anzuzapfen.

Vierter Abschnitt.

Die Wärme.

48. Wärmezustand, Temperatur.

Wir unterscheiden schon durch unser Gefühl, ob ein Körper kalt, warm oder heiß ist, finden also einen gewissen Unterschied im Zustande eines Körpers und nennen die Ursache dieses Unterschiedes Wärme. Wärme ist also die Ursache, die einen Körper derart verändert, daß er unserm Gefühl kälter oder wärmer erscheint; durch Hinzuführen von Wärme wird der Körper wärmer, durch Wegnahme von Wärme wird er kälter. Den Zustand der Wärme, in dem der Körper sich eben befindet, nennen wir seine Temperatur. Man sagt, zwei Körper haben dieselbe oder gleiche Temperatur, wenn sie, mit einander in Berührung gebracht, ihre Temperatur nicht verändern; sie haben ungleiche Temperatur, wenn sie bei Berührung ihre Temperatur verändern, und zwar wird dabei der kältere Körper wärmer, seine Temperatur steigt, der wärmere wird kälter, seine Temperatur sinkt.

Unser Gefühl ist aber ein ziemlich unzuverlässiges Mittel zur Bestimmung der Temperatur, denn häufig erscheinen uns zwei gleich warme Körper verschieden warm, z. B. Eisen fühlt sich kälter an als Holz, wenn beide sehr kalt sind, dagegen wärmer als Holz, wenn beide sehr warm sind; ja sogar ein und derselbe Körper kann uns verschieden warm erscheinen; taucht man nämlich zugleich die rechte Hand in sehr warmes, die linke in kaltes Wasser, und dann beide zugleich in ein und dasselbe lauwarme Wasser, so findet es die rechte Hand kalt, die linke warm.

49. Die Thermometer.

Ein Apparat, durch den man die Temperatur eines Körpers messen kann, heißt ein Thermometer. Das bekannteste, zugleich einfachste und beste ist das Quecksilberthermometer; es beruht darauf, daß das Quecksilber, wie jeder andere Körper, sich ausdehnt, wenn es wärmer wird, und sich zusammenzieht, kleiner wird, wenn es kälter wird. Es besteht aus einer engen Glasröhre, an die unten eine Kugel angeblasen ist; die Kugel und ein Teil der Röhre sind mit Quecksilber gefüllt. Wird dasselbe erwärmt, so dehnt es sich aus, hat in der Kugel nicht mehr Platz und steigt deshalb in der Röhre; beim Abkühlen zieht es sich zusammen, sinkt also in der Röhre, indem ein Teil des dort befindlichen Quecksilbers wieder in die Röhre zurückgeht. Durch den Stand des Quecksilbers in der Röhre wird die Temperatur bestimmt.

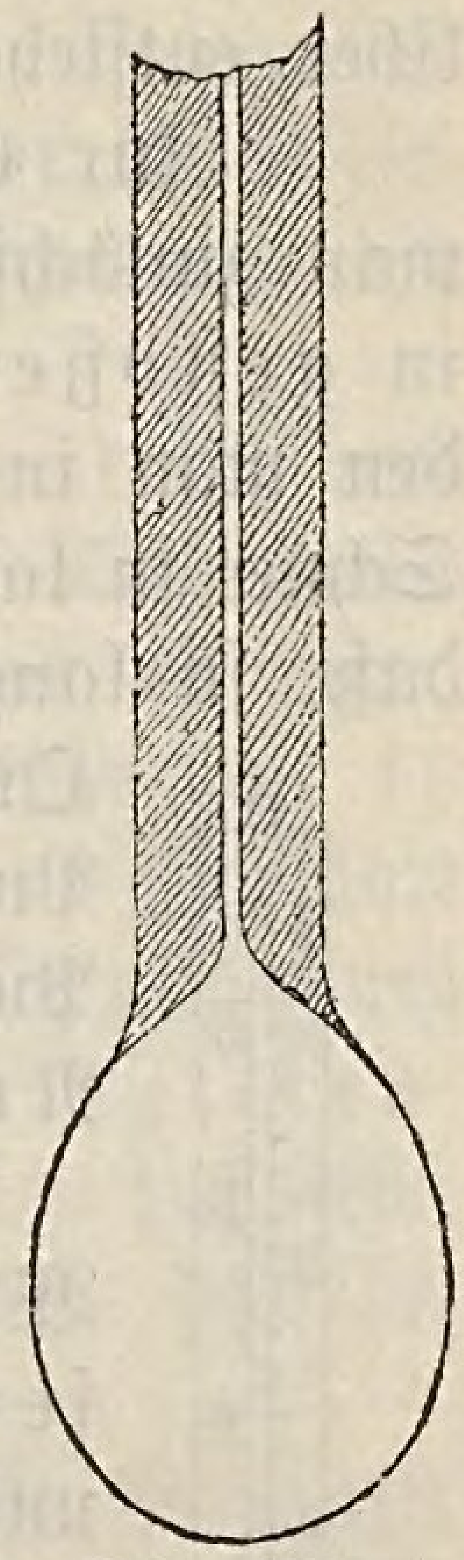


Fig. 70.

Ein gutes Thermometer muß folgende Eigenschaften haben. Das Glas der Kugel muß sehr dünn sein, damit die Wärme leicht in das Quecksilber eindringen kann; man macht die Kugel häufig länglich, damit die Wärme bei einer größeren Fläche eindringen kann. Die Kugel sollte eigentlich groß sein, damit sie viel Quecksilber faßt, damit also bei der Erwärmung auch viel Quecksilber in die Röhre eintritt und dort stark steigt; weil aber eine große Masse Quecksilber lange braucht, bis sie vollständig die Wärme des sie umgebenden Körpers angenommen hat, macht man die Kugel meist klein und dafür die Röhre recht eng. Das Quecksilber muß ganz rein sein, weil sonst beim Abkühlen häufig das in der Röhre enthaltene Quecksilber nicht in die Kugel zurückgeht, sondern ganz in der Röhre stehen bleibt, indem der Quecksilberfaden zerreißt. Die Kugel und Röhre müssen luftleer sein; man erreicht dies wie beim Barometer durch Auskochen. Ist sie ausgekocht, so erwärmt man die Kugel bis zu dem Grade, bei dem das Quecksilber die ganze Röhre ausfüllen soll, und schmilzt dann die Röhre oben zu, so daß beim Sinken des Quecksilbers in der Röhre ein luftleerer Raum entsteht.

Die Röhre muß überall gleich weit sein oder dasselbe Kaliber haben, weil man haben will, daß, wenn das Quecksilber sich um gleich viel ausdehnt, es auch um gleich viel in der Röhre steigt.

Ob dies der Fall ist, untersucht man auf folgende Weise: man saugt einen kurzen Quecksilberfaden in die Röhre, mißt seine Länge, verschiebt ihn, bis er dort anfängt, wo er zuerst aufgehört hatte, mißt seine Länge, und fährt so fort durch die ganze Röhre;

diese Längen müssen alle einander gleich sein; das ist aber nie der Fall. Sind die Abweichungen bedeutend, so verwirft man die Röhre, sind sie nur unbeträchtlich, so benützt man die Röhre, und kann mittels der gefundenen Abweichungen die Angaben des Thermometers korrigieren. Nur bei den besten Thermometern untersucht man auf solche Weise das Kaliber (Normalthermometer), bei guten hilft man sich auf andere Weise, wie wir sehen werden, bei schlechten kümmert man sich nicht um die durch ungleiches Kaliber entstehenden Fehler.

Zur Einteilung der Skala des Thermometers bestimmt man zunächst die zwei Fixpunkte. Man steckt das Thermometer in gestoßenes Eis, besser in frisch gefallenen Schnee, den man in ein mäßig warmes Zimmer gebracht hat, so daß der Schnee in langsamem Schmelzen begriffen ist. Es findet sich nämlich, daß, so lange die Kugel von schmelzendem Schnee umgeben ist, das Quecksilber in der Röhre stets und beständig auf demselben Punkte steht, gleichgültig, wie warm das Zimmer ist. Diesen Punkt bezeichnet man auf der Skala mit 0 und nennt ihn den Nullpunkt, Eis- oder Gefrier- oder Schmelzpunkt.

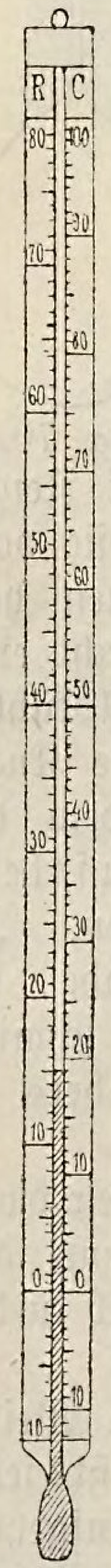


Fig. 71.

Man hält das Thermometer ferner in kochendes Wasser, besser in den Dampf kochenden Wassers, bezeichnet den Stand des Quecksilbers auf der Skala und nennt diesen Punkt den Siedepunkt. Es findet sich, daß hiebei das Quecksilber auch stets und beständig auf derselben Stelle steht, gleichgültig wie stark das Wasser kocht; jedoch werden wir hierüber später noch genaueres erfahren. Diese zwei Fixpunkte sind also jederzeit und an jedem Orte mit Leichtigkeit und Sicherheit zu bestimmen.

Den Abstand zwischen beiden Punkten teilt man, vorausgesetzt, daß die Röhre überall gleich weit ist, in 100 gleiche Teile oder Grade, so daß der Gefrierpunkt mit 0^0, der Siedepunkt mit 100^0 bezeichnet ist, nennt sie Grade nach Celsius oder Centesimalgrade, trägt eben so große Grade über 100 an, indem man einfach weiterzählt, und unter 0, indem man sie dort mit — bezeichnet und Kältegrade nennt.

Diese Einteilung ist jetzt fast allgemein gebräuchlich. Zur Angabe der Temperatur der Luft und des Wassers (an Badeplätzen) benützt man häufig noch die ältere Einteilung nach Réaumur, nach welcher der Raum zwischen beiden Fixpunkten in 80 Teile geteilt ist, also auf dem Siedepunkt 80^0 steht; es sind demnach 100^0 C $= 80^0$ R, 5^0 C $= 4^0$ R, 30^0 C $= 24^0$ R ꝛc.

In England und Nordamerika bedient man sich meist noch der Einteilung nach Fahrenheit. Man teilt den Abstand beider Fixpunkte in 180 gleiche Teile, trägt noch 32 solche Teile vom Gefrierpunkt nach abwärts an und bezeichnet diesen

Punkt mit 0°, so daß am Gefrierpunkt 32°, am Siedepunkt 212° steht; es sind also 100° C = 180° + 32° F, 5° C = 9° + 32° F, 30° C = 54° + 32° F = 86° F, 100° F = (100 − 32) · $^5/_9$ = 37,77° C (Bluttemperatur des Menschen.)

Die Akademie von Florenz stellte seit 1657 die ersten wirklichen Thermometer her, die mit Wasser oder Weingeist gefüllt waren, aber noch keine Fixpunkte hatten. Erst Renaldini schlug 1694 den Schmelz- und Siedepunkt als Fixpunkt vor.

Die ersten vergleichbaren Thermometer machte Fahrenheit († 1736) und benutzte zuerst Weingeist, dann Quecksilber; als Fixpunkte nahm er eine Kältemischung für 0° und die Temperatur der Mundhöhle 100°.

Wenn die Thermometerröhre nicht überall gleich weit ist, und man gleichwohl den Abstand der Fixpunkte in gleiche Teile teilt, so sind die Angaben des Thermometers ungenau, was oft einen Grad ausmacht. Man vergleicht dieses Thermometer etwa von 10 zu 10° mit den Angaben des Normalthermometers, erfährt dadurch die Abweichungen, stellt diese in eine Tabelle zusammen und kann damit die Angaben dieses Thermometers korrigieren; weiß man etwa, daß es zwischen 10 und 20° um 0,4° zu tief steht, und zeigt es eine Temperatur von 16,3°, so schließt man, daß die wirkliche Temperatur 16,7° ist.

Bei jedem Thermometer verändert sich mit der Zeit die Lage des 0 Punktes dadurch, daß durch den äußeren Luftdruck die Glaskugel etwas zusammengedrückt wird. Man muß deshalb von Zeit zu Zeit die Lage des Nullpunktes kontrollieren, indem man das Thermometer in schmelzenden Schnee steckt; zeigt es da etwa auf − 0,2°, so weiß man, daß es stets um 0,2° zu tief zeigt, muß also zu all seinen Angaben 0,2° addieren. Nur wenn die Angaben eines Thermometers auf diese Art korrigiert werden, sind sie zuverlässig und brauchbar; gewöhnliche Thermometer zeigen meist sehr unregelmäßig und oft bis 2° unrichtig.

Das Quecksilberthermometer kann benützt werden bloß zwischen − 39° und 357°; denn bei − 39° gefriert das Quecksilber und bei 357,2° kocht es und entwickelt Dämpfe, die die Kugel zersprengen. Es ist aber keineswegs jedes Thermometer so eingerichtet, daß es wirklich von − 39° bis 357° reicht, sondern meistens umfaßt das Thermometer nur diejenigen Grade, innerhalb deren sich erfahrungsgemäß die Temperatur desjenigen Körpers bewegt, dessen Temperatur gemessen werden soll. Ein Thermometer, das die Wärme der Luft angeben soll, geht von − 30 bis + 50°; soll die Temperatur des kochenden Wassers gemessen werden, so geht es von 80° bis 102°; ein anderes, das nur zur Bestimmung höherer Temperaturen dienen soll, geht etwa von 100 − 200°, oder von 100 − 300° 2c. So hat man für verschiedene Zwecke verschiedene Thermometer, insbesonders,

um die Röhre ziemlich kurz machen zu können, ohne daß die Grade zu klein werden. Bei Lufttemperatur will man auf $^1/_{10}{}^0$ genau ablesen, es muß somit 1^0 nahezu eine Länge von $^1/_2$ *cm* haben; bei kochendem Wasser will man oft $^1/_{100}{}^0$ ablesen, also muß 1^0 nahezu eine Länge von 5 *cm* haben, denn $^1/_2$ *mm* ist so ziemlich das kleinste, was man mit freiem Auge deutlich unterscheiden kann.

Für Temparaturen unter -30^0 benützt man das Weingeistthermometer, das wie ein Quecksilberthermometer eingerichtet, aber mit wasserfreiem Weingeist, absolutem Alkohol, gefüllt ist; derselbe gefriert nicht, sondern wird bei sehr niedriger Temperatur nur etwas dickflüssig; es wird, so weit möglich, durch Vergleich mit einem Quecksilberthermometer in Grade geteilt, und weiter unten werden eben so große Grade angetragen, jedoch sind diese Angaben ziemlich unzuverlässig. Für Temperaturen über 350^0 hat man verschiedene andere Apparate von geringer Zuverlässigkeit.

Um zu erfahren, welches die höchste Temperatur war, die das Thermometer im Laufe einer gewissen Zeit angenommen hat, benützt man das Maximumthermometer. Es ist ein gewöhnliches Quecksilberthermometer, jedoch mit etwas weiter Röhre und etwas großer Kugel; in der Röhre befindet sich über dem Quecksilber ein kleines Eisenstäbchen, Zeiger oder Index genannt. Steigt das Quecksilber, und ist die Röhre horizontal gestellt, so schiebt es den Index vor sich her; fällt es wieder, so läßt es den Index an der vordersten Stelle liegen, woran man die höchste Temperatur erkennen kann. Durch Erheben des Rohres rutscht der Index dann wieder bis zum Quecksilberfaden zurück. Mittels desselben kann man also ersehen, wie hoch die Temperatur etwa im Laufe eines Tages gestiegen ist.

Eine andere Einrichtung ist folgende:

Man schmilzt in den untern Teil der Röhre einen kleinen Glassplitter ein; derselbe hindert nicht das Steigen des Quecksilbers beim Erwärmen, aber bei der Abkühlung reißt der Quecksilberfaden gerade am Splitter ab; der über dem Splitter befindliche Faden bleibt in der Röhre und gibt so das Maximum der Temperatur an; durch Schwingen des Thermometers tritt dann das Quecksilber wieder

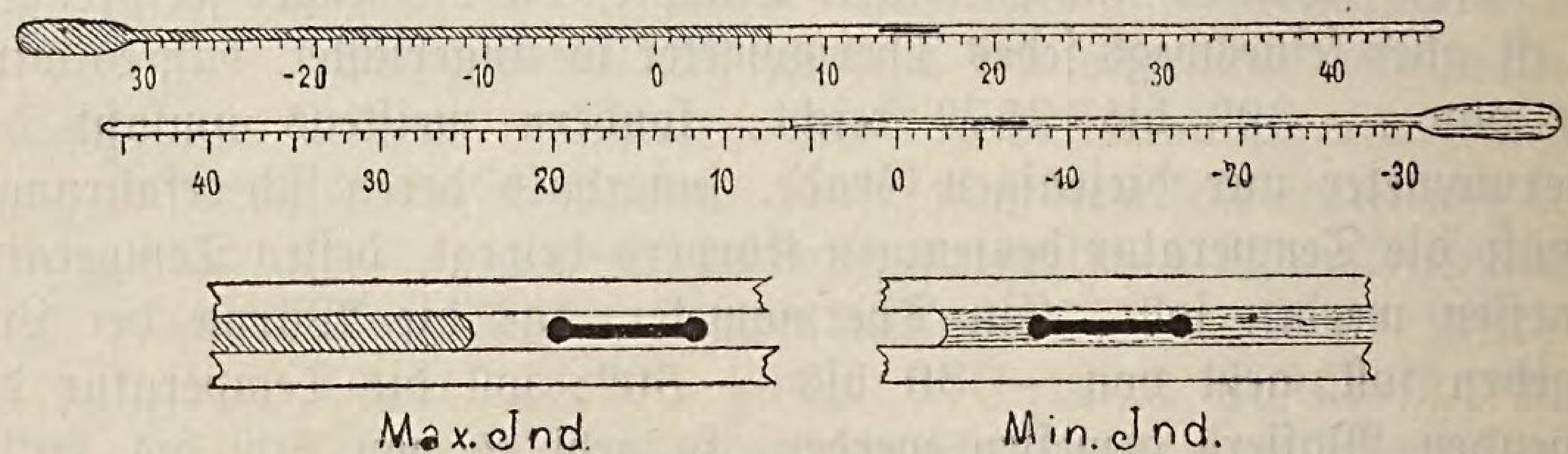


Fig. 72.

in die Kugel zurück. Dies Maximumthermometer kann in jeder Lage (nicht bloß in horizontaler) benützt werden, und wird deshalb

vom Arzte benützt, um die Bluttemperatur des Kranken zu bestimmen; man bringt die Kugel in die Mund- oder Achselhöhle des Kranken, läßt sie dort einige Zeit, zieht sie heraus und kann nun bequem die Temperatur ablesen.

Das Minimumthermometer dient dazu, die niedrigste Temperatur zu erfahren, welche im Verlauf einer gewissen Zeit eingetreten ist. Es ist ein gewöhnliches Weingeistthermometer; im Weingeist der Röhre befindet sich ein kleines Glasstäbchen, Index. Neigt man das Rohr, so läuft der Index bis an das vordere Ende des Weingeistfadens, ist aber nicht im stande, die Grenzfläche des Weingeistes zu durchbrechen und so aus dem Weingeist herauszutreten. Sinkt die Temperatur, so nimmt bei horizontal gelegtem Rohre der zurückweichende Weingeist vermöge der Spannung seiner Oberfläche den Index mit zurück; steigt die Temperatur, so fließt der vordringende Weingeist am Glasstäbchen vorbei, ohne es mitzunehmen; der Index liegt also an der hintersten Stelle, bis zu welcher der Weingeist zurückgegangen war, gibt also die niedrigste Temperatur an, die während einer gewissen Zeit, z. B. während der Nacht, eingetreten war.

Eine Zusammenstellung eines Maximum- und Minimumthermometers nennt man auch ein Thermograph.

50. Ausdehnung fester Körper durch die Wärme.

Jeder Körper dehnt sich bei Erwärmung aus. Da die Größe dieser Ausdehnung bei festen Körpern ziemlich gering ist, so bedient man sich, um sie sichtbar und meßbar zu machen, des Apparates von Muschenbrook. Ein Stab aus dem Material, dessen Ausdehnung man untersuchen will, z. B. ein Eisenstab, wird horizontal auf zwei gabelförmige Träger gelegt; mit dem einen Ende berührt er eine

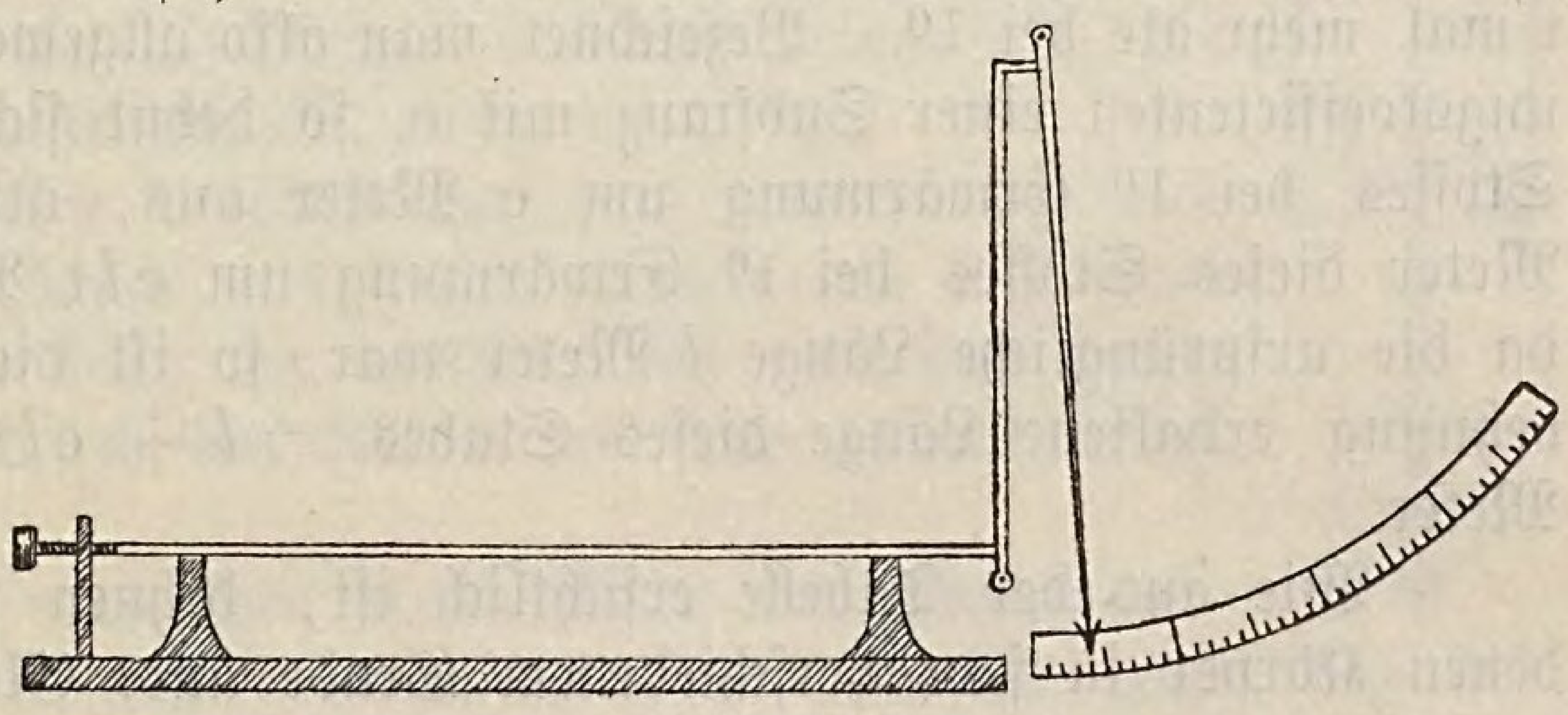


Fig. 73.

Stellschraube, mit dem andern drückt er gegen einen beweglichen Stift (Druckhebel), und zwar sehr nahe an dessen Drehpunkt. Wenn der Eisenstab durch die Erwärmung sich ein wenig ausdehnt, also das Ende desselben nur eine kleine Bewegung macht, so macht das Ende des Stiftes schon eine vielmal (etwa 20mal) größere Bewegung. Das Ende des Stiftes drückt nun gegen einen beweglichen Zeiger, und zwar auch wieder sehr nahe am Drehpunkte, so daß die Zeigerspitze wieder eine vielmal größere Bewegung macht

(etwa 10mal); sie macht also eine 200mal größere Bewegung als das Ende des Eisenstabes, so daß dieselbe sichtbar, und wenn das Zeigerende über einem geteilten Kreise spielt, auch meßbar ist.

Unter den festen Körpern dehnen sich die Metalle am stärksten aus, und unter ihnen besonders Zink; ein 1 *m* langer Zinkstab dehnt sich bei Erwärmung von 100° um 3 *mm*, ein Eisenstab bloß um ca. 1 *mm* aus.

Unter linearem Ausdehnungskoefficienten oder specifischer Längenausdehnung versteht man die Länge (in Bruchteilen des Meters), um welche sich ein Stab von 1 *m* Länge ausdehnt bei einer Erwärmung von 1°, oder auch das Verhältnis der Ausdehnung bei 1° zur ursprünglichen Länge. Derselbe ist für

Platin	0,000009	Messing	0,0000187
Eisen	0,0000116—126	Messingdraht	0,0000193
Gold	0,000014	Hartlot (1 Znk, 2 Ku.)	0,0000126
Kupfer	0,0000171	Zinn	0,0000194—248
Silber	0,000020		
Blei	0,0000284	Cement	0,0000143
Zink	0,0000294—0,0000311	Granit	0,00000868
Stahl ungehärtet	0,0000108	Holz (Tannen)	0,00000352
„ gehärtet	0,0000137	Marmor	0,00000426
Gußstahl	0,0000122	Mauerziegel	0,0000055
Gußeisen	0,0000111	Glas	0,000007—0,000009

Die Ausdehnung ist der Länge des Stabes proportional, beträgt also bei l Meter Länge l mal mehr als bei 1 Meter Länge, und ist der Temperaturerhöhung proportional, beträgt also bei t^0 t mal mehr als bei 1°. Bezeichnet man also allgemein den Ausdehnungskoefficienten einer Substanz mit c, so dehnt sich 1 Meter dieses Stoffes bei 1° Erwärmung um c Meter aus, also dehnen sich l Meter dieses Stoffes bei t^0 Erwärmung um $c l t$ Meter aus, und da die ursprüngliche Länge l Meter war, so ist die durch die Ausdehnung erhaltene Länge dieses Stabes $= l + c l t = l\ (1 + ct)$ Meter.

Wie aus der Tabelle ersichtlich ist, dehnen sich die verschiedenen Körper in sehr verschiedenem Grade aus, Glas 4 mal, Eisen 3 mal weniger als Zink. Bei höheren Temperaturen dehnen sich die Körper im allgemeinen etwas stärker aus als bei niedrigen; die angegebenen Koefficienten gelten nur zwischen 0° und 100°, und auch da nicht ganz gleichmäßig.

Wenn auch die Größe der Ausdehnung bei festen Körpern nicht beträchtlich ist, so ist doch die Kraft, mit welcher sie sich ausdehnen, eine ungemein große, so groß, daß ihr für gewöhnlich kein Widerstand unüberwindlich ist. Ein eiserner Tragbalken, zwischen zwei Mauern angebracht, drückt dieselben durch,

wenn er sich ausdehnt; es muß also an seinen Enden ein Spielraum gelassen werden. Die Schienen der Eisenbahn dürfen nicht ganz aneinandergestoßen werden, sondern müssen durch Zwischenräume getrennt sein, damit sie sich ausdehnen können; wäre kein Spielraum da, so würden sie sich biegen und sogar die Schwellen, an denen sie befestigt sind, aus dem Boden heben. Daß der Kitt, der zwei Gegenstände verbindet, so selten hält, kommt davon her, daß Kitt und Gegenstand sich verschiedenartig ausdehnen, also entweder eine Pressung oder Zerreißung des Kittes entsteht.

Bei Uhren ist die Ausdehnung der Pendelstange durch die Wärme sehr störend für den gleichmäßigen Gang; denn je länger die Pendelstange wird, desto langsamer geht die Uhr; eine Turmuhr, die jedem Wärmewechsel ausgesetzt ist, würde also im Sommer nach-, im Winter vorgehen. Diesem Mißstande hilft man ab durch das Compensations- oder Rostpendel, das auf der ungleichmäßigen Ausdehnung der Metalle beruht. (Graham 1715.) Man macht das Pendel oben aus einer kurzen Eisenstange ab, die bei b einen Querbalken trägt; von diesem führen zwei Eisenstangen nach abwärts, dann 2 Zinkstangen nach aufwärts und von da führt eine Eisenstange nach abwärts bis zur Linse. Durch die Erwärmung geht die Linse nach abwärts infolge der Ausdehnung der Eisenstäbe ab, bc, de, aber nach aufwärts durch die Ausdehnung des Zinkstabes cd; sind beide Ausdehnungen gleich groß, so bleibt die Linse e trotz der Erwärmung gleich weit von a entfernt, also die Pendellänge gleich groß. Da sich Zink dreimal stärker ausdehnt als Eisen, so muß hiebei die Zinkstange cd 3 mal kleiner sein, als die Summe der Eisenstäbe ab + bc + de.

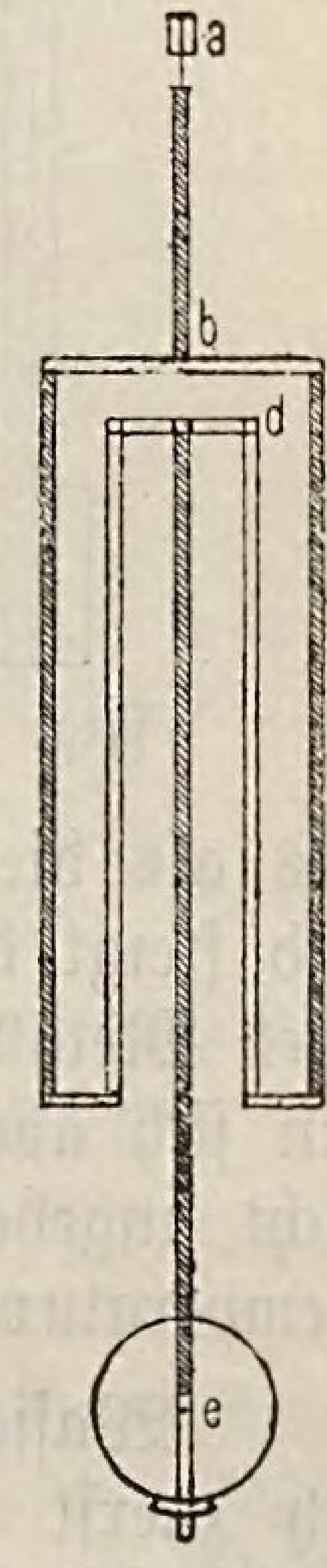


Fig. 74.

Statt dieses umständlichen Apparates benützt man oft eine Pendelstange aus scharf getrocknetem und dann gut gefirnißtem Holz, da dasselbe sich nur sehr wenig ausdehnt und durch den Firnis vor dem Feuchtwerden geschützt ist.

Auf der ungleichen Ausdehnung der Metalle beruht auch das Metallthermometer. Werden nämlich zwei Streifen von Metallen, die sich sehr ungleich ausdehnen, z. B. Eisen und Zink, der ganzen Länge nach aufeinander gelötet, und dieser Stab, Thermostreifen, mit dem einen Ende festgeklemmt, so biegt er sich bei Erwärmung nach der Seite des Eisens, so daß das Zink außen ist, da sich Zink stärker ausdehnt als Eisen; bei Abkühlung krümmt er sich nach der anderen Seite. Jedoch sind diese Bewegungen des Stabendes sehr gering, so daß man sie kaum sehen könnte; es wird deshalb diese kleine Bewegung durch irgend eine Vorrichtung größer gemacht, ähnlich wie bei dem

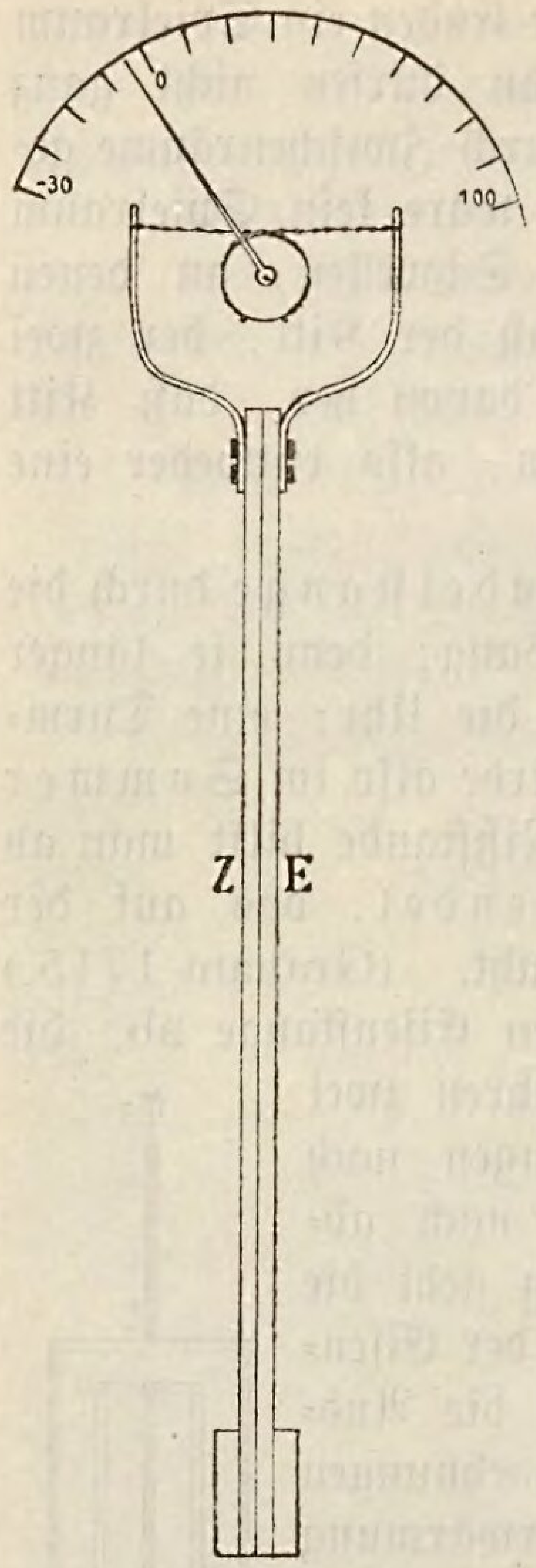


Fig. 75.

Metallbarometer, und man erhält so ein Metallthermometer. Es wird graduiert durch Vergleich mit einem Normalthermometer. Wegen der großen Masse des Stabes nimmt es die Temperatur nur langsam an, ist träge und wird deshalb selten verwendet.

Der kubische Ausdehnungskoefficient eines Stoffes gibt an, um wie viele Volumeinheiten sich die Volumeinheit des Stoffes ausdehnt bei 1^0; derselbe ist sehr nahe gleich dem 3fachen linearen Ausdehnungskoefficienten, also $= 3\,c$; ist deshalb das Volumen eines Körpers $= v$, und erwärme ich ihn um t^0, so ist sein neues Volumen $= v + 3cvt = v\,(1 + 3ct)$.

51. Ausdehnung flüssiger Körper durch die Wärme.

Flüssige Körper dehnen sich bei Erwärmung auch aus. Das Quecksilber hat einen kubischen Ausdehnungskoefficienten von 0,00018, da Glas aber einen viel kleineren hat, nämlich ca. 0,000027, so ergibt sich hieraus die Möglichkeit der Konstruktion des Quecksilberthermometers; denn bei der Erwärmung dehnt sich das Quecksilber stärker aus als die Glaskugel, hat also in der Glaskugel nicht mehr Platz und steigt deshalb in der Röhre. Quecksilber dehnt sich, als flüssiges Metall, sehr regelmäßig aus, die andern Flüssigkeiten dehnen sich aber so unregelmäßig aus, daß man ein einfaches Gesetz nicht angeben kann; der Ausdehnungskoefficient wächst bei steigender Temperatur beträchtlich.

Wasser zeigt die merkwürdige Ausnahme, daß es von 0^0 an sich zuerst zusammenzieht bis 4^0 C, bei 4^0 C also seine größte Dichtigkeit hat, und sich erst von da an ausdehnt (Rumford). Wasser würde sich demnach nicht zum Füllen von Thermometern eignen. Enthält das Wasser andere Stoffe aufgelöst, so zeigt es ein anderes Verhalten; Meerwasser, das 3,7 % Salz enthält, hat die größte Dichte bei ca. -3^0, gefriert bei -2^0 bis $-2{,}4^0$.

Dieselbe Unregelmäßigkeit in der Ausdehnung findet aber auch bei andern Körpern in der Nähe des Schmelzpunktes statt, z. B. beim Quecksilber. Da aber das Quecksilber im Thermometer bloß für Temperaturen benützt wird, die vom Gefrierpunkte desselben ziemlich weit entfernt sind, so hat das wenig Einfluß.

Ein *cdm* Wasser von 4° C hat folgende Volumina:

Temp. C°	*cdm*	Temp. C°	*cdm*
0	1,000136	60	1,016954
10	1,000257	70	1,022384
20	1,001732	80	1,029003
30	1,004234	90	1,035829
40	1,007627	100	1,043116
50	1,011877	200	1,05899

Man nimmt wegen dieser beträchtlichen Ausdehnung des Wassers als Masseneinheit die Masse von 1 *ccm* Wasser im Zustand seiner größten Dichtigkeit also bei 4° C. Auch die spezifischen Gewichte der Körper beziehen sich alle auf Wasser von 4°. Da sich das Wasser von 4° an ausdehnt, so erhält es ein kleineres sp. G., so ist bei 100° sein sp. G. = 0,9586, 1 *l* Wasser von 100° wiegt um 41,4 *g* weniger als 1 *kg*. Daraus folgt, daß warmes Wasser, wenn es von kaltem umgeben ist, einen Auftrieb bekommt, infolge dessen es in die Höhe zu steigen bestrebt ist.

Wenn man einen Topf mit Wasser auf das Feuer stellt, so wird das Wasser zunächst am Boden erwärmt, wird leichter und steigt in die Höhe, während das kalte Wasser von den Seitenwänden nach abwärts sinkt; das in die Höhe gestiegene Wasser fließt oben nach der Seite zu und sinkt, wenn das Wasser am Boden immer weiter erwärmt wird, an den Wänden nach abwärts. Es kommt also das Wasser hiebei in einen Kreislauf, eine Circulation, welche wesentlich dazu beiträgt, daß sich das Wasser, auch ohne daß man es umrührt, gleichmäßig durchwärmt; ähnliches findet nicht statt, wenn der Topf etwa mit Sand gefüllt ist.

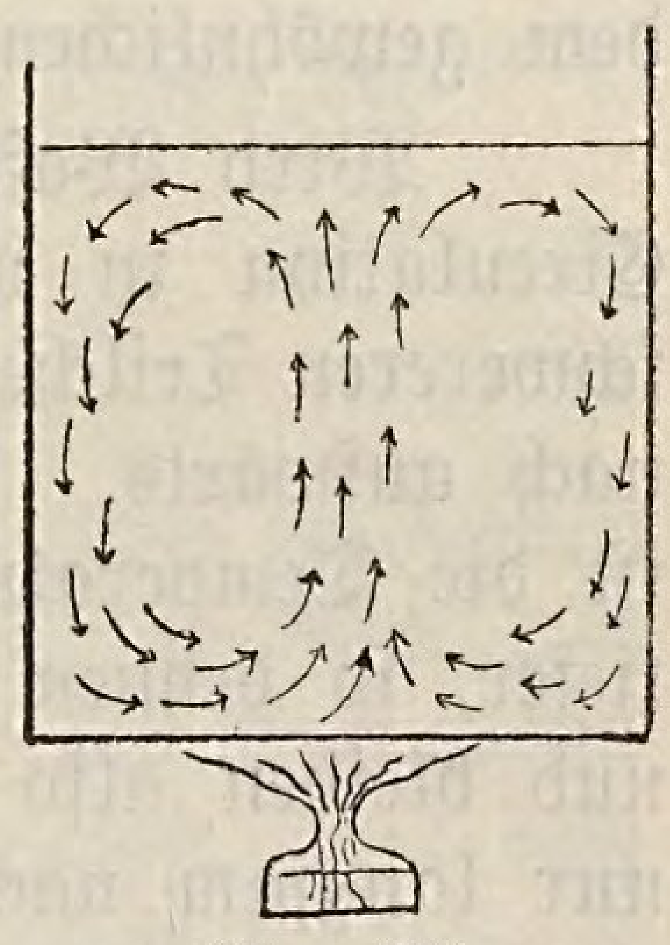


Fig. 76.

Ähnlich ist folgende Erscheinung: wenn man eine im Viereck gebogene mit Wasser gefüllte Glasröhre an einem untern Ecke erwärmt, so steigt das erwärmte Wasser wegen seiner größeren Leichtigkeit aufwärts, während das kältere im andern Teile der Röhre herabsinkt und so auch an die Erwärmungsstelle kommt; das Wasser kommt hiebei auch in eine Circulation, und bleibt in Circulation; denn stets wird das Wasser an der Erwärmungsstelle wärmer als das in den andern Teilen befindliche, und kühlt sich dann auf seinem Wege wieder ab. Auf solcher Circulation beruht die Wasserheizung. Im untersten Stock des Gebäudes oder in einem Nebengebäude befindet sich ein großer, starkwandiger, ganz verschlossener Kessel, gefüllt mit Wasser, das durch eine Feuerung erhitzt wird. Von seinem oberen Teile führt eine Röhre bis ins oberste Stockwerk, biegt sich heberförmig um und taucht in das in einem ge-

räumigen Kupferblechkasten (Wasserofen) befindliche Wasser. Dieser Behälter ist oben offen, damit das Wasser sich bei der Erwärmung ausdehnen kann. Aus diesem Behälter führt unten eine Röhre heraus, die alle zu erwärmenden Räume durchzieht, meist in mehreren Windungen, und dann in den unteren Teil des Kessels mündet. Wird nun das Wasser im Kessel erhitzt, so steigt es in der aufwärts führenden Röhre in die Höhe, und sinkt vom Behälter durch die abwärts führenden Röhren wieder in den Kessel zurück. Da es auf diesem Wege sich etwas abkühlt, so enthält die aufsteigende Röhre stets heißeres Wasser als die abwärtsführende, folglich bleibt das Wasser beständig in Circulation derart, daß das heiße Wasser aufsteigt, das kältere herabsinkt.

Da das Wasser nicht mehr als 100° bekommen kann, so wendet man diese Art von Heizung dann an, wenn gewöhnliche Öfen schädlich oder gefährlich werden könnten, z. B. in Gewächshäusern, auf Schiffen, in Fabriken, in denen Pulver, Papier, Baumwolle, Tabak oder ähnliche Stoffe verarbeitet oder getrocknet werden sollen, oder auch um Flüssigkeiten zu erwärmen, die man nicht gerne dem gewöhnlichen Feuer aussetzt.

Wird Wasser vorzugsweise von oben abgekühlt, so geht die Circulation in umgekehrter Richtung vor sich: die kälteren, also schwereren Teilchen sinken zu Boden, die wärmeren, leichteren steigen nach aufwärts. Dies tritt ein, wenn ein ruhiger See sich abkühlt; ist die Temperatur aber bis 4° gesunken und sinkt sie oben noch tiefer, so dehnen sich die oberen Schichten durch die Abkühlung aus und bleiben also oben, da sie leichter sind; die Kälte dringt daher nur langsam nach abwärts, und es kann kommen, daß sich oben eine Eisdecke bildet, während von einiger Tiefe an eine gleichmäßige Temperatur von 4° herrscht.

52. Ausdehnung luftförmiger Körper durch die Wärme.

Die luftförmigen Körper unterscheiden sich in der Ausdehnung durch die Wärme wesentlich von den festen und flüssigen; denn erstens ist der Ausdehnungskoefficient bei allen Luftarten nahezu gleich groß, (Dalton); dann ist diese Ausdehnung sehr beträchtlich, nämlich 0,00367 für 1°, und schließlich ist sie nahezu gleichförmig. 1 *l* Luft von 0° dehnt sich also, wenn man ihn um 1° erwärmt, um 0,00367 *l* aus, bei 100° um 0,367, bei 200° um 0,734 *l*, bei 273° um 1 *l*, ist also doppelt so groß geworden, bei 546° um 2 *l*, ist also 3 mal so groß geworden, und wird für je weitere 273° wieder um 1 *l* größer.

Bezeichnet man das Volumen der Luft bei 0° mit v_0, den Ausdehnungskoefficienten mit $k = 0{,}00367$ und die Anzahl der

Grade mit t, so ist die Ausdehnung $= v_0 kt$, also das neue, vergrößerte Volumen der Luft:

$$vt = v_0 + v_0 kt = v_0 (1 + kt).$$

Die Ausdehnung der Luft spielt eine wichtige Rolle. Das sp. G. der Luft hängt wesentlich von ihrer Temperatur ab; das sp. G. der Luft bei 0^0 ist 0,00129, bei einer andern Temperatur von t^0 ist aber ihr Volumen $(1+kt)$mal größer geworden; also ist ihre Dichtigkeit und also auch ihr sp. G. $(1+kt)$ mal kleiner geworden. Das sp. G. der Luft bei t^0 ist demnach $= \frac{0{,}00129}{1+kt}$.

Z. B. 7 *cbm* Luft von 23^0 wiegen

$$\frac{7 \cdot 0{,}00129 \cdot 1000}{1 + 23 \cdot 0{,}00367}\, kg = 8{,}327\, kg,$$

während sie bei 0^0 9,03 *kg* wiegen würden.

Welches Volumen haben 6 *kg* Leuchtgas (sp. G. = 0,894) bei 18^0 C?

$$\text{Vol.} = \frac{\text{Gew.}}{\text{sp G}} = \frac{6 \cdot (1 + 0{,}00367 \cdot 18)}{0{,}00129 \cdot 0{,}894}\, cdm.$$

Was wiegen v Liter Gas, dessen sp G = s ist, bei t^0 C und einem Barometerstande von b *mm*?

$$\text{Gew} = \frac{v \cdot 0{,}00129 \cdot s \cdot b}{(1 + 0{,}00367 \cdot t) \cdot 760}\, kg.$$

Warme Luft, von kalter umgeben, hat wegen ihres geringeren sp. G. das Bestreben in die Höhe zu steigen; so sehen wir die durch das Feuer erwärmte Luft aufsteigen und die Rußteilchen (Rauch) mit sich emporführen, und sehen, wie die Luft über dem geheizten Ofen in die Höhe steigt. Ein Kamin dient nicht blos dazu, dem Rauche einen Abzug zu verschaffen, sondern insbesondere dazu, einen Luftzug hervorzubringen, durch welchen das Brennen unterhalten wird. Wenn nämlich der Kamin sich mit der vom Feuer kommenden warmen Luft angefüllt hat, so ist die warme Luft bestrebt in die Höhe zu steigen, und dafür strömt frische Luft unten durch die Öffnungen des Rostes herein und unterhält das Brennen. Auf die Öffnungen des Rostes drückt von innen die warme Luft des Kamines nach den Gesetzen des Bodendruckes, von außen der Druck einer gleich hohen Säule kalter Luft; der Unterschied beider bewirkt den Luftzug, und dieser ist um so größer, je höher der Kamin und je größer der Unterschied in der Temperatur, also im sp. G. ist. Deshalb haben die großen Feuerungsanlagen der Fabriken auch sehr hohe Kamine, und ist der Luftzug im Sommer schwächer als im Winter.

Auf dem Aufsteigen der erwärmten Luft beruht auch die Ventilation geheizter Zimmer; Ventilation heißt Luftwechsel oder Lufterneuerung. Da der Mensch beim Atmen gute

Luft einatmet und schlechte, d. h. insbesondere mit Kohlensäure sehr stark vermischte Luft, die zum weiteren Atmen nicht mehr tauglich ist, ausatmet, so muß in einem bewohnten Raume dafür gesorgt sein, daß die Luft allmählich und beständig erneuert wird, also die verdorbene Luft hinaus- und dafür gute Luft hereinkommt. Dies erreicht man im Sommer leicht durch Öffnen von Fenstern und Thüren. Im Winter, wenn Thüren und Fenster geschlossen sind, ventiliert sich das Zimmer von selbst, wenn es geheizt ist; denn die wärmere Zimmerluft hat das Bestreben aufzusteigen, und die kalte, äußere Luft hat das Bestreben, unten hereinzuströmen. Die Wände, sowie Boden und Decke sind nun aber porös, und wenn auch die Poren sehr klein sind, so sind sie dafür in sehr großer Anzahl vorhanden, so daß die Luft, da sie ein sehr feiner Körper ist, ziemlich leicht durch sie hindurchgehen kann. Dazu kommen noch die Ritzen in Böden, Fenstern und Thüren. Es strömt also in einem geheizten Raum beständig die kalte Luft am Boden und den unteren Teilen der Wände herein, die warme durch die Decke und den oberen Teil der Wände hinaus.

Diese Selbstventilation genügt vollständig, wenn die Temperaturdifferenz ziemlich groß ist, in dem Zimmer nur mäßig viele Personen sich befinden, die Wände porös und trocken sind, das Haus selbst ziemlich frei liegt und nicht zu dicht bewohnt ist. Das ist aber nur sehr selten der Fall. Sie genügt also nicht, wenn zu viele Personen im Zimmer sind und insbesondere wenn mehrere Lichter brennen, deren jedes ungemein viel Luft verbraucht; ferner wenn das Haus in engen, winkligen Gassen oder an kleinen, unreinlichen Höfen liegt; denn aus diesen kommt selbst schlechte Luft ins Haus; ferner wenn das Haus hoch und dicht bewohnt ist; denn die Luft der unteren Stockwerke kommt auch in die oberen, und ist dann schon teilweise verdorben. Das untere Stockwerk bekommt die Luft auch aus dem Keller; dieser aber erhält Luft aus dem umliegenden Erdreich. Die in der Erde befindliche Luft, Grundluft, ist aber in der Regel geradezu untauglich zum Atmen; denn schon für gewöhnlich enthält diese Grundluft eine Unmasse von Kohlensäure, und wenn, wie es in Städten der Fall ist, der Untergrund noch verunreinigt ist durch die tierischen und pflanzlichen Stoffe, die in ihn eindringen und dort vermodern, so enthält die Grundluft noch viele, geradezu giftige Gase, die bei dieser Vermoderung entstehen. Da nun jedes bewohnte, also auch geheizte Haus meistens wärmer ist als die umliegende Luft, so steigt die Luft im Hause in die Höhe und es strömt Luft nicht bloß von den Seiten, sondern auch vom Untergrunde ins Haus, und wenn auch die Grundluft nur langsam eindringt, so dringt sie doch beständig ein. Sie ist zum Atmen untauglich, ja geradezu giftig, und verdirbt die Luft des Hauses, insbesondere aber zunächst die Luft im Keller. Kellerwohnungen sind

demnach ungemein ungesund und in manchen Städten deshalb sogar verboten. Ekelhaft riechend und gesundheitsgefährlich ist auch die Kanalluft, welche aus den Kanälen einer Stadt durch die Küchenausgußröhren in die Wohnungen dringt, wenn die Röhren nicht durch u förmigen Wasserabschluß geschlossen sind.

Wo die natürliche Selbstventilation nicht ausreicht, um die Luft eines Zimmers stets rein genug zu erhalten, muß man durch andere Mittel nachhelfen; solche sind: fleißiges Lüften der Zimmer; Öfen, die vom Zimmer aus, nicht vom Gange aus geheizt werden; denn diese entnehmen alle Luft, die sie brauchen, vom Zimmer, so daß wieder ebensoviel Luft von außen hereinströmen muß; zweckmäßig angebrachte Öffnungen, z. B. Öffnen einer ganzen Fensterscheibe möglichst hoch oben; dadurch daß nun die obere Luft leichter hinausströmen kann, strömt unten mehr herein; das Öffnen einer Fensterscheibe in der Mitte des Fensters hat häufig gar keinen Zweck, weil an dieser mittleren Stelle (mittlere Höhe des Zimmers) die Luft weder ein- noch auszuströmen das Bestreben hat; schließlich das Anbringen einer künstlichen Ventilation. Eine solche besteht meistens aus einem kaminähnlichen Schachte, der von der Decke, oder besser vom Fußboden aus durch das ganze Haus in die Höhe führt bis über das Dach hinaus; unten brennt in diesem Schachte beständig eine Gasflamme, welche die Luft in demselben erwärmt. Der Schacht wirkt dann wie ein Kamin und entnimmt dem Zimmer viel verdorbene Luft.

Leider ist meistens für gute, ausreichende Ventilation nicht gesorgt, so daß Leute, die sich viel in schlecht gelüfteten, engen Wohnungen, Fabriksälen, Werkstätten, Kellern 2c. aufhalten müssen, ohne Zeit und Gelegenheit zu haben, sich auch wieder ausgiebig in frischer Luft zu bewegen, vielfach Schaden leiden an Gesundheit und Arbeitskraft; sie werden blaß, matt, kraftlos, abgemagert, können nicht gut verdauen und werden dann leicht von Krankheiten angegriffen, denen der geschwächte Körper nicht zu widerstehen vermag.

53. Erhöhung der Expansivkraft der Luft durch Wärme.

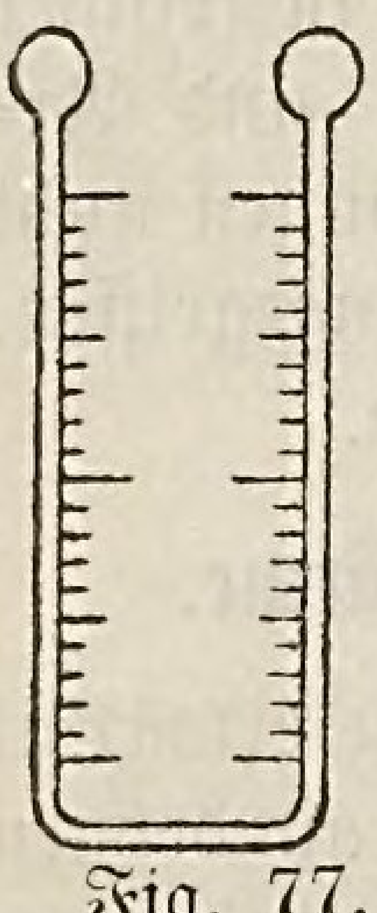
Wir haben gesehen, daß sich Luft ausdehnt, wenn sie erwärmt wird, und dabei vorausgesetzt, daß sie sich auch wirklich ausdehnen kann, sich also in einem offenen Gefäße befindet, das mit der gewöhnlichen Luft in Verbindung steht. Da die ausgedehnte Luft auch dem äußeren Luftdrucke das Gleichgewicht hält, so hat sie auch noch die Spannkraft von einer Atmosphäre, obwohl sie sich ausgedehnt hat. Das Mariotte'sche Gesetz, demgemäß ein Gas eine geringere Spannkraft bekommt, wenn es sich ausdehnt, gilt also nur, wenn das Gas dieselbe Temperatur beibehält.

Wenn die Luft in einem verschlossenen Gefäße erwärmt

wird, so kann sie sich nicht ausdehnen, und die Wirkung der Erwärmung zeigt sich dann darin, daß die erwärmte Luft eine größere Spannkraft bekommen hat. Diese größere Spannkraft ist genau so groß, wie wenn man die Luft durch Erwärmung zuerst sich hätte ausdehnen lassen, und diese ausgedehnte Luft unter Beibehaltung ihrer Temperatur wieder auf das ursprüngliche Volumen zusammengepreßt hätte. Bei der Ausdehnung wird aber das Volumen v_0 der Luft vergrößert auf v_0 $(1 + kt)$, es wird also $(1+kt)$ mal größer, aber ihre Spannkraft bleibt dieselbe, p_0. Drücke ich das vergrößerte Volumen auf das ursprüngliche zusammen, mache es also wieder $(1+kt)$ mal kleiner, so wird nach dem Mariotte'schen Gesetz ihre Spannkraft $(1+kt)$ mal größer, demnach ist die durch Erwärmung vergrößerte Spannkraft der eingeschlossenen Luft $= p_0$ $(1 + kt)$. Man erkennt ebenso wie früher, daß die Spannkraft der Luft bei 100° 1,367 Atmosphären, bei 200° 1,734 Atm., bei 273° 2 Atm., bei 546° 3 Atm. beträgt, und daß sie für je weitere 273° um 1 Atm. wächst.

Auf der Ausdehnung der Luft beruht das Luftthermometer, wie es vor Erfindung der Weingeistthermometer benützt wurde. Zuerst von Drebbel erfunden, stellte sich Guerike ein Luftthermometer her, bestehend aus einer kupfernen mit Luft gefüllten Kugel, an die sich unten eine U-Röhre anschloß, mit Wasser gefüllt; bei Erwärmung der Luft schob sie das Wasser nach abwärts, so daß es im andern Schenkel stieg. Die heutigen Luftthermometer sind ähnlich eingerichtete Apparate von hoher Vollkommenheit, und dienen dazu, die Angabe der Quecksilberthermometer zu kontrollieren.

Das Differenzialthermometer (von Rumford) besteht aus zwei mit Luft gefüllten Glaskugeln, die auf den Schenkeln einer U-Röhre aufsitzen; die Röhre ist zur Hälfte mit einer Flüssigkeit (Öl) gefüllt und eng. Ist die Luft in beiden Kugeln gleich warm, so steht die Flüssigkeit in beiden Schenkeln gleich hoch; ist die Luft in der einen Kugel wärmer, so drückt sie die Flüssigkeit in ihrem Schenkel nach abwärts, so daß sie im andern Schenkel steigt. Der Apparat ist sehr empfindlich für geringe Temperaturunterschiede und wird benützt, um solche, nicht um die wirkliche Temperatur zu messen.


Fig. 77.

54. Wärmeleitung.

Wenn man einen Körper an einer Stelle erwärmt, so verbreitet sich die Wärme von dieser Stelle aus nach den anderen Teilen des Körpers; diesen Vorgang nennt man Wärmeleitung. Man nennt einen Körper einen guten Wärmeleiter, wenn er große Mengen Wärme in kurzer Zeit von einer Stelle zu einer entfernten leitet, oder einen schlechten Wärmeleiter, wenn er nur wenig

Wärme und langsam leitet, und unterscheidet auch noch Halbleiter, die in ihrem Leitungsvermögen zwischen den guten und schlechten Leitern stehen.

Gute Wärmeleiter sind nur die Metalle; man weiß ja, daß ein Nagel, den man am einen Ende mit der Hand und mit dem andern in eine Flamme hält, in kurzer Zeit durch Leitung so heiß wird, daß man ihn nicht mehr halten kann. Jedoch ist die Leitungsfähigkeit der Metalle sehr verschieden, wie man an dem Apparat von Ingenhous sehen kann; dieser ist ein mit Wasser gefülltes Blechkästchen, in dessen eine Wand gleich dicke Stäbe aus verschiedenen Metallen so eingesteckt sind, daß sie horizontal herausschauen; sie sind mit Wachs überzogen. Man erhitzt das Wasser auf 100°, so daß die hinteren Enden der Stäbe alle 100° warm sind. Diese Wärme pflanzt sich durch Leitung fort, und das Wachs schmilzt an den Stäben ab, und zwar um so rascher und weiter, je besser die Leitungsfähigkeit ist. Mißt man die Längen, bis auf welche das Wachs abschmilzt, so kann man daraus auf die Leitungsfähigkeit schließen. Bezeichnet man die Leitungsfähigkeit von Silber willkürlich mit 100, so hat Kupfer 74, Gold 53, Messing 23, Zink 19, Zinn 14, Eisen 12, Blei 8, Platin 8, Wismut 2. Von den billigeren Metallen leitet besonders Kupfer die Wärme sehr gut, 6mal besser als Eisen, weshalb es sehr gern zu Kochgefäßen, Kesseln, Braupfannen und Wasserheizungsröhren verwendet wird.

Unter die Halbleiter rechnet man die Steine, Glas, Porzellan, Thon. Sie leiten die Wärme viel schlechter als die Metalle; so erwärmt sich ein irdener Ofen viel langsamer als ein eiserner, gibt aber auch seine Wärme viel langsamer an die Luft ab, erwärmt demnach gleichmäßiger und noch lange Zeit, nachdem das Feuer ausgegangen ist. Sehr große irdene Öfen (Kachelöfen, Porzellanöfen) heizen gut; denn die große Masse Thon, aus der sie bestehen, nimmt sehr viel von der Wärme des Feuers auf und gibt diese Menge dann langsam an das Zimmer ab.

Zu den schlechten Leitern gehören zunächst Wasser und Luft; man möchte beide für vorzügliche Leiter halten, weil, wie bekannt, ein Topf Wasser, auf das Feuer gestellt, sich rasch und gleichmäßig durchwärmt, und weil ebenso die Luft in einem Zimmer sich rasch gleichmäßig durchwärmt, wenn auch nur ein Ofen geheizt wird. Diese Erscheinung haben wir beim Wasser schon früher als Folge der eintretenden Circulation erklärt, und eine ganz ähnliche Circulation findet auch bei der Luft in einem geheizten Raume statt; die Luft wird am Ofen erwärmt, dehnt sich aus, steigt in die Höhe, streicht an der Decke nach allen Seiten fort, geht an den Wänden nach abwärts und strömt wieder auf den Ofen zu.

Daß das Wasser die Wärme sehr schlecht leitet, erkennt man dann, wenn man es oben erwärmt, so daß die erwärmten und

deshalb leichten Wasserteilchen oben bleiben und nicht in Circulation kommen, so daß nur durch Leitung sich die Wärme nach abwärts fortpflanzen kann. Nimmt man hiezu ein ziemlich hohes Gefäß, hängt oben in das Wasser eine flache Kupferschale, gießt in dieselbe siedendes Wasser, das man sogar von Zeit zu Zeit erneuert, so wird das Wasser im Gefäß bloß oben erwärmt. Diese Wärme pflanzt sich nun ungemein langsam nach abwärts fort, so daß ein Thermometer, dessen Kugel etwas unterhalb der Kupferschale angebracht ist, erst nach etwa 1 Stunde eine Temperaturerhöhung von 1^0 aufweist. Luft leitet noch viel schlechter als Wasser.

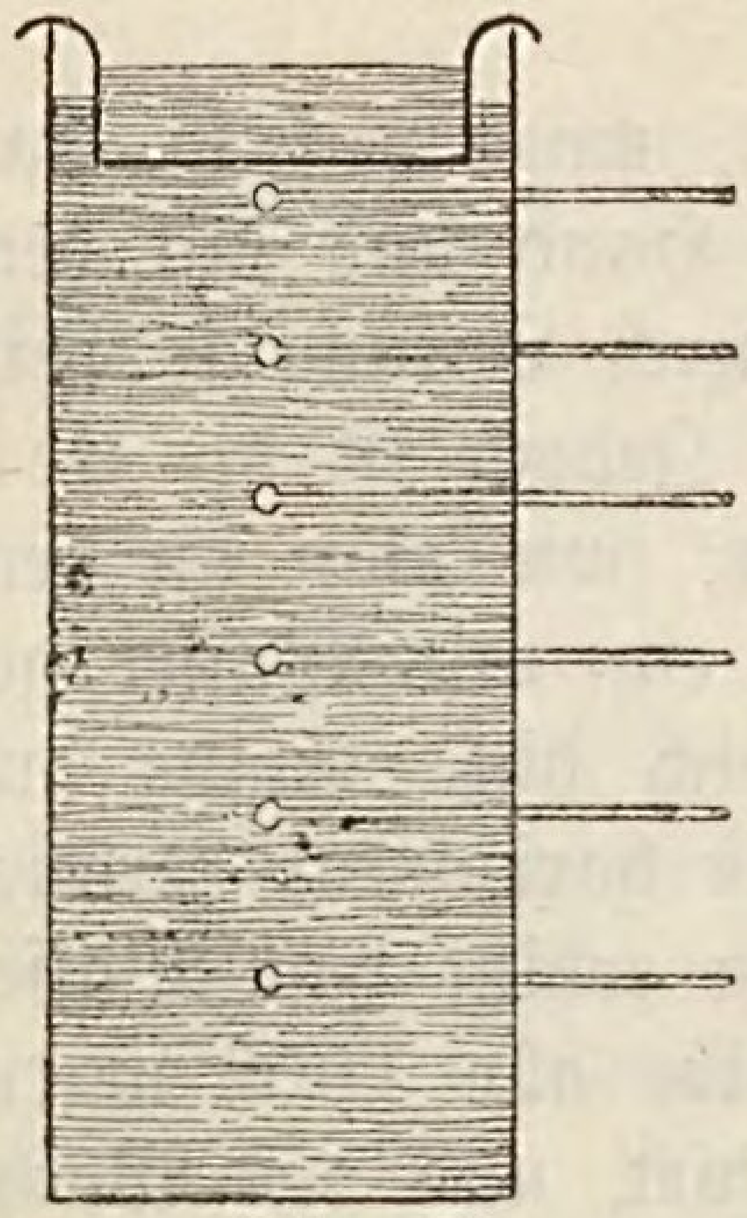


Fig. 78.

Zu den schlechten Wärmeleitern gehören dann noch Kautschuk, Schwefel, Bein, Horn u. s. w.; dann eine große Anzahl l o c k e r e r K ö r p e r, wie Sägspähne, Stroh, Laubwerk, Asche, Wolle, Tuch, Haare, Pelz, Federn, Schnee, Asbest, Glaswolle, bestehend aus Glasfäden, die fein wie Wolle ausgesponnen sind, und ähnliche. Diese lockeren Körper leiten die Wärme schlecht, weil schon die Masse, aus der sie bestehen, die Wärme schlecht leitet, dann weil zwischen ihren fein zerteilten Teilen eine große Menge Luft vorhanden ist, die ja die Wärme an sich schlecht leitet, und weil sie noch dazu in so engen Räumen enthalten ist, daß sie nicht gut circulieren, also auch so die Wärme nicht gut fortpflanzen kann.

Will man einen kalten Körper gegen das Eindringen der Wärme von außen, oder einen warmen Körper gegen das Ausströmen seiner Wärme, also gegen Abkühlung schützen, so umgibt man ihn mit einer Schichte solcher lockeren Körper, die man deshalb auch I s o l a t o r e n nennt (isolieren = allein stellen, außer Verbindung mit der Umgebung setzen). Beispiele sind: der Gärtner schützt die Mistbeete gegen Frost durch leichte Strohmatten, Strohdächer halten den Stall im Sommer kühl, im Winter warm (Metalldächer liefern bei Sonnenschein eine unausstehliche Hitze), Gräser und Saatkeime überdauern unter einer Schneedecke die strengste Kälte. Eis verpackt man in Kisten mit doppelten Wänden, wobei der Zwischenraum durch Sägspähne ausgefüllt ist, und kann es dann ohne großen Verlust weit transportieren. Feuerfeste Geldschränke haben doppelte Wände, deren Zwischenraum durch Holzasche angefüllt ist; wenn bei einer Feuersbrunst die Außenwände sogar glühend werden, so pflanzt sich die Wärme durch die Aschenschichte doch nur so langsam in das Innere des Schrankes fort, daß, wenn der Brand nicht gar zu lange dauert, die im Schranke befindlichen Wertpapiere, Geschäftsbücher u. s. w. durch die Hitze nicht verdorben werden.

Die Tiere sind durch Pelz oder Federn hinreichend gegen

Kälte geschützt, wir schützen uns durch die Kleider, bei denen es weniger auf die Schwere als auf die Feinheit des Stoffes ankommt; auch bei Federn kommt es nicht auf das Gewicht, sondern darauf an, daß sie leicht und locker (flaumig) sind, und so eine dicke Luftschichte bilden, die dann die Wärme ungemein wenig leitet.

Dampfkessel, die sich nicht abkühlen sollen, umhüllt man mit Mauerwerk aus besonders porösen Steinen bestehend (Korksteine) oder mit Filz, Asbest, Glaswolle u. s. w., ebenso Dampfröhren.

55. Wärmemenge und Wärmecapacität.

Die Temperatur oder den Wärmezustand eines Körpers mißt man mittels des Thermometers durch Angabe des Temperaturgrades. Damit könnte man auch die *Wärmemenge* messen, die in einem warmen Körper enthalten ist, wenn alle Körper zu ihrer Erwärmung gleich viel Wärme brauchen würden. Dies ist jedoch nicht der Fall, wie man aus folgendem Versuche leicht erkennt. Ich habe in einem Gefäße 1 *kg* Wasser von 0° und schütte in dasselbe 1 *kg* Kupfer, fein zerteilt, etwa in der Form kleiner Nägel, auf 100° erwärmt. Nach kurzer Zeit sind Wasser und Kupfer gleich warm, aber nicht etwa 50°, wie man meinen sollte, sondern blos 8,3°; all die Wärme, welche das Kupfer hergibt, wenn es sich von 100° auf 8,3° abkühlt, genügt nur, um das Wasser um 8,3° zu erwärmen. Man erkennt aus solchen Versuchen, *daß die verschiedenen Körper verschiedene Mengen Wärme brauchen, um um eine gewisse Anzahl Grade erwärmt zu werden.*

Man muß sich also, um die Wärmemenge mittels der Temperatur messen zu können, an einen bestimmten Stoff halten, z. B. an das Wasser, und sagt:

Die *Einheit der Wärmemenge* oder eine *Calorie* ist *diejenige Wärmemenge, welche 1 kg Wasser braucht, damit es um 1° C wärmer wird.* Um also etwa 6 *kg* Wasser um 5° C zu erwärmen, braucht man 30 Calorien u. s. f. Durch solche Calorien mißt man zunächst die Wärmemengen, die durch *Verbrennung eines Brennstoffes* entwickelt werden.

So liefert 1 *kg* Calorien

Holz, ganz trocken . . .	3800	Steinkohlen 2. Qual. 0,1 Asche	6900
„ mit 25% Wasser .	2675	„ 3. „ 0,2 „	6100
Holzkohlen, ganz trocken .	7580	Anthrazit	7800
Torf, guter, trocken . .	5000	Koaks, 0,1 Asche . . .	7000
„ schlechter (0,2 Asche 0,15 Wasser) . . .	3140	„ 0,2 „ . . .	6250
Braunkohlen 1. Qual. .	6000	Wasserstoffgas . . .	34500
„ 2. „ .	5000	Kohlenoxydgas . . .	2400
Steinkohlen 1. Qual. (0,03 Asche) . . .	7500	Sumpfgas	13000
		Ölbildendes Gas . .	12000

Leuchtgas	11600	Weingeist	7200
Baumöl	11200	Talg	8370
Rüböl	9300	Schwefel	2200
Steinöl, sp. G. 0,827	7338	Phosphor	5747
Terpentinöl	10850		

Man sieht, daß die Heizkraft der Brennmaterialien sehr verschieden ist, jedoch liefert jeder Brennstoff z. B. 1 *kg* Holz stets gleichviel Calorien, gleichgültig ob man ihn rasch oder langsam verbrennt, wenn nur die Verbrennung jedesmal eine vollständige ist. Es kommen auch andere Vorgänge vor, die man als Verbrennungen bezeichnen muß, obwohl der dabei auftretende Temperaturgrad ein niedriger bleibt, also keineswegs die gewöhnliche Verbrennungstemperatur erreicht. Z. B. beim Atmen verbinden sich die in unser Blut übergegangenen Speisestoffe mit dem Sauerstoffe der Luft gerade so wie bei der Verbrennung; dabei entwickelt sich ebensoviel Wärme, ebensoviel Calorien, wie wenn der Stoff direkt in der Luft verbrennt; wenn also Mehl, Zucker, Fett, Spiritus und ähnliche Stoffe von uns genossen werden, dann durch die Verdauung ins Blut kommen und dort beim Atmen verbrennen, so liefern sie Wärme, die als unsere Körperwärme vorhanden ist. In der kalten Zone, wo der Körper viel Wärme verliert, muß ihm auch wieder viel brennbare Speise zugeführt werden, weshalb die Bewohner der kalten Zone viel Fett verzehren.

Aus den angegebenen Heizwerten der Brennmaterialien erkennt man auch, daß, um etwa einen Topf voll Wasser, ca. 10 *l*, von 0 auf 100° zu erwärmen, schon ein ganz kleines Stücklein Holz oder Steinkohle genügen müßte; da wir aber hiezu in unsern Herden und Kochöfen bekanntlich viel mehr Brennmaterial brauchen, so ersieht man daraus, das unsre Feuerungsanlagen noch sehr schlecht eingerichtet sind, da die größte Menge der erzeugten Wärme unbenützt verloren geht.

Unter Wärmecapacität oder specifischer Wärme versteht man diejenige Menge Wärme, welche 1 *kg* eines Stoffes braucht, um um einen Grad erwärmt zu werden. Man kann sie bestimmen durch die Mischungsmethode. Ich mische etwa 3 *kg* Wasser von 12° mit 5 *kg* Eisen von 100°, wobei das Eisen fein zerteilt, also etwa in Form kleiner Nägel angewendet wird, rühre rasch um und finde die Temperatur des Gemisches etwa = 25°, so hat das Wasser um 13° zugenommen, das Eisen um 75° abgenommen; beide Wärmemengen müssen einander gleich sein; also, wenn x die Capacität des Eisens ist, so ist:

$$13 \cdot 3 = 75 \cdot 5 \cdot x$$

hieraus $x = \frac{13 \cdot 3}{75 \cdot 5} = 0{,}104$, d. h. 1 *kg* Eisen braucht zu seiner

Erwärmung 0,104 Calorien. So findet man die Wärmecapacität des Eisens = 0,1138.

Wie man aus folgender Tabelle ersieht, hat Wasser weitaus die größte Capacität, nur einige Gase haben eine ähnlich große, Wasserstoffgas sogar eine viel größere. Wegen der großen Wärmecapacität und der schlechten Leitungsfähigkeit des Wassers erwärmt sich dasselbe nur langsam; insbesondere große Wassermassen, wie Flüsse, Seen, das Meer nehmen untertags nur wenig an Wärme zu und kühlen sich auch nachts nur wenig ab.

Tabelle der Wärmecapacität.

Kupfer . .	0,0939	Wismut .	0,0308	Alkohol .	0,70
Zinn . .	0,0555	Eis . .	0,502	Luft . .	0,2377
Blei . .	0,0314	Holz . .	0,6	Ätherdampf	0,4810
Zink . .	0,0956	Holzkohle .	0,2415	Kohlensäure	0,2164
Nickel . .	0,1092	Graphit .	0,2040	Kohlenoxyd	0,2479
Platin . .	0,0324	Diamant .	0,1469	Sauerstoff	0,2182
Quecksilber	0,0319	Glas . .	0,177	Wasserstoff	3,4046
Silber . .	0,0570	Olivenöl .	0,31	Wasserdampf	0,4750

57. Schmelztemperatur.

Wenn man einen festen Körper, wie Eis, Blei, Schwefel u. s. w. stark genug erwärmt, so schmilzt er, d. h. er verwandelt sich in einen flüssigen Körper, und diese Veränderung des Aggregatszustandes ist eine der wichtigsten Wirkungen der Wärme.

Jeder feste Körper schmilzt bei einer gewissen Temperatur, die man die Schmelztemperatur oder den Schmelzpunkt nennt. In folgender Tabelle findet man die Schmelzpunkte einiger Körper in Celsiusgraden.

Die leichtschmelzbaren oder leichtflüssigen Metalle:		Olivenöl	4
		Palmöl	26
Zinn	230	Butter	33
Wismut	262	Schweinfett	41
Blei	326	Talg	43
Zink	415	Stearin	49
Antimon	432	Phosphor (weißer) . .	44
Die schwerschmelzbaren oder strengflüssigen Metalle:		Wachs	61
		Asphalt	100
Silber	1000	Schwefel	110
Kupfer	1050	Harz	135
Gold	1250	Meerwasser . . .	—2,5
Gußeisen . .	1050—1200	Terpentinöl . . .	—10
Stahl . . .	1300—1400	Mohnöl	—18
Schmiedeisen . . .	1600	Leinöl	—20
Platin . . .	über 1600	Alkohol	—90

Bei manchen Körpern liegt der Schmelzpunkt so hoch, daß man ihn durch unsere gewöhnlichen Hitzgrade und Heizmethoden gar nicht erreichen kann; solche Körper heißen dann feuerfeste Körper; solche sind besonders reiner Thon, aus dem deshalb die Schmelzöfen, Hochöfen, Herdfütterungen, Tiegel zum Schmelzen des Glases und der Metalle (Hessische Tiegel) hergestellt werden. Auch Kohle ist unschmelzbar, und da Graphit nur eine besondere Art von Kohle und recht dicht ist, so daß er fast gar nicht verbrennt, so stellt man aus ihm sehr brauchbare Schmelztiegel für Metalle (Passauer-Tiegel) her. Man hat Grund anzunehmen, daß auch die scheinbar unschmelzbaren Körper bei genügend hoher Temperatur schmelzen oder sich zersetzen.

Wird die Temperatur eines geschmolzenen Körpers wieder bis unter die Schmelztemperatur erniedrigt, so wird er wieder fest, er erstarrt oder gefriert. Dabei hat er, bis er ganz erstarrt ist, dieselbe Temperatur, welche er beim Schmelzen hatte, also die Schmelztemperatur.

Die Schmelztemperatur eines Metalles wird niedriger, wenn ihm leichter schmelzbare Metalle beigemischt sind. So schmilzt eine Legierung von Silber oder Gold mit Kupfer bei niedrigerer Temperatur als reines Silber oder Gold, so schmilzt Messing früher als Kupfer, weil Messing aus Kupfer und Zinn gemischt ist. Bei manchen Metallegierungen ist die Schmelztemperatur der Mischung sogar niedriger, als die des leichtflüssigsten Metalles, das in der Mischung enthalten ist. So benützen die Klempner und Spengler zum Löten von Zinn, Blei, Zink, Kupfer und Messing eine Metallmischung, Lot, Schlaglot oder Weichlot genannt, die aus Blei und Zinn besteht, und schon je nach der Zusammensetzung bei niedrigerer Temperatur schmilzt, bei 2 Teilen Blei und 3 Teilen Zinn schon bei 169°. Noch leichtflüssigeres Lot benützen die Uhrmacher und Goldarbeiter; es besteht aus 5 Teilen Wismut, 3 Teilen Zinn, 5 Teilen Blei und schmilzt bei 100°. Man kann aus diesen Metallen sogar eine Legierung herstellen, die schon unter 100° schmilzt: 2 Tl. Wism., 1 Blei, 1 Zinn bei 94° (Rose'sches Metall). Rose und D'arcet haben für jeden Grad von 100° bis 200° eine aus diesen Metallen herzustellende Mischung angegeben, die eben bei dieser Temperatur schmilzt. Durch Beimischung von Quecksilber erhält man Legierungen, die schon viele Grade unter 100° schmelzen.

Wenn Wasser gefriert, dehnt es sich aus und zwar mit sehr großer Kraft; es zersprengt dabei eine eiserne Kugel, in der es eingeschlossen ist (Versuch der Akademie von Florenz). Gefriert Wasser in den Ritzen der Felsen, so zersprengt es dieselben und trägt da-

durch zum Verwittern, Abbröckeln der Felsen bei. Auch der Landwirt hat es gern, wenn im Winter der Boden tief hinein gefriert, da die Erde dadurch aufgelockert wird.

Eis schmilzt bei 0° und Wasser erstarrt wieder bei 0°, zeigt aber merkwürdige Ausnahmen. Wenn Wasser vor jeder Erschütterung bewahrt ist, so kann man es oft tief unter 0° abkühlen, ohne daß es gefriert, z. B. wenn es in Form kleiner, runder Tropfen auf Sammt oder einer bestaubten Fläche liegt; Berühren mit einer Nadelspitze reicht dann hin, um den Tropfen zum Teil erstarren zu machen. (Fahrenheit 1721). Auch sinkt der Gefrierpunkt bei großem Drucke etwas, nämlich bei jeder Atmosphäre um $\frac{1}{135}$ °C.

Sind im Wasser fremde Stoffe aufgelöst, so liegt der Gefrierpunkt unter 0° und zwar um so tiefer, je mehr Stoffe darin sind. So gefriert Meerwasser, weil es Salze enthält, erst bei —2,5°, und wenn Wasser mit Kochsalz ganz gesättigt ist, gefriert es erst bei —21°. Früchte, wie Äpfel, Birnen, Rüben, Kartoffel und ähnliche, enthalten viel Wasser; da jedoch in demselben viel Zucker, Gummi, Stärkmehl, Essigsäure, Apfelsäure und ähnliches aufgelöst ist, so gefrieren solche Früchte erst einige Grade unter 0°, können also einen leichten Frost aushalten, ohne zu erfrieren. Die Bäume, Knospen, Gräser, Getreidekeime und ähnliches sind im Winter nicht ganz saftlos, jedoch saftarm, d. h. sie enthalten wenig Wasser, das noch dazu sehr viele fremde Stoffe aufgelöst enthält, so daß dieser Saft dickflüssig ist; er gefriert also auch bei sehr strenger Kälte nicht, weshalb diese Gewächse auch im Winter ausdauern. Rinde schützt den Baum nur wenig gegen das Eindringen der Kälte, Nadeln haben gar keinen Schutz, Knospen sind durch Harz, harte Schuppen, wollige Härchen und ähnliches wohl gegen das Eindringen des Wassers, aber nicht der Kälte geschützt; nur dadurch, daß das in ihnen befindliche Wasser sehr viele fremde Stoffe enthält, sind sie gegen das Ge- und Erfrieren geschützt.

Wenn im Frühjahre die Pflanze treibt, so tritt zunächst durch die Wurzeln sehr viel Wasser in sie, der Pflanzensaft wird mit Wasser verdünnt, enthält also nur verhältnismäßig wenige fremde Stoffe aufgelöst; wenn dann wieder Frost eintritt, so kann dieser verdünnte Pflanzensaft leicht gefrieren und die Pflanze erfriert. Diese Spätfröste (Maifröste) sind besonders verderblich, wenn bei vorausgegangener, feuchter und warmer Witterung die Triebe sich rasch entwickelt haben und wasserreich geworden sind; sind aber März und April verhältnismäßig trocken, so daß die Triebe nur langsam sich entwickeln und wenig Wasser enthalten, so können sie auch einem starken Froste widerstehen.

58. Schmelzwärme.

Wenn man einem Körper Wärme zuführt, so wird er dadurch wärmer; diese Regel gilt nicht, wenn der Körper seinen Aggregatszustand verändert, wenn er also aus dem festen Zustand in den flüssigen übergeht, schmilzt, oder wenn er aus dem flüssigen Zustand in den luftförmigen übergeht, verdampft. Wenn man eine Schüssel voll Schnee oder Eis ins warme Zimmer bringt oder sogar auf das Feuer stellt, so schmilzt es wohl, aber an einem hineingesteckten Thermometer erkennt man, daß es dabei seine Temperatur nicht ändert, sondern beständig auf 0° stehen bleibt, bis alles Eis geschmolzen ist. Alle Wärme, die während des Schmelzens dem Schnee zugeführt wurde, hat also nicht dazu gedient, um den Schnee zu erwärmen, sondern bloß dazu, um den Schnee zu schmelzen. Man nennt diese zum Schmelzen verwendete Wärmemenge die Schmelzwärme des Wassers, das ist die beim Schmelzen aufgenommene Wärme, oder auch latente oder gebundene Wärme des Wassers, weil sie beim Schmelzen gleichsam in das Eis hineingeschlupft ist, sich in demselben verborgen hat (latent), vom Eis gebunden oder verbraucht worden ist, eben um das Eis zu schmelzen. Ebenso findet man, daß jeder andere Körper zum Schmelzen Wärme verbraucht, und zwar beträgt die Schmelzwärme bei Wasser 80 Cal. (genauer 79,25), bei Phosphor 5 Cal., Schwefel 9,4, Zinn 14,3, Blei 5,4, Zink 28,1, Silber 21,1, Quecksilber 2,8 Cal.

Mischt man 1 *kg* Wasser von 80° und 1 *kg* Eis von 0°, so schmilzt das Eis vollständig, und man erhält 2 *kg* Wasser von 0°; die ganze Wärme des Wassers von 80°, also 80 Cal. sind verschwunden, verbraucht worden von dem 1 *kg* Eis bloß zum Schmelzen. Diese Schmelzwärme des Wassers spielt in der Natur eine große Rolle: sie verzögert zu Ende des Winters die Erwärmung, denn es bedarf beträchtlicher Mengen Sonnenwärme, um die großen Massen Schnee und Eis abzuschmelzen. Ist ein Teich dick zugefroren und es tritt im Frühjahr Sonnenschein ein, so erwärmt sich die umliegende Erde ziemlich rasch, so daß schon die Gräslein sprießen, während die Eisdecke des Teiches noch nicht geschmolzen ist. Indem man in einen Eiskeller große Massen Eis bringt, und dafür sorgt, daß die äußere Wärme nur langsam eindringen kann, kann man den Eiskeller auch über den Sommer kalt erhalten; denn die eindringende Wärme wird vom Eise verbraucht zum langsamen Schmelzen, so daß die Temperatur im Keller nicht steigt, sondern stets nahe an 0° bleibt. Soll einem Kranken Kühlung verschafft werden, so legt man ihm einen mit Eis gefüllten Beutel auf, der mehrere Stunden lang eine Temperatur von 0° behält, bis nämlich alles Eis geschmolzen ist.

Wenn ein flüssiger Körper wieder fest wird, so gibt er seine latente Wärme wieder her. Wirft man ein Stück Blei, das viele Grade unter 0° erkaltet ist, in Wasser von 0°, so überzieht es sich mit einer Eiskruste, während seine Temperatur auf 0° steigt; das hiebei gefrierende Wasser gibt seine latente Wärme her und diese erwärmt das Blei. Wenn man in einem Zimmer, das mehrere Grade unter 0 kalt ist, nasse Wäsche von 0° aufhängt, so gefriert die Wäsche und die Temperatur der Zimmerluft steigt. Wenn kalte Luft von etwa —10° über einen großen See von 0° streicht, so gefriert das Wasser, seine latente Wärme wird frei, teilt sich der Luft mit und erwärmt sie, so daß sie am andern Ufer etwa bloß —8° kalt ist. Wasserreichtum eines Landes mildert demnach die Strenge des Winters, denn für jedes *kg* Wasser, das gefriert, werden 80 Calorien frei, die der Luftwärme zu gute kommen.

Wenn ein fester Körper sich in Wasser auflöst, so wird dadurch das Wasser kälter; denn der feste Körper, wie Salz, Zucker, u. s. w. geht aus dem festen in den flüssigen Aggregatszustand über und verbraucht dabei Wärme. Umgekehrt muß man gerade aus diesem Wärmeverbrauch schließen, daß wenn etwa Salz sich in Wasser auflöst, es sich wirklich in einen flüssigen Körper verwandelt, also schmilzt, daß es also nicht etwa in Form eines sehr fein zerteilten festen Körpers im Wasser enthalten ist, wie etwa Tusch, sondern sich wirklich in einen flüssigen Körper verwandelt hat. Manche Salze lösen sich in sehr großer Menge in Wasser auf; z. B. wenn man in 1 *l* Wasser 1 *kg* salpetersaures Ammoniak rasch auflöst, so sinkt die Temperatur von +10° auf —15,5° C.

Wenn man Schnee oder fein gestoßenes Eis mit Salz vermischt, so geschieht Folgendes: das Salz hat eine so große Begierde, sich in Wasser aufzulösen, daß es sogar, wenn es mit Eis in Berührung kommt, dasselbe flüssig macht, um sich in demselben aufzulösen; man bemerkt also, daß sich in dem Gemische viel Salzwasser bildet. Weil nun sowohl Eis als Salz sich in flüssige Körper verwandeln, so verbrauchen sie viel Wärme, weshalb das Gemisch kalt wird; seine Temperatur sinkt bis —21°. Wenn man also in dasselbe ein Blechgefäß mit Wasser stellt, so gefriert das Wasser. Eine solche Mischung, Kältemischung genannt, benützt der Konditor, um Gefrorenes zu machen. Ebenso erhält man Kältemischungen, wenn man Schnee oder Eis mit konzentrierter Schwefelsäure oder Salzsäure mischt, weil auch diese Stoffe eine so große Begierde haben, sich mit Wasser zu verbinden, daß sie das Eis flüssig machen. 1,3 *kg* krystallisiertes Chlorcalcium mit 1 *kg* Schnee gemischt gibt sogar —49°. Die Kältemischung von Schnee und Salz wurde von Robert Boyle entdeckt.

Ähnliche Kältemischungen sind: 1 *kg* Schnee, 4 *kg* Vitriolöl, 1 *l* Wasser (—32,5°); 1 *kg* Schnee, 0,625 *kg* Salzsäure (—33°); 1 *kg* Schnee, 0,4 *kg* Kochsalz, 0,2 *kg* Salmiak (—24°).

59. Siedetemperatur, Dampfwärme.

Wenn man eine Flüssigkeit stark genug in einem offenen Gefäße erwärmt, so kocht sie, d. h. an den erwärmten Stellen verwandelt sich die Flüssigkeit in Dampf, der in Form von Dampfblasen in die Höhe steigt. Dampf ist ein luftförmiger Körper, stets durchsichtig und meist farblos, z. B. bei Wasser, Weingeist und Quecksilber. Die Temperatur, bei welcher eine Flüssigkeit kocht, heißt ihre Siedetemperatur oder ihr Siedepunkt; sie ist bei Wasser 100°, Terpentinöl 157°, Leinöl 316°, konzentr. Schwefelsäure 325°, Quecksilber 357,1°, Schwefel 448°, Benzin 80°, Alkohol 78,4°, Schwefelkohlenstoff 46,8°, Äther 34,9°. Ebenso wie wir Grund haben anzunehmen, daß jeder Stoff, wenn man ihn stark genug erwärmt, schmilzt, so vermuten wir auch, daß jeder Stoff, bei hinreichender Erhitzung sich in Dampf verwandelt, daß also etwa Gold, Eisen, Platin, Kohle u. s. w. genügend hoch erhitzt, sich in Dampf verwandeln. Anhaltspunkte hiefür werden wir später bekommen. Durch ein eingetauchtes Thermometer erfährt man, daß, während das Wasser kocht, seine Temperatur unverändert dieselbe bleibt; man schließt, daß alle dem Wasser während des Kochens zugeführte Wärme nicht dazu verwendet wird, um die Temperatur zu erhöhen, sondern bloß dazu, um das Wasser in Dampf zu verwandeln. Man nennt diese Wärmemenge die latente oder gebundene Wärme des Dampfes oder die Dampfwärme. Die Dampfwärme des Wassers bei 100° ist 537 Calorien.

Wasserdampf hat also eine Temperatur von 100° C, ebenso wie das Wasser, enthält aber um 537 Calorien mehr Wärme als das Wasser von 100°. Daher kommt es, daß es lange dauert, bis das in einem Topfe oder Kessel befindliche Wasser ganz verdampft ist.

60. Kondensation der Dämpfe.

Wird der Dampf wieder abgekühlt, so verwandelt er sich wieder in eine Flüssigkeit, er verdichtet oder kondensiert sich; wenn man einen kalten Deckel über kochendes Wasser hält, so beschlägt er sich mit Wasser. Darauf beruht das Destillieren. Wenn nämlich eine Flüssigkeit mit anderen Stoffen verunreinigt ist, und man wünscht die Flüssigkeit rein zu haben, so verwandelt man die Flüssigkeit in Dampf und kondensiert denselben wieder durch Abkühlung.

Ein Destillierapparat besteht aus einem geräumigen Gefäße (Destillierblase, — kolben genannt), in das die Flüssigkeit gebracht wird; auf dasselbe wird ein luftdicht schließender, meist stark gewölbter Deckel, der Helm oder Hut, aufgeschraubt. Aus dem Helme führt eine Röhre heraus, die in vielen Windungen (Schlangenrohr) durch ein großes Faß, das Kühlfaß, nach abwärts führt, unten aus dem Kühlfaß heraustritt und in eine Vorlage mündet. Das Kühlfaß ist mit kaltem Wasser gefüllt, das durch beständigen Zufluß kalten Wassers erneuert wird.

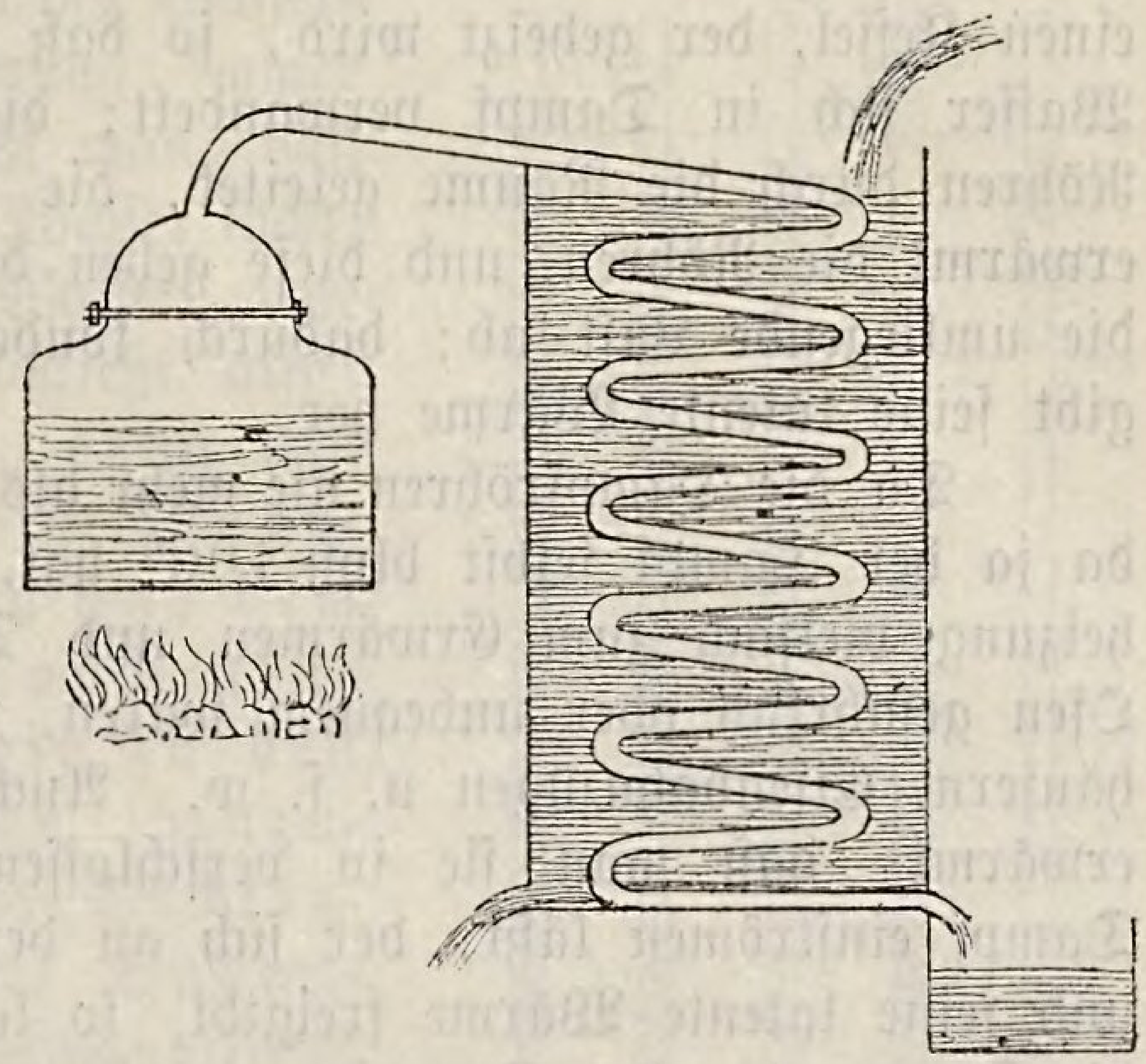


Fig. 79.

Wird nun die Flüssigkeit in der Blase zum Kochen gebracht, so steigen die Dämpfe ins Kühlrohr, werden durch das kalte Wasser des Kühlfasses abgekühlt, und wieder in Flüssigkeit verwandelt, die im Kühlrohre nach abwärts in die Vorlage läuft.

Man destilliert Wasser, um es zu reinigen; denn Brunnen-, Fluß- und Meerwasser enthalten viele fremde Bestandteile aufgelöst. Da nun beim Kochen sich blos das Wasser in Dampf verwandelt, die fremden Bestandteile aber als feste Körper in der Blase bleiben, so ist das kondensierte Wasser ganz rein. Auch das Regenwasser ist destilliertes und deshalb ganz reines Wasser, jedoch nimmt der Regentropfen beim Herabfallen Staubteilchen aus der Luft mit. Der Apotheker, Chemiker, und sonst noch mancher Gewerbetreibende braucht solches destilliertes Wasser. Da Meerwasser nicht trinkbar ist wegen seines großen Salzgehaltes, so müssen Schiffe einen Vorrat süßen Wassers mitnehmen, oder aus Meerwasser destilliertes Wasser machen. Auch an Orten, wo das gewöhnliche Trinkwasser sehr schlecht ist, insbesondere in den heißen Zonen, macht man destilliertes Wasser. Spiritus wird erhalten, indem man mehlhaltige Stoffe wie Getreide, Kartoffel u. s. w. gähren läßt, und das Gegohrene, das jetzt spiritushaltig ist, destilliert, wobei bloß der Spiritus und etwas Wasser überdestilliert (verdampft), die unvergohrenen Stoffe aber in der Blase zurückbleiben. Ebenso erhält man reines Quecksilber durch Destillation des unreinen, u. s. f.

Wenn ein Dampf sich wieder in Flüssigkeit verwandelt, so gibt er die latente Wärme des Dampfes wieder her, seine Dampfwärme wird wieder frei. Man

muß deshalb bei der Destillation im Kühlfasse große Mengen kalten Wassers haben und dasselbe rasch erneuern, damit es die frei werdende Dampfwärme aufnehmen kann, ohne zu warm zu werden.

Dampfheizung. Auf dem Freiwerden der Dampfwärme bei der Kondensation beruht auch die Dampfheizung: man hat einen Kessel, der geheizt wird, so daß das in demselben befindliche Wasser sich in Dampf verwandelt; dieser Dampf wird dann in Röhren durch die Räume geleitet, die erwärmt werden sollen; er erwärmt die Röhren, und diese geben die Wärme durch Leitung an die umliegende Luft ab; dadurch kondensiert sich der Dampf und gibt seine latente Wärme her.

Da die Dampfröhren nie mehr als 100° warm werden können, da ja der Dampf selbst bloß 100° hat, so benützt man die Dampfheizung vielfach zum Erwärmen und Trocknen, wenn gewöhnliche Öfen gefährlich oder unbequem wären, z. B. in Fabriken, Gewächshäusern, Eisenbahnzügen u. s. w. Auch werden oft Stoffe dadurch erwärmt, daß man sie in verschlossene Gefäße bringt und nun Dampf einströmen läßt, der sich an den kalten Stoffen kondensiert und seine latente Wärme freigibt, so lange bis die Stoffe sich auf die Temperatur des Dampfes, 100°, erwärmt haben.

61. Spannkraft der Dämpfe.

Dampf ist ein luftförmiger Körper und hat demnach die Eigenschaften der Gase: er besitzt Expansionskraft; das ersieht man schon am kochenden Wasser; denn wenn sich ein Wassertröpfchen in Dampf verwandeln soll, so muß es sich, da der Dampf viel leichter ist als Wasser, (1696mal, sp. G. bei 100° = 0,000591) bedeutend ausdehnen, muß deshalb nicht bloß das über ihm liegende Wasser heben, also den Bodendruck des Wassers überwinden, sondern insbesondere den auf dem Wasser liegenden Luftdruck überwinden; der sich entwickelnde Dampf muß also eine Expansivkraft besitzen, die etwas größer ist als 1 Atmosphäre.

Viele wichtige Eigenschaften des Dampfes erkennt man nun am Dampfbarometer. Man füllt eine Glasröhre, wie beim Torricelli'schen Versuche mit Quecksilber, stellt sie umgekehrt in ein Gefäß mit Quecksilber, und hat so ein gewöhnliches Barometer. Man füllt eine zweite Glasröhre fast ganz mit Quecksilber, den Rest mit Wasser, kehrt sie um, und stellt sie ebenfalls in das Quecksilbergefäß, so hat man ein zweites Barometer, bei welchem aber über dem Quecksilber im luftleeren Raume sich etwas Wasser befindet. Man sieht, daß das zweite etwas tiefer steht, ca. $1^1/_2$ *cm*, als das erste, schließt, daß sich ein Teil des Wassers in Dampf verwandelt hat, daß dieser den luftleeren

Raum erfüllt, einen Druck auf das Quecksilber ausübt, und daß deshalb das Quecksilber tiefer steht. Der Druck dieses Dampfes ist aber gering.

Wenn man nun das Wasser in diesem Dampfbarometer erwärmt, so sieht man, daß das Quecksilber immer tiefer sinkt, und schließt, daß die Spannkraft des Wasserdampfes mit der Erwärmung immer größer wird. Zugleich sieht man, daß bei dieser Erwärmung das Wasser kocht, daß sich also aus dem Wasser neue Dämpfe entwickeln; man schließt also: bei der Erwärmung erhalten die Dämpfe eine größere Spannkraft dadurch, daß sich aus dem vorhandenen Wasser noch neue Dämpfe entwickeln, die zu den vorhandenen Dämpfen hinzutreten, dadurch deren Dichtigkeit und deshalb ihre Spannkraft erhöhen. Ähnliches erkennt man, wenn man noch einige solche Dampfbarometer danebenstellt, in welche zum Quecksilber noch andere Flüssigkeiten, wie Spiritus, Benzin, Schwefeläther u. s. w. gebracht sind; man erkennt, daß das Quecksilber bei ihnen tiefer steht, als beim Wasserdampfbarometer, daß also die Dämpfe des Spiritus u. s. w. bei gleicher Temperatur eine größere Spannkraft besitzen als die Wasserdämpfe. Mit solchen Dampfbarometern ist der vorhergehende Versuch noch leichter anzustellen, ja beim Ätherdampfbarometer ist es leicht, schon durch die Wärme der Hand eine deutlich sichtbare Drucksteigerung des Ätherdampfes, und ein heftiges Kochen hervorzubringen. Durch genaue Ausführung solcher Versuche findet man die Spannkräfte der Dämpfe bei verschiedenen Temperaturen.

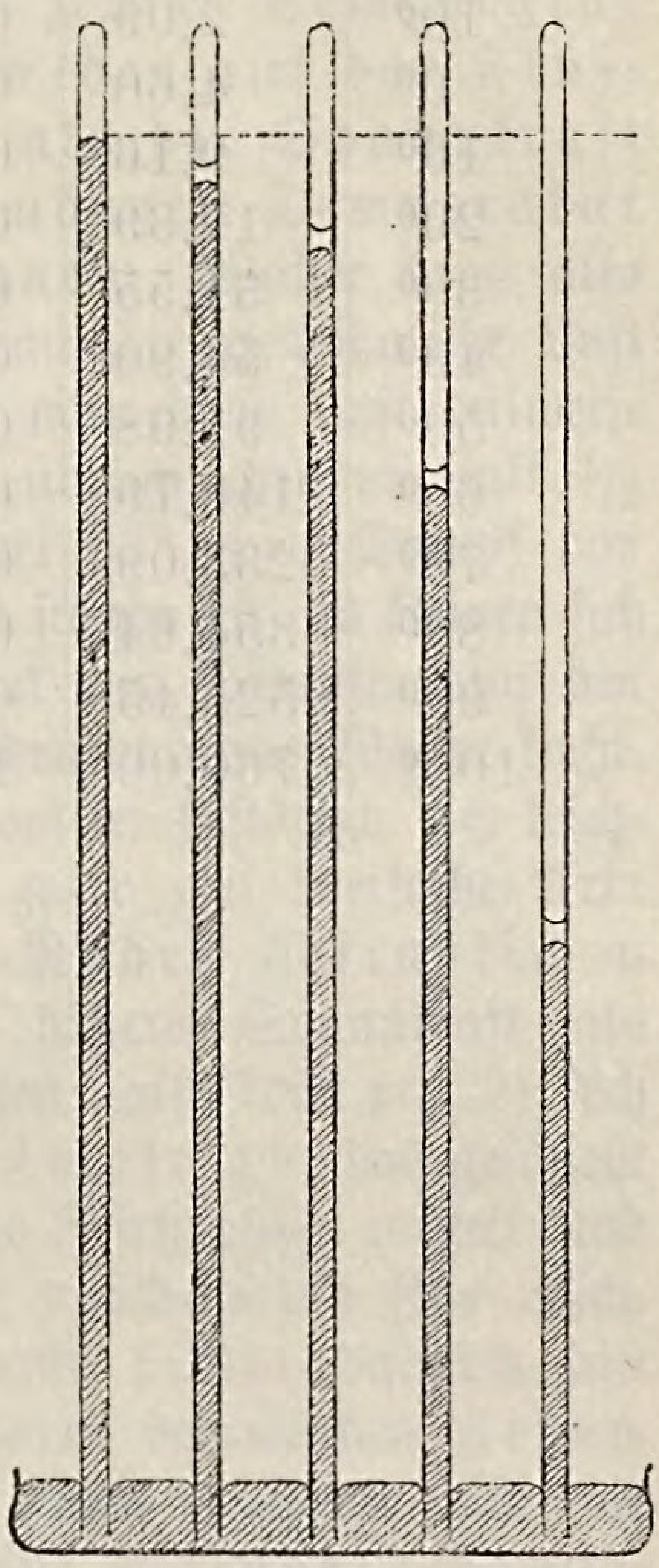


Fig. 80.

Wasser verwandelt sich also nicht bloß bei 100° in Dampf, sondern, wenn es sich in einem sonst leeren Raum befindet, verwandelt es sich bei jeder Temperatur in Dampf, dessen Spannkraft und Dichtigkeit von der Höhe der Temperatur abhängt. Die Spannung des Wasserdampfes ist insbesondere von Regnault (früher von Dalton 1766) bei verschiedenen Temperaturen gemessen worden und in folgender Tabelle angegeben, deren über 100° liegender Teil erst später erklärt werden

wird, und aus Fig. 81 ist das Anwachsen der Spannkraft des Wasserdampfes von 0° bis 100° ersichtlich.

t	*mm*	*Atm*	*t*	*mm*	*Atm*
—30°	0,39	0,0005	110	1075	1,41
—20°	0,93	0,0012	120	1491	1,96
—10°	2,09	0,0027	130	2030	2,67
0°	4,60	0,0061	140	2718	3,6
10°	9,16	0,012	150	3581	4,7
20°	17,39	0,023	160	4651	6,1
30°	31,55	0,041	170	5962	7,8
40°	54,90	0,072	180	7546	9,9
50°	91,98	0,121	190	9442	12,4
60°	148,79	0,197	200	11689	15,4
70°	233,09	0,307	210	14325	18,8
80°	354,64	0,477	220	17390	22,9
90°	525,45	0,691	230	20926	27,5
100°	760,00	1,000			

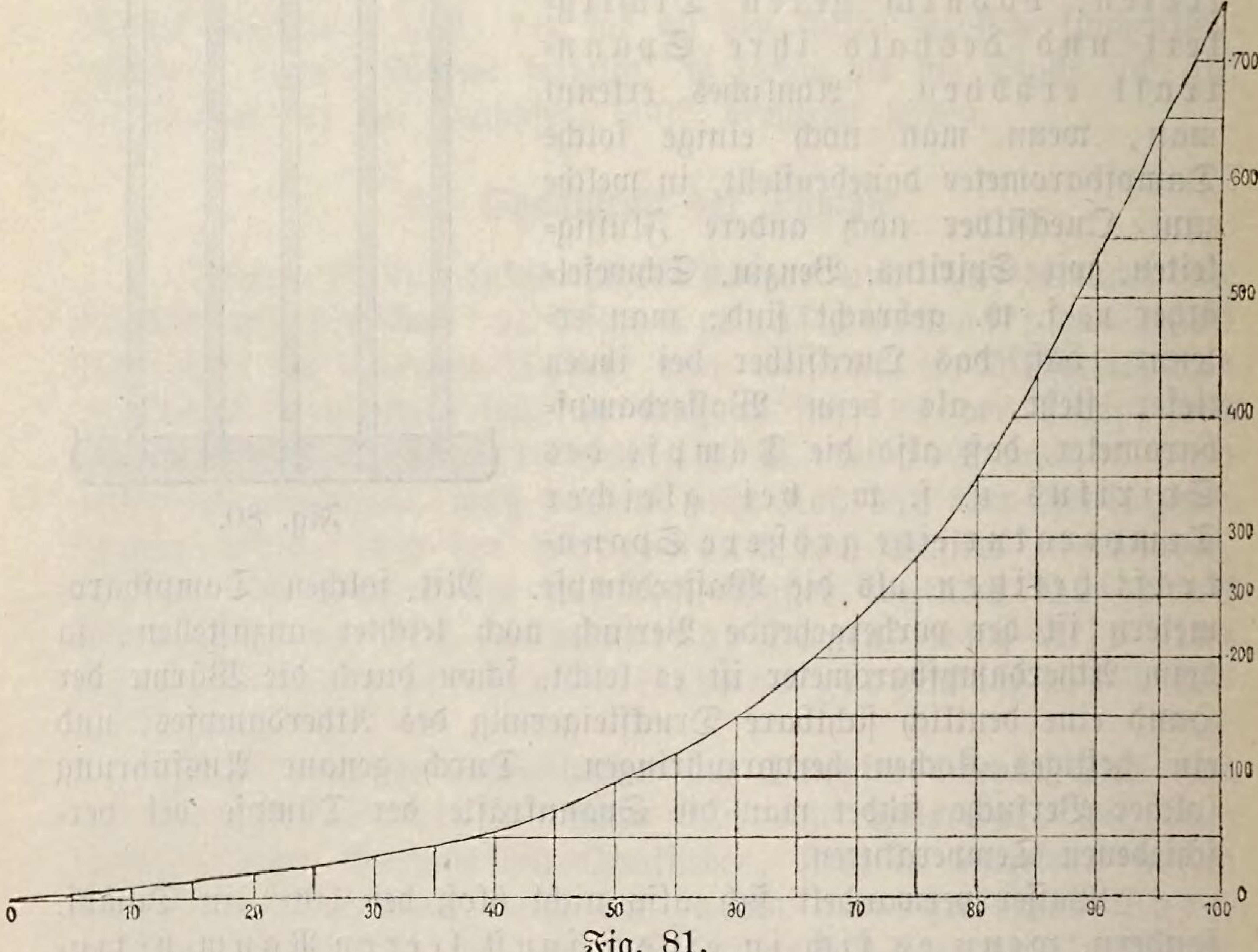


Fig. 81.

W e n n m a n e i n e n D a m p f a b k ü h l t, s o v e r d i c h t e t s i c h e i n T e i l d e s s e l b e n w i e d e r z u W a s s e r, s o d a ß d i e S p a n n k r a f t d e s ü b r i g b l e i b e n d e n, a l s o d ü n n e r e n D a m p f e s d e r n e u e n n i e d r i g e n T e m p e r a t u r e n t s p r i c h t. Auch das findet man am Dampfbarometer bestätigt, denn man sieht bei der Abkühlung das Quecksilber steigen, und kann besonders beim

Wasserdampfbarometer ziemlich gut sehen, wie sich die oberen Glaswände mit Wassertröpfchen beschlagen, die davon herkommen, daß sich ein Teil des Dampfes wieder in Wasser verwandelt.

62. Sieden bei niedriger Temperatur.

Jede Flüssigkeit kann bei jeder Temperatur kochen, kocht aber nur dann, wenn der auf der Flüssigkeit lastende Druck kleiner ist, als die Spannkraft der Dämpfe, die sich bei der vorhandenen Temperatur aus der Flüssigkeit entwickeln können. Wasser kann also etwa schon bei 83° kochen, aber nicht, wenn die gewöhnliche Luft auf dem Wasser liegt, sondern nur, wenn man diese Luft teilweise weggenommen hat, so daß der Druck der übrigbleibenden Luft $^1/_2$ Atmosphäre beträgt; denn da das Wasser bei 83° einen Dampf von etwas stärkerer Expansivkraft herzugeben im stande ist, so können sich diese Dämpfe wirklich entwickeln, der Druck der Dämpfe kann den Druck der darüber befindlichen Luft überwinden und das Wasser kocht.

Man findet dies leicht am Dampfbarometer bestätigt, am leichtesten an dem mit Äther versehenen und zwar auf dreifache Art: 1) ich erwärme den noch in der Röhre befindlichen Äther, so kann er Dämpfe entwickeln von höherer Spannkraft, als die oben befindlichen kälteren Dämpfe besitzen; also kocht er. 2) Ich kühle die oben befindlichen Ätherdämpfe ab; das geschieht leicht, wenn man um die Röhre oben etwas Fließpapier wickelt und auf dieses Äther tröpfelt; denn dieser Äther verdampft sehr rasch, verbraucht dabei sehr viel Wärme und kühlt dadurch den obern Teil der Röhre und dadurch die darin befindlichen Ätherdämpfe ab. Durch die Abkühlung kondensieren sich die Ätherdämpfe teilweise, und bekommen eine geringere Spannkraft; aber der Äther in der Röhre, der noch die höhere Temperatur hat, kann noch Dämpfe von höherer Spannkraft hergeben, kocht also. 3) Ich erwärme den Äther in der Röhre und kühle zugleich die Dämpfe in der Röhre durch Aufsetzen der Ätherkappe ab; der Äther in der Röhre kocht dann sehr stark, da nun beide Ursachen zusammenwirken.

Daß auch Wasser bei niedriger Temperatur schon kochen kann, sieht man auch an folgendem hübschen Versuche. Man bringt in eine Kochflasche etwas Wasser, bringt dies zum Kochen, läßt es einige Zeit kochen, bis die sich entwickelnden Dämpfe alle Luft aus der Flasche verdrängt haben, verschließt die Flasche mit einem Korke luftdicht, nimmt sie vom Feuer und kehrt sie um. Man sieht nun das Wasser schwach weiter kochen; wenn man sie aber mit kaltem Wasser übergießt, so kocht das Wasser stark; denn durch das kalte Wasser werden die Dämpfe kondensiert, erhalten einen niedrigeren Druck, während das Wasser in der Flasche noch heiß ist und des-

halb noch Dämpfe von hohem Drucke hergeben kann; deshalb kocht es. Auch wenn die Flasche durch fortgesetztes Übergießen mit Wasser sich schon stark abgekühlt hat, kocht das Wasser noch weiter, wenn es nur noch etwas wärmer ist, als das aufgegossene Wasser. Wenn man lauwarmes Wasser in einem Schälchen unter den Recipienten der Luftpumpe bringt, und rasch evacuiert, so kocht das Wasser. Es war dies der erste Versuch (Robert Boyle 1660), durch den man auf diese merkwürdige Erscheinung aufmerksam wurde.

Wenn der äußere Luftdruck 760 *mm* beträgt, so kann das Wasser in einem offenen Gefäß erst bei 100° kochen, weil erst bei 100° die Spannkraft der Wasserdämpfe 760 *mm* beträgt. Ist aber der Luftdruck geringer, so kocht das Wasser schon bei niedrigerer Temperatur; auf dem Mont Blanc also, wo der Luftdruck bloß $^1/_2$ Atmosphäre beträgt, kocht das Wasser schon bei 82°. Es ist also der Siedepunkt des Thermometers vom Barometerstand abhängig; will man demnach den Siedepunkt auf der Skala eines Thermometers bestimmen, so muß man den Barometerstand berücksichtigen; ist dieser etwa 725,3 *mm*, so findet man aus einer Tabelle die zugehörige Siedetemperatur = 98,7°; man muß also an den Stand des Quecksilbers nicht 100°, sondern 98,7° schreiben, und darnach die Skala einteilen.

Weil der Siedepunkt des Wassers vom Luftdruck abhängt, so kann man das Thermometer anstatt des Barometers etwa zu Höhemessungen benützen. Man hält das Thermometer in kochendes Wasser, besser in die Dämpfe von kochendem Wasser, findet etwa 87,6°, erfährt aus der Tabelle, daß der dieser Temperatur entsprechende Dampfdruck = 479,2 *mm* ist, und weiß, daß der vorhandene Luftdruck eben so hoch ist, und kann dann aus diesem Luftdruck von 479,2 *mm* auf die Höhe des Berges schließen.

63. Der Vakuumkondensator.

Der Vakuumkondensator oder die Vakuumpfanne dient dazu, das Wasser eines wasserhaltigen Stoffes durch Verdampfen wegzuschaffen, ohne daß man den Stoff auf 100° erwärmen muß. Er ist ähnlich eingerichtet wie ein Destillierapparat, besteht also aus Kessel mit Helm, Kühlrohr und Kühlfaß, nur endigt das Kühlrohr nicht offen, sondern an sein Ende ist die Vorlage luftdicht angeschraubt, und von der Vorlage führt noch ein Rohr zu einer Luftpumpe.

Die Flüssigkeit z. B. Milch wird in den Kessel gebracht und etwa durch ein Wasserbad erwärmt; zugleich wird durch die Luftpumpe die Luft aus Vorlage, Kühlrohr und Helm entfernt, so daß, da der Luftdruck gering wird, die Milch schon bei niedriger Temperatur, etwa 60° ($^1/_5$ Atmosphäre) zu kochen beginnt; die sich entwickelnden Dämpfe treiben die noch vorhandene Luft vor sich her, so daß dieselbe vollständig durch die Luftpumpe entfernt werden

kann. Ist das erreicht, so sperrt man das zur Luftpumpe führende Rohr ab und setzt das Kühlfaß in Thätigkeit; es dauert dann bei fortgesetztem Erwärmen das Kochen der Milch bei niedriger Temperatur fort; denn die Milch hat etwa 60°, gibt also Dämpfe her, deren Spannkraft dieser Temperatur entspricht; im Kühlrohr ist aber etwa bloß eine Temperatur von 40°, folglich haben die dort befindlichen Dämpfe eine niedrigere Spannkraft; deshalb strömen beständig Dämpfe vom Helm ins Kühlrohr und zugleich entwickeln sich einerseits aus der Milch neue Dämpfe, während andrerseits die ins Kühlrohr übergetretenen Dämpfe abgekühlt und kondensiert werden; das Kondensationswasser sammelt sich in der Vorlage, und die Milch im Kessel verliert ihr Wasser und wird so kondensiert.

Dies Verfahren benützt man um gute und billige Milch ihres Wassers zu berauben, so daß sie haltbar und transportabel wird und durch Zusatz von Wasser wieder in gewöhnliche Milch verwandelt werden kann; sie heißt kondensierte Milch; bei 100° kondensiert, würde sie leicht anbrennen und sich auch in eine käsige Masse verwandeln, die sich in Wasser nicht mehr auflöst. Der aus dem Zuckerrohr oder den Zuckerrüben gewonnene Zuckersaft wird auch mit solchen Apparaten bei niedriger Temperatur kondensiert, denn bei 100° würde er die Eigenschaft zu krystallisieren fast vollständig verlieren, sich also nicht mehr in krystallisierten Zucker verwandeln lassen. Eiweiß aus Eiern oder Blut wird auch auf solche Weise kondensiert, seines Wassers vollständig beraubt, so daß es wie arabischer Gummi aussieht, und sich ähnlich wie dieser in Wasser wieder auflöst und in gewöhnliches Eiweis verwandelt; in diesem trockenen Zustande verdirbt es nicht und kann leicht verschickt werden. Bei 100° kann man es nicht kondensieren, da es schon bei 80° hart wird wie ein hartes Ei.

64. Spannkraft der Wasserdämpfe über 100°.

Wenn man Wasser im offenen Gefäße kocht, so steigt seine Temperatur nicht über 100° (genauer: nicht über die dem jeweiligen Luftdruck entsprechende Temperatur); alle weiter zugeführte Wärme wird nicht dazu verwendet, um das Wasser weiter zu erwärmen, sondern bloß dazu, um Wasser in Dampf zu verwandeln; je mehr man Wärme zuführt, desto rascher kocht das Wasser.

Wenn man aber Wasser im geschlossenen Gefäße erhitzt, so daß die entstehenden Dämpfe nicht entweichen können, so wächst durch das Hinzutreten der neu gebildeten Dämpfe die Spannkraft der schon vorhandenen; es liegt also auf dem Wasser ein höherer Druck, als seiner Temperatur entspricht; deshalb hört die Dampfentwickelung etwas auf, und die hinzukommende Wärme wird nun dazu verwendet, um das Wasser weiter zu erwärmen, bis die Temperatur des Wassers höher ist, als der Spannkraft der Dämpfe entspricht; dann

entwickelt es wieder Dämpfe, und so geht es fort; jedoch treten diese Vorgänge nicht so sprungweise oder absatzweise auf, sondern folgende

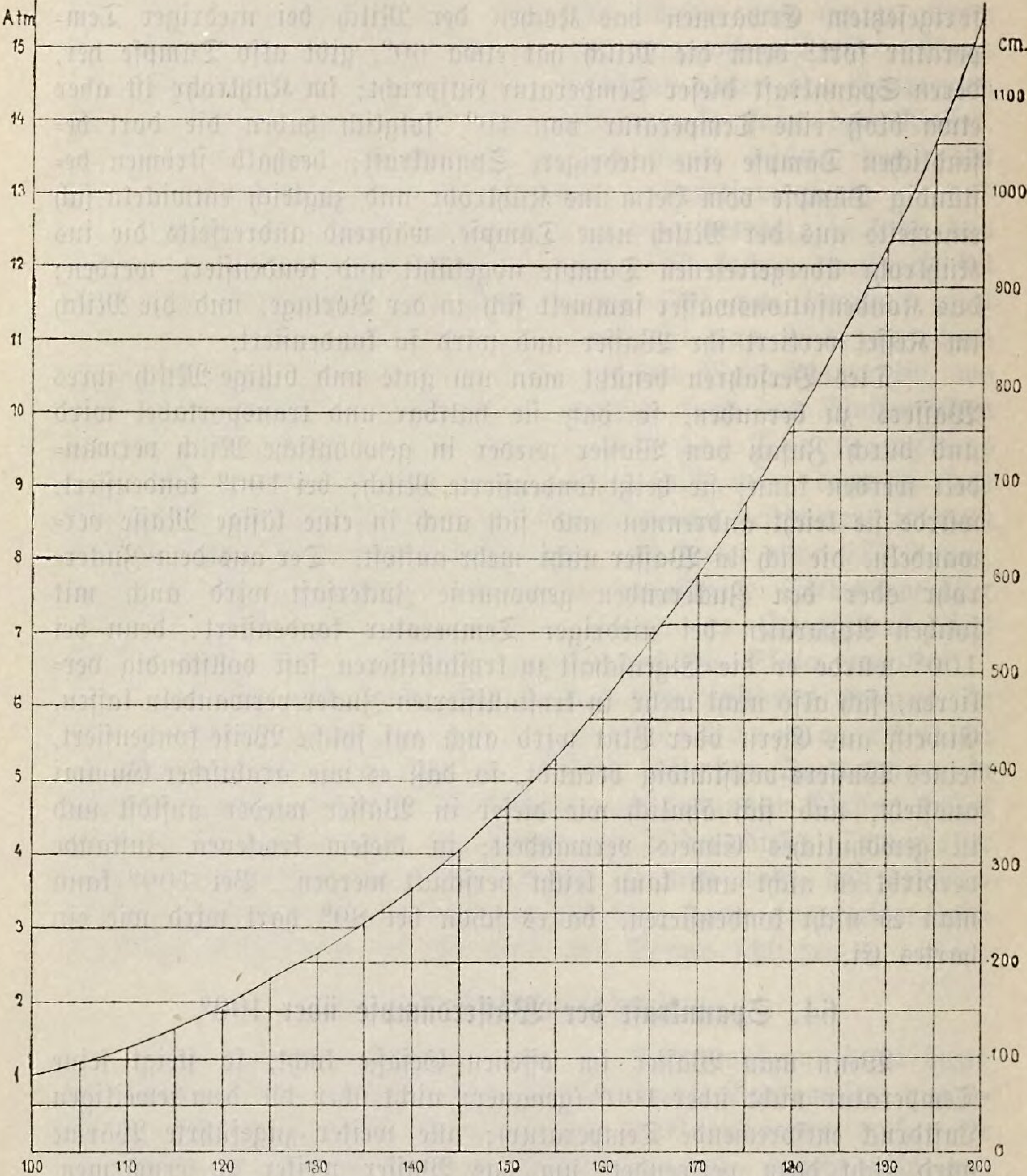


Fig. 82.

Vorgänge gehen Hand in Hand: das Wasser erwärmt sich immer weiter, entwickelt stets Dämpfe, die zu den schon vorhandenen hinzutreten und deren Spannkraft stets so erhöhen, daß sie der Temperatur des Wassers entspricht. Man kann also das Wasser in einem geschlossenen Gefäße über 100° erhitzen, wobei die Spannkraft der Dämpfe immer höher wird. Die Spannkraft nimmt sogar sehr stark, und später immer rascher zu. Man nennt solches Wasser überhitztes Wasser, solchen Dampf gespannten Dampf. Die Spannkräfte der Wasser=

dämpfe bei Temperaturen über 100° sind in der Tabelle Seite 120 angegeben und in Fig. 82 dargestellt. Wenn man statt Wasser irgend eine andere Flüssigkeit in einem verschlossenen Gefäße über ihren Siedepunkt erhitzt, so wächst auch ihre Spannkraft über eine Atmosphäre.

Überhitztes Wasser verwendet man im Papin'schen Topf; das ist ein starkwandiger eiserner Topf, dessen Deckel luftdicht aufgeschraubt werden kann. Man bringt in denselben Wasser und Dinge, die man weich kochen will, die aber beim gewöhnlichen Kochen nicht gut weich werden, z. B. zähes Fleisch; in dem überhitzten Wasser wird es dann besser weich. So kann man Knorpeln und Knochen kochen, daß sie zu Brei zerfallen, und in den Papierfabriken werden starre Lumpen, alte Stricke und Säcke, sogar Holz in solchen Papin'schen Töpfen, die man auch Digestoren nennt, gekocht, so daß sie mürbe werden, leicht in die einzelnen Fasern zerfallen und leicht zu Brei zerrieben werden können, aus dem man dann Papier macht. Diese Digestoren werden nicht mit Wasser gefüllt, sondern nachdem sie mit Lumpen u. s. w. gefüllt und verschlossen worden sind, wird durch eine Röhre aus einem eigenen Kessel gespannter Dampf eingeleitet von dem zuerst ein Teil an den kalten Lumpen und Kesselwänden kondensiert wird und die Lumpen naß und warm macht, der folgende die Lumpen immer mehr erwärmt bis zu der dem gespannten Dampfe eigenen Temperatur. Auch Dampfheizungen werden oft mit gespanntem Dampfe gespeist, natürlich muß dann das Ende der Leitung verschlossen sein, oder wieder in den Kessel zurückführen, und die Röhren können dann eine Temperatur annehmen, die über 100° liegt, die nämlich der Temperatur der gespannten Dämpfe entspricht, also etwa 152° bei 5 Atm.

Dampfmaschine.

65. Die Dampfkessel.

Die wichtigste Anwendung findet der Dampf bei den Dampfmaschinen. Wir beschreiben zunächst die Dampfkessel, in denen

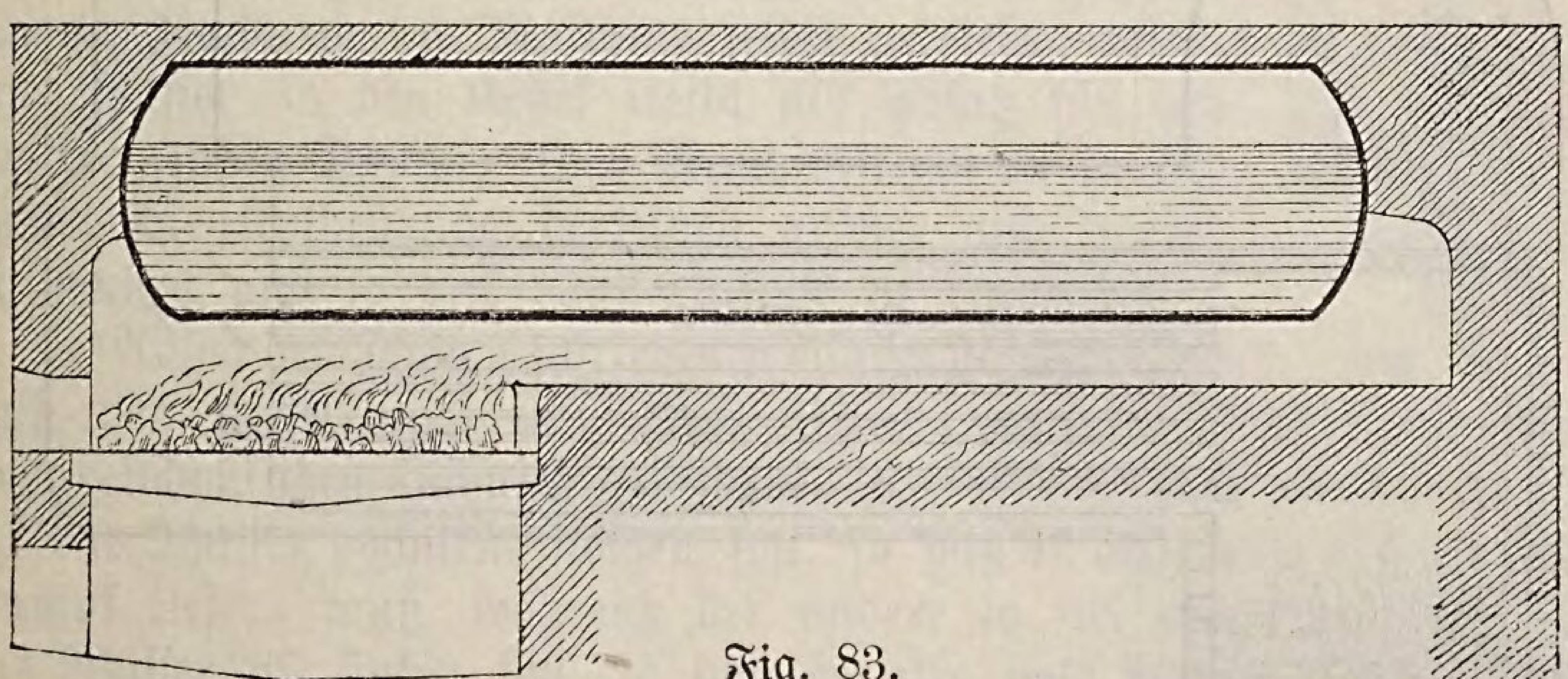


Fig. 83.

der zur Speisung der Maschine erforderliche Dampf entwickelt wird. Es gibt zwei Hauptarten von Dampfkesseln: die eingemauerten Kessel

und die Siederöhrenkessel. Die eingemauerten Kessel, (Kessel mit äußerer Feuerung) Fig. 83 u. 84, bestehen aus einem großen überall verschlossenen Cylinder aus starkem Eisenblech; derselbe liegt horizontal, stützt sich seitlich auf Mauerwerk, und ist auch oben mit schlecht leitenden Steinen eingedeckt; unten ist der Feuerungskanal, an dessen vorderem Teile das Feuer brennt, so daß die heiße Luft desselben die ganze Länge des Kessels bestreichen muß und dann erst zum Kamin gelangen kann. Um die vom Feuer bestrichene Fläche des Kessels zu vergrößern, sind oft unterhalb desselben zwei kleinere Cylinder parallel dem Kessel angebracht und durch 2 oder 3 aufwärtsführende Röhren mit ihm verbunden (Bouilleurkessel) Fig. 85. Dabei ist die Einmauerung meist so gemacht, daß die heiße Luft vom Feuer zunächst an den zwei Siedröhren entlang streicht und dann längs des Kessels zieht.

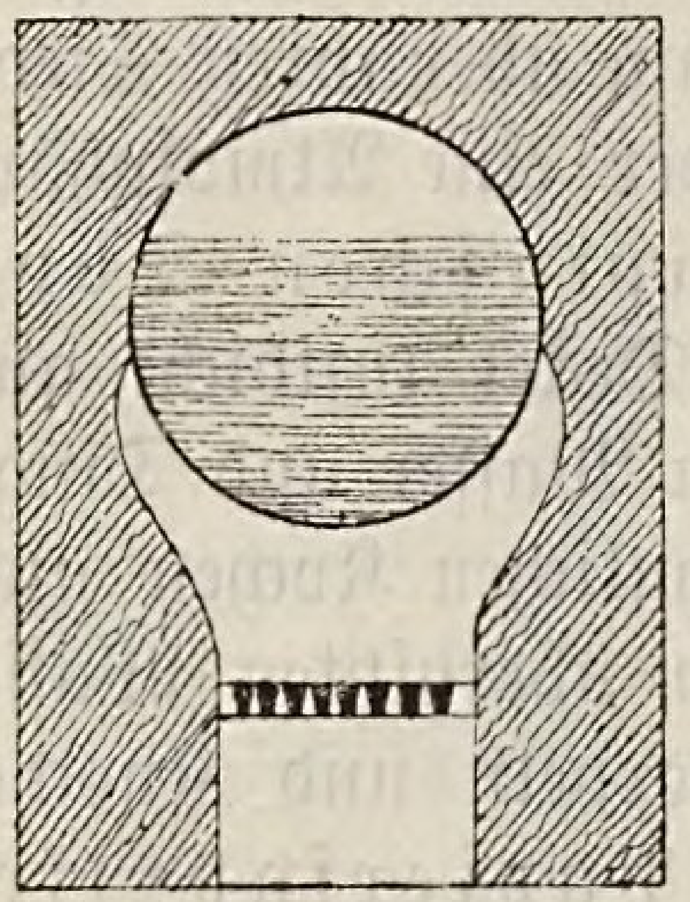


Fig. 84.

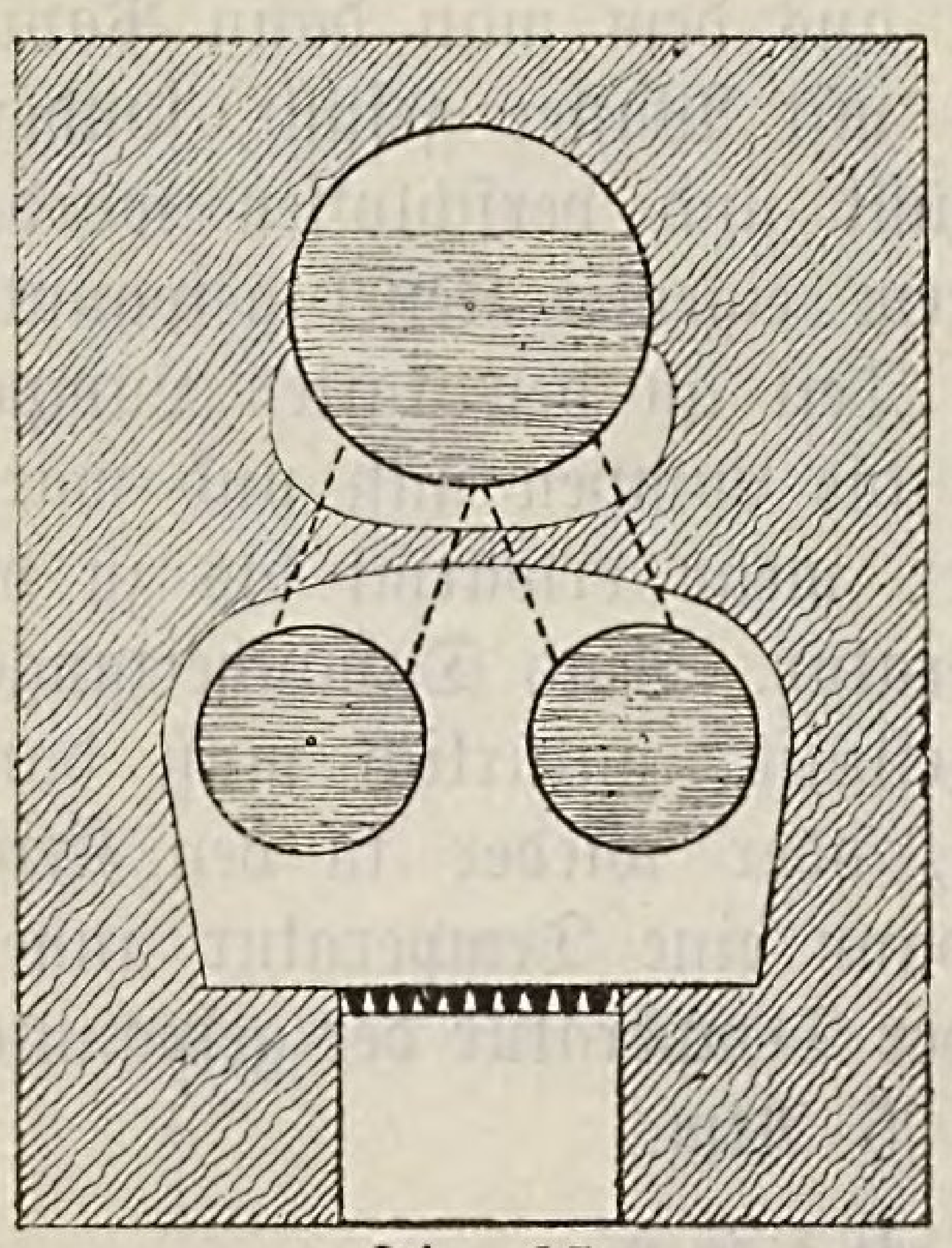


Fig. 85.

Die Siederöhrenkessel (Kessel mit innerer Feuerung) Fig. 86 werden bei fahrenden oder fahrbaren Maschinen (Lokomotiven, Lokomobilen, auch bei kleineren stehenden Maschinen, weil sie wenig Platz einnehmen) angewandt. Sie sind ebenfalls cylindrisch geformt, die vordere und hintere Verschlußplatte sind mit vielen symmetrisch angebrachten Löchern versehen

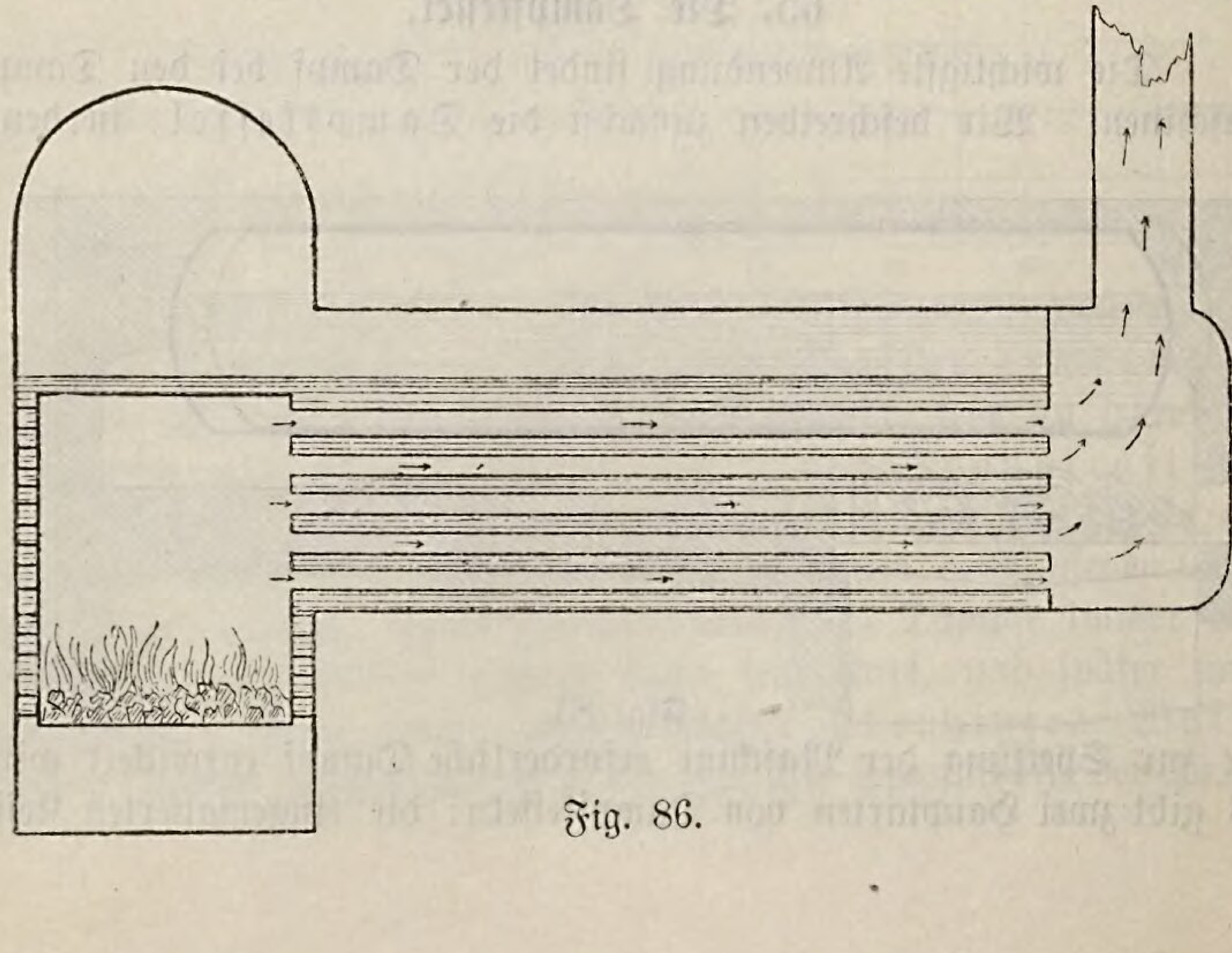


Fig. 86.

(Fig. 87) und jedes Paar entsprechender Löcher ist durch eine den Kessel der Länge nach durchziehende Röhre, die *Sieberöhre*, verbunden. Das Feuer befindet sich vor der vorderen Platte, in der von allen Seiten von Wasser umgebenen Feuerbüchse, so daß die heiße Luft, da sie keinen anderen Ausweg hat, gezwungen ist, durch die Sieberöhren zu gehen, um zum Kamin zu gelangen. Es wird so die heiße Luft gleichsam mitten durch das Wasser geleitet, und ihr bei der großen Anzahl der Sieberöhren (bis 180) eine sehr große Fläche geboten, durch welche sie zum Wasser gelangen kann. Auch schon an den Wänden der Feuerbüchse wird viel Dampf erzeugt. *Jeder Kessel ist vollständig verschlossen, also einem Papinschen Topfe vergleichbar; deshalb entwickeln sich in ihm Dämpfe, die eine immer höhere Spannkraft erlangen, während die Temperatur des Wassers und Dampfes entsprechend steigt.*

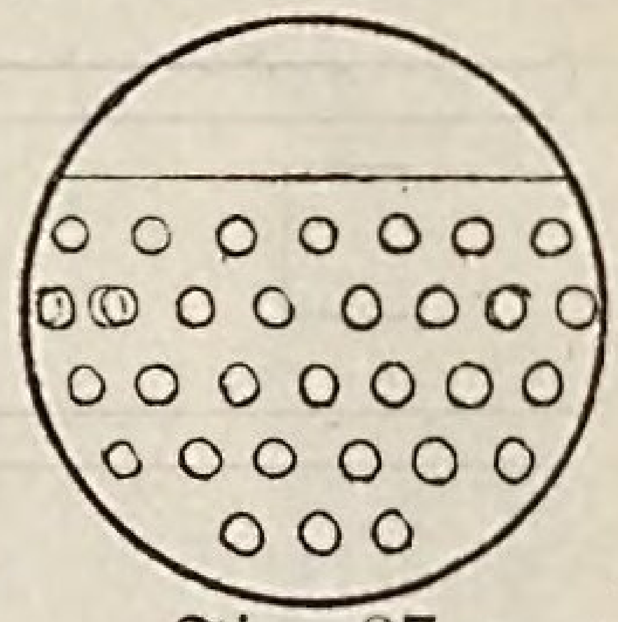


Fig. 87.

66. Dampfkesselgarnitur.

An jedem Kessel ist eine Reihe von Apparaten angebracht, die man die *Dampfkesselgarnitur* nennt, und von denen die folgenden die wichtigsten sind.

1) *Der Wasserstandsmesser.* Er besteht aus einem starken Glasrohre, das oben und unten in Messingfassungen eingekittet ist und durch dieselben oben mit dem Dampfraume, unten mit dem Wasserraume des Kessels in Verbindung steht; durch Hähne können diese Verbindungsröhren beliebig abgesperrt werden. Nach dem Gesetze der communicierenden Röhren ist der Wasserstand im Glasrohre gleich hoch wie im Kessel, kann also leicht beobachtet und reguliert werden durch die

2) *Speisepumpe.* Das ist meist eine Druckpumpe, die durch die Maschine selbst getrieben wird, und Wasser in den Kessel treibt als Ersatz für den ausströmenden Dampf. Der Maschinist hat es in der Hand, die Kolbenhübe derselben größer und kleiner zu machen und so den Wasserzufluß zu regulieren.

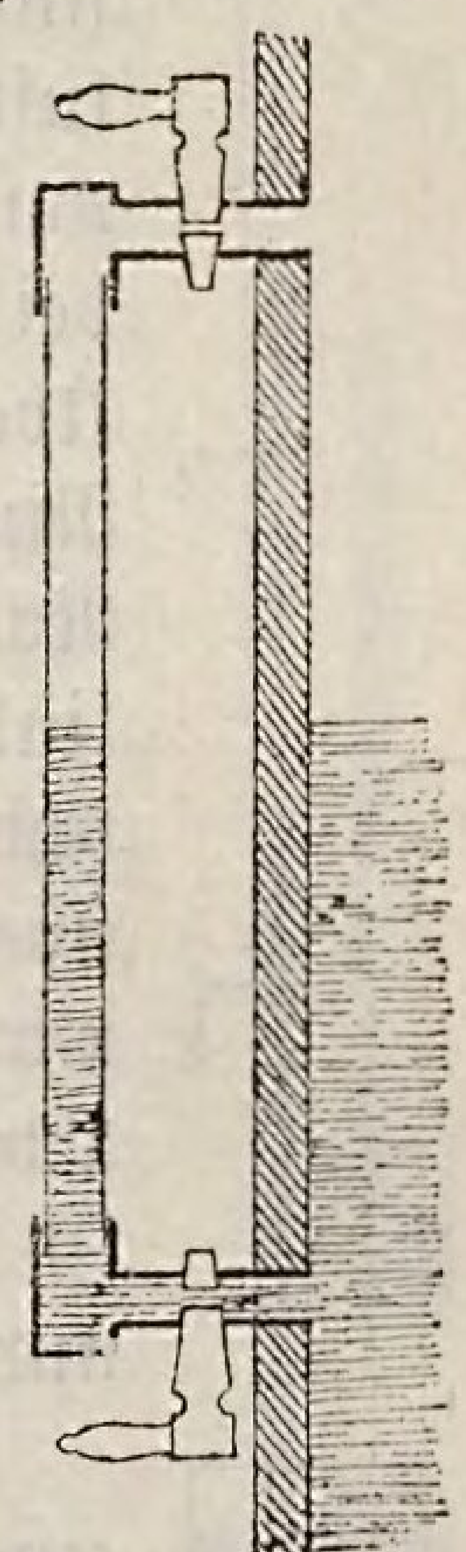


Fig. 88.

Außer dem schon beschriebenen Wasserstandsmesser muß der Kessel noch mit zwei *Probierhähnen* versehen sein, zwei gewöhnlichen Hähnen, von denen der eine so hoch angebracht ist, als das Wasser höchstens steigen soll, so daß er also beim Öffnen stets Dampf liefern muß, während der andere so tief angebracht ist, als das Wasser nie sinken soll, so daß er also stets Wasser liefern muß. Sie dienen einerseits als Kontrolle der Angaben der Wasserröhre, andrerseits als Notbehelf, wenn die Glasröhre zerspringen sollte.

3) Das Sicherheitsventil, das sich durch den Druck des Dampfes öffnet, wenn der Dampfdruck eine für die Festigkeit des Kessels gefährliche Höhe erreichen sollte. Auf der oberen Kesselwand ist eine kurze Ansatzröhre angebracht; auf derselben befindet sich eine genau passende Messingplatte, die durch einen mit starken Gewichten belasteten Druckhebel niedergedrückt wird, also das Rohr verschließt; bei zu großem Dampfdrucke aber wird sie in die Höhe getrieben, so daß der Dampf massenhaft ausströmt und seine große Spannkraft schnell verliert. Soll das Ventil etwa bei 5 Atmosphären, also bei einem Dampfüberdrucke von 4 Atmosphären sich öffnen, und hat es einen Durchmesser von 12 *cm*, so ist seine Fläche $= 6^2 \cdot 3{,}14 = 113$ *qcm*, also hat es einen Druck von $113 \cdot 4 = 452$ *kg* auszuhalten; ist hiebei der lange Hebelarm 10mal länger als der kürzere, so muß er mit 45,2 *kg* belastet werden.

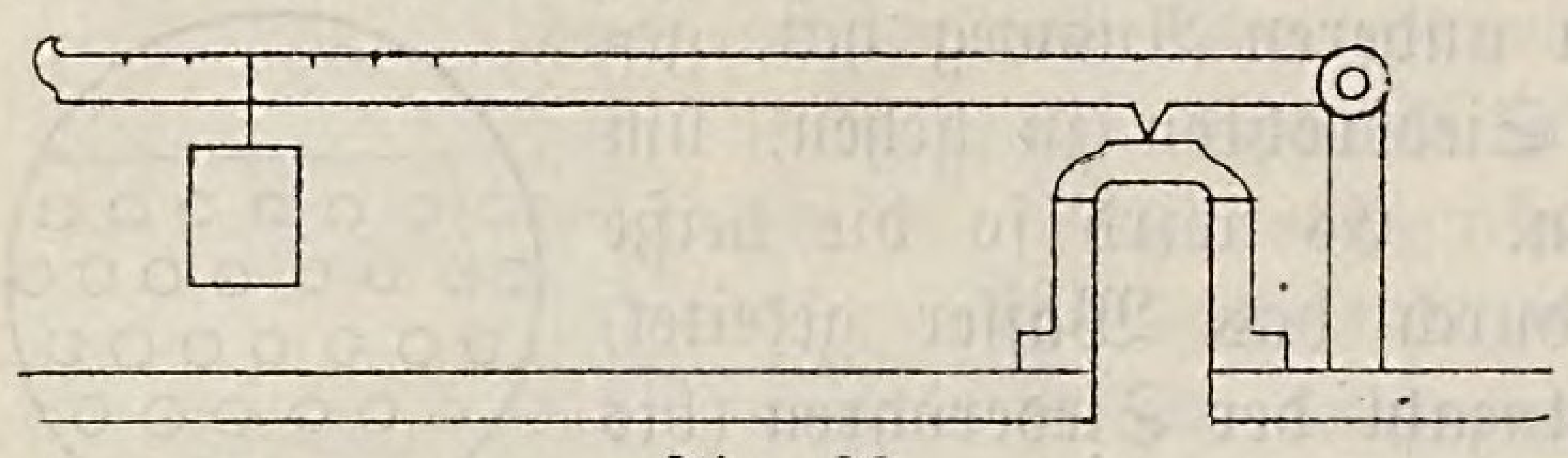


Fig. 89.

4) Das Manometer oder der Dampfdruckmesser, wovon es verschiedene Arten gibt. Das offene Quecksilbermanometer. Aus dem Dampfraume führt eine Röhre in ein verschlossenes Eisenkästchen, in dem sich Quecksilber befindet; in dasselbe reicht eine in den Deckel des Kästchens luftdicht eingesetzte hohe Glasröhre, in der das Quecksilber um so höher steigt, je höher der Dampfdruck ist, nämlich bei 2 Atmosphären Dampfdruck, also bei 1 Atmosphäre Überdruck 76 *cm*, bei 3 Atm. $2 \cdot 76 = 152$ *cm* u. s. w. Nimmt man der Dauerhaftigkeit halber statt der gläsernen Röhre eine eiserne, so bringt man in die Röhre ein cylindrisches Eisenstäbchen, das dann auf dem Quecksilber schwimmt (Schwimmer); von ihm läuft eine Schnur oben über eine Rolle, und ein kleines an ihr befestigtes Gewichtchen gibt an einer Skala den Quecksilberstand an. Obwohl die Angaben dieses Manometers sehr deutlich sind, ist dasselbe doch nur für sehr mäßige Dampfspannungen anwendbar, weil sonst die Röhre zu hoch werden müßte.

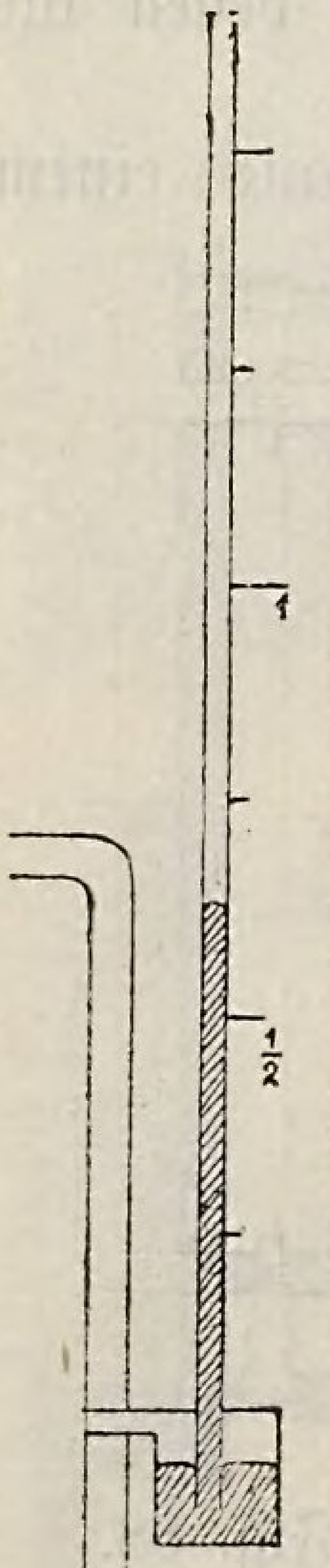
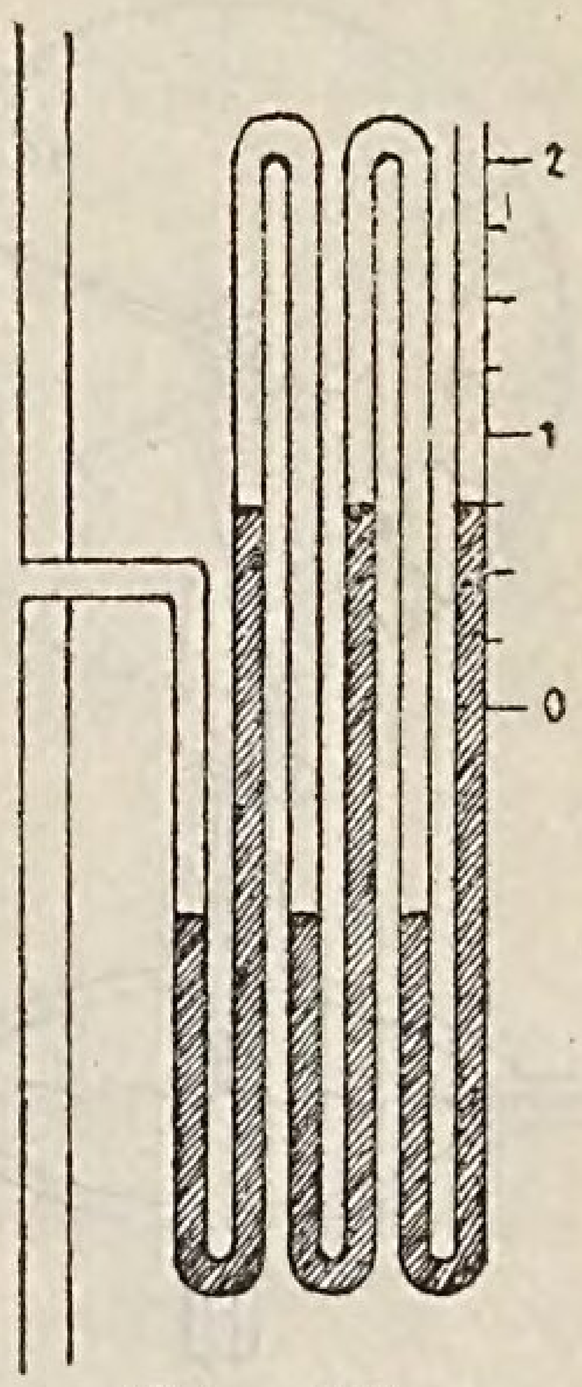


Fig. 90.

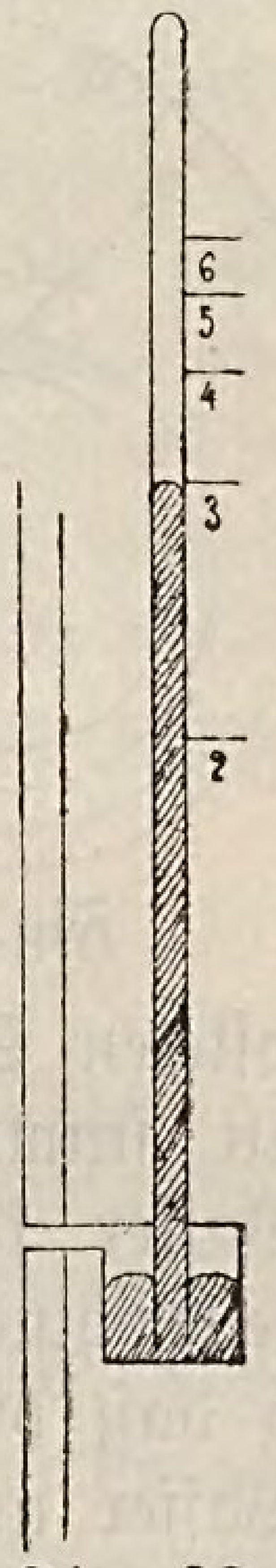
Das Differenzialmanometer. Aus dem Kessel führt eine eiserne Röhre, die sich mehrmals nach abwärts und aufwärts biegt, überall gleich weit ist und mit einem gläsernen aufsteigenden Schenkel endigt. Die unteren Hälften der Windungen sind mit Quecksilber, die oberen mit Wasser gefüllt, so daß bei 1 Atm. Dampfdruck das Quecksilber in allen Schenkeln gleich hoch steht. Steigt nun der Dampfdruck, so muß, da sich der Druck durch das Wasser auf alle Schenkel fortpflanzt, das Quecksilber in allen abwärtsgehenden Schenkeln sinken und in den

aufwärtsgehenden um je ebensoviel steigen. Da aber hiebei nicht bloß eine sondern mehrere Quecksilbersäulen gehoben werden, so beträgt die Niveaudifferenz in jeder Windung nicht so viel, als dem Überdrucke entspricht, sondern so viel mal weniger als die Anzahl der Windungen beträgt. Es bleibt somit die Steighöhe des Quecksilbers bei großer Windungszahl (bis 8) nur mäßig, weshalb die Höhe der Windungen verhältnismäßig klein genommen werden kann und doch für einige Atmosphären ausreicht. (Fig. 91.)


Fig. 91.

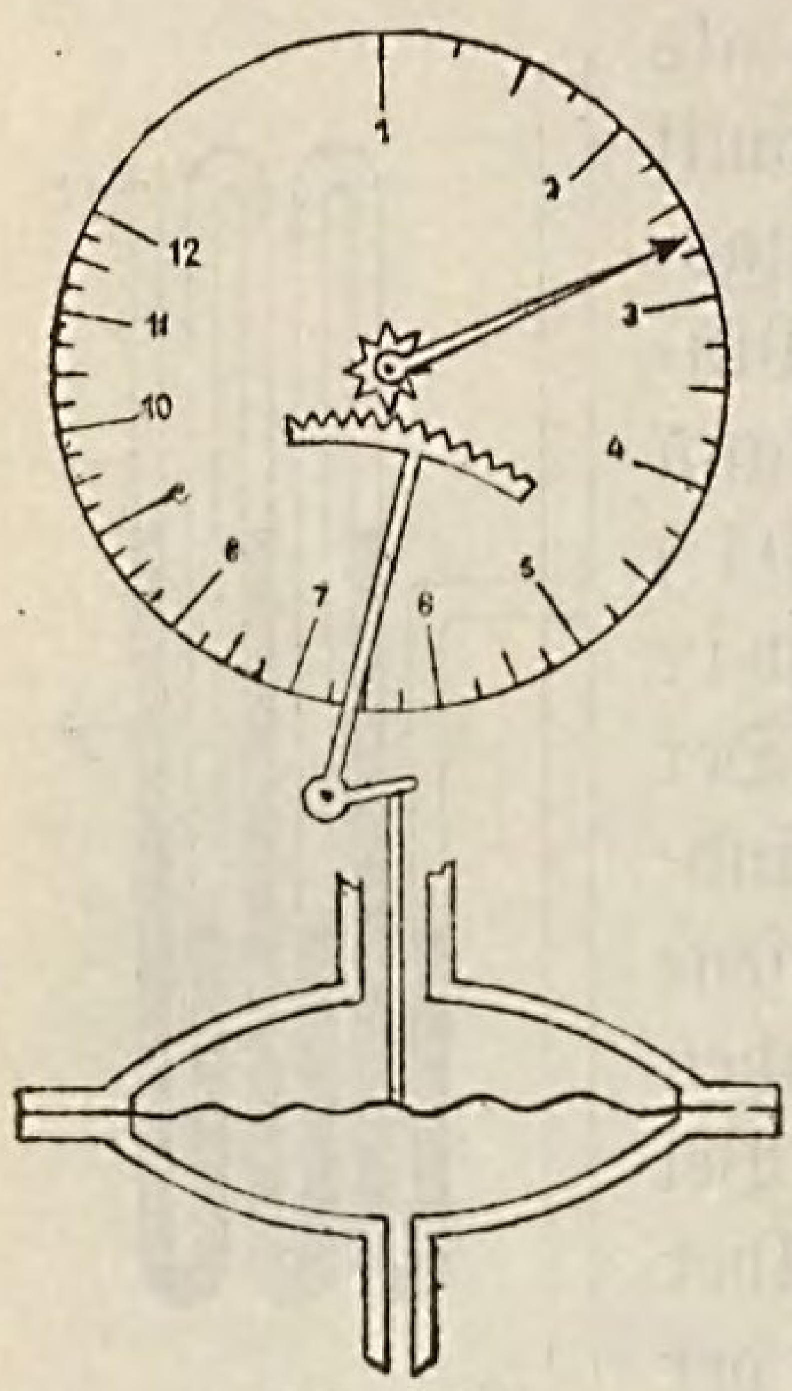
Das Compressionsmanometer ist wie eine Mariotte'sche Röhre eingerichtet. Der Dampf drückt auf das in einem Eisenkästchen befindliche Quecksilber; die durch den Deckel eingelassene und ins Quecksilber tauchende Glasröhre ist aber oben geschlossen und mit gewöhnlicher Luft gefüllt. Bei einem Dampfdruck von 1 Atm. steht das Quecksilber beiderseits gleich hoch, bei 2 Atm. steigt es in der Röhre und preßt die Luft auf den halben Raum zusammen, genauer: so weit, daß der Druck der gehobenen Quecksilbersäule und der Druck der komprimierten Luft zusammen gerade 2 Atm. betragen; bei 3 Atm. auf $^1/_3$, bei 4 auf $^1/_4$ des ursprünglichen Raumes u. s. f. Es ist wenig benützbar, weil besonders bei hohen Drücken die Quecksilberhöhen nur sehr wenig von einander verschieden sind. (Fig. 92.)

Der beste und am meisten angewandte Manometer ist das Metallmanometer, das ähnlich wie ein Metallbarometer eingerichtet ist. Ein gewelltes, elastisches Metallblech ist zwischen die Ränder zweier Metallschalen eingeklemmt; von unten drückt der Dampf das Blech nach aufwärts um so höher, je stärker seine Spannkraft ist. Die Bewegung des Bleches, die sehr klein ist, wird nun größer und deutlich sichtbar gemacht, etwa indem der auf der Mitte des Bleches aufsitzende Stift gegen den kurzen Arm eines Winkelhebels drückt, dessen langer Arm ein Stück eines gezahnten Rades trägt; dies greift in die Zähne eines kleinen Rädchens, das einen Zeiger trägt; dieser spielt auf einer Skala, auf der die Atmosphären direkt beobachtet werden können. Der Apparat ist sehr dauerhaft, geht für höheren Dampfdruck fast so gut wie für niedrigen, läßt $^1/_4$ Atm. noch mit Sicherheit ablesen und geht hinreichend genau. (Fig. 93.)


Fig. 22.

Die Bourdon'sche Röhre von Bourdon und Schinz Fig. 94 besteht aus einer kreisförmig gebogenen Röhre aus elastischem Blech; das eine Ende steht mit dem Dampfraume in Verbindung, das andere ist verschlossen; bei höherem Dampfdruck sucht sich die Röhre mehr gerade zu strecken, so daß das freie Ende eine kleine

Bewegung macht; diese gibt mittels eines Zeigers den Dampfdruck an. Diese beiden Metallmanometer werden am häufigsten angewandt, insbesondere auch bei fahrenden Maschinen.

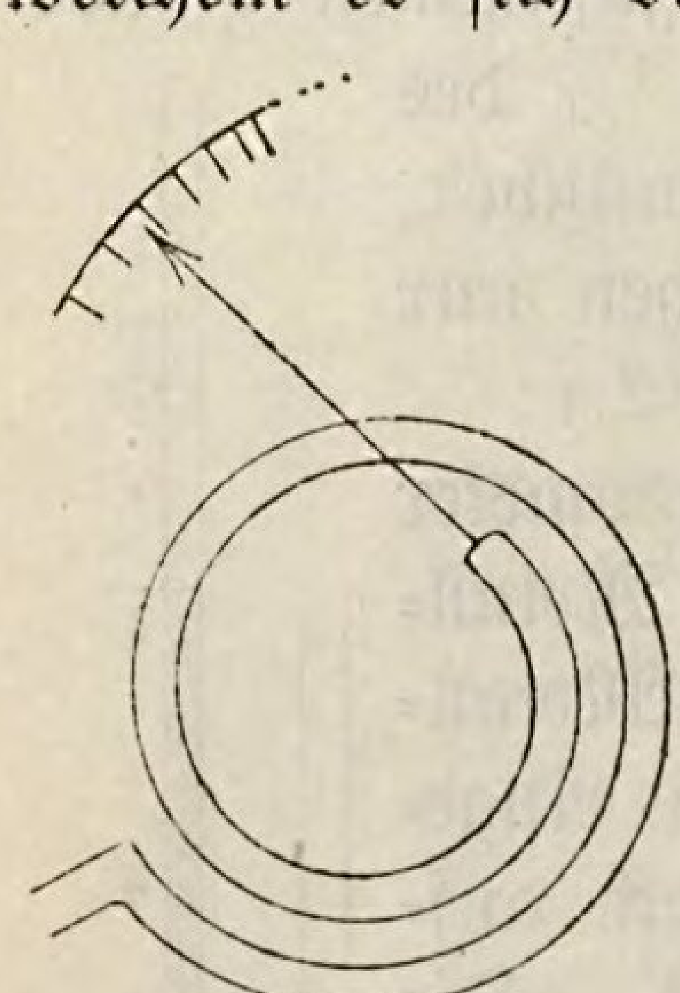

Fig. 93.

5) Zu den Kesselgarnituren gehört noch das Luftventil, ein nach einwärts sich öffnendes Ventil, das also, wenn Dampfspannung vorhanden ist, geschlossen ist; wenn aber der Kessel nicht mehr geheizt wird, sich abkühlt und deshalb der Dampfdruck unter 1 Atm. sinkt, so wird es durch den äußeren Luftdruck geöffnet und Luft strömt in den Kessel.

6) Eine Dampfpfeife, um Signale zu geben.

67. Dampfkesselexplosion.

Wenn ein Dampfkessel aus irgend welcher Ursache den Druck des Dampfes nicht mehr auszuhalten vermag, so zerspringt er, es entsteht eine Dampfkesselexplosion. Kesselteile werden dabei nach allen Seiten hinausgeschleudert, das Gebäude, in welchem er sich befindet, wird zerstört, heißes Wasser und massenhafter Dampf strömen aus, so daß gewaltige Zerstörungen und meist auch Gefährdung von Menschenleben die Folge sind. Besonders gefährlich sind solche Explosionen auf Dampfschiffen, weil sie meist den Untergang des Schiffes herbeiführen. Ihre Ursachen sind verschiedenartige: 1) teilweise Zerstörung des Kesselbleches durch Rost; der Rost frißt nämlich fleckenweise das Kesselblech an, und bringt immer tiefer; man untersucht von Zeit zu Zeit die Festigkeit des Kessels durch Wasserdruck, und sucht nach verrosteten Stellen durch Abklopfen des Kessels mittels eines Hammers mit stumpfer Spitze. 2) Zu niedriger Wasserstand. Das Wasser soll nämlich im Kessel stets höher stehen, als außen das Feuer hinaufreicht, (die Wasserlinie soll höher liegen als die Feuerlinie), so daß die dem Kesselblech von außen mitgeteilte Wärme innen vom Wasser aufgenommen werden kann. Wenn aber durch schlechte Beaufsichtigung der Wasserstand zu nieder geworden ist, so wird ein Streifen des Kesselbleches außen erwärmt, innen aber nicht stark abgekühlt, wird deshalb leicht glühend und schwach, so daß der Kessel dort zerreißt. 3) Bildung von Kesselstein. Zur Speisung des Kessels wird meist Brunnen- oder Flußwasser verwendet; dasselbe enthält stets erd- und steinartige Stoffe aufgelöst, die bei der Verdampfung des Wassers sich ausscheiden und die innere Wand des Kessels mit einer immer dicker werdenden Kruste, dem Kessel-


Fig. 94.

stein, überziehen. Je nach der Beschaffenheit des Wassers ist der Kesselstein locker, schwammig, kann leicht entfernt werden und ist dann unschädlich; doch ist er auch, besonders wenn das Wasser viel Kalk aufgelöst enthält (hartes Wasser), sehr dicht und fest, hart wie Porzellan und schwer zu entfernen; dann heizt sich der Kessel schlecht, weil der Stein die Wärme viel langsamer leitet, und das Kesselblech wird leicht glühend, weil es mit dem Wasser nicht mehr direkt in Berührung steht; an solchen glühenden Stellen springt dann der Kesselstein plötzlich in großen Massen weg, das Wasser trifft auf glühende Metallflächen, und entwickelt plötzlich Dampf von sehr hoher Spannung, der den Kessel zersprengt, bevor das Sicherheitsventil Zeit hatte, sich zu öffnen. All diese Ursachen kann man durch gehörige Beaufsichtigung und Instandhaltung der Kessel vermeiden. Das ist nicht der Fall bei 4) der Verzögerung des Siedepunktes. Wenn man luftfreies Wasser in verschlossenem Gefäße erhitzt, ohne das Gefäß merklich zu erschüttern, so wächst oft die Temperatur des Wassers rascher als die Spannkraft der Dämpfe; bei Eintritt einer Erschütterung liefert dann das Wasser plötzlich Dampf von einer Spannkraft, die seiner Temperatur entspricht; man weiß keinen Grund für dieses sonderbare Verhalten. Dies kommt nun auch bei Dampfkesseln vor; wenn dieselben ruhig angeheizt werden, bemerkt der Heizer ein langsames Steigen des Dampfdruckes, schürt also noch stärker, während die Temperatur des Wassers eine schon beträchtliche, gefährliche Höhe erreicht hat; wenn nun eine kleine Erschütterung des Wassers oder Dampfes erfolgt, indem man einen Probierhahn oder die Pfeife öffnet, etwas Dampf ausströmen läßt, oder ähnliches, so entwickelt sich plötzlich Dampf von großer Masse und Spannkraft und zersprengt den Kessel; man glaubt, daß auf diese Weise manche sonst unerklärbaren Explosionen erfolgen; jedoch kommt dies nur sehr selten vor.

68. Die atmosphärische Dampfmaschine.

Die erste praktisch verwendete Dampfmaschine wurde von Newcomen und Cawley 1705 konstruiert, und fand bald Verbreitung, insbesondere, um das Grubenwasser aus Bergwerken zu entfernen. Sie besteht aus einem vertikal stehenden Cylinder, einem genau ausgebohrten Eisenrohr; in demselben befindet sich der Kolben, der luftdicht anschließt. Am Kolben ist oben eine Kette angebracht, die an einem Hebel befestigt ist; an dessen anderem Arme hängt gleichfalls eine Kette, die an die Pumpenstange einer Saugpumpe befestigt ist. Durch ein Übergewicht wird hervorgebracht, daß die Gesamtbelastung auf Seite der Pumpe etwas größer ist, als auf Seite des Kolbens.

Wenn nun der Dampfkolben sich unten befindet, wird durch ein Rohr der Dampf in den Cylinder geleitet; derselbe hat einen

Druck von einer Atmosphäre, trägt also den auf dem Kolben lastenden Luftdruck, weshalb der Pumpenkolben das Übergewicht bekommt

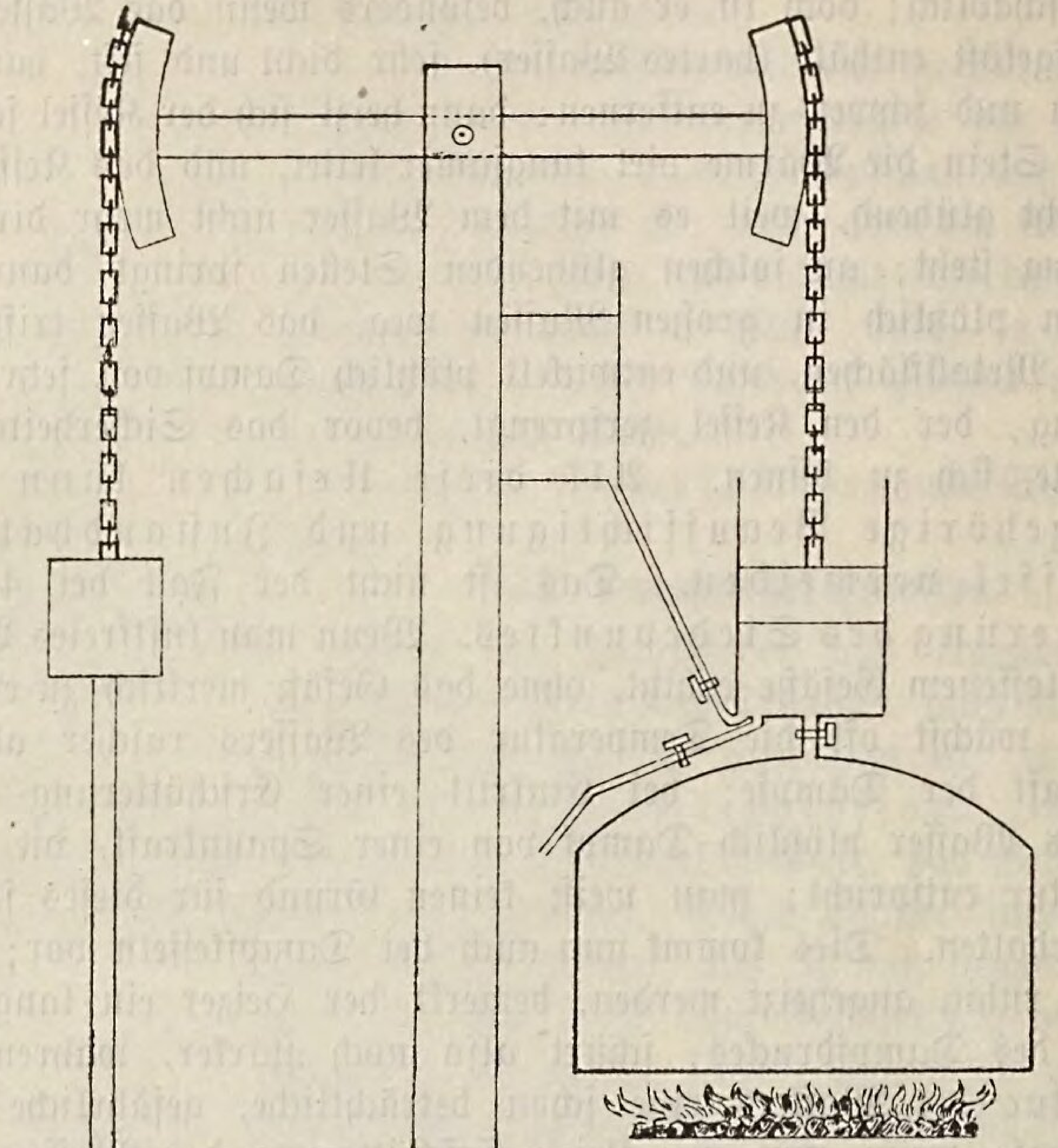


Fig. 95.

und nach abwärts geht; es füllt sich hiebei der Dampfcylinder mit einströmendem Dampf. Nun wird das Dampfzuleitungsrohr abgesperrt, und ein anderes Rohr geöffnet, das auch unten in den Cylinder mündet, und von einem mit kaltem Wasser gefüllten, etwas höher stehenden Reservoir herkommt. Es spritzt dann durch die mit vielen kleinen Löchlein versehene Mündung dieses Rohres das Wasser fein zerteilt in den Dampf und kühlt ihn ab; dadurch kondensiert er sich und bekommt eine niedrige Spannkraft, etwa $^1/_8$ Atmosphäre (51^0). Auf die obere Fläche des Kolbens drückt aber die äußere Luft mit 1 Atmosphäre, also einem Überdruck von $^7/_8$ Atm.; dieser Druck drückt den Kolben nach abwärts und hebt dadurch den Kolben der Pumpe und dadurch das Wasser. Ist der Kolben unten angelangt, so läßt man durch eine dritte kurze Röhre das im Cylinder befindliche Wasser ablaufen, und beginnt wieder von neuem, läßt also wieder Dampf einströmen u. s. w. Da bei diesen Maschinen nicht der Druck des Dampfes eigentlich die Arbeit leistet, sondern der äußere Luftdruck, so nennt man sie auch atmosphärische Maschinen; der Dampf ermöglicht, durch seine Kondensation einen luftleeren Raum, richtiger, einen Raum von geringem Drucke herzustellen.

Die Maschine hatte große Mängel; nämlich zunächst ist sie nur einfach wirkend; denn da Dampf nur von einer Seite zum Kolben strömt, so wirkt sie nur beim Hinabgehen des Kolbens. Dann verbraucht sie zu viel Dampf; denn wenn der Dampf einströmt, ist auch der Kolben und die Cylinderwand abgekühlt; diese kondensieren also einen Teil des einströmenden Dampfes, bis sie durch dessen frei werdende latente Wärme wieder warm genug geworden sind. Schließlich war zur Bedienung der Maschine eine Person nötig, die immer die Hähne auf und zu machen mußte; diesem letzten Übelstand war aber bald abgeholfen durch die Erfindung eines Knaben, dem man diese langweilige Arbeit übertragen hatte. Er befestigte Schnüre an dem Hebel und den Hähnen, so daß, wenn der Hebel sich bewegte, er an den Schnüren zog und so die Hähne auf oder zu machte. Dieser Knabe wurde so der Erfinder der Selbststeuerung der Dampfmaschinen.

69. Die Watt'sche Dampfmaschine.

James Watt konstruierte unter Benützung der bei der atmosphärischen Maschine auftretenden Vorgänge eine Dampfmaschine, die er so vorzüglich einrichtete, daß an ihr bisher keine wesentlichen Verbesserungen angebracht werden konnten, und die so bedeutend in der Einrichtung und Wirkung von der früheren Maschine verschieden war, daß man Watt den Erfinder der Dampfmaschine nennt.

Die wesentlichen Teile dieser Watt'schen und ebenso jeder andern Dampfmaschine werden im folgenden beschrieben:

70. Cylinder und Steuerung.

Der Dampfcylinder. Er kann in jeder Lage angebracht werden; in ihm bewegt sich der luftdicht anschließende Kolben K; an diesem ist die Kolbenstange S befestigt, welche die eine Verschlußplatte Z des Cylinders luftdicht durchdringt in einer Stopfbüchse B.

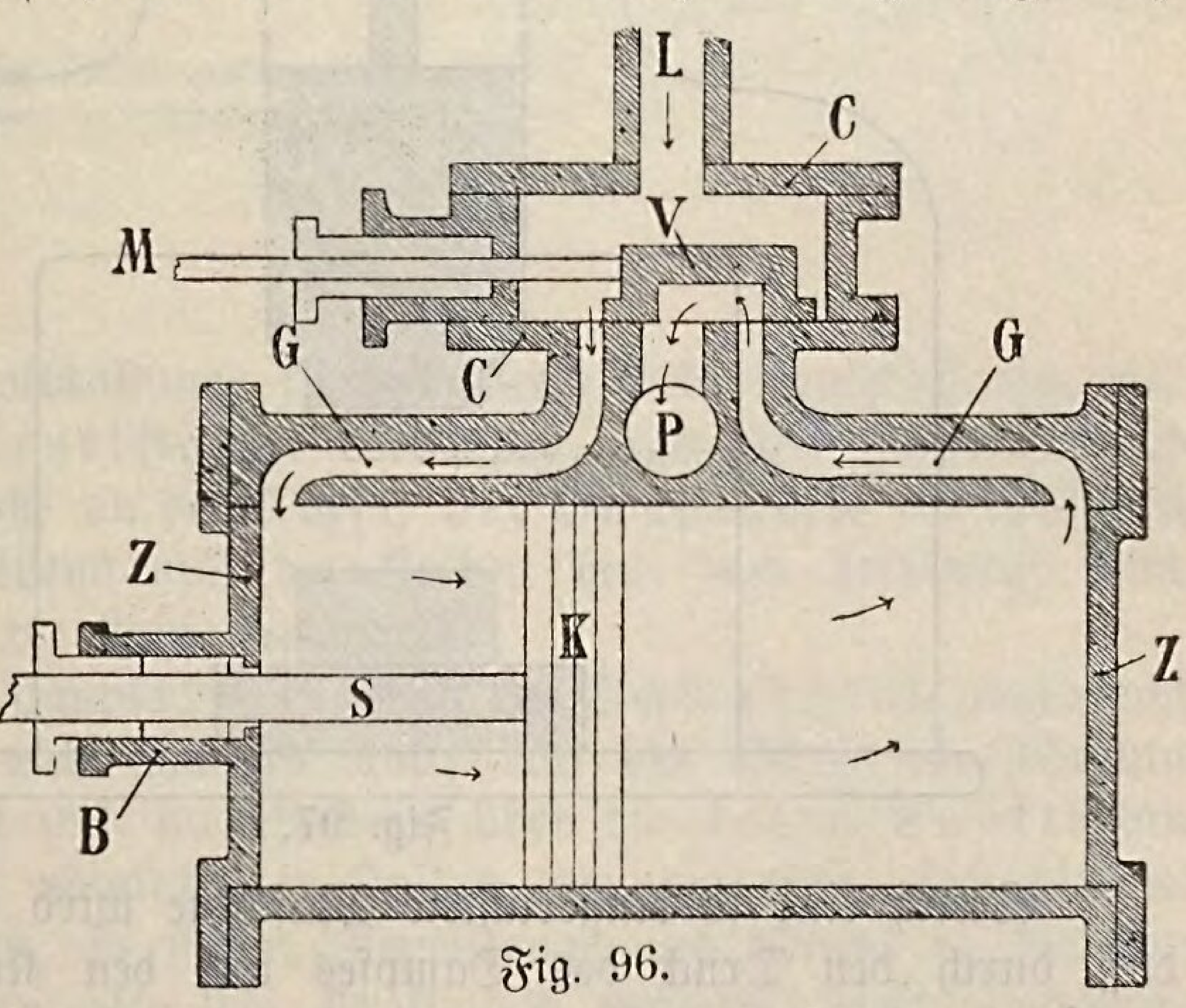


Fig. 96.

Auf dem Cylinder sitzt der Schieberka-

James Watt lebte 1736—1819; die erste Dampfmaschine wurde fertig 1784.

sten C, in welchen der Dampf durch das Dampfzuleitungsrohr L geleitet wird; vom Schieberkasten führen zwei breite Röhren G zu den Enden des Cylinders, so daß der Dampf auf beiden Seiten des Cylinders einströmen kann. Der Dampf soll aber nicht gleichzeitig auf beiden Seiten, sondern abwechselnd erst auf der einen, dann auf der anderen Seite des Cylinders einströmen. Dies wird bewirkt durch das Schieberventil V, das ist ein kleines im Schieberkasten befindliches Kästchen, welches so steht, daß es die eine Röhre verdeckt, und dann mittels einer nach außen führenden Stange der Schieberstange M, so verschoben werden kann, daß es die andere Röhre verdeckt. So kann durch die Stellung des Schieberventils der Dampf gesteuert werden, das heißt, der Dampf kann so geleitet werden, daß er bald auf die eine, bald auf die andere Seite des Kolbens drückt, und so denselben hin- und herbewegt. Zwischen den beiden Mündungen dieser Dampfkanäle befindet sich eine weitere Öffnung P, die durch den Schieberkasten nach auswärts führt. Diese Öffnung steht durch das Schieberventil bald mit dem einen, bald mit dem andern Dampfkanal in Verbindung, so daß stets der auf der Rückseite des Kolbens befindliche Dampf (Abdampf) durch sie nach außen strömen kann.

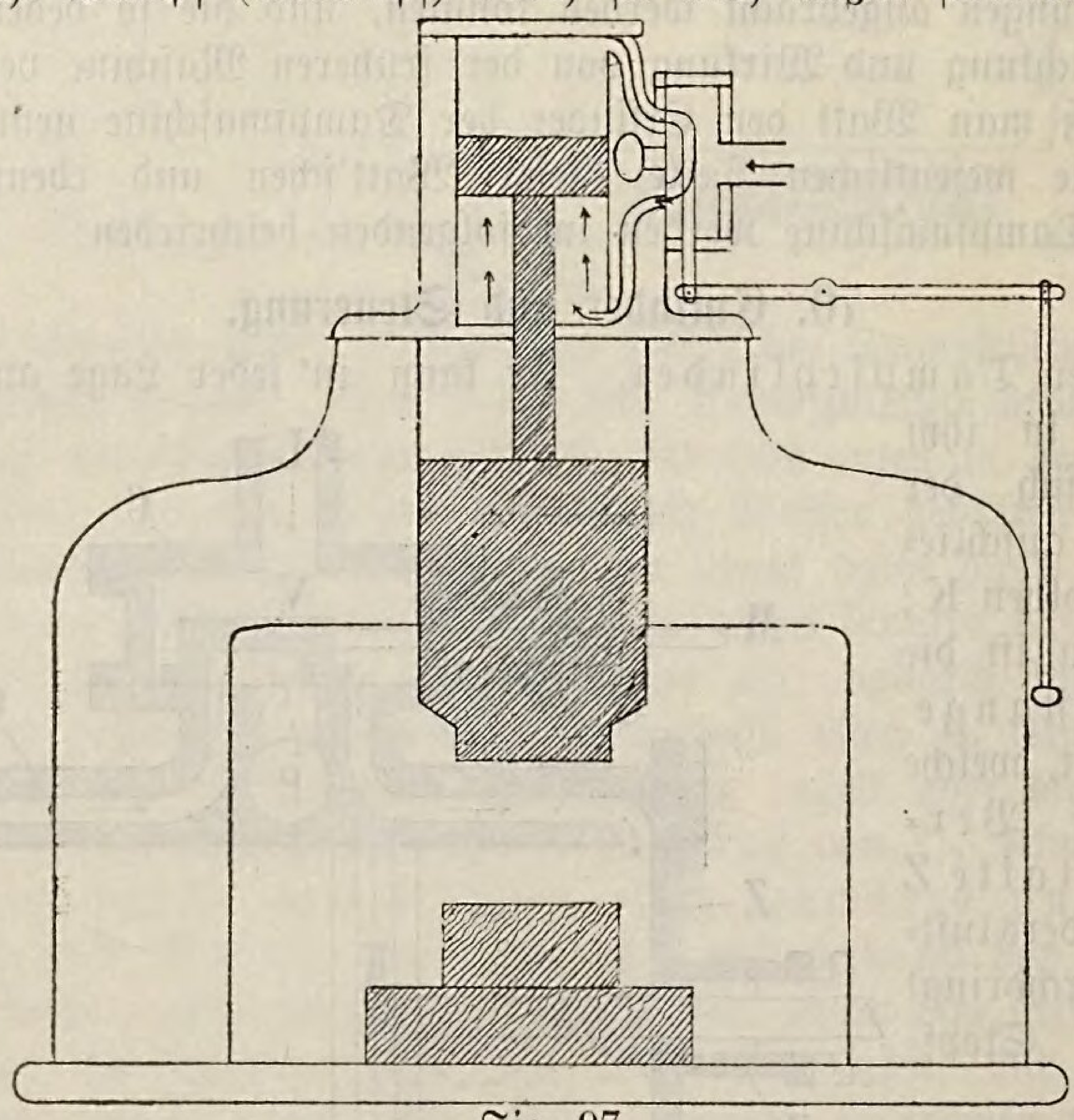


Fig. 97.

Durch eine so eingerichtete Maschine wird also schon erreicht, daß durch den Druck des Dampfes auf den Kolben derselbe abwechselnd vorwärts und rückwärts bewegt wird. Wenn man bloß eine hin- und hergehende Bewegung braucht, so genügt eine solche

Maschine z. B. beim Dampfhammer, wie er in den großen Eisenwerken benützt wird; (Krupp in Essen hat einen Dampfhammer von 1000 Ztr. Gewicht). An einem starken Gerüste steht oben der Cylinder vertikal, die Kolbenstange geht nach abwärts und trägt den als Hammer dienenden Eisenblock, unter welchen sich der Ambos befindet. Man läßt durch Öffnen des Ventils den Dampf unter den Kolben einströmen, so wird der Kolben und somit der Hammer gehoben; nun läßt man den im Cylinder befindlichen Dampf in die freie Luft hinausströmen, dann fällt der Hammer durch sein Gewicht herab. Hat etwa der Kolben einen Durchmesser von 40 *cm*, so ist seine Fläche $= 20^2 \cdot 3{,}14 = 1256$ *qcm*; hat der einströmende Dampf eine Spannkraft von 8 Atm., so ist sein Druck, da 1 Atm. wegen des auf die obere Fläche wirkenden Luftdruckes abgezogen werden muß, $= 1256 \cdot 7 = 8792$ *kg* $= 176$ Ztr. Das Gewicht des Hammers nebst Kolbenstange und Kolben darf also 176 Ztr. betragen. Eine ähnliche Einrichtung hat die Dampframme, durch welche Pfähle bei Wasserbauten in den Boden geschlagen werden; der Dampf wird in einem unten stehenden transportabeln Siederöhrenkessel erzeugt. Man bekommt einen guten Einblick in die mächtige Wirkung des Dampfes, wenn man sich vorstellt, wie der schwere Hammer durch die Kraft des Dampfes gehoben und schwebend erhalten wird.

Bei den meisten Anwendungen der Dampfmaschine wünscht man aber eine umdrehende (rotierende) Bewegung, und es wird dann die hin- und hergehende (oscillierende) Bewegung des Kolbens in eine rotierende auf folgende Weise ver-

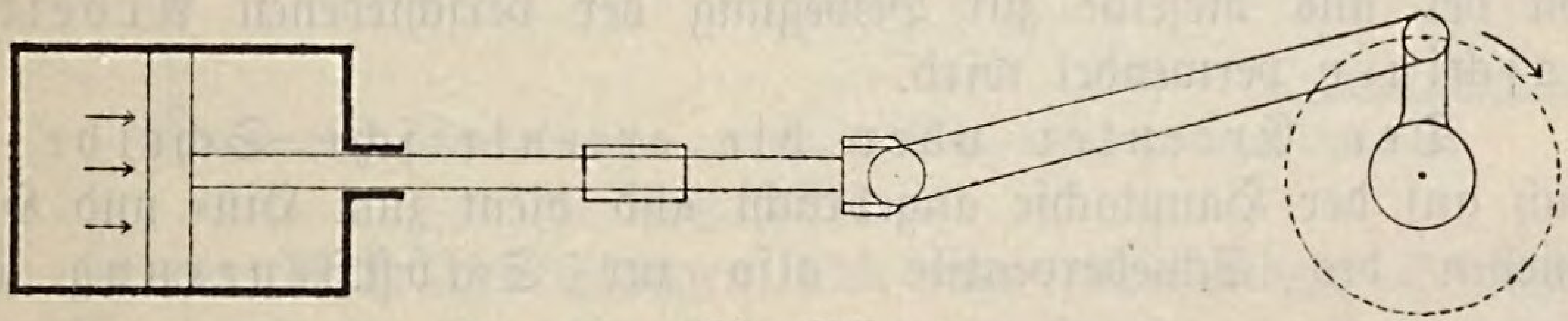


Fig. 58.

wandelt. Die Kolbenstange ist mit ihrem Ende beweglich mit einer Schub- oder Pleuelstange verbunden, und diese greift an einer Kurbel an, welche an der Achse, der Hauptachse der Maschine angebracht ist. Wenn nun der Kolben hin- und herbewegt wird, so wird dadurch die Achse umgedreht.

Auf dieser Hauptachse ist meist ein Schwungrad angebracht, ein sehr großes und schweres Rad, das den Gang der Maschine gleichmäßig macht und insbesondere über die toten Punkte hinweghilft. Wenn nämlich der Kolben am vorderen oder hinteren Ende angelangt ist, so stehen Pleuelstange und Kurbel in derselben Richtung; es kann also die Kraft des Kolbens nicht umdrehend wirken, und zudem hat der Dampf in dieser Stellung meistens

keine Kraft, weil hiebei das Schieberventil eben umgestellt oder verschoben wird. Jede solche Stellung der Maschine nennt man einen toten Punkt; das Schwungrad bewegt sich aber, auch wenn die Kurbel in einem toten Punkte ist, infolge seines Beharrungsvermögens weiter, hilft also der Maschine über den toten Punkt hinweg.

Das Schwungrad muß ferner den Gang der Maschine gleichmäßig machen. Die Kraft des Dampfes wirkt nämlich wegen der verschiedenen Stellungen der Pleuelstange gegen die Kurbel sehr ungleich, im toten Punkte gar nicht, dann wachsend bis gegen die Mitte zu, dann abnehmend bis zum nächsten toten Punkt; zu dem ist bei jeder Maschine die Kraft des Dampfes bald stärker, bald etwas schwächer, und auch die von der Maschine zu leistende Arbeit bald größer, bald kleiner. All das würde den Gang der Maschine sehr ungleich machen, sie würde bald schneller, bald langsamer gehen. Das Schwungrad aber hat eine sehr große Masse und wirkt dadurch ausgleichend; wirkt nämlich die Kraft stärker, so wird auch das Schwungrad beschleunigt; aber wegen seiner großen Masse wächst seine Geschwindigkeit nur allmählich und langsam; ebenso wenn die Kraft geringer oder die Arbeit größer wird, so daß die Maschine langsamer gehen muß, so muß auch das Schwungrad langsamer werden; aber wegen seiner großen Masse nimmt seine Geschwindigkeit nur allmählich und langsam ab, indem es nur einen kleinen Teil der in ihm liegenden großen Menge von Arbeitskraft hergibt. Das Schwungrad macht so den Gang der Maschine gleichmäßig. Vom Schwungrad aus wird durch Zahnräder oder durch Treibriemen die Bewegung auf eine Welle geleitet, die Hauptwelle, von der aus dieselbe zur Bewegung der verschiedenen Arbeitsmaschinen verwendet wird.

Der Excenter oder die excentrische Scheibe ist auch auf der Hauptachse angebracht und dient zum Hin- und Herschieben des Schieberventils, also zur Selbststeuerung des

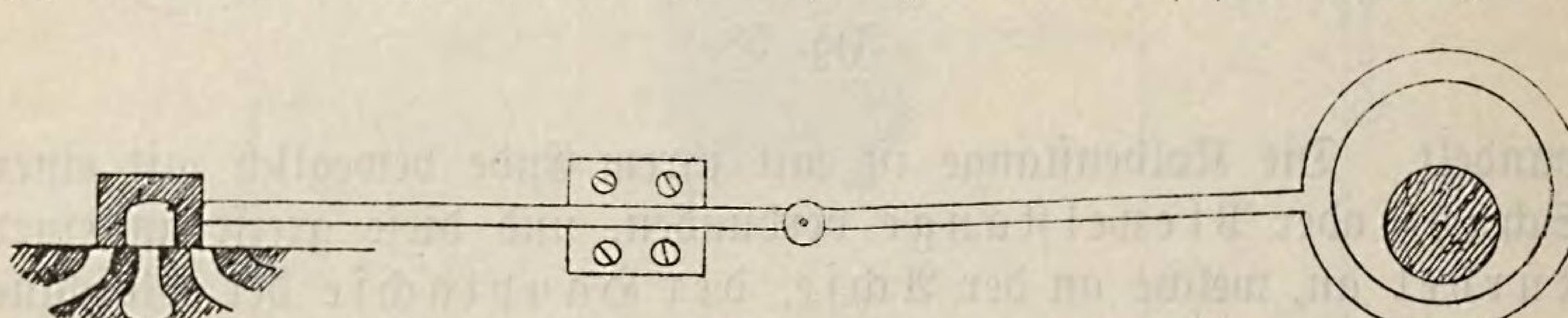


Fig. 99.

Dampfes. Auf der Hauptachse ist nämlich eine Scheibe so angebracht, daß ihr Mittelpunkt etwas außerhalb des Mittelpunktes der Hauptachse liegt, also excentrisch. Um diese Scheibe ist ein Messingring gelegt, an welchem die Schieberstange befestigt ist; dreht sich nun die Hauptachse, so kommt der weiter herausragende Teil des Excenters bald nach vorn bald nach hinten, schiebt also den Ring, und damit auch das Schieberventil vor- und rückwärts, und

es ist leicht, den Excenter so anzubringen, daß das Schieberventil seine Bewegungen auch zur rechten Zeit macht.

An der Hauptachse ist noch ein Excenter oder eine kleine Kurbel, durch welche die Speisepumpe bewegt wird.

Der Centrifugalregulator soll bewirken, daß die Maschine in ihrer Geschwindigkeit sich nur sehr wenig ändert, wenn der Dampfdruck im Kessel sich auch ziemlich stark verändert, was trotz des aufmerksamsten Schürens nicht verhindert werden kann, oder auch wenn zeitweise von der Maschine mehr Arbeit gefordert wird. Er hat folgende Einrichtung. Von der Hauptachse aus wird durch Zahnrad oder Treibriemen eine vertikale Stange umgedreht; an derselben sind oben zwei nach abwärts hängende Stangen beweglich eingelenkt, die an den unteren Enden zwei schwere, eiserne Kugeln tragen. Je rascher nun die Maschine geht, desto weiter fliegen die Kugeln durch die sogenannte Centrifugalkraft auseinander.

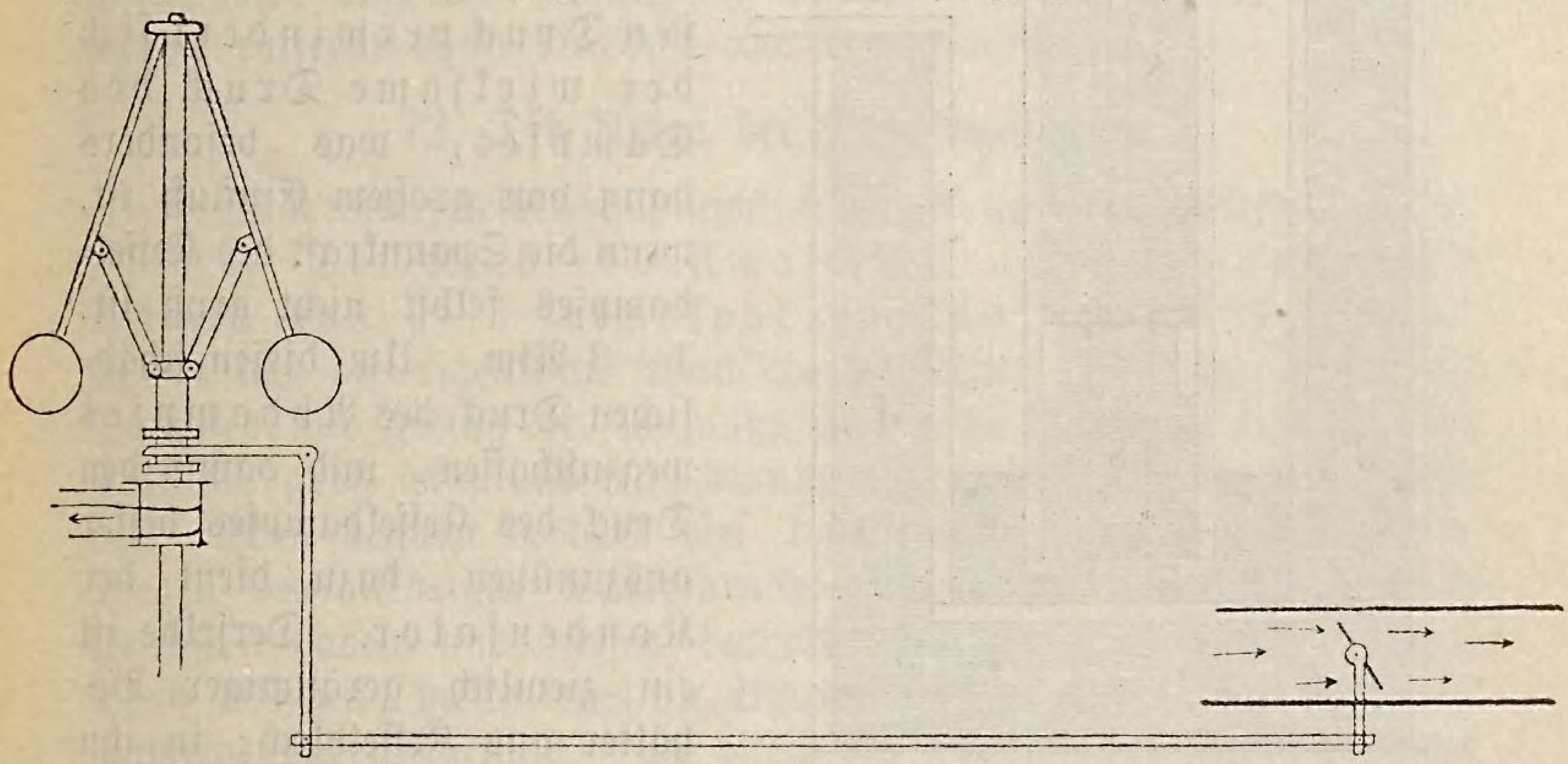


Fig. 100.

Etwa in der Mitte der Stangen sind nun zwei andere Stangen beweglich eingelenkt, die mit ihren unteren Enden an einer Hülse angreifen, welche die vertikale Stange umgibt; je rascher also die Maschine geht, desto höher steigt die Hülse. Diese hat nun unten zwei hervorragende ringförmige Wülste, und zwischen diese greift das gegabelte Ende eines Winkelhebels, so daß dies Hebelende um so höher gehoben wird, je rascher die Maschine geht. Das andere Ende des Hebels geht also dann um so weiter nach einwärts und dreht dabei eine im Dampfzuleitungsrohre angebrachte Scheibe oder Klappe (die Droselklappe) so, daß sie das Dampfzuleitungsrohr mehr versperrt, so daß nicht mehr so viel Dampf zum Cylinder kommen kann. Wenn demnach der Dampfdruck im Kessel größer wird, und somit die Maschine etwas rascher geht, so wird die Drosselklappe durch den Centrifugalregulator etwas mehr zugedreht, so daß weniger Dampf zum Cylinder kommt, und sich deshalb seine Kraft verringert.

Das Umgekehrte findet statt, d. h. die Drosselklappe öffnet sich und läßt mehr Dampf in den Cylinder, wenn die Maschine langsam geht.

71. Der Kondensator.

Der *Kondensator* ist wohl der wichtigste Maschinenteil, der durch Watt erfunden wurde. Ist nämlich die Maschine eingerichtet, wie bisher beschrieben, so drückt auf die eine Seite des Kolbens der Dampf vom Kessel her, also mit starkem Drucke, während der auf der anderen Seite des Kolbens befindliche Dampf mit der freien Luft in Verbindung steht, also ausströmt und nur eine Spannkraft von 1 Atm. (besser ca. $1^1/_4$ Atm. wegen der Reibung) hat. *Um diesen Druck vermindert sich der wirksame Druck des Dampfes*, was besonders dann von großem Einfluß ist, wenn die Spannkraft des Kesseldampfes selbst nicht groß ist, 1—3 Atm. Um diesen schädlichen Druck des *Abdampfes* wegzuschaffen, und damit den Druck des Kesseldampfes besser auszunützen, dazu dient der *Kondensator*. Derselbe ist ein ziemlich geräumiger Behälter aus Kesselblech; in ihn wird durch eine Röhre A oben der Abdampf eingeleitet; ferner führt in ihn seitlich oben eine Röhre C, die von einem Behälter kalten Wassers, einem Fluße, Bache u. s. w. herkommt und in vielen feinen Öffnungen (Brause) endigt: durch sie wird *kaltes Wasser in den Kondensator gespritzt, so daß der dort befindliche Dampf abgekühlt und kondensiert wird; er erhält dadurch eine niedrige Spannkraft, so daß vom Abdampfraume so viel Dampf in den Kondensator strömt, bis der Druck des Abdampfes nur mehr ein wenig größer ist, als der des Kondensators.* Das Hinunterströmen und Kondensieren des Dampfes geschieht *sehr rasch*, schon während der Kolben in der Nähe des toten Punktes steht und umkehrt, so daß sogleich beim Wiederbeginne und während seiner Bewegung auf der Abdampfseite nur ein geringer Dampfdruck von $^1/_4$ bis $^1/_3$ Atm. vorhanden ist. Es ist demnach durch den Kon=

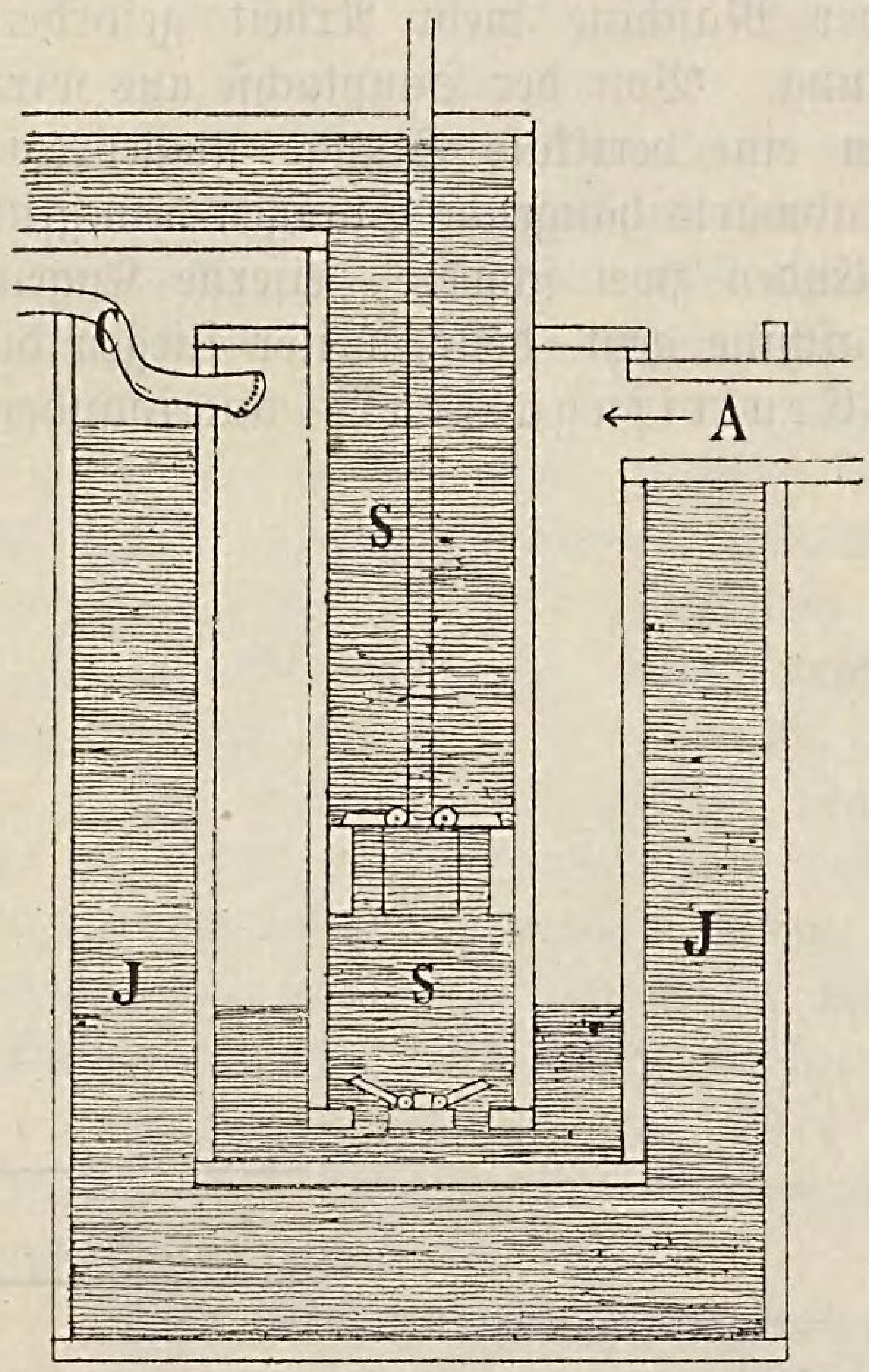


Fig. 101.

densator dasselbe erreicht, wie wenn der Dampf im Cylinder selbst abgekühlt worden wäre.

Zur Kondensation des Dampfes müssen große Mengen Wasser in den Kondensator geleitet werden; dieselben dringen von selbst ein; denn weil im Kondensator der Druck ein geringer ist, so treibt der äußere Luftdruck das Wasser hinein. Um die Abkühlung des Dampfes noch zu beschleunigen, steht der Kondensator in einem geräumigen Gefäß (J) (Cisterne), das man stets mit frischem Wasser versieht.

Um das Wasser aus dem Kondensator zu entfernen, braucht man eine Saugpumpe (S), die an den Kondensator angesetzt ist und auch von den Maschinen selbst getrieben wird. Sie wird Luftpumpe genannt; denn wenn die Maschine in Betrieb gesetzt wird, so sind Kessel und Kondensator teilweise auch noch mit Luft gefüllt; diese muß zunächst weggeschafft werden, indem man die Maschine gehen läßt, aber kein Wasser in den Kondensator leitet; die Luftpumpe entfernt dann die Luft aus dem Kondensator.

72. Die Arten der Dampfmaschinen.

Man unterscheidet hauptsächlich drei Arten von Dampfmaschinen:

1) Die Niederdruckmaschine. Sie benützt einen Dampf von 1—3 Atmosphären und hat Kondensator. Es ist das die eigentliche Watt'sche Maschine. Da der Druck des Dampfes nur gering ist, so muß, um große Arbeit zu erzielen, der Cylinder groß sein, und man benützt wohl auch zwei oder drei Cylinder. Man braucht deshalb viel Dampf und demnach große Kessel. Wegen des niedrigen Dampfdruckes müssen die Kessel keine große Festigkeit haben und dürfen deshalb aus verhältnismäßig dünnem Blech bestehen; dieses leitet die Wärme gut, folglich wird das Brennmaterial gut ausgenützt. Da durch den Kondensator auch der Druck des Abdampfes weggeschafft wird, so ist ihre Wirkung eine gute. Sie werden als stehende Maschinen in Fabriken angewandt, und insbesondere auf den Dampfschiffen. Die mächtigen Seedampfer und die Kriegsschiffe haben Maschinen bis zu 10000 Pferdekräfte, und zwar vorzugsweise Niederdruckmaschinen mit Kondensation.

2) Die Mitteldruckmaschine. Sie benützt einen Dampf von 3—5 Atm.; der Abdampf wird nicht kondensiert, sondern geht in die freie Luft; sie nützt den Dampf nicht gut aus, weshalb sie in der Wirkung geringer ist. Sie werden nur als kleine Maschinen bis zu etwa 10 Pferdekräften konstruiert, zeichnen sich dann durch ihre Einfachheit und Billigkeit aus und werden benutzt im Kleingewerbe, wie Dampfmühle, Dampfsäge, in einer mechanischen Werkstätte, einer Schreinerei, Druckerei u. s. w.; insbesondere auch als transportable Maschinen, sogenannte Lokomobilen bei den Dampfdreschmaschinen. Letztere sind sehr einfach eingerichtet: der Siederöhrenkessel steht auf Rädern; auf ihm ist der

Cylinder mit Kolben, Kolbenstange, Pleuelstange, Hauptachse, Schwungrad und den zwei Excentern angebracht; bei stehenden Maschinen wird auch der eingemauerte Kessel benützt.

Da solche Maschinen meist billig sein sollen und der Kessel keinen großen Raum einnehmen darf, so ist die Feuerungsanlage auch meist recht einfach, und die Hitze des Brennmaterials wird schlecht ausgenützt.

3) Die Hochdruckmaschine; solche sind alle Eisenbahnlokomotiven, deren Erfinder Stephenson ist. Derselbe erfand zunächst den Siederöhrenkessel, der transportabel ist, und brachte den Dampf auf hohen Druck. Der Cylinder, besser die beiden Cylinder sind am Kessel selbst angebracht, und die Kolben- resp. Pleuelstange greift an einer mit dem Rade verbundenen Kurbel an. Die Hochdruckmaschine benützt Dampf von 8—10 Atm.; deshalb darf der Cylinder klein sein; man braucht also nur wenig Dampf und also einen kleinen Kessel, der aber sehr stark sein muß. Wegen der Unmöglichkeit bei fahrenden Maschinen das zur Kondensation nötige Wasser mitzuführen, haben solche Maschinen keinen Kondensator. Auch bei stehenden Maschinen wäre der Kondensator nur von geringem Nutzen; denn wenn etwa bei 9 Atmosphären Dampfdruck nur die eine Atmosphäre Abdampfdruck durch Kondensation weggeschafft werden kann, so ist der Gewinn nur gering und wird fast aufgezehrt durch den Arbeitsverlust, den die Kondensatorpumpe verursacht.

73. Vergleich der Leistung der Dampfmaschinen.

Vergleicht man nun die Wirkung einer Hoch- und Niederdruckmaschine von etwa 8 resp. 2 Atm. und nimmt an, beide haben Kondensator, so möchte es scheinen, als ob die Hochdruckmaschine bedeutend im Vorteil wäre, weil auf den Kolben eine 4mal größere Kraft drückt. Doch ist das nicht der Fall, wie man aus folgender Überlegung ersieht. Wir nehmen an, daß der Betrieb beider Maschinen gleich viel Geld kosten soll, so muß bei beiden gleich viel Brennmaterial verwendet werden, und es gilt da der wichtige Satz: eine gewisse Menge Wasser verbraucht zum Verdampfen gleichviel Wärme, gleichgültig, ob es in Dampf von hohem oder von niedrigem Druck verwandelt wird (Watt). Dieser Satz ist zwar nicht ganz genau richtig (Regnault), aber die Abweichung ist nur so gering, daß sie bei der folgenden Betrachtung vernachlässigt werden kann. In der Tabelle Seite 141 ist unter der Rubrik „Gesamt-Calorien" die Menge Wärme angegeben, welche erforderlich ist, um 1 *kg* Wasser von 0^0 in Dampf von gewissen Spannungen zu verwandeln, also etwa 643,3 Cal. bei 2 Atm. und 658,5 Cal. bei 8 Atm.; der Unterschied beträgt noch nicht $2^1/_2\,^0/_0$. Ich kann also bei gleichem Kohlenverbrauch gleich

Tabelle
über Temperatur, Spannkraft, Dichte und Wärmegehalt des gesättigten Dampfes.

Temperatur C°	Dampfspannung		Volumen von 1 kg Dampf cbm	Gewicht von 1 cbm Dampf kg	Wärme bei Bildung von 1 kg Dampf		
	Atmosphäre	Quecksilberh. m			Freie W. Cal.	Latente W. Cal.	Gesamt Cal.
0°	0,006	0,0046	205,222	0,0049	0	606,50	606,5
17,86	0,020	0,0152	66,145	0,0151	17,86	594,04	611,9
33,30	0,050	0,0360	27,852	0,0359	33,30	583,40	616,7
46,25	0,100	0,0760	14,516	0,0680	46,25	574,35	620,6
53,35	0,143	0,1086	10,392	0,0962	53,35	569,45	622,8
60,40	0,20	0,1518	7,583	0,1319	60,40	564,50	624,9
65,36	0,25	0,190	6,157	0,1624	65,36	560,94	626,3
81,72	0,50	0,380	3,227	0,3098	81,72	549,58	631,3
92,18	0,75	0,570	2,215	0,4514	92,18	542,42	634,6
100	1	0,760	1,696	0,5913	100	537,00	637,0
106,33	1,25	0,95	1,380	0,7243	106,33	532,57	638,9
111,83	1,50	1,14	1,167	0,8567	111,83	528,77	640,6
116,50	1,75	1,33	1,013	0,9875	116,50	525,50	642,0
120,64	2	1,52	0,895	1,1157	120,64	522,66	643,3
127,83	2,50	1,90	0,729	1,3709	127,83	517,57	645,4
133,91	3	2,28	0,617	1,6204	133,91	513,39	647,3
139,29	3,50	2,66	0,535	1,8658	139,29	509,61	648,9
144,00	4	3,04	0,474	2,1083	144	506,40	650,4
148,44	4,50	3,42	0,426	2,3468	148,44	503,26	651,7
152,26	5	3,80	0,387	2,5842	152,26	500,64	652,9
155,94	5,50	4,18	0,355	2,8122	155,94	498,06	654,0
159,25	6	4,56	0,328	3,0508	159,25	495,75	655,0
165,40	7	5,32	0,285	3,5093	165,40	491,50	656,9
170,84	8	6,08	0,252	3,9706	170,84	487,66	658,5
175,77	9	6,84	0,227	4,4077	175,77	484,23	660,0
180,30	10	7,60	0,206	4,8484	180,30	481,20	661,5
184,60	11	8,36	0,189	5,2832	184,60	478,20	662,8
188,54	12	9,12	0,175	5,7142	188,54	475,46	664,0
200	15,36	11,69	0,139	7,3172	200	467,50	667,5
215	20,26	15,80	0,107	9,3690	215	457,10	672,1

viel Wasser in Dampf verwandeln, erhalte somit für die Niederdruckmaschine Dampf von 2 Atm., für die Hochdruckmaschine Dampf von 8 Atm. Da aber, wie früher gesagt, der Dampf seine hohe Spannkraft insbesondere daher hat, daß er dichter ist, also der Dampf von 8 Atmosphären (nahezu) 4mal dichter ist als der von 2 Atm., so ist das Volumen des Dampfes von 8 Atm. nahezu 4mal (3,55mal) kleiner als das des Dampfes von 2 Atm., da es aus derselben Menge Wassers entstanden ist. Auch das ist aus der Tabelle ersichtlich; denn 1 *kg* Dampf hat bei 8 Atm. 0,252 *cbm*, bei 2 Atm. 0,895 *cbm*, ist also 3,55mal

kleiner und dichter, sollte also auch nur 3,55 mal größere Spannung haben; was ihm noch fehlt, ersetzt er durch die höhere Temperatur. Soll nun bei beiden Maschinen der Cylinder gleich lang sein und in derselben Zeit gleich oft, also gleich schnell hin und hergehen, so muß der Querschnitt des Hochdruckcylinders (nahezu) 4 mal kleiner sein als der des Niederdruckcylinders. Dann ist aber der Druck des Dampfes auf die Kolben in beiden Maschinen wieder gleich groß, z. B. 8·100 ist 800 *kg* im Hochdruckcylinder, 2·400 = 800 *kg* im Niederdruckcylinder; die Kraft ist somit dieselbe, und da nun beide Kolben auch in derselben Zeit denselben Weg machen, so ist auch die Arbeit dieselbe. Es sind somit beide Maschinen gleich gut, denn sie liefern für gleiches Geld gleiche Arbeit. Da bei den Niederdruckmaschinen die Kessel das Feuer besser ausnützen und Kondensation angewendet wird, so haben sie in Wirklichkeit einen kleinen Vorzug vor den Hochdruckmaschinen.

74. Expansionsmaschine.

Die Hochdruckmaschinen haben aber noch eine bedeutende Verbesserung erfahren durch Anwendung der Expansion, d. h. durch Verwendung der bedeutenden Expansivkraft der hoch gespannten Dämpfe. Solche Maschinen heißen dann Expansionsmaschinen. Durch eine besondere Art von Steuerung läßt man nämlich nicht den ganzen Cylinder voll Dampf anströmen, sondern sperrt den Dampfzufluß schon ab, wenn ein Teil des Cylinders z. B. ein Viertel voll ist. Dieser nun im Cylinder befindliche Dampf von etwa 8 Atmosphären schiebt den Kolben vermöge seiner Ausdehnungs- oder Expansionskraft bis an's Ende. Dabei verliert er naturgemäß an Spannkraft; denn wenn der Kolben in der Mitte ist, ist die Spannkraft schon auf 4 Atm., und wenn er am Ende ist, bis auf 2 Atm. gesunken.

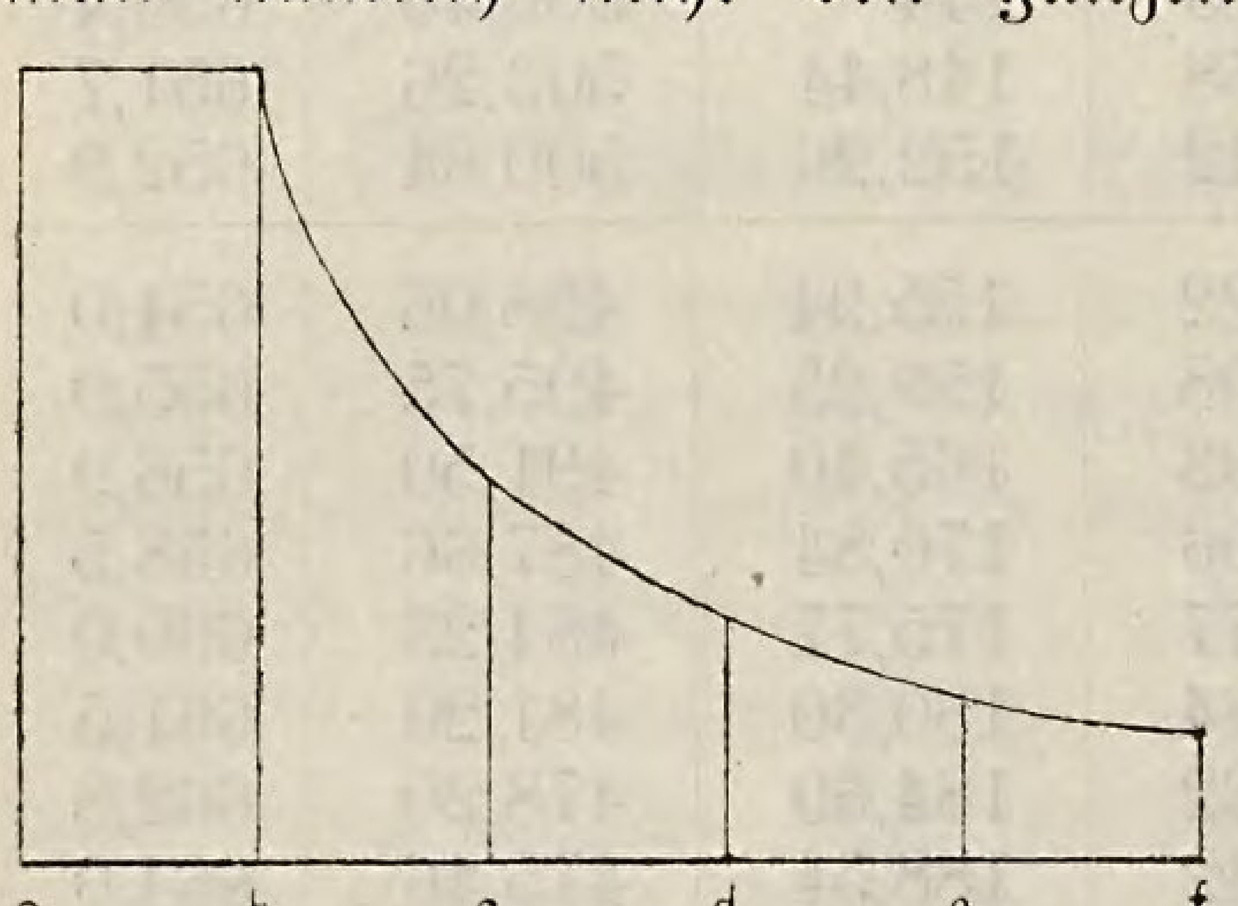


Fig. 102.

In Fig. 102 bedeutet af die Länge des Cylinders, die vertikalen Linien bedeuten die Dampfspannung; während der Strecke ab strömt der Dampf voll ein, hat also die ganze Spannung; von b bis c sinkt er auf die Hälfte, bis d auf $^1/_3$, bis e auf $^1/_4$, bis f auf $^1/_5$ seiner ersten Spannung. Indem man also den stark gespannten Dampf nicht wie bei der gewöhnlichen Hochdruck- (auch Mitteldruck-)maschine in die Luft läßt, sondern ihn veranlaßt, durch seine Expansivkraft noch eine Arbeit zu leisten, erzielt man einen beträchtlichen Gewinn, wie aus folgendem Vergleiche ersichtlich ist.

Man nehme eine Hochdruckmaschine und eine Expansionsmaschine; beide sollen gleich viel Dampf von je 8 Atmosphären erhalten, die Cylinder sollen gleich lang sein und die Kolben sich gleich schnell bewegen. Wird nun in der Expansionsmaschine der Dampf schon beim ersten Viertel des Weges abgesperrt, so darf der Cylinder einen 4mal größeren Querschnitt haben, um dieselbe Dampfmenge zu verbrauchen, folglich drückt auf seinen Kolben eine 4mal größere Kraft als auf den Kolben der Hochdruckmaschine, er leistet also im ersten Viertel seines Weges schon dieselbe Arbeit wie der Hochdruckkolben auf seinem ganzen Wege. Es sei nämlich dieser Weg $= 60\ cm$, die Hochdruckkolbenfläche $= 300\ qcm$, so ist die Arbeit im Hochdruckcylinder $= 8 \cdot 300 \cdot 0{,}6 = 1440\ kgm$; die Arbeit im ersten Viertel der Expansionsmaschine

$$= 8 \cdot 1200 \cdot \frac{0{,}6}{4} = 1440\ kgm.$$

Die ganze Arbeit, die im Expansionscylinder in den folgenden $^3/_4$ seiner Länge geleistet wird, ist also reiner Gewinn, und dieser ist so groß, daß die Leistung der Expansionsmaschine bei demselben Dampf- (Geld-) verbrauch 2 sogar 3mal größer ist als der der einfachen Hochdruckmaschine. Es werden demnach die meisten, insbesondere die größeren Maschinen als Expansionsmaschinen konstruiert. Auch bei Niederdruckmaschinen wendet man mit großem Vorteil Expansion an, indem man etwa den Dampf von 3 Atm. blos bis auf $^1/_3$ einströmen und dann expandieren läßt; dadurch sinkt seine Spannkraft auf 1 Atmosphäre und so kommt er in den Kondensator. Auch bei Hochdruckexpansionsmaschinen wendet man neben Expansion auch noch Kondensation an; solche Maschinen heißen Compoundmaschinen. Sie haben 2 Cylinder: der erste, kleinere wirkt als Expansionsmaschine, der Abdampf dieses Cylinders, der also nur mehr eine geringe Spannkraft hat (2—4 Atm.) wird entweder direkt oder indem er durch einen größeren Behälter (Receiver, daher Receivermaschine) geht, in den größeren Niederdruckcylinder geleitet, wo er nochmals expandiert wird und dann als Abdampf kondensiert wird. Solche Maschinen verbinden die Vorteile des hohen Druckes, der Expansion und der Kondensation und sind deshalb die besten. Die ersten derartigen Maschinen mit 2 Cylindern wurden von Woolf konstruiert, und daher auch Woolf'sche Maschinen genannt. Statt zweier Cylinder verwendet man auch 3, sogar 4, welche der Dampf der Reihe nach durchströmt, und in deren jedem er einen Teil seiner Spannkraft durch Expansion abgibt. Diese Maschinen mit mehrfacher (geteilter) Expansion sind jetzt die besten.

75. Die Gaskraftmaschine.

Anstatt der Mitteldruckmaschinen wendet man, wenn Gas vorhanden ist, auch Gaskraftmaschinen, Gasmotoren, an, die

auf folgende Weise wirken: Sie bestehen aus Cylinder, Kolben, Kolbenstange, Pleuelstange, Krummzapfen und Schwungrad, werden aber nicht durch Dampf, sondern durch Gas gespeist, und haben eine etwas komplizierte Steuerung, durch welche folgende Vorgänge ermöglicht werden. Der Kolben geht vorwärts, dabei strömt gewöhnliches Leuchtgas und Luft in den Cylinder; der Kolben geht zurück und preßt dies Gasgemisch in eine am Cylinderende angebrachte Ausbuchtung, Vorkammer. In dem Moment, in welchem nun der Kolben wieder umkehrt, öffnet sich auf kurze Zeit eine kleine Röhre an der Vorkammer, so daß das Gasgemisch sich an einer vor dieser Röhre brennenden Gasflamme entzündet. Das Gasgemisch explodiert, indem das Leuchtgas in der beigemischten Luft rasch verbrennt; durch die dabei entstehende große Wärme bekommen die entstandenen Gase eine große Expansivkraft und treiben durch dieselbe den Kolben vorwärts. Der Kolben geht zurück und treibt die Verbrennungsgase aus dem Cylinder. Nun beginnt derselbe Vorgang wieder, indem der Kolben vorwärts geht und der Cylinder sich mit Gas und Luft füllt u. s. w. Unter 4 Kolbengängen ist demnach nur ein einziger, bei dem auf den Kolben eine Kraft wirkt, nämlich wenn die Kraft des explodierten Gasgemisches den Kolben vorwärts treibt. Die Maschine hat also nicht bloß tote Punkte, sondern immer je 3 tote Gänge zu überwinden; ein verhältnismäßig mächtiges Schwungrad hilft aber über dieselben weg; man konstruiert wohl auch die Maschinen der Art, daß auch auf der andern Seite des Kolbens Gasgemisch einströmt und Gasexplosion stattfindet; dadurch wird die Maschine gleichsam doppelwirkend, hat aber doch nach je zwei arbeitenden zwei tote Gänge. Soll die Maschine in Betrieb gesetzt werden, so muß ein Arbeiter das Schwungrad so lange herumdrehen, bis die erste Explosion erfolgt ist.

Diese Gasmotoren haben große Vorteile, sie brauchen keinen Dampfkessel, also keinen Heizer, sind klein und können überall leicht aufgestellt werden; sie können jederzeit in Betrieb gesetzt werden, während bei den Dampfmaschinen zuerst der Kessel lange Zeit geheizt werden muß, und, wenn die Arbeit geschehen ist, der im Kessel vorhandene Wärmevorrat nutzlos verschwindet. Sie sind auch im andauernden Betriebe nicht teurer als die Dampfmaschinen; bei unterbrochenem Betriebe, wie er in kleineren Werkstätten, Druckereien u. s. w. vorkommt, sind sie sogar wesentlich billiger; sie erfordern fast keine Beaufsichtigung und nur wenig Arbeit zur Reinigung und Instandhaltung; die Bedienung derselben ist leicht erlernt. Sie werden jetzt vielfach verwendet aber nur mit geringer Arbeitskraft, etwa bis 12 Pferdekräfte, und sind für kleinere Betriebe insbesondere unterbrochenen oder täglich nur kurz dauernden Betrieb sehr gut verwendbar.

Bei der Petroleummaschine wird das Leuchtgas ersetzt durch Petroleum, welches beim Einspritzen in den heißen Cylinder sofort verdampft.*)

76. Feuchtigkeit der Luft.

Die gewöhnliche Luft enthält stets eine gewisse Menge Wasserdampf. Derselbe gelangt in die Luft durch Verdunsten von Wasser, das mit der Luft in Berührung ist. Man sieht, daß das Wasser einer Pfütze, der feuchten Wäsche, des nassen Erdbodens verschwindet; dasselbe verdampft und die Wasserdämpfe mischen sich mit der Luft. Beim Kochen entwickeln sich Dämpfe auch im Innern der Flüssigkeit, und zwar hauptsächlich an der Stelle, welcher die Wärme zugeführt wird, also am Boden; beim Verdunsten bildet sich der Dampf bloß an der Oberfläche des Wassers. Das Verdunsten findet bei jeder Temperatur statt; auch Eis verdunstet, sogar noch bei vielen Graden unter 0.

Die Menge des in der Luft enthaltenen Wasserdampfes mißt man entweder nach der Anzahl von Gramm Wasser, die in 1 *cbm* Luft dampfförmig enthalten sind, oder nach dem Drucke, den der in der Luft vorhandene Wasserdampf ausüben kann, ausgedrückt in *mm* Quecksilberhöhe; z. B. der Dunstdruck beträgt 6,8 *mm* d. h. der Druck des in der Luft enthaltenen Wasserdampfes beträgt 6,8 *mm* Quecksilberhöhe. Man fand nämlich (Dalton), daß die Expansivkraft der feuchten Luft gleich ist der der trockenen plus der des Wasserdampfes.

Die Luft kann bei einer gewissen Temperatur nur eine gewisse Menge Wasserdampf aufnehmen, bei hoher Temperatur mehr, bei niedriger weniger; es gilt der Satz: Luft kann bei einer jeden Temperatur gerade so viel Wasserdampf aufnehmen, als in demselben Raume, wenn er luftleer wäre, bei dieser Temperatur Wasserdampf sein könnte; so beträgt die Spannkraft des Wasserdampfes bei 20° 17,39 *mm*; also kann Luft von 20° so viel Dampf aufnehmen, daß sein Druck 17,39 *mm* beträgt.

Diese Menge Wasserdampf, welche die Luft bei einer gewissen Temperatur aufnehmen kann, nennt man die Feuchtigkeitscapacität. Sie ist bei niedriger Temperatur gering, bei hoher Temperatur größer (siehe Spannungstabelle des Wasserdampfes). Wenn die Luft so viel Feuchtigkeit enthält, als sie vermöge ihrer Temperatur aufnehmen kann, so nennt man sie absolut feucht oder gesättigt. Meistens hat sie weniger, ist also nicht gesättigt. Die Menge Feuchtigkeit, welche die Luft wirklich hat, nennt man die

*) Die Leistung sämtlicher Maschinen (Dampf-, Wasser-, Gaskraftmaschinen, Windmühlen 2c.) wird auf 46 Millionen Pferdekräfte veranschlagt, die der Dampfmaschinen in Deutschland auf $4^1/_2$, Österreich $1^1/_2$, Frankreich 3, England 7, Vereinigte Staaten $7^1/_2$ Millionen Pferdekräfte.

absolute Feuchtigkeit, und mißt sie auch, wie schon erwähnt, durch ihren Druck in *mm*. Wenn man also sagt, daß die absolute Feuchtigkeit der Luft 11,63 *mm* beträgt, so heißt das, der in der Luft wirklich vorhandene Wasserdampf hat eine Spannkraft von 11,63 *mm* Quecksilberhöhe. Das Verhältnis der absoluten Feuchtigkeit zur Feuchtigkeitscapacität nennt man die relative Feuchtigkeit, und drückt sie aus in Prozenten der Capacität. Wenn z. B. die Luft 20° hat, also 17,39 *mm* enthalten könnte, aber bloß 11,63 *mm* enthält, so enthält sie $\frac{11{,}63 \cdot 100}{17{,}39} = 67\%$. Bei einer relativen Feuchtigkeit zwischen 0 und 40% nennt man die Luft trocken, von 40—70% normal, von 70—100% feucht.

77. Hygrometer und Psychrometer.

Apparate, durch welche man den Feuchtigkeitsgehalt der Luft messen kann, nennt man Hygrometer, deren es mehrere Arten gibt.

Das Hygrometer von August wird Psychrometer (Naßkältemesser) genannt. Es besteht aus zwei Thermometern, die an einem Gestelle neben einander angebracht sind; das eine mißt die Temperatur der Luft und heißt das trockene Thermometer; die Kugel des anderen, des feuchten, ist mit dünnem Zeuge umwickelt, das mit Wasser befeuchtet wird, am besten dadurch, daß man es an einen dicken Baumwollfaden anbindet und diesen in ein untergestelltes Schälchen destillierten Wassers hängen läßt, wodurch sich das Zeug stets feucht hält. Man findet, daß das feuchte Thermometer meist tiefer steht als das trockene; denn das Wasser an der Kugel des feuchten Thermometers verdunstet, verbraucht dabei Wärme (latente Wärme des Wasserdampfes), und wird deshalb kälter, so daß das feuchte Thermometer tiefer steht als das trockene; dieser Unterschied beträgt um so mehr, je relativ trockener die Luft ist, weil in trockener Luft das Wasser rascher verdampft als in feuchter. Aus Tabellen kann man dann die zu den Angaben des trockenen und feuchten Thermometers gehörige absolute und relative Feuchtigkeit ablesen. Die Angaben dieses Psychrometers sind sehr zuverlässig.

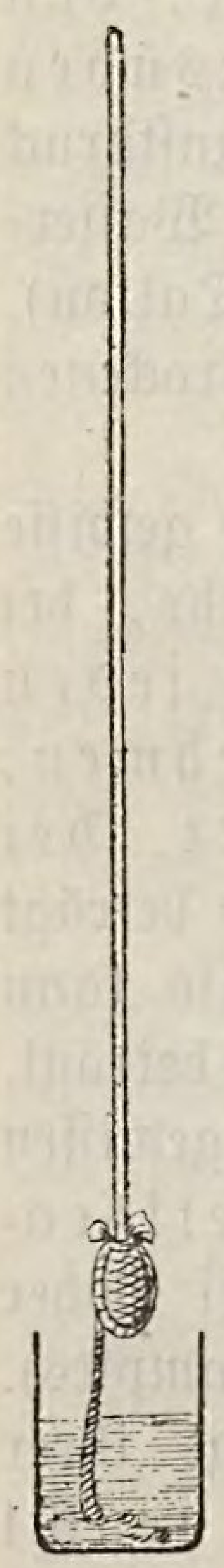


Fig. 103.

Das Daniell'sche Hygrometer. Es dient zur Bestimmung des Taupunktes, d. h. derjenigen Temperatur, bei der die Luft mit der eben in ihr enthaltenen Feuchtigkeit gesättigt ist. Die Kugel eines Thermometers befindet sich in einem kleinen Gefäße, dessen Wände aus poliertem Silberblech bestehen. Das Gefäß setzt sich oben in eine Glasröhre fort, die seitwärts führt und in einer Glaskugel endigt. Im Gefäße befindet sich etwas Äther; Röhre

und Kugel sind durch Auskochen luftleer gemacht und dann zugeschmolzen, also bloß mit Ätherdämpfen gefüllt, und die Kugel ist mit Zeug umwickelt. Tröpfelt man auf dieses Zeug etwas Äther, so geschieht ähnliches wie beim Ätherdampfbarometer. Der Äther verdampft rasch, verbraucht Wärme, kühlt also auch den Ätherdampf in der Kugel ab; dieser kondensiert sich und bekommt eine geringere Spannkraft; deshalb strömt aus dem Silbergefäß Ätherdampf in die Kugel; dadurch verringert sich der Ätherdampfdruck im Gefäße, und der Äther kocht deshalb; dabei verbraucht er aber selbst Wärme, wird immer kälter, und kühlt so die Silberwand ab. Die Luft in der Nähe der Silberwand wird deshalb auch kalt, und bald so kalt, daß sie mit der in ihr enthaltenen Feuchtigkeit gesättigt ist; bei der geringsten weiteren Abkühlung scheidet sie Wasserdampf aus; dieser schlägt sich in Form von feinen Tautröpfchen an die Silberwand nieder, trübt dadurch deren Glanz und macht sich so bemerklich. Sobald man diese Trübung wahrnimmt, liest man den Stand des im Gefäße steckenden Thermometers ab und findet so den Taupunkt. An einem daneben befindlichen Thermometer liest man die Lufttemperatur ab. Aus Tabellen findet man dann die zugehörige absolute und relative Feuchtigkeit. Je (relativ) trockener die Luft ist, desto weiter ist der Taupunkt von der Lufttemperatur entfernt. Die Angaben dieses Apparates sind sehr zuverlässig. Beide Apparate können bei genauen und richtigen Feuchtigkeitsbestimmungen nicht entbehrt werden, da sie aber für den gewöhnlichen Gebrauch zu umständlich sind, so bemühte man sich schon lange, auch einfache Hygrometer herzustellen, an denen wenigstens die relative Feuchtigkeit leicht abgelesen werden kann.

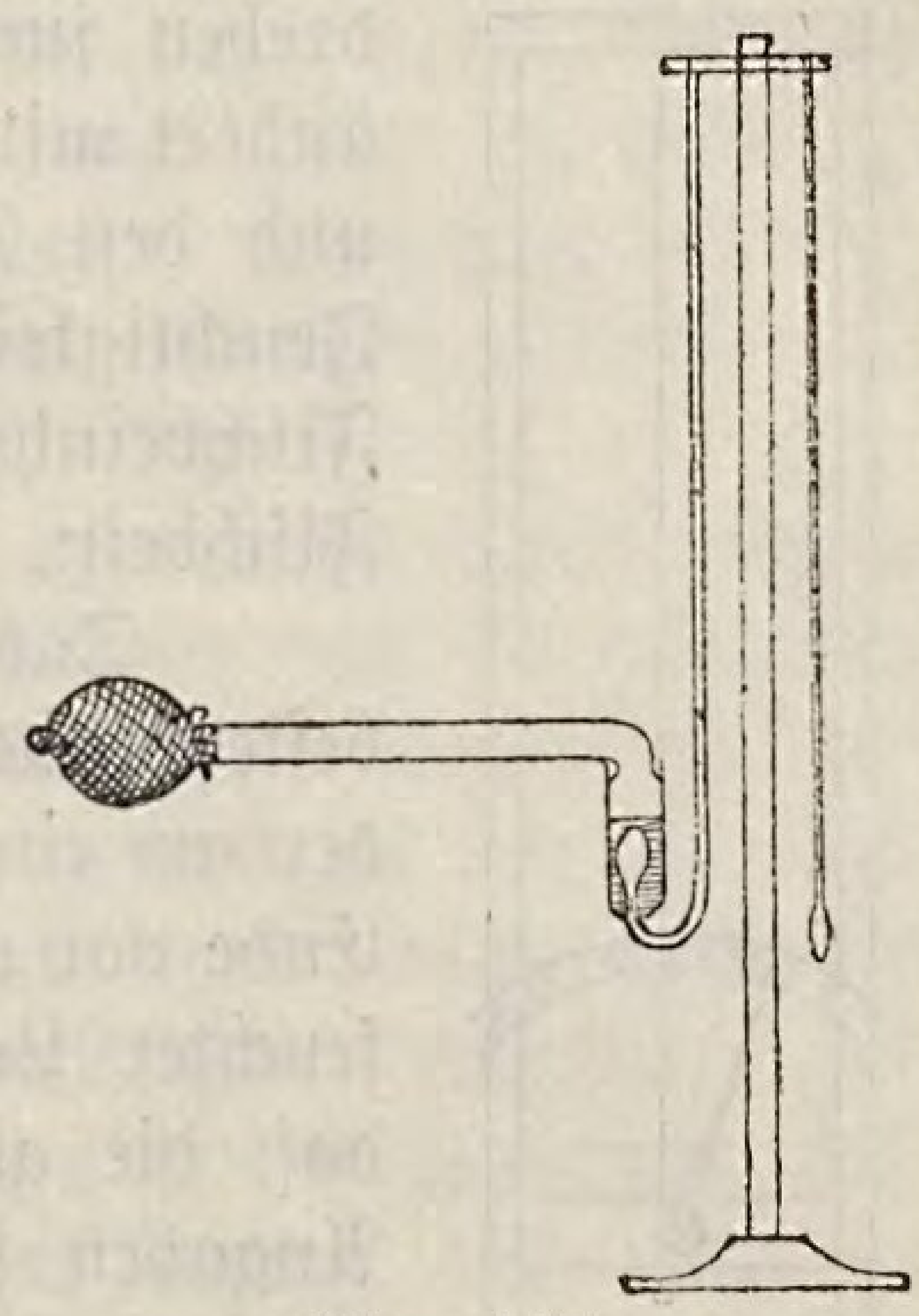


Fig. 104.

Hygroskopische Substanzen nennt man solche, welche die Eigenschaft haben, den in der Luft enthaltenen Wasserdampf aufzunehmen und in Wasser zu verwandeln. Es gibt manche Stoffe, wie konzentrierte Schwefelsäure, ausgeglühte Potasche, Chlorcalcium u. s. w., welche mit großer Begierde den Wasserdampf der Luft aufnehmen, so daß man sie dazu verwenden kann, die Luft zu trocknen; sie geben erst bei hoher Temperatur das aufgenommene Wasser wieder her. Manche Körper, die aus getrocknetem, tierischen oder pflanzlichen Zellgewebe bestehen, wie Holz, Stroh, Haar, Fischbein, Darmsaiten, Wolle u. s. w. haben auch die Fähigkeit, Wasserdampf aus der Luft aufzunehmen; sie nehmen jedoch nur eine Menge auf, die der relativen Feuchtigkeit der sie umgebenden Luft proportional

ist, geben auch bei gewöhnlicher Temperatur, wenn sie in trockenere Luft kommen, einen entsprechenden Teil ihres Wasser wieder her, und nehmen in feuchter Luft wieder einen entsprechenden Teil auf. Dabei erleiden diese Körper eine Formveränderung, Holz quillt auf und wird größer, das Haar wird länger, ebenso Fischbein, und die Darmseite dreht sich auf. Darauf beruht die Verwendung dieser Körper zu Hygrometern.

Ein solches ist das Haarhygrometer. Ein entfettetes Haar ist oben festgemacht, unten um einen drehbaren Stift gewickelt, der einen Zeiger trägt; durch ein kleines Gewicht, das den Stift zu drehen sucht, wird das Haar gespannt erhalten. Es ändert mit der Feuchtigkeit seine Länge, dreht den Stift und den Zeiger, der dann auf einer Skala die relative Feuchtigkeit in Prozenten angibt. Ähnlich ist beim Fischbeinhygrometer an Stelle des Haares ein Streifen Fischbein, quer zur Faser geschnitten, angebracht.

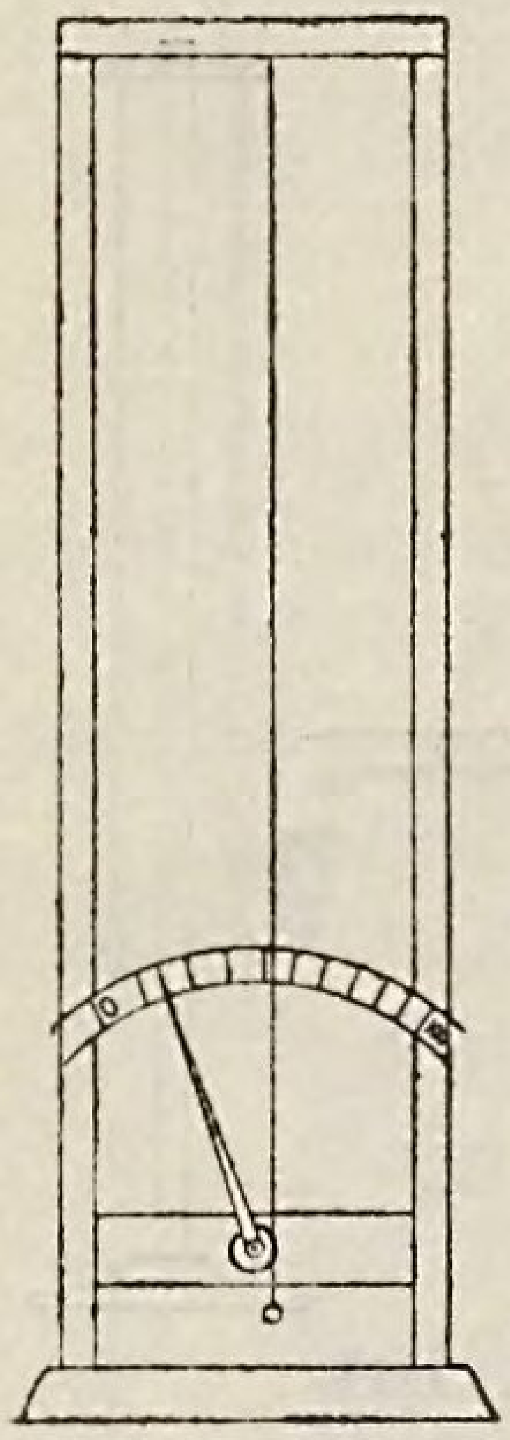


Fig. 105.

Das Wolpert'sche Strohhalmhygrometer besteht aus einem schmalen Streifen eines Strohhalms, der am einen Ende festgeklemmt ist und mit dem andern Ende vor einer Skala spielt; der Strohhalm ist in ganz feuchter Luft gerade, krümmt sich in trockener Luft so, daß die glänzende Seite desselben außen ist. Seine Angaben sind sehr zuverlässig, und es ist wegen seiner Einfachheit für den gewöhnlichen Gebrauch sehr gut verwendbar.

Solche Hygrometer benützt man in Fabriken, Krankenzimmern, Schul- und Wohnräumen, um die Feuchtigkeit der Luft zu messen; Luft zwischen 40 und 70 % ist nämlich für den Menschen am zuträglichsten, feuchtere Luft erscheint schwül und dumpf, trockene greift die Lunge zu stark an. Da die kalte Luft an sich nur wenig Feuchtigkeit aufnehmen kann, bei 0^0 4,6 *mm*, so wird sie, wenn sie im Winter in das Zimmer kommt und dort erwärmt wird, relativ sehr trocken, weshalb man oft durch aufgestellte Verdampfschalen der Zimmerluft Feuchtigkeit zuführen muß.

78. Meteorologische Erscheinungen der Luftfeuchtigkeit.

Aus dem Feuchtigkeitsgehalt der Luft erklären sich viele Erscheinungen in der Witterung. Zunächst die Wolkenbildung. Zu ihrer Erklärung bedarf man folgenden Gesetzes: Wenn man Luft zusammendrückt, so wird sie dadurch allein schon wärmer, und umgekehrt, wenn man sie ausdehnt, so wird sie dadurch allein schon kälter, und zwar ist der Betrag dieser Temperaturänderung ein sehr beträchtlicher. Das pneumatische Feuerzeug. Es besteht aus einer Metallbüchse, in die ein Stempel luftdicht paßt; an dessen unterer

Fläche befestigt man ein Stückchen Feuerschwamm und stößt den Stempel rasch und stark in die Büchse, wodurch sich die Luft so stark erhitzt, daß sie den Feuerschwamm entzündet, so daß bei raschem Herausziehen des Stempels der Feuerschwamm noch glimmt.

Die Wolkenbildung geschieht meistens in folgender Weise: feuchte Luft steigt aus irgend einer Ursache in die Höhe, dehnt sich aus, und wird dadurch kälter; deshalb wird ihre relative Feuchtigkeit größer, sie kommt bald an den Taupunkt, und wenn die Luft sich noch weiter ausdehnt, also noch weiter abkühlt, so kann sie nicht mehr alle Feuchtigkeit bei sich behalten und scheidet dann Wasser in Form von kleinen Tröpfchen oder Bläschen aus; diese erscheinen uns als Wolke. Wenn solche Luft wieder tiefer sinkt, so wird sie wieder zusammengedrückt, wird dadurch wärmer, kann also die ausgeschiedenen Wasserteilchen wieder verdampfen und als Dampf aufnehmen.

An einem lehrreichen Versuche kann man dies sehen. Man nimmt einen Glasballon, schwankt ihn mit Wasser aus, so daß seine Wände naß, die Luft in ihm also feucht ist, und verschließt ihn mit einem Kork, durch den eine Glasröhre gesteckt ist (bringt auch etwas Zigarrenrauch in die Flasche). Bläst man nun durch die Röhre Luft in den Ballon, so wird sie verdichtet, wärmer, und nimmt noch mehr Feuchtigkeit auf; läßt man die eingeblasene Luft wieder ausströmen, so dehnt sich die Luft im Ballon aus, und es scheidet sich Nebel aus, der die Luft trübt; wenn man wieder Luft einbläst, verschwindet die Trübung vollständig u. s. f.

Wenn die Luft vom Meere her, wo sie viel Feuchtigkeit aufnehmen konnte, gegen das Land weht, so muß sie sich erheben, um so mehr, je höher das Land ist; daher tritt Abkühlung, Wolkenbildung und in Folge dessen Regen ein; deshalb regnet es in Gebirgen viel mehr als im Flachlande. Die Alpen kondensieren fast allen Wasserdampf der über sie hinstreichenden Luft; besonders regnerisch ist deshalb auch die steil ansteigende Küste Norwegens, das isoliert stehende Harzgebirge, ebenso Rhön, Eifel, Fichtelgebirge, Spessart. Überhaupt sind die Regenmengen in allen deutschen Mittelgebirgen viel größer als in den Thälern; denn wenn die Luft wieder ins Thal herabsteigt, wird sie zusammengedrückt und deshalb wärmer; sie löst dann einen Teil der Wolken, oft die ganzen Wolken auf, so daß im Thale weniger Regen, mehr Sonnenschein und schon wegen der Zusammendrückung der Luft mehr Wärme ist. Deshalb gedeiht in diesen Thälern Wein, während auf den Höhen oft nur Hafer und Kartoffeln fortkommen, und auch diese häufig durch Regen verdorben werden.

Daß es auf hohen Bergen kälter ist, als im Thale, erklärt sich einerseits daraus, daß die Wärme des Bodens leichter in den Himmelsraum ausstrahlen kann, da die darüberliegende Luftschichte

dünner ist, insbesondere aber auch daraus, daß, wenn Luft vom benachbarten warmen Tiefland über das Gebirge weht, sie sich durch die Ausdehnung abkühlt, um so mehr, je höher sie steigt, also kalt auf der Höhe des Berges ankommt. Beim Herabsteigen wird sie durch das Zusammenpressen wieder wärmer. Trockene Luft nimmt bei je 100 *m* Höhe um 1° C ab, feuchte langsamer, z. B. im Winter, wo sie oft relativ sehr feucht ist, erst bei 270 *m* um 1°. Wenn demnach Luft von Italien her 20° warm ist und über die Alpen etwa nach der Schweiz geht, so hat sie auf der Kammhöhe etwa nur 0°, auf den Bergspitzen aber tief unter 0°. Steigt sie in die Schweiz herunter, so hat sie etwa 15°, weil ja die Schweiz höher liegt als Italien.

Dies würde der Fall sein, wenn die Luft trocken ist; ist sie aber wie gewöhnlich feucht, so scheidet sie auf den Bergen Wasser aus, das massenhaft in Form von Regen oder Schnee auf die Berge fällt. Luft von 20° und 86% scheidet bei 3700 *m* 6,6 Gramm Wasserdampf aus jedem *cbm* als flüssiges Wasser aus. Durch die Kondensation des Wasserdampfes wird aber Wärme frei, die latente Wärme des Wasserdampfes; diese kommt der Luft zu gute, so daß sie sich etwas erwärmt, also schon auf den Bergen nicht so kalt ist, als sie in folge der Höhe hätte sein sollen, also auf der Kammhöhe etwa 6° anstatt 0°, auf den Bergspitzen etwa — 5° statt —12°. Steigt die Luft nun in die Thäler herab, so erwärmt sie sich anstatt bloß auf 15° auf 30°, und da sie zudem ihre Feuchtigkeit größtenteils verloren hat, so erscheint sie trocken (30%).

Man übersieht diese Verhältnisse aus folgender Tabelle:*)

	Italien,	Kammhöhe (2500 *m*),	Schweiz.
Luftdruck	760 *mm*	564,3 *mm*	755,2 *mm*
Temperatur	20°	5,9°	30,5°
Dunstdruck	15,0 *mm*	7,0 *mm*	9,4 *mm*
Relative Feucht.	86%	100%	29%

Ähnliche Verhältnisse trifft man in den Ländern, welche im Bereiche eines herrschenden Windes, etwa des Passatwindes liegen; trifft dieser auf eine Gebirgskette, so verliert er beim Überschreiten derselben seine Feuchtigkeit und erscheint auf der Westseite des Gebirges als sehr trockene Luft. Deshalb findet man z. B. an der Westküste von Südamerika, Südafrika, sowie in dem großen Gebiete von Australien, das westlich von seinem an der Ostküste gelegenen Küstengebirge liegt, regenarme, trockene Gegenden: die Guanoinseln, Lüderitzland und die australische Wüste.

Die großen Haufenwolken (cumulus), die sich besonders hoch bei Gewittern bilden, entstehen auf folgende Weise. Wenn durch irgend welche Ursache ein Landstrich stärker erwärmt ist als

---

*) Aus „Mohn, Grundzüge der Meteorologie“.

die umliegenden Landstriche, so steigt die auf ihm liegende Luftmasse in die Höhe, indem von allen Seiten die etwas kältere Luft hinzuströmt. Dies Aufsteigen würde sehr bald ein Ende nehmen, (bei 3—400 *m*), weil durch die dadurch bedingte Ausdehnung die Luft sich abkühlt. Wenn aber die aufwärts treibende Kraft nur so weit reicht, daß die Temperatur der Luft den Taupunkt erreicht, so tritt etwas Neues hinzu, was das weitere Aufsteigen befördert. Ist nämlich die Luft etwas über diese Höhe gedrückt worden, so ist sie mit der in ihr enthaltenen Feuchtigkeit gesättigt, und scheidet sogar etwas Wasser in Form von Nebel aus; dadurch wird aber die latente Wärme des Wasserdampfes frei und kommt der Luft zu gute; sie ist deshalb bei dieser Höhe nicht so kalt, als sie infolge der Höhe sein sollte und als die umliegende (gleich hoch liegende) Luft ist, sondern etwas wärmer, also auch etwas leichter; sie fährt deshalb fort, in die Höhe zu steigen; dabei kühlt sie sich aber immer mehr ab und scheidet immer mehr Wasserdampf aus; dessen latente Wärme kommt wieder der Luft zu gute, so daß sie wieder wärmer ist, als sie infolge der Höhe sein sollte; so geht es fort, die Luft steigt immer höher und scheidet immer mehr Wasserdampf aus. Wenn sie aber schon sehr hoch gestiegen ist, und viel, fast allen Wasserdampf ausgeschieden hat, so kann sie beim weiteren Steigen nur mehr wenig Wasserdampf ausscheiden; die frei werdende latente Wärme genügt nicht mehr, um den durch das Aufsteigen verursachten starken Kälteverlust zu ersetzen, die Luft wird deshalb so kalt, als sie infolge der Höhe sein muß, ist noch dazu beschwert mit dem Gewichte der ausgeschiedenen Wassertropfen und hört deshalb in einer gewissen Höhe auf, noch weiter zu steigen.

Eine solche Wolke bietet von der Ferne gesehen folgenden Anblick: unten ist sie scharf abgeschnitten in einer Höhe, in welcher der Taupunkt liegt (Nebelgrenze, bei Gewittern in 1400 *m* Höhe). Diese Höhe liegt um so tiefer, je (relativ) feuchter die Luft ist. Nach oben zeigt sich die Wolke geballt, aufgetrieben, mit abgerundeten, scharf gezeichneten Rändern. Man sieht daran, daß die Wolke nicht etwa durch Vermischen zweier Luftmassen entstanden ist, sondern durch Aufsteigen der unteren Luft unter gleichzeitiger Ausscheidung von Wasser (Gipfel der Gewitterwolken in 3000 *m* Höhe).

Je feuchter die aufsteigende Luft ist, zu um so größerer Höhe kann sie steigen; deshalb sehen wir besonders an heißen und schwülen Tagen sehr hohe derartige Wolken entstehen. Diese Wolken bilden sich oft sehr rasch, in einer oder einigen Stunden, und da die Luft dabei zu sehr bedeutender Höhe aufsteigt, demnach fast alle Feuchtigkeit ausscheidet, so ist in einer solchen Wolke eine ungemein große Menge Wasser enthalten, das dann in Form von oft sehr starken Regengüssen herabfällt.

Auch bei den barometrischen Depressionen liegt die den Wind

hervorbringende und die Depression erhaltende Kraft in der frei werdenden latenten Wärme; denn die gegen die Mitte der Depression strömende Luft steigt zugleich in die Höhe, scheidet ihren Wasserdampf aus, wird dadurch wärmer, als sie infolge der Höhe sein sollte, und fließt oben nach allen Richtungen ab. Es ist also um die Mitte des Minimums eine Säule aufsteigender Luft, die wärmer ist als die umliegende Luft und infolge dessen in die Höhe steigt, getrieben durch die untere nachdrängende Luft. So lange die unten nachkommende Luft selbst feucht ist, bleibt die auftreibende Kraft und damit die Depression erhalten, sobald sie aber weniger feucht ist, verliert sie an frei werdender Wärme, die Depression kann sich nicht mehr erhalten und füllt sich aus; das ist meist der Fall, wenn die Depression in das Innere eines Kontinentes eindringt.

Nebel entsteht, wenn feuchte Luft sich unter den Taupunkt abkühlt und infolge dessen Wasser ausscheidet. Er entsteht häufig auf dem Meere, wenn die Luft am Tage sich erwärmt und mit Feuchtigkeit gesättigt hat und sich nachts abkühlt, ebenso zu Lande, insbesondere in wasserreichen Thälern im Frühjahre und Herbste, wenn auf einen warmen, windstillen Tag eine helle Nacht kommt, in der sich die Luft rasch abkühlt. Ebenso entstehen starke Nebel, wenn warme Luft, die sich auf dem Meere mit Feuchtigkeit gesättigt hat, über einen kalten Meeresteil, eine Meeresströmung mit kaltem Wasser, oder über ein kälteres Land streicht, daher kommen die häufigen Nebel auf Newfoundland, wenn die Luft vom warmen Golfstrom über die kalte Meeresströmung bei Newfoundland kommt, und die häufigen, dichten Nebel in London, die besonders deshalb so dicht sind, weil die Rauchteilchen die Nebelbildung begünstigen, da sich an diesen Rauchteilchen das Wasser leichter ausscheidet, demnach die Nebeltröpfchen kleiner und zahlreicher sind.

79. Kondensation der Gase.

Wenn ein Dampf eine Dichtigkeit und also auch eine Spannkraft hat, die seiner Temperatur entspricht, so nennt man ihn gesättigt, er kann bei dieser Temperatur nicht mehr Wasser (oder überhaupt Flüssigkeit) aufnehmen; wenn man seine Temperatur erhöht, kann er wieder Wasser aufnehmen; wenn man ihn abkühlt, muß er Wasser ausscheiden. Überhitzter Dampf ist solcher Dampf, dessen Dichte u. Spannkraft kleiner ist, als sie vermöge der Temperatur sein sollten; man erhält ihn am einfachsten, wenn man im verschlossenen Gefäße gesättigten Wasserdampf etwa von 100° aber sonst kein Wasser mehr hat, und ihn noch weiter erwärmt, etwa auf 200°; dabei steigt seine Dichtigkeit gar nicht, seine Spannkraft nur wenig wegen der Erwärmung, wie ja auch Luft eine größere Spannkraft durch Erwärmung erhält; sie steigt etwa auf $1\frac{1}{3}$ Atm., während sie bei 200° 15 Atm. betragen sollte. Der Dampf ist überhitzt. Durch Abkühlung wird er wieder gesättigt.

Die gewöhnlichen Gase sind auch anzusehen als überhitzte Dämpfe; denn wenn man etwa Kohlensäure sehr tief abkühlt, so wird sie flüssig; noch besser, wenn man sie zusammenpreßt und zugleich abkühlt, also einerseits die Dichtigkeit größer, andererseits die Temperatur niedriger macht, so wird sie flüssig. Wenn man so durch eine Compressionspumpe immer mehr Kohlensäure in ein starkes eisernes Gefäß preßt, das durch herumgelegtes Eis auf 0^0 erhalten wird, so wächst zunächst nach dem Mariotte'schen Gesetz die Spannkraft der Kohlensäure bis 40 Atmosphären, dann aber steigt die Spannkraft nicht mehr; der Raum kann bei 0^0 nicht mehr Kohlensäure luftförmig enthalten, sondern wenn man noch mehr Kohlensäure hineinpumpt, so verwandelt sich stets ebensoviel Kohlensäure in eine Flüssigkeit. Dabei schmilzt viel Eis ab infolge der Wärme, die durch die Compression auf ein 40 mal kleineres Volumen erscheint, und der latenten Wärme, die beim Flüssigwerden frei wird. Kohlensäure von 0^0 und 1 Atm. ist also nicht gesättigt; sie ist anzusehen als der überhitzte Dampf einer Flüssigkeit. Ebenso lassen sich viele Gase flüssig machen, z. B. schwefelige Säure, Ammoniak, Schwefelwasserstoff, Kohlensäure, Stickoxyd u. s. w. Solche Gase nennt man coercible Gase. Manche Gase haben sich aber trotz der beträchtlichsten Compression und starker Abkühlung nicht flüssig machen lassen; man nannte sie deshalb incoercibel oder permanent; solche sind: Sauerstoff, Stickstoff, Wasserstoff, Leuchtgas. In neuester Zeit hat man auch sie flüssig gemacht.

Wenn man flüssige Kohlensäure bei einer feinen Öffnung ausströmen läßt, so verwandelt sie sich, da sie nach dem Ausströmen nur mehr unter dem Drucke von einer Atm. steht, sofort wieder in luftförmige; aber bei diesem Verdampfen verbraucht sie so viel Wärme, daß die noch weiter herausspritzende in dem erzeugten kalten Raume sogar gefriert und wie Schnee zu Boden fällt. In einem Gefäße gesammelt zeigt diese gefrorene Kohlensäure eine Kälte von etwa -79^0 und mit Äther gemischt von -100^0 (ca.). Hineingegossenes Quecksilber gefriert und wird fest wie Silber.

80. Mechanische Gastheorie.

Man hat, um sich die verschiedenen Eigenschaften der luftförmigen Körper zu erklären, folgende Annahme (Hypothese) über den luftförmigen Aggregatszustand gemacht. Die Moleküle der festen und flüssigen Körper liegen verhältnismäßig ruhig neben einander; zwar machen sie schwingende, hin- und hergehende Bewegungen um den Punkt, an dem sie sich in Ruhe befinden sollen; aber sie machen keine fortschreitende Bewegung. Die Moleküle der gasförmigen Körper besitzen eine fortschreitende Bewegung von großer Geschwindigkeit. Da aber gewöhnlich, z. B. in der gewöhnlichen Luft, die Moleküle sehr dicht beisammen liegen (ca. 1 Trillion in einem *cmm*, 1 000 000

neben einander auf der Länge eines *mm*) so kann keines seinen Weg unbehindert, geradlinig fortsetzen, sondern sehr oft treffen sie auf einander und prallen dann von einander zurück wie zwei elastische Kugeln (Billardbälle), wenn sie auf einander treffen. Dadurch verlieren sie aber nichts von ihrer Geschwindigkeit, sondern erhalten bloß eine andere Richtung, indem sie entweder beide rückwärts oder seitswärts wieder auseinanderfahren; sehr bald treffen sie wieder mit anderen Molekülen zusammen, werden wieder zurückgestoßen u. s. w., kurz: infolge des sehr häufigen Zusammenstoßens mit anderen Molekülen wird ein jedes Molekül nach allen möglichen Richtungen hin und hergeworfen, legt in gerader Richtung stets nur einen sehr kurzen Weg zurück und behält dabei seine anfängliche Geschwindigkeit. Trifft ein Molekül auf einen festen oder flüssigen Körper, so wird es auch von diesem zurückgeworfen wie ein Ball von der Wand. Auf dieser Annahme über die Natur der gasförmigen Körper beruht folgende Theorie (Anschauungsweise) der Gase, welche man eine mechanische nennt, weil sich alle Erscheinungen bei Gasen erklären lassen bloß mittels mechanischer Eigenschaften (Bewegung, Elasticität 2c.) der Moleküle.

1) Die Gase haben das Bestreben, sich auszudehnen. Wenn ein Gas in einem Gefäße eingeschlossen ist, und ich verbinde dieses Gefäß mit einem zweiten, luftleeren Gefäße, so finden, sobald ich den Hahn, der die Verbindungsröhre verschließt, öffne, die Gasmoleküle nichts, das sie in ihrem Wege aufhält; sie setzen deshalb ihre Bewegung ungehindert fort, kommen so in das zweite Gefäß und füllen dasselbe an.

2) Die Gase üben einen Druck auf die Gefäßwände, der ihrer Dichtigkeit proportional ist.

Wie die Gasmoleküle, wenn sie ihre Bewegung machen, sich selbst gegenseitig oft treffen und abstoßen, so treffen sie auch häufig auf die Wand und werden von derselben zurückgestoßen. Jedes einzelne Molekül, das gegen die Wand stößt, übt aber dabei einen kleinen Druck aus, und da beständig eine sehr große Anzahl von Molekülen in rascher Aufeinanderfolge auf die Gefäßwand trifft, so bewirken diese ungemein vielen Schläge einen gleichbleibenden, kontinuierlichen Druck auf die Gefäßwand.

Mache ich die Dichtigkeit des Gases in diesem Gefäße größer, etwa 2 mal größer, so treffen jetzt in derselben Zeit 2 mal mehr Moleküle die Gefäßwand; also ist auch ihr Druck auf die Gefäßwand 2 mal größer; man erkennt so, daß der Druck des Gases seiner Dichtigkeit proportional ist.

3) Ein Gas verbreitet sich gleichmäßig über den Raum, in dem es enthalten ist, so daß es an jeder Stelle des Raumes dieselbe Spannkraft und Dichtigkeit besitzt.

Es sei das Gas ungleichmäßig verteilt, so daß von einer ge-

wissen Stelle aus nach links die Moleküle dichter sind als nach rechts, so wird diese Stelle von links von mehr Molekülen getroffen als von rechts, also von links mehr gedrückt, als von rechts; infolge dessen bewegt sich diese Stelle, besser die in ihr befindlichen Moleküle von links nach rechts. Gleichgewicht zwischen den Teilen des Gases kann nur vorhanden sein, wenn jedes Molekül von allen Seiten her von gleich vielen Molekülen getroffen wird, wenn also die Dichtigkeit des Gases im ganzen Raume dieselbe ist; dann ist auch die Spannkraft im ganzen Raume dieselbe.

4) Zwei Gase mischen sich nur langsam mit einander. Weil ja die Anzahl der Moleküle auch in einem kleinen Raume ungemein groß ist, also die Moleküle sich ungemein oft treffen und so von ihrer geradlinigen Bahn abgelenkt werden, so kommen sie trotz ihrer verhältnismäßig großen Geschwindigkeit nicht rasch vorwärts. Man darf sich nicht etwa vorstellen, daß ein Gasmolekül, das sich in einem *cbm* befindet, ungehindert zwischen den Wänden des *cbm* hin und her fliegt so oft, als es seine Geschwindigkeit ermöglicht; sondern man muß sich vorstellen, daß es schon einem Moleküle, das sich im Innern eines *cmm* befindet, infolge der häufigen Zusammenstöße mit andren Molekülen ungemein schwer fällt, eine Wand des *cmm* zu erreichen, daß es hiezu eine verhältnismäßig lange Zeit braucht. Sind deshalb in einem Gefäße zweierlei Arten von Gas getrennt, das eine (schwerere) unten, das andere (leichtere) oben, so wird es dem Molekül des unteren Gases nicht leicht, in den oberen Raum zu gelangen, weil es hiebei beständig von den Molekülen des oberen Gases gestoßen und so von seiner geradlinigen Bahn abgelenkt wird, und umgekehrt. Allerdings mischen sich die Gase bei genügend langer Zeit sogar entgegen dem Gesetze der Schwere, indem die Moleküle des einen Gases zwischen die des andern eindringen.

Betrachten wir zwei Gase von verschiedenem specifischen Gewicht, so müssen wir uns fragen, wie es komme, daß sie doch denselben Druck hervorbringen können; betrachten wir also etwa Sauerstoff und Wasserstoff, deren sp. G. sich wie 16 : 1 verhalten, und denken uns, daß sich beide in demselben Gefäße befinden, etwa Sauerstoff unten und Wasserstoff oben, und an einander grenzen, so üben beide denselben Druck aus auf die Grenzfläche. Man hat nun Gründe anzunehmen, daß in jedem Liter bei demselben Drucke und derselben Temperatur (etwa 0^0) gleich viel Gasmoleküle enthalten sind, gleichgültig, welcher Art die Gase sind; also in einem Liter Sauerstoffgas befinden sich ebensoviel Sauerstoffmoleküle, als in einem Liter Wasserstoffmoleküle sich befinden. Da nun das Liter Sauerstoff 16 mal mehr wiegt, als das Liter Wasserstoff, so folgt, daß jedes Molekül Sauerstoff 16 mal mehr wiegt, als ein Molekül Wasserstoff. Hätten nun beide Gasmoleküle dieselbe Geschwindigkeit, so würden beide verhältnismäßig gleich oft auf eine Stelle der

Grenzfläche anprallen; der Druck, den sie dadurch hervorbringen, müßte demnach ein verschiedener sein, der Druck des Sauerstoffes wäre 16 mal größer als der des Wasserstoffes. Da man aber sieht, daß beide denselben Druck ausüben, so nimmt man an, daß die Wasserstoffmoleküle eine größere Geschwindigkeit besitzen, und deshalb 1) öfter gegen die Fläche treffen, 2) wegen der größeren Geschwindigkeit, auch mit größerer Wucht gegen die Fläche treffen; so ersetzen die Wasserstoffmoleküle das, was ihnen an Masse abgeht, durch größere Geschwindigkeit, öfteres und stärkeres Anschlagen, und bringen dadurch denselben Druck hervor. Man konnte berechnen, daß ein Sauerstoffmolekül bei 0⁰ eine Geschwindigkeit von 461 *m*, Stickstoff 492 *m*, Wasserstoff 1844 *m* besitzt.

Wenn ein Gas erwärmt wird, so kann zweierlei eintreten: Befindet es sich im geschlossenen Gefäß, so behält es sein Volumen und bekommt eine größere Spannkraft; befindet es sich im offenen Gefäß, so bekommt es ein größeres Volumen und behält dieselbe Spannkraft. Beide Erscheinungen erklärt man dadurch, daß durch die Erwärmung die Geschwindigkeit der Gasmoleküle größer wird. Befindet sich dabei das Gas im geschlossenen Raum, so schlagen nun die Moleküle öfter und mit größerer Wucht gegen die Wände und bringen dadurch den größeren Druck hervor. Ist das Gefäß offen, so sind die Moleküle wegen der erlangten größeren Geschwindigkeit (öfteres Anschlagen) zunächst im stande, die ihnen benachbarten, kälteren Moleküle zurückzudrängen; das Gas dehnt sich aus. Aber das durch Wärme ausgedehnte Gas ist nun doch im stande, denselben Druck auszuüben wie vorher; denn es ist zwar das Gas durch die Ausdehnung dünner geworden, es befinden sich also vor einer Fläche (*qcm*) nicht mehr so viele Moleküle; aber dieselben haben nun eine größere Geschwindigkeit und schlagen relativ öfter und mit größerer Wucht gegen die Wand. Was ihnen also an Anzahl (Dichtigkeit) abgeht, ersetzen sie nun durch größere Geschwindigkeit und bringen so denselben Druck wieder hervor.

Es spielt somit in Bezug auf den Druck eines Gases dessen Wärme eine wesentliche Rolle, da mit der Temperatur der Druck desselben wächst; der Druck ist ja abhängig von der Geschwindigkeit der Moleküle, diese aber von der Temperatur. Kühlt man ein Gas immer mehr ab, so nimmt auch die Geschwindigkeit der Moleküle immer mehr ab; man kann berechnen, daß bei — 274⁰ die Moleküle gar keine Geschwindigkeit mehr haben können, das Gas also keine Expansionskraft mehr hat; man nennt deshalb diese Temperatur von — 274⁰ den absoluten 0 Punkt der Temperatur.*)

*) Man bemerke jedoch, daß die eben besprochene mechanische Gastheorie, obwohl sie eine einfache und leichtverständliche Erklärung sämtlicher Eigenschaften der Gase liefert, doch nur den Wert einer Theorie (Anschauungsweise) hat, weil sie auf der nicht bewiesenen Hypothese (Annahme) der fortschreitenden Bewegung der Moleküle beruht.

Fünfter Abschnitt.

Magnetismus.

81. Einfache Gesetze des Magnetismus.

Man findet in der Natur ein Eisenerz, Magneteisenstein, von welchem manche Stücke die Eigenschaft haben, kleine Eisenstückchen anzuziehen. Diese Eigenschaft nennt man Magnetismus und das Mineral einen natürlichen Magnet; beide waren schon den Alten bekannt. Wir beschäftigen uns mit den künstlichen Magneten, deren Herstellung bald beschrieben werden wird.

Ein künstlicher Magnet ist ein Stück Stahl, welches die Eigenschaft besitzt, ein anderes Stück Eisen oder Stahl anzuziehen; der Magnet übt also eine anziehende Kraft aus, die magnetische Kraft. Wenn man einen Magnet auf eine Spitze leicht drehbar und frei beweglich stellt, so findet man, daß das eine Ende sich nach Norden, das andere nach Süden zu richten sucht, und der Magnet nicht zur Ruhe kommt, bis er die Richtung von Süd nach Nord angenommen hat. Einen so aufgestellten Magnet nennt man auch eine Magnetnadel, ihr nach Norden gerichtetes Ende den Nordpol, das andere den Südpol.

Durch Nähern der Pole zweier solcher Magnetnadeln findet man, daß Nord- und Nordpol sich abstoßen, ebenso Süd- und Südpol, daß aber Nord- und Südpol sich anziehen, und man sagt also: Gleichnamige Pole stoßen sich ab, ungleichnamige ziehen sich an. Es scheinen demnach in einem Magnete zwei Arten magnetischer Kraft vorhanden zu sein, die nordmagnetische und die südmagnetische Kraft.

Wie in einem stabförmigen Magnete die magnetische Kraft verteilt ist, ersieht man ungefähr, wenn man ihn auf Eisenfeilspähne legt und emporhebt; an der Menge der angezogenen Spähne erkennt man, daß der Magnetismus in der Nähe der Enden des Stabes am größten ist, weshalb man diese Enden eben die Pole nennt, daß er gegen die Mitte zu rasch abnimmt, und daß der Stab in der Mitte ganz unmagnetisch erscheint; diese Stelle nennt man die neutrale oder indifferente Zone.

Jeder Magnet hat stets beide Pole und in gleicher Stärke, denn versucht man, die beiden magnetischen Kräfte zu trennen, etwa durch Zerbrechen des Magnetstabes, so findet man, daß dies nicht möglich ist, sondern daß jedes, auch das kleinste Stück selbst wieder ein vollständiger Magnet ist, also zwei ungleichnamige Pole und die neutrale Zone hat. An der Bruchstelle entstehen dabei entgegengesetzte Pole und die Pole der Stücke liegen in derselben Richtung wie die des ursprünglichen Magnetes.

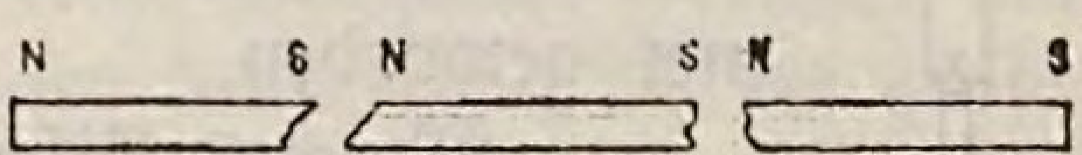


Fig. 106.

82. Magnetische Influenz.

Wenn man einem Magnetpole ein Stück weiches Eisen nähert, so wird es angezogen; aber es wird dabei auch selbst magnetisch, in ihm wird durch das Annähern magnetische Kraft erregt, influenziert, und zwar bekommt es am genäherten Ende einen dem einwirkenden Pole ungleichnamigen, am entfernten Ende einen gleichnamigen Magnetismus; beides ist leicht nachzuweisen.

Das magnetische Doppelpendel besteht aus zwei Stückchen Eisen, die an gleich langen Fäden an einem Punkte aufgehängt sind. Nähert man ihnen einen Magnetpol, so sieht man, daß sie von demselben angezogen werden; zugleich aber stoßen sie sich gegenseitig ab, da sie an den benachbarten Enden gleichen Magnetismus haben.

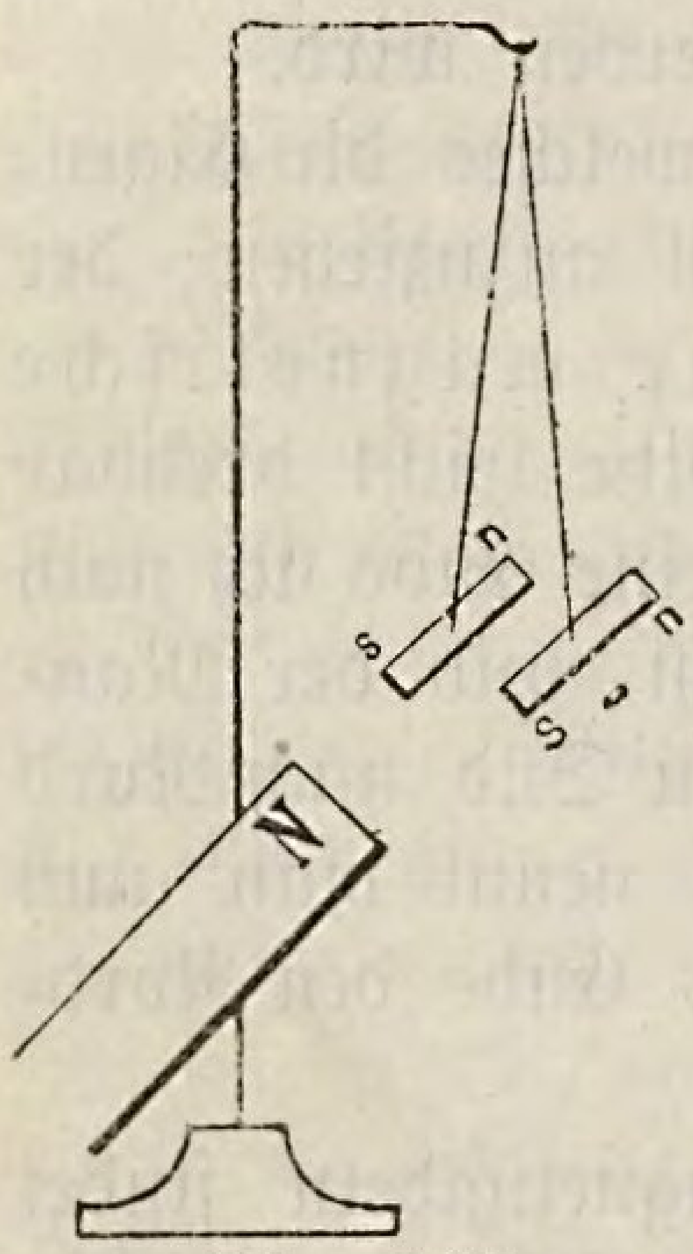


Fig. 107.

Hängt man an einen Magnetpol ein Stück weiches Eisen, so kann man an dessen freies Ende, weil es jetzt selbst magnetisch ist, ein zweites Eisenstück hängen; dies wird auch magnetisch; deshalb kann man an dessen freies Ende ein drittes Stück hängen, und so mehrmals nach einander. Nimmt man einen hufeisenförmigen Magnet, so kann man zwischen dessen Polen leicht eine Kette von vielen Eisenstücken, etwa Nägeln, bilden, deren Enden sich um so besser anziehen, als sie von den beiden Magnetpolen Magnetismus bekommen.

Diese Hervorrufung oder Erregung der magnetischen Kraft in einem Stück Eisen durch Annäherung an einen Magnetpol nennt man magnetische Influenz.

Dieselbe ist um so stärker, je mehr man das Eisen dem Pole nähert, ist also am größten, wenn es den Pol berührt. Entfernt man das Eisen vom Pole, so verliert es seine magnetische Kraft wieder, es wird unmagnetisch; reißt man also ein Stück Eisen vom Pole ab, so fallen auch alle am Eisen hängenden Eisenstücke ab.

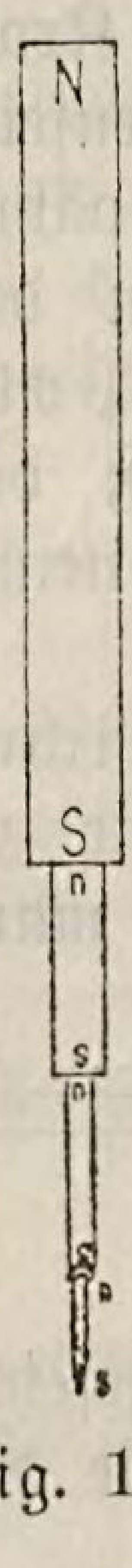


Fig. 108.

83. Stahlmagnete.

Nähert man ein Stück Stahl einem Magnetpole, so wird es angezogen und durch Influenz auch magnetisch; entfernt man es vom Pole, so behält es Magnetismus, ist also selbst ein bleibender, permanenter Magnet geworden.

Weiches Eisen verliert beim Entfernen vom Pole den Magnetismus, jedoch nicht ganz; stets bleibt wenigstens eine Spur Magnetismus zurück, remanenter Magnetismus, aber um so weniger, je weicher das Eisen ist.

Weiches Eisen wird beim Annähern an den Magnet

stärker magnetisch als Stahl, letzterer wird um so schwächer magnetisch, je härter er ist. Da weiches Eisen und Stahl nur deshalb vom Magnete angezogen werden, weil beim Annähern in ihnen magnetische Kraft hervorgerufen wird und zwar am genäherten Ende entgegengesetzte, so daß sich nun diese entgegengesetzten Magnetismen anziehen, so folgt, daß Stahl auch viel schwächer vom Magnete angezogen wird als weiches Eisen. Glasharter Stahl wird nur wenig magnetisch und deshalb nur schwach angezogen.

Auf der Eigenschaft des Stahles, influenzierten Magnetismus behalten zu können, beruht die Herstellung künstlicher Magnete, zu denen man Stahl von mäßiger Härte, geringer Sprödigkeit und hoher Elasticität benützt.

Bei kleinen Nadeln genügt ein Anlegen der Nadel mit ihren beiden Enden an die beiden Pole eines kräftigen Hufeisenmagnetes und einiges Hin- und Herschieben, um sie genügend zu magnetisieren. Größere Stahlstäbe macht man magnetisch, indem man sie der Länge nach mit einem Pole eines kräftigen Magnetes bestreicht. Man setzt dabei den einen Pol auf die Mitte auf und streicht gegen das eine Ende zu, hebt dort den Pol ab und kehrt in großem Bogen zur Mitte zurück und wiederholt denselben Strich mehrmals; dann setzt man den anderen Pol auf die Mitte auf und streicht gegen das andere Ende zu und wiederholt auch das mehrmals. Magnetisiert man mittels eines Hufeisenmagnetes, so setzt man ihn mit beiden Polen auf die Mitte des Stabes, streicht von da zum linken Ende, dann zum rechten und so mehrmals, ohne je den Magnet aufzuheben, kehrt schließlich zur Mitte zurück und hebt das Hufeisen von dort ab. Man befördert die Erregung eines starken Magnetismus, indem man den Stahlstab auch auf der anderen Seite bestreicht, an die beiden Enden Eisenstücke legt und den Stab während des Bestreichens erschüttert. Wenn man mit demselben Pole nach rückwärts streicht, schwächt man den schon influenzierten Magnetismus, hebt ihn auf und ruft dann den entgegengesetzten hervor; eine Magnetnadel, so an die Pole eines kräftigen Magnetes gehalten, daß sich gleichnamige Pole berühren, wird nicht weggestoßen, wie man vermuten sollte, sondern erhält durch Influenz des Magnetes andere, umgekehrte Pole, so daß sie angezogen wird und nun auch diese umgekehrten Pole behält.

84. Stärke des Magnetismus.

Unter absoluter Tragkraft eines Magnetes versteht man das Gewicht, das ein Pol desselben tragen kann. Sie ist bei großen Magneten größer als bei kleinen, hängt auch ab von der Güte des Stahles und von der Stärke des Magnetes, der zum Magnetisieren benutzt wurde. Man kann jedoch die Tragkraft eines Magnetes nicht beliebig hoch steigern, sondern dieselbe nähert sich einer Grenze, über welche hinaus der Magnetismus nicht wachsen kann. Dieser Grenze,

dem Sättigungsgrade, kann man sich um so mehr nähern, je kleiner der Magnet ist; große bleiben stets weit von derselben entfernt, d. h. große Magnete nehmen stets nur einen verhältnismäßig kleinen Teil von der magnetischen Kraft auf, die sie ihrer Größe gemäß aufnehmen könnten.

Ist ein Magnet hufeisenförmig gestaltet, und hängt man an seine beiden Pole ein einziges Stück weiches Eisen (Anker), so trägt er an demselben viel mehr Gewichte als an beiden einzelnen Polen zusammen; denn beide Pole wirken in demselben Sinne influenzierend auf den Anker. Belastet man den Anker ganz allmählich, indem man etwa von Tag zu Tag ein kleines Gewichtlein zulegt, so wächst die Tragkraft des Magnetes ziemlich stark; fällt aber der Anker endlich ab, so geht die Tragkraft des Magnetes zurück und kann durch öfteres Abreißen des Ankers auf die ursprüngliche Größe reduziert werden.

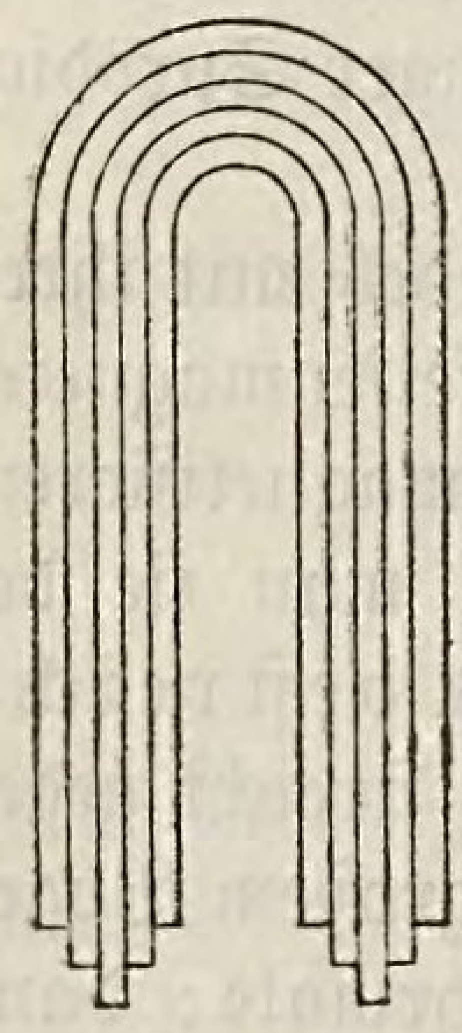


Fig. 109.

Unter relativer Tragfähigkeit versteht man das Verhältnis des getragenen Gewichtes zum Gewichte des tragenden Magnetes. Sie ist bei kleinen Magneten viel beträchtlicher als bei großen; so kann ein Magnet von 1 *g* Gewicht wohl 50 *g*, einer von 10 *g* kann 300 *g* also das 30fache tragen, einer von 100 *g* trägt etwa 2000 *g*, das 20fache, einer von 500 *g* etwa nur 6000 *g*, also das 12fache; noch größere tragen verhältnismäßig noch viel weniger. Dies kommt wohl daher, daß bei kleinen Stücken der Stahl gleichmäßiger beschaffen ist, durchaus dieselbe Elasticität hat, und daß die Influenzwirkung des Magnetes, den man zum Magnetisieren benutzt, auch die Innenteile des Stahlstückes beeinflussen kann, was bei großen Magneten nicht der Fall ist; ein großes (dickes) Stahlstück wird beim Streichen nur in den äußeren Schichten magnetisch, während der Kern unmagnetisch bleibt. Sehr starke Magnete setzt man deshalb aus einzelnen Stücken zusammen, indem man mehrere Stäbe von geringer Dicke (Blätter, Lamellen) jeden einzeln magnetisch macht und dann mit gleichen Polen auf einander legt (Lamellenmagnet Fig. 109), oder durch geringe Zwischenräume getrennt mit gleichen Polen in zwei weiche Eisenstücke (Polschuhe) einsteckt (Magnetisches Magazin, (Fig. 110).

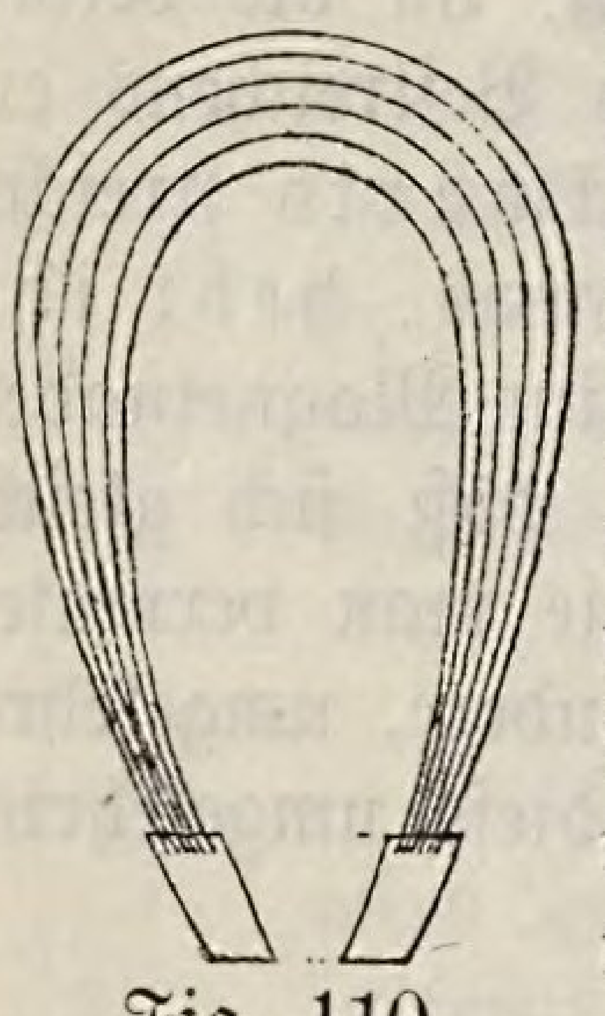


Fig. 110.

Wir werden später sehen, wie man sehr kräftige Magnete auch noch auf andere Art herstellen kann.

85. Theorie des Magnetismus.

Die meisten und wichtigsten Eigenschaften des Magnetes lassen sich befriedigend erklären durch folgende von Ampère aufgestellte Theorie des Magnetismus.

Man nimmt an, jedes Molekül Eisen oder Stahl sei selbst ein vollständiger Magnet mit Nord- und Südpol; im unmagnetischen Eisen liegen die Molekularmagnete wirr durcheinander, so daß ihre Pole nach allen möglichen Richtungen schauen; im magnetischen Eisen oder Stahle seien die Moleküle so geordnet, daß alle gleichnamigen Pole nach derselben Richtung schauen; man sagt dann, die Molekularmagnete sind polarisiert. Die Molekularmagnete sind drehbar.

Aus diesen Annahmen erklärt sich zunächst, warum gewöhnliches Eisen, obwohl jedes Molekül magnetisch ist, also das ganze Stück eine große Menge magnetischer Kraft enthält, unmagnetisch erscheint; denn infolge der ganz regellosen Anordnung der Moleküle ist anzunehmen, daß bei einem Ende des Eisenstabes ebenso viele Nord- wie Südpole der Molekularmagnete herausschauen; die Wirkungen derselben heben sich also auf. Erst wenn die Moleküle polarisiert sind, also am einen Ende bloß, oder bei nicht vollständiger Polarisation vorzugsweise Nordpole herausschauen, verstärken sich die Wirkungen derselben, weshalb das Eisen magnetisch erscheint.

Ferner erklärt sich durch die Ampère'sche Theorie, warum in einem Magnete die Kraft an den Polen am stärksten ist. Denn nähern wir ein Stück weiches Eisen dem Pole, so wirken auf dasselbe alle Molekularmagnete in demselben Sinne, verstärken sich also in ihrer Wirkung.

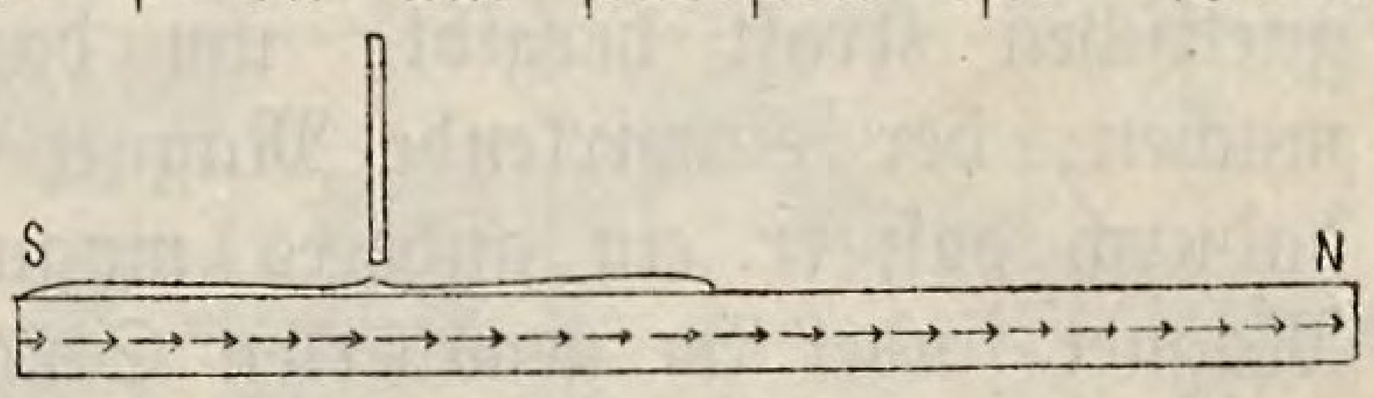


Fig. 111.

Nähern wir das Eisenstück aber einer Stelle zwischen dem Pole und der Mitte des Magnetes, so wirken die rechts und links vom genäherten Stücke in gleichen Entfernungen liegenden Molekularmagnete in entgegengesetztem Sinne influenzierend auf das Eisen, ihre Wirkungen heben sich also auf und es bleibt bloß die Wirkung eines kleineren und noch dazu weiter entfernt liegenden Stückes übrig; diese Wirkung ist deshalb schwächer als am Pole, und zwar um so schwächer, je näher man der Mitte kommt. Die geringe Anziehungskraft des Magnetes in der Mitte rührt also nicht etwa davon her, daß die mittleren Teile des Stabes nicht polarisiert wären, sie sind sogar noch etwas besser polarisiert als die Enden, sondern bloß davon, daß in der Mitte die Wirkungen der rechts und links liegenden Molekularmagnete sich aufheben.

Es folgt ferner, daß, wenn man einen Magnet zerbricht, jedes Stück ein vollständiger Magnet ist, weil durch das Zerbrechen die Moleküle nicht zerbrochen werden, und die Lage der Moleküle nicht geändert wird.

Nähert man einem Magnetpole ein Stück weiches Eisen, so werden die Molekularmagnete desselben durch die anziehende Kraft des Magnetpoles so gedreht, daß die ungleichen Pole zu ihm hin-

gerichtet werden; dadurch ist das weiche Eisen magnetisch geworden. Beim Entfernen kehren die Moleküle in die ursprüngliche Lage zurück, das Eisen ist unmagnetisch geworden.

Beim Stahle lassen sich die Moleküle nicht so leicht drehen, es bleiben aber auch nach dem Entfernen die Moleküle annähernd in der erhaltenen polarisierten Lage und der Stahl bleibt magnetisch. Beim Annähern werden nicht alle Moleküle sofort genau in gleiche Richtung gebracht, sondern sie werden nur je nach der Stärke des einwirkenden Poles mehr oder weniger stark gedreht. Sind die Moleküle alle vollständig gedreht, so hat das Eisen die ganze Stärke von Magnetismus erlangt, die es vermöge seiner Größe bekommen kann, es ist gesättigt. Ein großer Stahlmagnet ist stets noch weit unter dem Sättigungsgrad, seine Moleküle sind bei weitem noch nicht vollständig polarisiert, um so weniger, je größer der Magnet ist (relative Tragfähigkeit). Man kennt den Sättigungsgrad nicht genau, d. h. man weiß nicht, wie viel *g* ein Magnet von 1 *g* Gewicht tragen könnte, wenn er gesättigt wäre.

Aus dieser Theorie ersieht man auch, daß das Magnetischwerden eines genäherten Stückes Eisen oder Stahl nicht etwa dadurch geschieht, daß der einwirkende Magnet etwas von seiner magnetischen Kraft hergibt, um das genäherte Stück magnetisch zu machen; der einwirkende Magnet verliert nichts von seiner Kraft, dadurch daß er ein anderes magnetisiert; sondern der einwirkende Magnet findet im genäherten Stück Eisen schon eine Menge magnetischer Kraft, welche er durch Polarisation der Molekularmagnete bloß zu ordnen hat, so daß er Magnetismus hervorrufen kann, ohne von seiner Kraft etwas zu verlieren.

86. Kompaß, Deklination, Inklination.

Die wichtigste Anwendung des Magnetes besteht darin, daß man durch ihn die Himmelsrichtung auffindet; man benützt dazu eine in ihrer Mitte auf einer feinen Spitze leicht drehbar aufgesetzte Magnetnadel und nennt sie Kompaß oder Bussole. Die Nadel befindet sich dabei meist in einem mit Glasdeckel versehenen Kästchen (boussole heißt Kapsel) und spielt über einem Kreise, der in Grade oder in die Himmelsrichtungen geteilt ist.

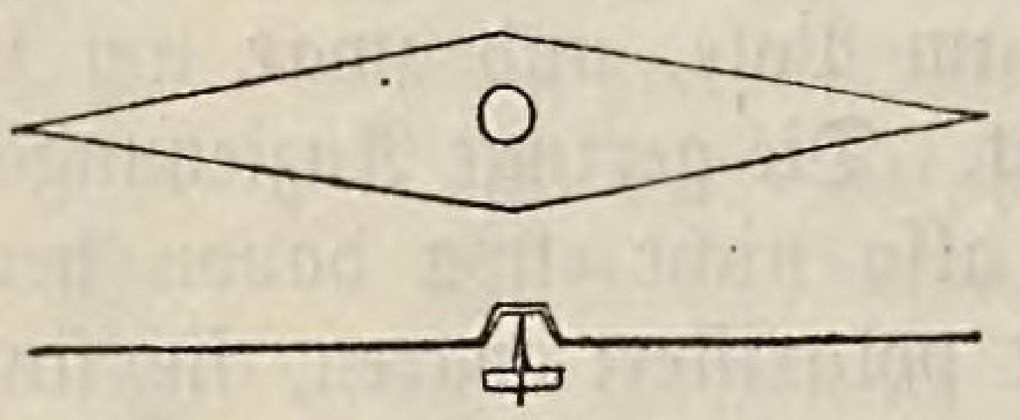


Fig. 112.

Auf einem Schiffe benützt, würde die Nadel wegen der Schwankungen des Schiffes an der freien Bewegung verhindert sein; man wendet deshalb die cardanische Aufhängung an: die Kapsel ist mit zwei gegenüberstehenden Stiften in einem Ringe drehbar

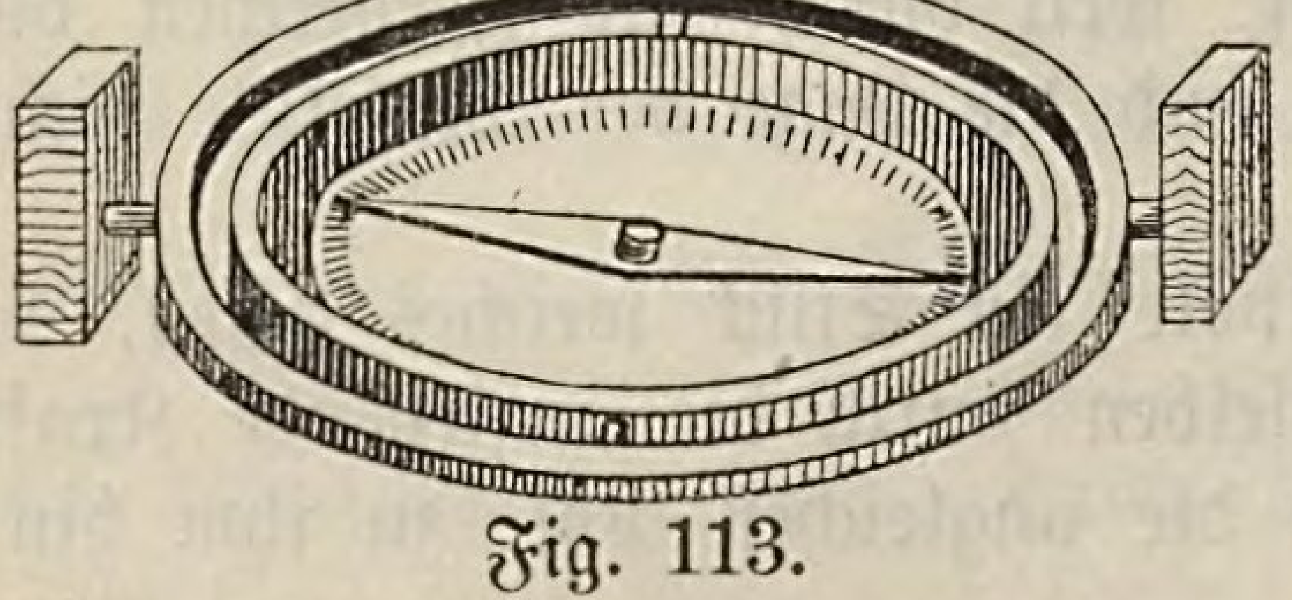
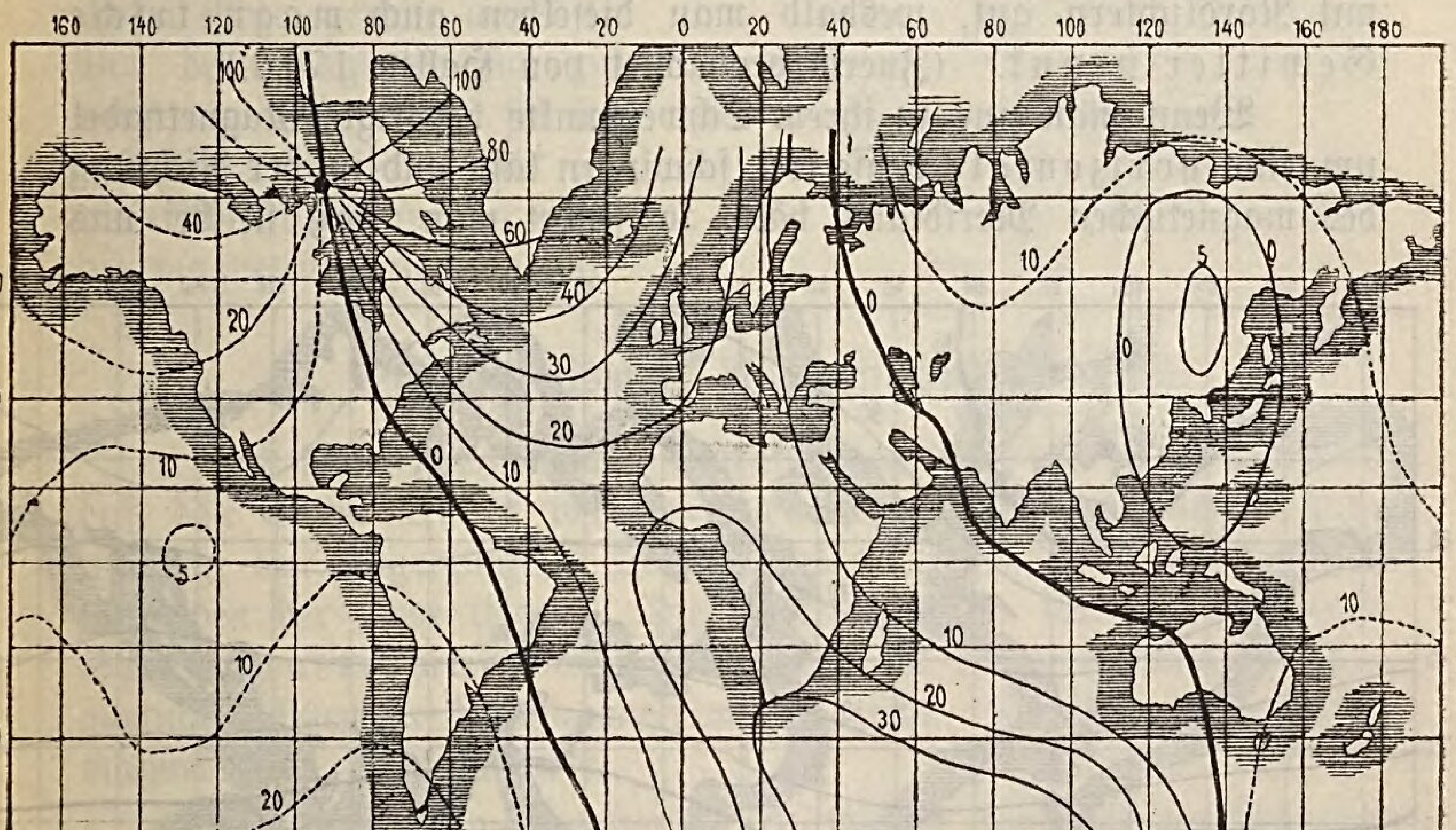


Fig. 113.

befestigt, und der Ring selbst ist auch in zwei gegenüberstehenden Stiften drehbar befestigt, wobei deren Verbindungslinie senkrecht steht zu der der beiden anderen Stifte. Dadurch stellt sich der Boden der Kapsel, deren Schwerpunkt ziemlich tief liegt, stets horizontal, wie sich auch das Schiff dreht oder neigt.

Da die Magnetnadel mit einem Ende gegen Norden zeigt — gewöhnlich ist dasselbe blau angelassen — so kann man mit ihr die Himmelsrichtung finden. Die Magnetnadel zeigt aber jetzt bei uns nicht gnau nach Norden, sondern weicht von der Nordrichtung etwas nach Westen ab. Die Richtung der Magnetnadel, sowie auch eine durch sie gelegte Vertikalebene nennt man den magnetischen Meridian. Diese Abweichung der Magnetnadel von der Nordrichtung nennt man magnetische Deklination. Sie ist bei uns ca. 10° westlich und von Ort zu Ort verschieden. Durch das östliche Amerika verläuft eine Linie ungefähr von N nach S, auf welcher keine Deklination vorhanden ist; sie heißt die agonische Linie; westlich von derselben wird die Deklination östlich, ist in Asien meist sehr gering bis zur zweiten agonischen Linie, welche vom östlichen Europa schräg gegen Australien zieht; westlich dieser Linie



Karte der Jsogonen.

Fig. 114.

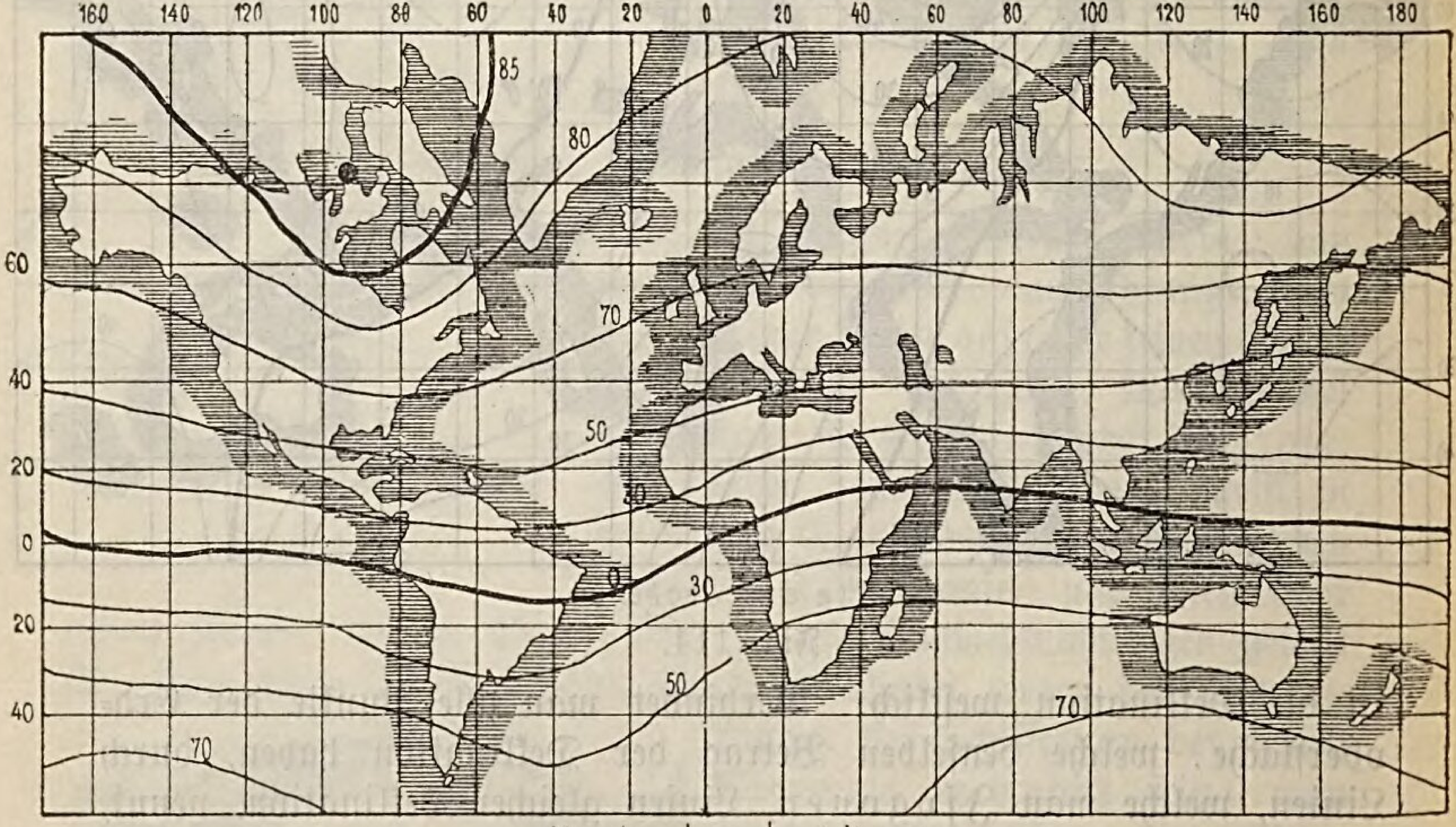
ist die Deklination westlich. Verbindet man alle Punkte der Erdoberfläche, welche denselben Betrag der Deklination haben, durch Linien, welche man Isogonen, Linien gleicher Deklination, nennt, so gehen diese Linien in der Hauptrichtung von Nord nach Süd und es ist ihr Verlauf aus obenstehender Figur ersichtlich. Ihren Schnittpunkt auf Boothia felix nennt man den magnetischen Nordpol der Erde (Rooss 1831); der im südlichen Eismeer

aufgesuchte magnetische Südpol der Erde ist noch nicht erreicht worden; er liegt wahrscheinlich südlich der Vulkane Erebus und Terror und Rooss kam ihm auf einige Breitengrade nahe.

Will der Seefahrer mittels des Kompasses die Himmelsrichtung genau bestimmen, so muß er zunächst wissen, an welcher Stelle des Meeres, d. h. in welcher geographischen Länge und Breite er sich ungefähr befindet, und dann, wie groß die Deklination an diesem Orte ist; das letztere erfährt er aus Karten, in denen die Isogonen eingetragen sind, den Deklinationskarten, deren erste von Halley 1700 hergestellt wurde.

Die Deklination ändert sich beständig, nimmt bei uns jetzt eben ab, jährlich um etwa 0,16°, während sie früher zunahm und im Jahre 1814 ihren größten westlichen Betrag hatte. Diese Änderung heißt die säkulare Änderung der Deklination. Ferner ändert sich die Deklination täglich, indem sie täglich eine kleine Schwankung von 8—15′ nach Ost und West macht; man nennt das die tägliche Variation (Graham 1722). Schließlich ändert sie sich hie und da unregelmäßig, plötzlich und stark, und kehrt dann zur normalen Größe zurück; diese Störungen treten meist gleichzeitig mit Nordlichtern auf, weshalb man dieselben auch magnetische Gewitter nennt. (Zuerst beobachtet von Halley 1716.)

Wenn man eine in ihrem Schwerpunkte befestigte Magnetnadel um eine horizontale Achse frei schwingen läßt und in der Richtung des magnetischen Meridians hält, so findet man, daß sie bei uns



Karte der Isoklinen.

Fig. 115.

mit dem Nordende sich nach abwärts neigt; diese Ablenkung von der horizontalen Lage nennt man magnetische Inklination.

Sie beträgt bei uns über 60°, ist gegen Norden zu (besser gegen den magnetischen Nordpol zu) größer, beträgt am magnetischen Nordpol 90° (die Nadel stellt sich senkrecht zur Erdoberfläche) gegen den Äquator zu kleiner, auf einer Linie, die in der Nähe des Äquators läuft, ist sie gar nicht vorhanden, **magnetischer Äquator**, und südlich derselben ist die Inklination auch südlich, d. h. die Nadel neigt das Südende nach abwärts. Linien, welche Punkte gleicher Inklination verbinden, heißen Isoklinen und sind aus nebenstehender Figur ersichtlich.

Diese Ablenkung rührt davon her, daß die Nadel auf der nördlichen Erdhalbkugel dem magnetischen Nordpole näher liegt, und deshalb seiner Einwirkung stärker unterliegt. Wenn man eine in ihrem Schwerpunkte aufgehängte Magnetnadel nahe an der Oberfläche eines ziemlich langen Stabmagnetes bewegt, so beobachtet man auch, daß die Nadel mit ihrem Pole gerade auf **den** Pol des Magnetes sich zuneigt, in dessen Nähe sie sich befindet. Ebenso erklärt sich diese Ablenkung auf der Erde, die magnetische Inklination.

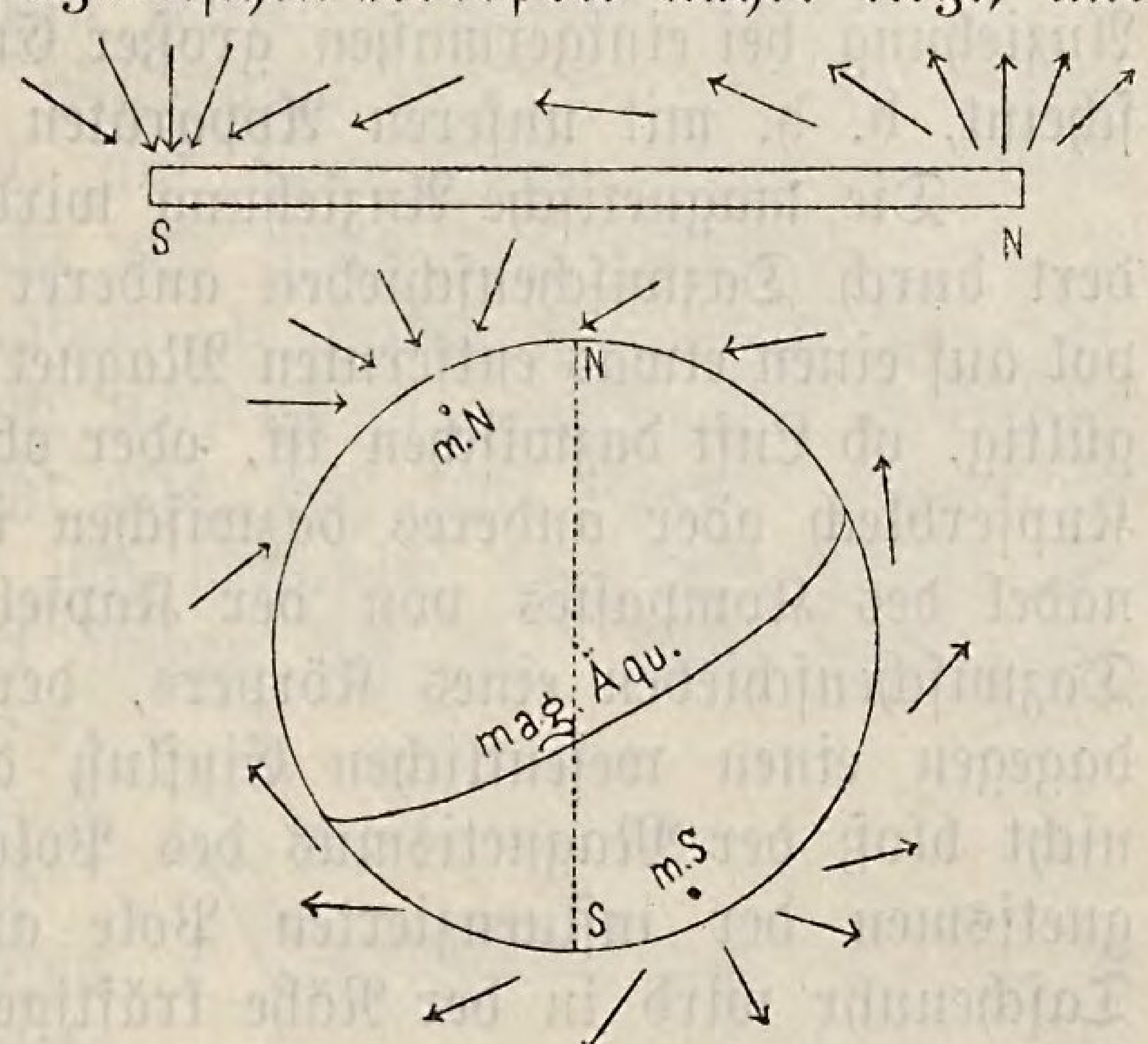


Fig. 116.

87. Erdmagnetismus, Magnetismus der Lage.

Aus diesen magnetischen Eigenschaften der Erde ist zu schließen, daß **die Erde wirkt wie ein großer Magnet**, dessen Pole nicht in den geographischen Polen, sondern ungefähr in den kältesten Gegenden der Erde liegen. Die Erde besitzt an ihrem **Nordpole Südmagnetismus**, weil dieser den im Nordende unserer Magnetnadel sitzenden Nordmagnetismus anzieht. Die Ursache des Erdmagnetismus ist unbekannt.

Aus dem Erdmagnetismus erklärt sich auch die Erscheinung, daß vertikal gestellte Eisenstäbe an eisernen Gittern, eiserne Träger u. s. w. sich als magnetisch erweisen, und zwar bei uns am unteren Ende Nordpol, am oberen Südpol besitzen. Denn das dem Nordpol der Erde nähere, untere Ende des Eisenstabes wird nordmagnetisch influenziert, das obere Ende südmagnetisch. Am stärksten erscheint dieser Magnetismus, wenn man den Stab im magnetischen Meridian in der Richtung der Inklinationsnadel hält. Macht man diesen Versuch etwa mit einer Stricknadel, die man in dieser Lage etwas durch Schläge erschüttert, so wird sie bleibend magnetisch,

zeigt also auch Magnetismus, wenn man nun ihre Lage verändert. Man nennt diesen Magnetismus den Magnetismus der Lage.

88. Stärke der magnetischen Anziehung.

Die magnetische Anziehung nimmt ab, wenn die beiden Magnete, oder Magnet und influenziertes Eisen, von einander entfernt werden; sie nimmt ab umgekehrt wie das Quadrat der Entfernung. Wenn also ein Magnetpol auf einen etwa 10 *cm* entfernten (kleinen) Magnet eine gewisse Anziehung ausübt, so übt er auf denselben 2, oder 3 mal weiter entfernten (kleinen) Magnet eine 4 oder 9 mal kleinere Anziehung aus. Daher kommt es, daß diese magnetische Anziehung bei einigermaßen großer Entfernung verschwunden zu sein scheint, d. h. mit unseren Apparaten nicht mehr nachweisbar ist.

Die magnetische Anziehung wird nicht geschwächt oder verhindert durch Dazwischenschieben anderer Körper. So übt ein Magnetpol auf einen etwas entfernten Magnet dieselbe Anziehung aus, gleichgültig, ob Luft dazwischen ist, oder ob ein Brett, eine Mauer, Glas, Kupferblech oder anderes dazwischen ist. Deshalb darf die Magnetnadel des Kompasses von der Kapsel ganz umschlossen sein. Das Dazwischenschieben eines Körpers, der selbst magnetisch wird, hat dagegen einen wesentlichen Einfluß auf die Fernewirkung, da nun nicht bloß der Magnetismus des Poles, sondern auch noch die Magnetismen der influenzierten Pole auf den Magnet wirken. Eine Taschenuhr wird in der Nähe kräftiger Magnete auch magnetisch (in ihren Stahlteilen) und wird dadurch am gleichmäßigen Gange verhindert. Umgibt man die Taschenuhr mit einem Gehäuse aus Eisenblech, so bleibt das Uhrwerk unmagnetisch, denn die Wirkung des Magnetpoles und die der influenzierten Pole des Gehäuses heben sich auf.

Sechster Abschnitt.

Reibungselektricität.

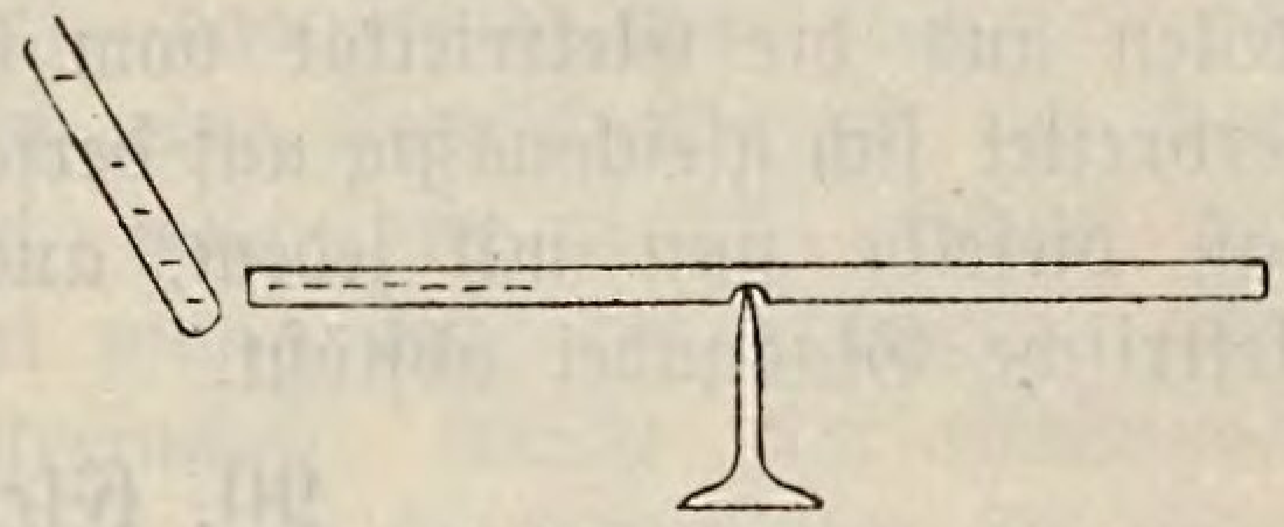
89. Elektricität, durch Reibung entwickelt.

Wenn man Harz, Siegellack, Bernstein, Kautschuk oder Schwefel mit Wolle reibt, oder wenn man Glas mit Seide oder Leder reibt, so erhalten diese Körper die Kraft, andere Körper anzuziehen; diese Kraft nennt man Elektricität und sagt, diese Körper sind durch Reiben elektrisch geworden, oder sie befinden sich in elektrischem Zustande.

Man sieht dies leicht am elektrischen Pendel, einem an einem Seidenfaden aufgehängten Korkkügelchen. Es wird angezogen, wenn man ihm einen durch Reiben elektrisch gemachten Körper nähert.

Ein elektrischer Körper zieht jeden unelektrischen an; dies sieht man, wenn man Stücke von beliebigen Stoffen leicht drehbar aufstellt oder aufhängt und ihnen den elektrischen Körper nähert. Die elektrische Kraft wirkt also nicht wie die magnetische bloß auf bestimmte Stoffe, sondern auf jeden Stoff. Umgekehrt wird auch der elektrische Körper vom unelektrischen angezogen; denn wenn man einen elektrischen Körper, z. B. eine geriebene Kautschukstange auf eine Spitze drehbar befestigt, so dreht sie sich, sobald man ihr einen unelektrischen Körper nähert. Die elektrische Anziehung ist also, ebenso wie die magnetische, eine gegenseitige.

Prüft man das Verhalten zweier elektrischer Körper zu einander, indem man etwa eine Glasstange und eine Kautschukstange, ähnlich wie eine Magnetnadel, auf einer Spitze drehbar aufstellt, sie durch Reiben elektrisch macht und ihnen nun ebenfalls geriebene Glas- und Kautschukstangen nähert, so findet man, daß die elektrischen Glasstangen sich abstoßen, ebenso die elektrischen Kautschukstangen. Man schließt also, daß zwei Körper, welche dieselbe Art Elektricität besitzen, sich abstoßen, und sagt kürzer, zwei elektrische Kräfte derselben Art stoßen sich ab. Man findet aber, daß die elektrische Glasstange die elektrische Kautschukstange anzieht, und schließt also, daß die auf Glas und Kautschuk befindlichen Elektricitäten nicht von gleicher Art sein können. Man erkennt so, daß es zwei Arten von Elektricität gibt, die Glaselektricität und die Kautschukelektricität, und spricht also das erste Grundgesetz der Elektricität aus: Gleichartige Elektricitäten stoßen sich ab, ungleichartige ziehen sich an.


Fig. 117.

Prüft man nun alle andern Körper, wie Siegellack, Schwefel u. s. w., indem man sie reibt und dann der elektrischen Glas- und Kautschukstange nähert, so findet man, daß jeder elektrisch gewordene Körper entweder die Glasstange anzieht und die Kautschukstange abstößt, also so elektrisch wird wie Kautschuk, oder die Glasstange abstößt und die Kautschukstange anzieht, also so elektrisch wird wie Glas. Man schließt also, daß es nur zwei Arten von Elektricität gibt (1733), und nennt die Glaselektricität die positive (+) die Kautschukelektricität die negative (—) Elektricität (Lichtenberg 1777).

Anstatt des Kautschuks bediente man sich früher meist des Harzes (Siegellackes, noch früher des Schwefels) und nannte diese Elektricität die Harzelektricität; jedoch sind all diese Bezeichnungen, sowie auch die mit + und — rein willkürlich.

Auf Glas und Kautschuk bleibt die Elektricität an der Stelle sitzen, an welcher sie durch Reiben hervorgerufen wurde; man sieht dies leicht daran, daß die nicht geriebenen Stellen das elektrische Pendel nicht anziehen, sowie daran, daß die nicht geriebene Hälfte der Kautschuknadel von der geriebenen Kautschukstange angezogen wird. Man sagt, diese Stoffe können die Elektricität nicht leiten, sie sind Nichtleiter der Elektricität. Zieht man aber die Glasstange etwa durch die feuchte Hand, durch den feuchten Schwamm, durch Stanniol, so hat sie ihre Elektricität verloren; dieselbe ist durch die Hand und den menschlichen Körper in die Erde geleitet worden; man sagt, der menschliche Körper, das Wasser, der Stanniol sind Leiter der Elektricität (Gray 1729). Zu den Leitern gehören insbesondere alle Metalle und Wasser, zu den Nichtleitern gehören noch Seide, Harz, besonders Schellack und (trockene) Luft.

Wenn ein Leiter mit lauter Nichtleitern umgeben ist, so nennt man ihn isoliert, z. B. eine Messingkugel, welche auf einem Glasfuße steht, ist ein isolierter Leiter.

Wenn man eine isolierte Messingstange am einen Ende mit einem elektrischen Glasstabe bestreicht, so tritt von den Berührungsstellen aus die Elektricität vom Glase auf die Messingstange und verbreitet sich gleichmäßig auf derselben, wie man daran sehen kann, daß dieselbe nun mit jedem, auch dem nicht bestrichenen Teile die elektrische Glasnadel abstößt.

90. Elektroskop.

Zu den weiteren Untersuchungen ist besonders dienlich das Elektroskop; es besteht aus einem Messingstift, der oben eine Messingkugel, unten zwei neben einander hängende feine Goldblättchen trägt; der Stift ist durch den Stopfen einer Glasflasche gesteckt, so daß die Blättchen im Innern der Flasche sich befinden. Die Luft im Innern wird durch eingelegtes geschmolzenes Chlorcalcium trocken erhalten, so daß der Metallkörper des Elektroskops möglichst gut isoliert ist.

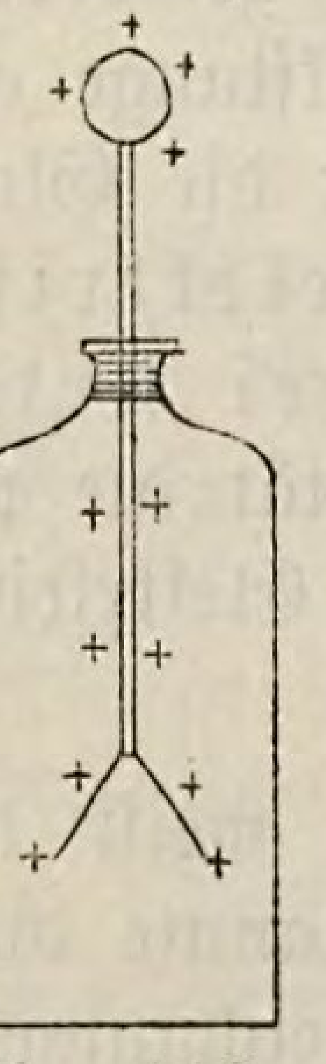


Fig. 118.

Teile ich dem Knopfe des Elektroskopes etwas Elektricität durch Berühren (Bestreichen) mit der elektrischen Glasstange mit, so stoßen sich die Goldblättchen ab und divergieren; denn die mitgeteilte Elektricität hat sich auch auf die Blättchen verbreitet, dieselben haben gleiche Elektricität und stoßen also einander ab.

Wenn man nun dem Knopfe auch noch — E mitteilt durch Bestreichen mit dem elektrischen Kautschukstabe, so sieht man, daß die Blättchen wieder zusammenklappen, und zwar klappen sie ganz zusammen, wenn man die richtige Menge Elektricität hinzubringt; man schließt also, daß + und — Elektricität sich aufheben. Nennt man solche Mengen

Elektricität einander gleich, welche sich gerade aufheben, so heißt der zweite Hauptsatz der Elektricität:

Gleiche Mengen positiver und negativer Elektricität heben sich auf, neutralisieren sich.

Der Beweis dieses wichtigen Satzes kann auch durch folgenden Versuch geliefert werden. Man hat zwei gleich große Metallstangen wagrecht auf Glasfüßen befestigt und an je einem Ende der Stangen hängt ein Doppelpendel von Holundermarkkügelchen.

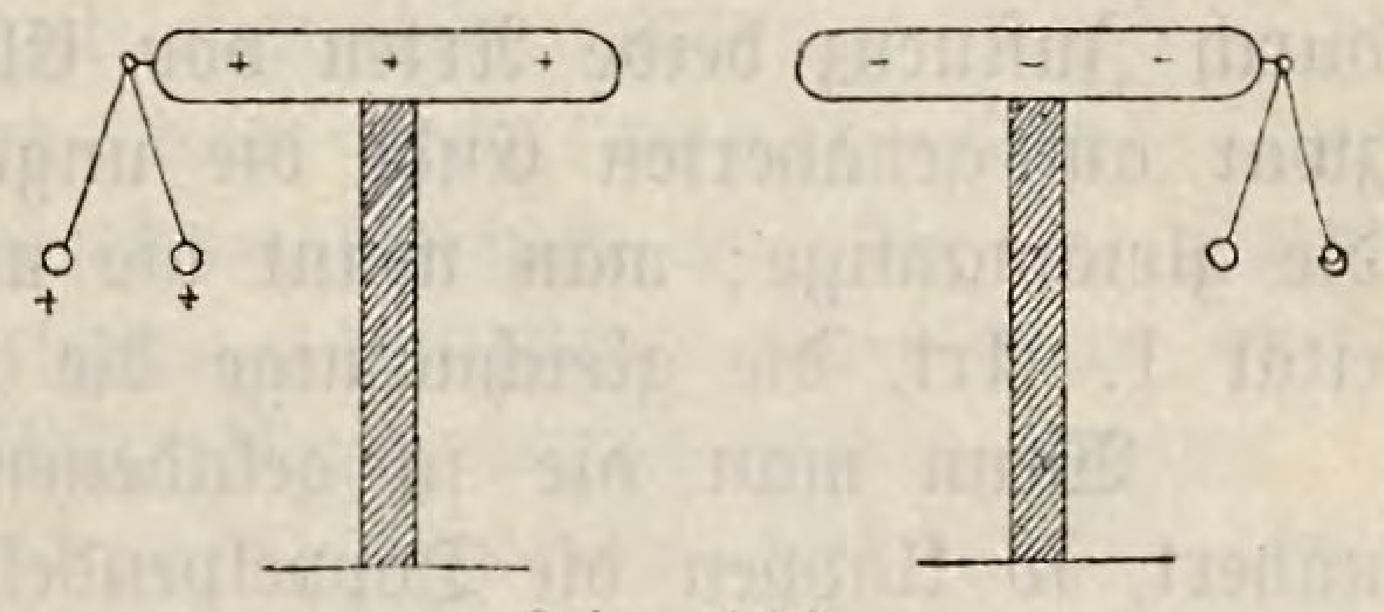


Fig. 119.

Man teilt dem einen Stabe + E mit durch Bestreichen mit der elektrischen Glasstange und dem anderen — E, mittels der Kautschukstange, wo möglich gleich viel, was man an der Divergenz der Doppelpendel ungefähr erkennt. Nähert man nun die elektrischen Stäbe einander, bis sie sich berühren, so klappen im Momente der Berührung die Doppelpendel zusammen, da sich + und — E ausgleichen.

Bestreicht man den Knopf des Elektroskopes mehrmals mit einem Pinsel (Vertreibpinsel der Maler), so divergieren die Blättchen und zeigen dadurch an, daß das Elektroskop elektrisch ist; nähert man nun diesem Elektroskop eine Kautschukstange, so findet man, daß die Blättchen etwa noch mehr divergieren; nähert man die elektrische Glasstange, so findet man, daß die Blättchen etwas zusammengehen. Will man untersuchen, welche Art Elektricität irgend ein anderer elektrischer Körper hat, so nähert man ihn diesem durch Bepinseln elektrisch gemachten Elektroskop und beachtet seine Wirkung auf die Blättchen.

91. Elektrische Influenz.

Nähert man einen elektrischen Körper einem unelektrischen Leiter, so wird der Leiter selbst elektrisch, und zwar am genäherten Ende ungleichnamig, am entfernten Ende gleichnamig. Diese Art der elektrischen Erregung nennt man elektrische Influenz.

Man nimmt einen auf einem Glasfuße stehenden Cylinder aus Messingblech, an dessen Enden Doppelpendel angebracht sind, und nähert diesem isolierten Leiter etwa eine elektrische Glasstange, so sieht man, wie beide Doppelpendel divergieren, schließt also, daß der Leiter selbst elektrisch geworden ist. Stellt man die in Fig. 119 beschriebenen Metallstangen so

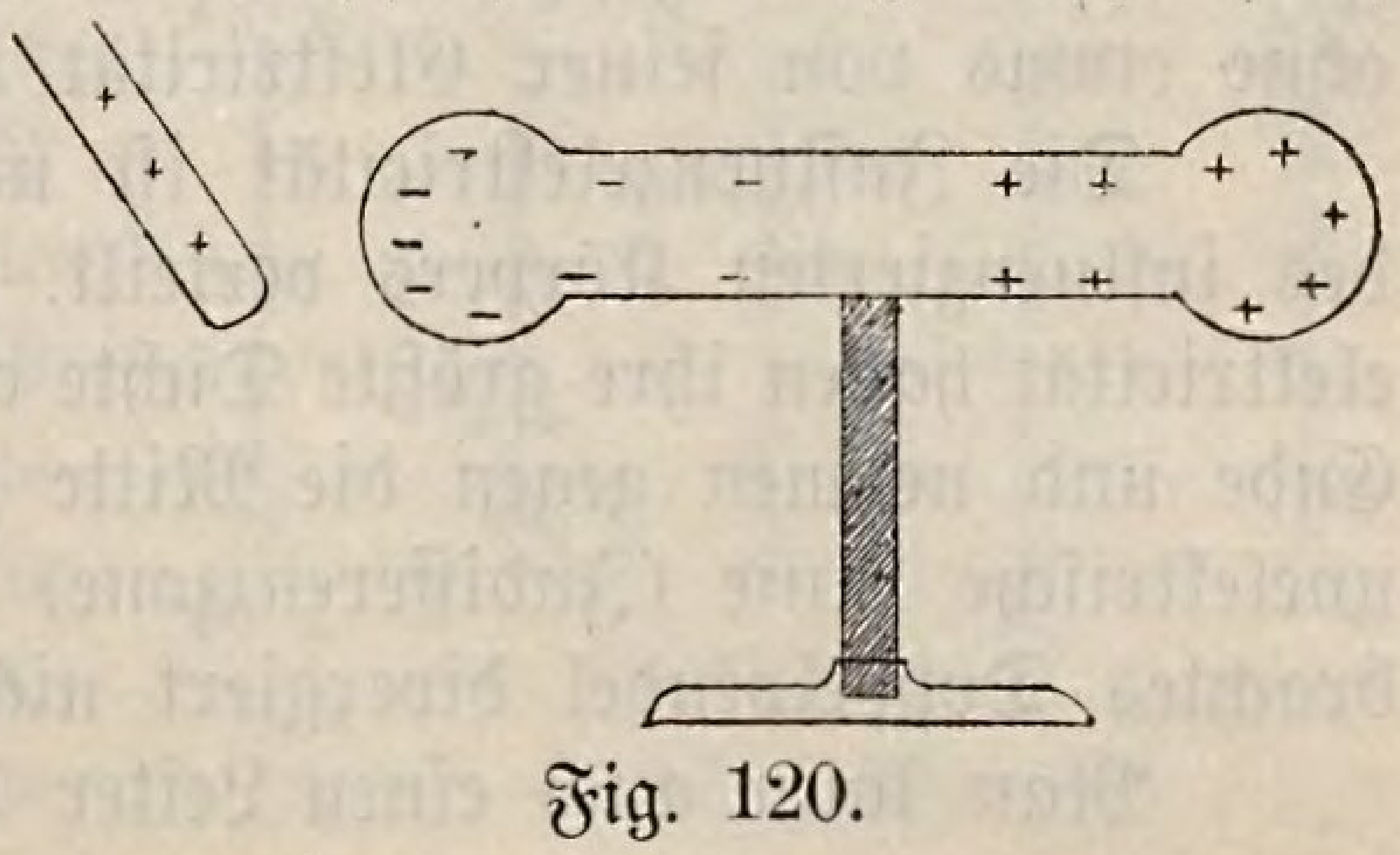


Fig. 120.

zusammen, daß sie sich mit dem einen Paare ihrer Enden berühren, also einen einzigen Leiter vorstellen, und nähert die Glasstange, so divergieren die Doppelpendel wie vorher; rückt man nun die eine Metallstange etwas von der andern weg, so bleiben die Stangen elektrisch, auch wenn man die Glasstange entfernt; untersucht man die Elektricitäten der beiden Stangen mittels des bepinselten Elektroskopes, so zeigt die eine, und zwar diejenige, welche dem Glasstabe genähert war, —E, die andere +E. Man ersieht also, daß durch Influenz beide Arten von Elektricität entstanden waren, und zwar am genäherten Ende die ungleichnamige, am entfernten Ende die gleichnamige; man nennt die ungleichnamige die Influenzelektricität 1. Art, die gleichnamige die Influenzelektricität 2. Art.

Wenn man die so geladenen Metallstangen wieder einander nähert, so klappen die Doppelpendel wieder zusammen, da sich +E und —E neutralisieren, und da sie ganz zusammenklappen, so schließt man, daß die Influenzelektricitäten beider Arten einander an Menge gleich waren. Wenn man den isolierten Messingcylinder influenziert, so divergieren die Pendel, entfernt man den influenzierenden Körper, so klappen sie wieder zusammen, da die Influenzelektricitäten sich wieder vereinigen und aufheben; der Körper ist also dann wieder unelektrisch.

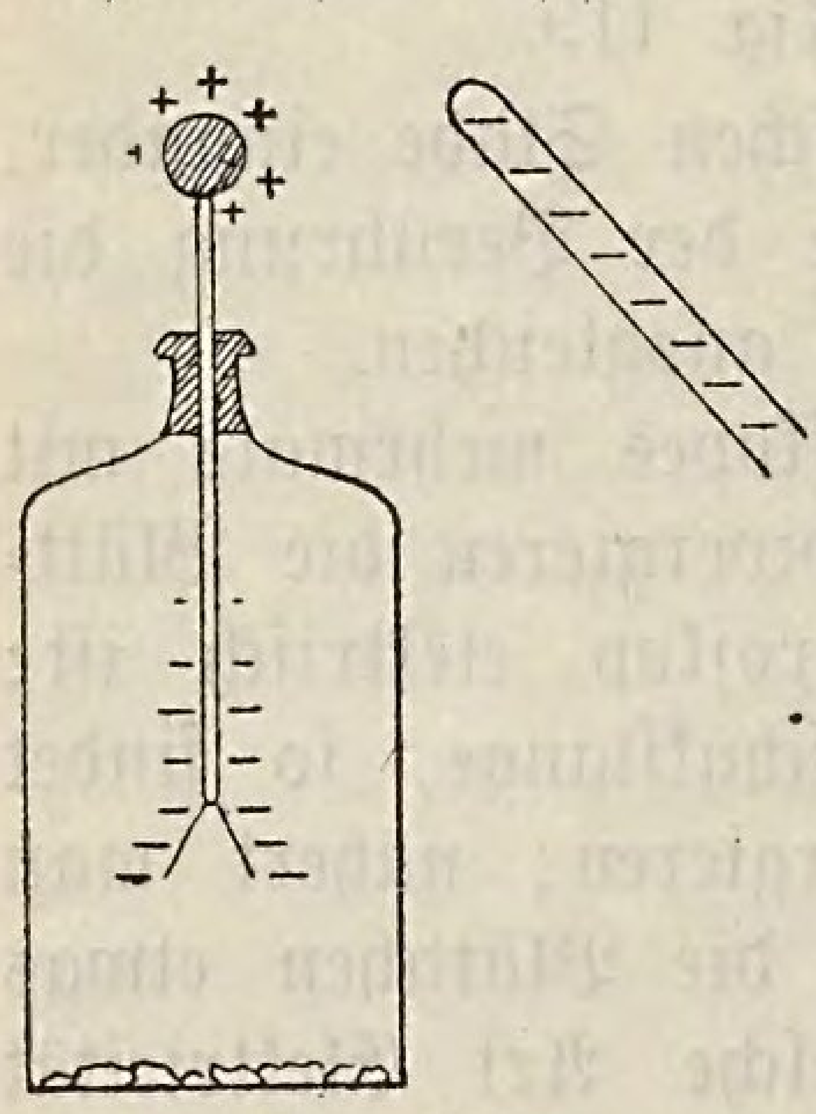


Fig. 121.

Nähert man einem Elektroskop einen elektrischen Körper, etwa eine — Kautschukstange, so wird dessen Metallkörper influenziert, und zwar am Kopfe ungleichnamig (+), an dem Blättchen gleichnamig (—), weshalb dieselben divergieren. Entfernt man den elektrischen Körper wieder, so vereinigen sich die getrennten Influenzelektricitäten wieder, weshalb die Blättchen zusammenklappen. Da die Blättchen leicht divergieren, so dient das Elektroskop insbesondere dazu, um zu untersuchen, ob ein (genäherter) Körper elektrisch ist.

Auch bei der elektrischen Influenz findet ebenso wie bei der magnetischen kein Hinüberfließen der Elektricität vom einen Körper zum anderen statt, sondern die Influenz ist eine Wirkung in die Ferne; der influenzierende Körper ruft die Influenzelektricität hervor, ohne etwas von seiner Elektricität herzugeben oder zu verlieren.

Die Influenzelektricität ist ungleichmäßig über die Oberfläche des influenzierten Körpers verteilt. Die beiden Arten von Influenzelektricität haben ihre größte Dichte am genäherten, resp. abgewendeten Ende und nehmen gegen die Mitte zu ab, so daß in der Mitte eine unelektrische Linie (Indifferenzzone) vorhanden ist (ein dort angebrachtes Doppelpendel divergiert nicht).

Man kann auch einen Leiter durch Influenzelektricität dauernd

elektrisch machen oder elektrisch laden auf folgende Art. Man nähert dem isolierten Messingcylinder etwa die + Glasstange, so wird er influenziert; berührt man ihn nun mit dem Finger, so läuft die positive Influenzelektricität zweiter Art durch den Finger zur Erde, weil sie von der + Glasstange abgestoßen wird; es bleibt auf ihm die negative Influenzelektricität erster Art, weil sie von der + Glasstange angezogen wird. Entfernt man nun den Finger und dann die Glasstange, so verbreitet sich die — Influenzelektrizität erster Art auf dem ganzen Leiter, er ist elektrisch geladen: durch Influenzieren und Ableiten der Influenzelektricität zweiter Art. Macht man denselben Versuch mit der — Kautschukstange, so wird er positiv geladen; beidesmal kann seine Elektricität mittels des bepinselten Elektroskopes nachgewiesen werden.

Ebenso kann man ein Elektroskop laden mit Influenzelektricität erster Art. Man nähert dem Knopfe etwa die + Glasstange, so wird der Knopf —, die Blättchen + influenziert. Berührt man nun den Knopf mit dem Finger, so läuft die + E der Blättchen fort, weil sie abgestoßen wird, was man daran erkennt, daß die Blättchen zusammenklappen. Entfernt man nun den Finger und dann die Glasstange, so verbreitet sich die im Knopfe verbliebene Influenzelektricität erster Art über das Elektroskop; dasselbe ist also — geladen.

Wenn man einem geladenen Elektroskope einen elektrischen Körper nähert, so wird das Elektroskop gerade so influenziert, wie wenn es noch gar keine Elektricität hätte. Ist also etwa das Elektroskop + geladen und ich nähere einen + Glasstab, so wird der Knopf negativ, die Blättchen positiv influenziert; auf dem Knopfe wird also die schon vorhandene + durch die hinzukommende — Elektricität geschwächt, auf den Blättchen wird die schon vorhandene + durch die influenzierte + Elektricität verstärkt, es gehen also die Blättchen noch weiter auseinander. Nähert man aber dem + geladenen Elektroskope einen — elektrischen Körper, so wird der Knopf +, die Blättchen — influenziert; auf dem Knopfe wird also die schon vorhandene + durch die influenzierte + verstärkt, auf den Blättchen kommt zu der vorhandenen + noch — Influenzelektricität dazu; es wird also zunächst die vorhandene + geschwächt, weshalb die Blättchen etwas zusammengehen; bei stärkerer Influenz wird die vorhandene + ganz aufgehoben, weshalb die Blättchen ganz zu-

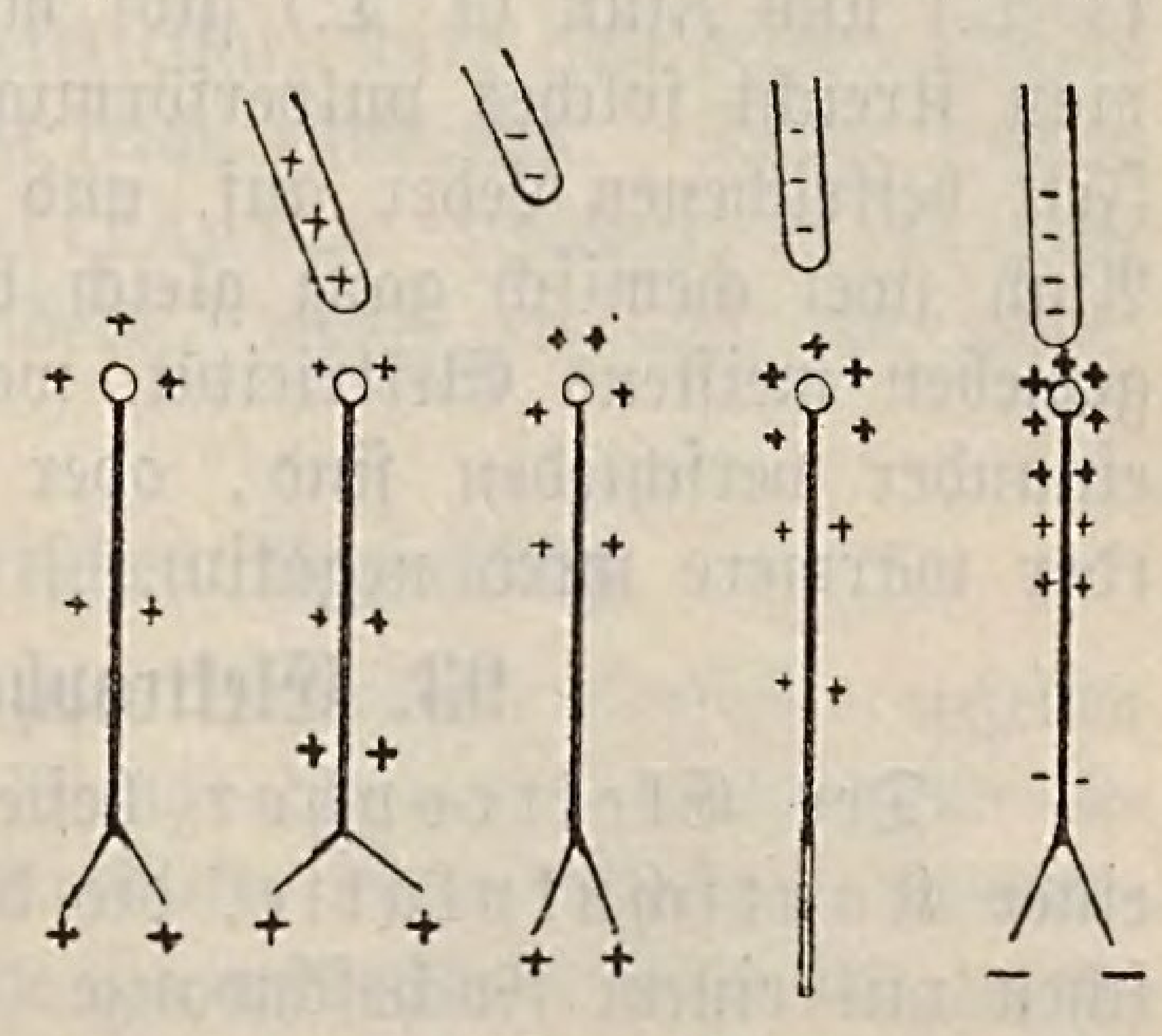


Fig. 122.

sammenklappen, und wenn die — Influenzelektricität sogar stärker ist als die schon vorhandene +, so bleibt in den Blättchen — Influenzelektricität übrig, weshalb die Blättchen wieder divergieren, aber jetzt mit — Elektricität. Ebenso findet und erklärt man, daß bei einem — geladenen Elektroskop durch Annäherung eines — elektrischen Körpers die Blättchen stärker divergieren, dagegen bei Annäherung eines + elektrischen Körpers zusammengehen, ganz zusammenklappen und dann sogar wieder auseinander gehen, aber nun mit + Elektricität. Das Elektroskop dient somit auch dazu, um zu untersuchen, welche Art Elektricität der genäherte Körper hat.

92. Elektricität geriebener Körper.

Wenn man Glas mit Leder reibt, so zeigt sich Glas + elektrisch, das Leder unelektrisch, weil seine Elektricität durch die Hand abgeleitet wird. Wenn man aber ein Stückchen Leder auf einer isolierenden Siegellackstange befestigt, und nun mit dem Leder das Glas reibt, so zeigt sich das Glas +, das Leder — elektrisch, was man leicht am Elektroskop nachweisen kann. Dasselbe kann man mit jedem Paare von Körpern thun, und man findet, daß stets beide geriebenen Körper und stets entgegengesetzt elektrisch werden. Die Mengen der dabei erzeugten positiven und negativen Elektricität sind einander gleich.

Welche Art Elektricität ein Stoff bekommt, hängt auch davon ab, mit welchem Stoffe er gerieben wird, ja sogar wie er gerieben wird. Glas mit Leder gerieben, wird meist +, mit Seide schwach gerieben hie und da —, mit Pelz gerieben häufig —; Kautschuk mit trockenem Schwamm gerieben wird + oder —, je nachdem man schwach oder stark reibt. Indem man ein Stück Metall auf eine isolierende Siegellackstange befestigt und nun reibt, kann man auch nachweisen, daß Metalle durch Reiben elektrisch werden (meistens); insbesondere ein Amalgam (d. i. eine durch Zusammenschmelzen erhaltene Verbindung) von Quecksilber (2 Teile) mit Zink (1 T.) und Zinn (1 T.) gibt mit Glas gerieben starke Elektricität; man streicht solches pulverförmiges Amalgam auf einem mit etwas Fett bestrichenen Leder auf, und benützt es so vielfach als Reibzeug. Auch zwei chemisch ganz gleich beschaffene Körper geben an einander gerieben meistens Elektricität, wenn nur ihre Oberflächen etwas von einander verschieden sind, oder ihre Wärme etwas verschieden ist (der wärmere wird negativ).

93. Elektrophor (Volta 1775).

Der Elektrophor besteht aus einem Harzkuchen oder einer Kautschukplatte, die durch Reiben, oder besser durch Peitschen mit einem Fuchsschwanze — elektrisch gemacht wird, ferner aus einem Deckel oder Schild, das ist ein rundes Stück Blech

oder mit Staniol beklebter Pappendeckel, also ein Leiter, der an drei isolierenden Seidenfäden gehalten werden kann. Setzt man den Deckel auf den elektrisch gemachten Kuchen, so wird der Deckel influenziert, unten + oben —; berührt man ihn nun mit dem Finger, so läuft die abgestoßene — Influenzelektricität zweiter Art fort und der Deckel behält die angezogene + Influenzelektricität erster Art; entfernt man nun auch den Finger und hebt den Deckel am Seidenfaden in die Höhe, so hat er die + Influenzelektricität, und zwar in ziemlich großer Menge, so daß sie schon in Form eines Funkens auf den genäherten Finger überspringt. Nimmt man dem Deckel seine Elektricität, so kann man denselben Versuch vielmals wiederholen. Es dient so der Elektrophor dazu, um größere Mengen Elektricität zu erzeugen durch Influenz und Ableiten der Influenzelektricität zweiter Art.

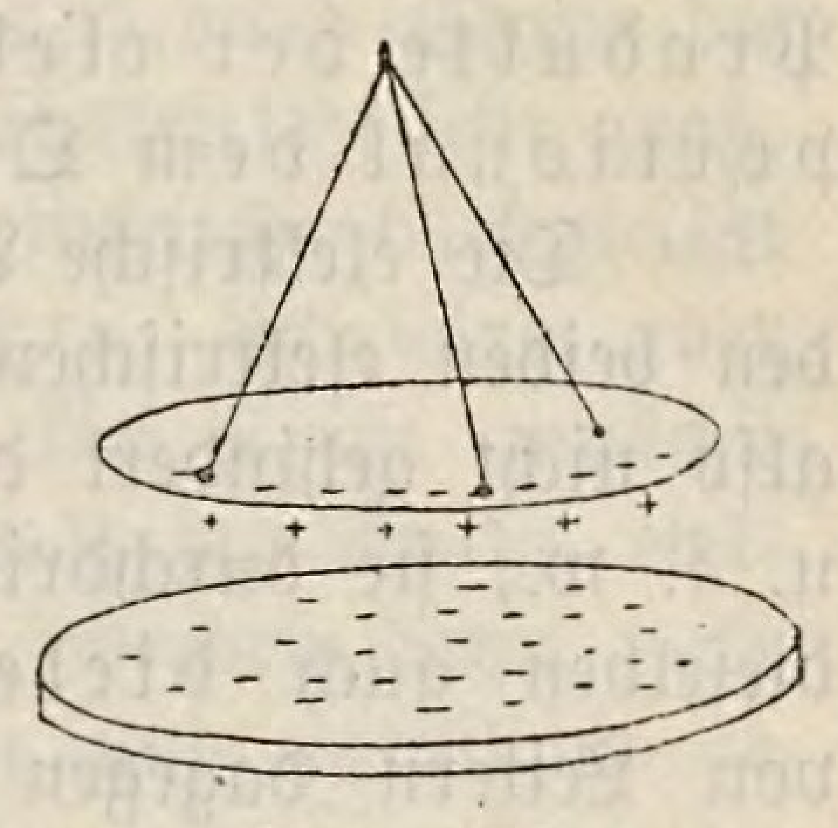


Fig. 123.

Der Kuchen verliert dabei nichts von seiner Elektricität, oder doch nicht viel; denn nur in den wenigen Punkten, in denen der Deckel den Kuchen wirklich berührt, geht die negative Elektricität des Kuchens wirklich auf den Deckel über, geht also verloren. Der Versuch gelingt auch, wenn man den Schild nicht bis zur vollständigen Berührung nähert, nur ist dann die influenzierte Elektricität schwächer; der Kuchen verliert dann gar nichts von seiner Elektricität.

Der Harzkuchen des Elektrophores befindet sich stets, die Kautschukplatte meist in einer Form aus Metall (Blech). Die Elektricität des Kuchens influenziert dann die Form: die abgestoßene Influenzelektricität entfernt sich, die angezogene befindet sich an der unteren Seite des Kuchens. Diese zieht nun ihrerseits die Elektricität des Kuchens an und verhindert so deren Entweichen; und insbesondere, wenn der Deckel aufgesetzt ist, und dessen Influenzelektricität erster Art auch die Elektricität des Kuchens anzieht, so befindet sich die — Elektricität des Kuchens gleichsam eingeschlossen zwischen zwei Schichten positiver Elektricität, wird von beiden Seiten angezogen und kann sich deshalb nicht leicht entfernen. Daher kommt es, daß ein solcher bedeckter Elektrophor Wochen, ja Monate lange seine Elektricität behält, besonders, wenn er auch an einem trockenen Orte aufbewahrt wird.

94. Stärke der elektrischen Anziehung.

Die Kraft, mit welcher sich zwei elektrische Massen anziehen (oder abstoßen), hängt ab von der Menge der auf den Körpern befindlichen Elektricität und ist dem Produkte dieser Mengen proportional. Wenn also etwa zwei gleiche Mengen Elektricität sich gegenüberstehen und sich mit einer gewissen Kraft anziehen, so ziehen sich

zwei Mengen, von denen die eine 3 mal, die andere 5 mal größer ist als die zuerst gewählten, mit einer Kraft an die $3 \cdot 5 = 15$ mal größer ist als die zuerst vorhandene Kraft. Dabei war vorausgesetzt, daß die Elektricitäten beidesmal denselben Abstand haben; befinden sich aber die Elektricitäten in verschiedenem Abstande, so nimmt die Anziehung ab, wie das Quadrat des Abstandes zunimmt. *Die elektrische Anziehung ist also proportional dem Produkte der elektrischen Mengen und umgekehrt proportional dem Quadrate ihres Abstandes* (Coulomb.)

Die elektrische Anziehung wird nicht gehindert, wenn zwischen den beiden elektrischen Massen sich ein Nichtleiter befindet. Sie wird also nicht gehindert durch Luft, ebenso nicht durch Glas, Kautschuk u. s. w., sie durchdringt also gleichsam die Nichtleiter, weshalb man dieselben auch *dielektrische* Massen nennt. Dazwischenschieben von Leitern dagegen bringt eine wesentliche Veränderung in der elektrischen Anziehung hervor, da die Leiter selbst elektrisch influenziert werden und mit diesen elektrischen Mengen nun selbst anziehend wirken.

Gerade diese Fernewirkung der Elektricität, sowie die Fähigkeit, hiebei manche Stoffe zu durchdringen, manche aber selbst elektrisch zu erregen, sind es, welche uns das Wesen der Elektricität, sowie der elektrischen Anziehung rätselhaft erscheinen lassen.

95. Verteilung der Elektricität auf Leitern. Wirkung der Spitze.

Wenn auf einem *Leiter* Elektricität vorhanden ist, so ist dieselbe *über die ganze Oberfläche verbreitet*, aber nur auf einer Kugel ist sie gleich dicht oder gleichmäßig verteilt, d. h. so, daß auf jedem gleich großen Flächenstückchen gleich viel Elektricität sitzt; *auf jedem anderen Leiter ist sie ungleichmäßig verteilt und zwar so, daß an den stärker gekrümmten Stellen die Elektricität dichter ist*; je stärker also eine Stelle der Oberfläche gekrümmt ist, um so mehr Elektricität sitzt auf derselben. (Elektrisches Verteilungsgesetz). Die Figur 124 stellt einen isolierten Leiter vor, dessen Oberfläche verschiedene Krümmung besitzt. Die gestrichelte Linie soll durch ihren Abstand von der Oberfläche angeben, wie groß etwa die Dichtigkeit der Elektricität an jeder Stelle ist.

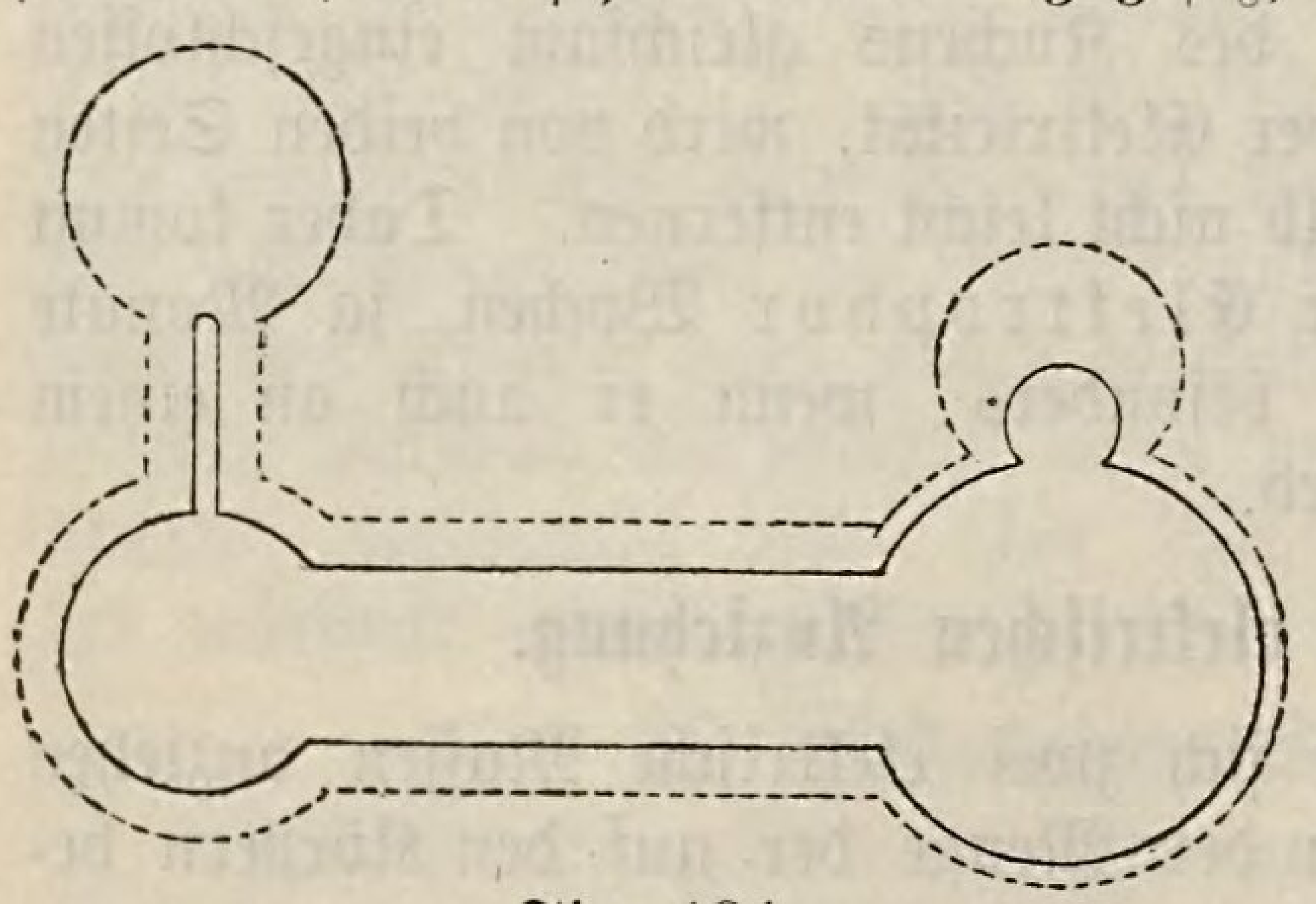


Fig. 124.

Wenn auf einem Leiter eine *Spitze* angebracht ist, so ist, weil die Fläche an der Spitze ungemein stark gekrümmt ist, *die Dichtigkeit der Elektricität auf der Spitze sehr groß.*

Mit der Dichtigkeit der Elektricität wächst aber auch ihre Spannkraft, d. h. das Bestreben und die Fähigkeit, von dem Leiter wegzugehen, die Luft zu durchbrechen und auf einen benachbarten Leiter überzuspringen, um sich mit der auf dem genäherten Leiter influenzierten entgegengesetzten Elektricität auszugleichen. Da die Luft kein Leiter ist, so muß sie beim Durchgang der Elektricität durchbrochen werden; dies kann nur geschehen, wenn die Elektricität eine genügende Spannkraft hat. Nun ist aber auf einer Spitze die Dichtigkeit und damit auch die Spannkraft der Elektricität sehr groß, deshalb zeigt sich, daß die auf einem Leiter befindliche Elektricität durch eine Spitze sehr leicht ausströmt. Es wird aber hiebei nicht die Luft durchbrochen, sondern die der Spitze zunächst liegenden Luftteilchen werden durch die Elektricität der Spitze elektrisch geladen und zwar mit hoher Spannung, werden dann, als gleichnamig elektrisch, von der Spitze abgestoßen und entführen so der Spitze die Elektricität.

Bringt man auf dem Knopfe des Elektroskops eine Spitze an, und nähert derselben die elektrische Glasstange, so wird das Elektroskop influenziert, an den Blättchen +, an der Spitze —; diese — Elektricität strömt durch die Spitze leicht aus, geht durch die Luft zur Glasstange und neutralisiert sich mit der dort befindlichen + Elektricität; die Elektricität der Blättchen bleibt im Elektroskope; dasselbe ist also positiv geladen. Kurz gesagt: ein Elektroskop kann gleichnamig geladen werden durch Influenz und Ausströmen der Influenzelektricität erster Art durch eine Spitze. Da einerseits die influenzierten Mengen + und — Elektricität einander gleich sind, andrerseits nur so viel freie + E im Elektroskop zurückbleibt, als — E bei der Spitze ausströmt, und schließlich diese ausströmende — E eine gleiche Menge + E der Glasstange neutralisiert, so verliert die Glasstange + E, und zwar ebensoviel, als schließlich im Elektroskop freie + E vorhanden ist. Es schaut also so aus, als sei ein Teil der + E von der Glasstange weg durch die Luft und die Spitze in das Elektroskop gegangen; man sagt daher auch häufig abkürzend: die Spitze saugt die Elektricität auf.

Ebenso kann man jeden andern isolierten Leiter elektrisch machen, wenn man auf ihm eine Spitze anbringt und dieser einen elektrischen Körper nähert.

Umgekehrt, wenn man einem isolierten Leiter, der eine Spitze besitzt, Elektricität mitteilt, so strömt fast alle mitgeteilte Elektricität durch die Spitze aus, nur ein kleiner Rest bleibt auf dem Leiter, so daß die Elektricität auf demselben nur eine geringe Spannkraft bekommen kann. An einem isolierten Leiter, dem man größere Mengen Elektricität mitteilen will, müssen demnach Spitzen,

scharfe Ecken und Kanten sorgfältig vermieden werden; er muß möglichst schwach gekrümmte, glatte Flächen haben.

96. Elektrisiermaschine.

Auf der Wirkung der Spitzen beruht auch die Elektrisiermaschine. Sie besteht aus dem Reibzug, dem Aufsaugeapparat und dem Konduktor. Das Reibzeug besteht 1. aus einer großen, dicken, gut polierten Glasscheibe, die durch eine Kurbel gedreht werden kann, 2. aus zwei Reibkissen, die mit Seide oder Leder überzogen und dann noch mit Amalgam bestrichen sind. Sie sind zu beiden Seiten der Glasscheibe angebracht und durch Federn an dieselbe gedrückt, so daß die Glasscheibe beim Drehen sich an ihnen reibt und + elektrisch wird, während die Kissen — elektrisch werden. Zum Aufsaugeapparat gehören zwei Holzringe, die zu beiden Seiten der Glasscheibe so aufgestellt sind, daß die elektrisch gewordene Scheibe zwischen ihnen durchgeht. An der der Glasscheibe zugewendeten Seite sind in die Holzringe Messingstreifen eingelassen und auf diesen viele Spitzen so befestigt, daß sie der Glasscheibe zugewendet sind. Diese Spitzen oder Spitzenrechen bilden den Aufsaugeapparat. Die Messingstreifen und damit die Holzringe werden von einem Messingarme getragen, der auf dem Konduktor befestigt ist, wodurch also die Spitzen mit dem Konduktor leitend verbunden sind. Der Konduktor ist ein großer isolierter Leiter, gewöhnlich eine Kugel aus Messingblech auf einem Glasfuß stehend.

Wenn nun die Glasscheibe gedreht wird, so wird sie positiv elektrisch, kommt so zwischen die Holzringe und influenziert die

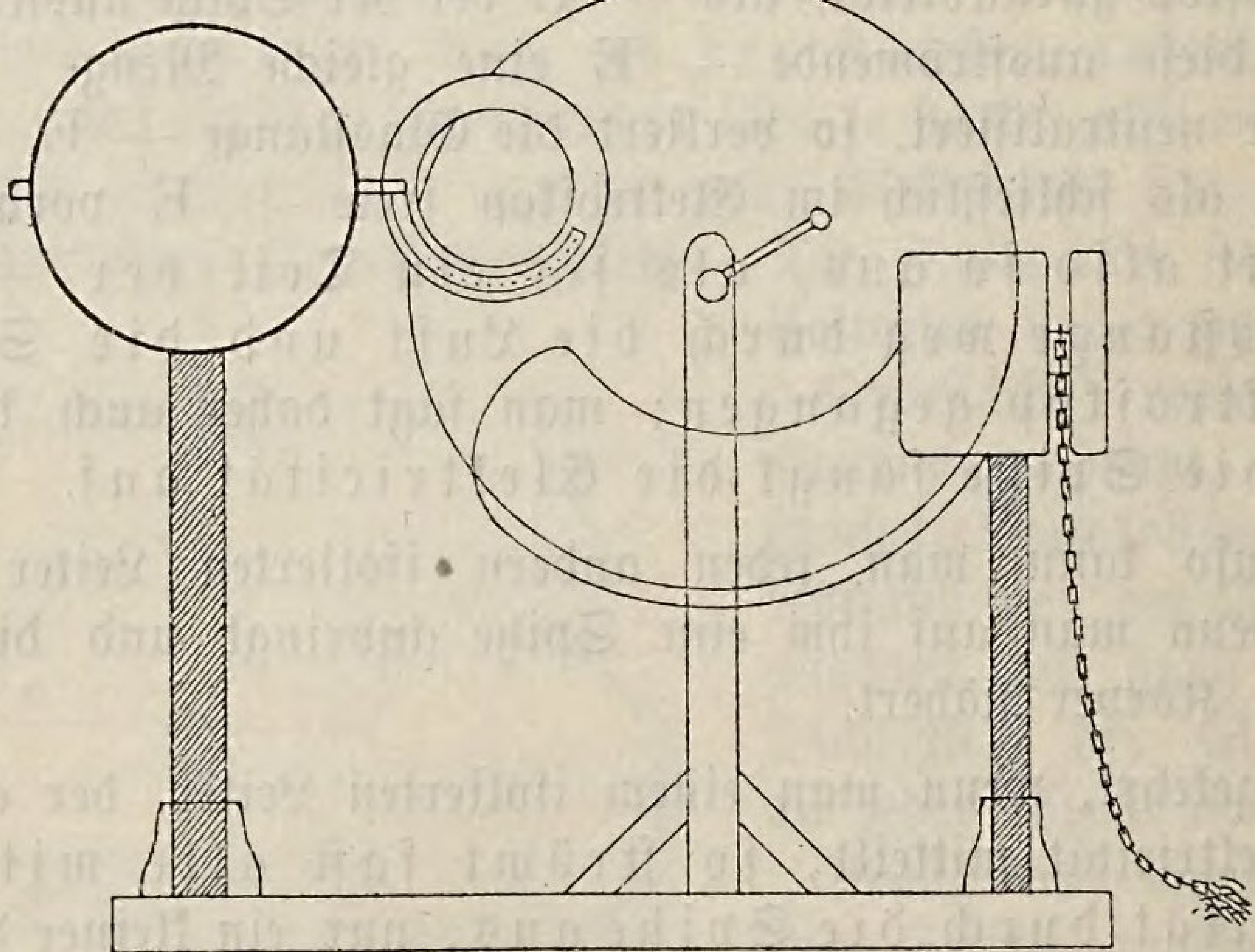


Fig. 125.

Spitzen —, den Konduktor +; die — E der Spitzen strömt aus, vereinigt sich mit der + E der Glasscheibe und neutralisiert sie;

die + E des Konduktors wird dadurch frei. Durch fortgesetztes Drehen strömt immer mehr — E aus den Spitzen aus, es wird also immer mehr + E auf dem Konduktor frei, sie bekommt eine immer größere Dichtigkeit und Spannkraft, und man sieht sie bald in Form langer Funken auf genäherte Leiter überspringen.

Als Erfinder der Elektrisiermaschine gilt Otto v. Guericke. Seine Maschine bestand aus einer Schwefelkugel, die auf einer Achse befestigt war und so gedreht wurde; hielt man dabei die trockene Hand daran, so wurde sie elektrisch. Später wurde die Schwefelkugel durch Glaskugel und Glasscheibe, die Hand durch ein Reibzeug ersetzt und Konduktor und Spitzenrechen dazugefügt.

Man kann selbst durch fortgesetztes Drehen nicht beliebig viel Elektricität auf dem Konduktor ansammeln, also die Dichtigkeit derselben nicht beliebig hoch steigern. Denn nachdem etwas + E auf den Konduktor gekommen ist, befindet sich dieselbe auch auf den Spitzen; wenn nun die + E der Glasscheibe influenziert, so erhalten die Spitzen — E, und diese wird geschwächt durch die schon vorhandene + E; es bleibt somit auf den Spitzen nur ein Rest — E übrig, weshalb diese Elektricität nicht mehr so rasch ausströmt, also schon jetzt der Zuwachs an + E auf dem Konduktor geringer wird. Es kommt dann bald dahin, daß so viel + E auf dem Konduktor und auch auf den Spitzen sitzt, daß von der negativen Influenzelektricität der Spitzen nur so wenig übrig bleibt, daß sie nicht mehr aus den Spitzen ausströmen kann; dann hört der Zuwachs von + E auf dem Konduktor auf und alles weitere Drehen ist umsonst. Daraus folgt auch, daß ein Konduktor mit um so stärkerer Elektricität geladen wird, je stärker die Elektricität auf der Glastafel, je besser also das Reibzeug ist, und je besser die Spitzen wirken.

Da beim Reiben zweier Körper stets gleiche Mengen entgegengesetzter Elektricität erzeugt werden, so kommt auch auf den Reibkissen — E in großer Menge zum Vorschein; man kann auch diese ansammeln, indem man die Reibkissen durch einen Glasfuß isoliert, und an ihnen einen Konduktor anbringt. Gewöhnlich benützt man aber nur die + E und leitet dann die — E der Reibkissen durch ein Kettchen zur Erde (an die Gasleitung) ab, da sie sonst das Entstehen neuer + E beim Reiben verhindern würde.

97. Versuche mit der Elektrisiermaschine.

Wenn man dem geladenen Konduktor einen Leiter nähert, dessen anderes Ende abgeleitet, d. h. mit der Erde leitend verbunden ist, so sieht man einen glänzenden Funken vom Konduktor zum Leiter überspringen und hört einen Knall. Auf dem genäherten Teile des Leiters ist nämlich entgegengesetzte Elektricität influenziert, diese und die Elektricität des Konduktors ziehen sich an, und

wenn ihre Spannkraft groß genug geworden ist, verlassen sie ihre Leiter, durchbrechen die Luft, vereinigen sich und heben sich auf. Man kann nicht gerade behaupten, daß immer vom Konduktor die + E hiebei zuerst hervorspringe, noch daß sie von beiden Leitern zugleich wegspringe, kann auch im allgemeinen nicht angeben, an welchem Punkte sie sich vereinigen. Die Lichterscheinung entsteht aber nicht etwa da, oder bloß da, wo die beiden Elektricitäten zusammentreffen, sondern auf dem ganzen Wege, den die Elektricitäten durchlaufen, und der Ausgleichspunkt ist durch keinerlei besondere Wirkung ausgezeichnet. Der Weg des Funkens ist vielfach gezackt, weil die Elektricität die Luft nicht bloß durchbricht, sondern auch vor sich herschiebt, also verdichtet, und dann nicht mehr durch die verdichtete Luft weitergeht, sondern seitlich ausweicht. Der Funke teilt sich oft in zwei oder mehrere Zweige, die sich wieder vereinigen, oder es spalten sich von ihm kleinere Verästelungen ab, die sich nicht mehr mit ihm vereinigen.

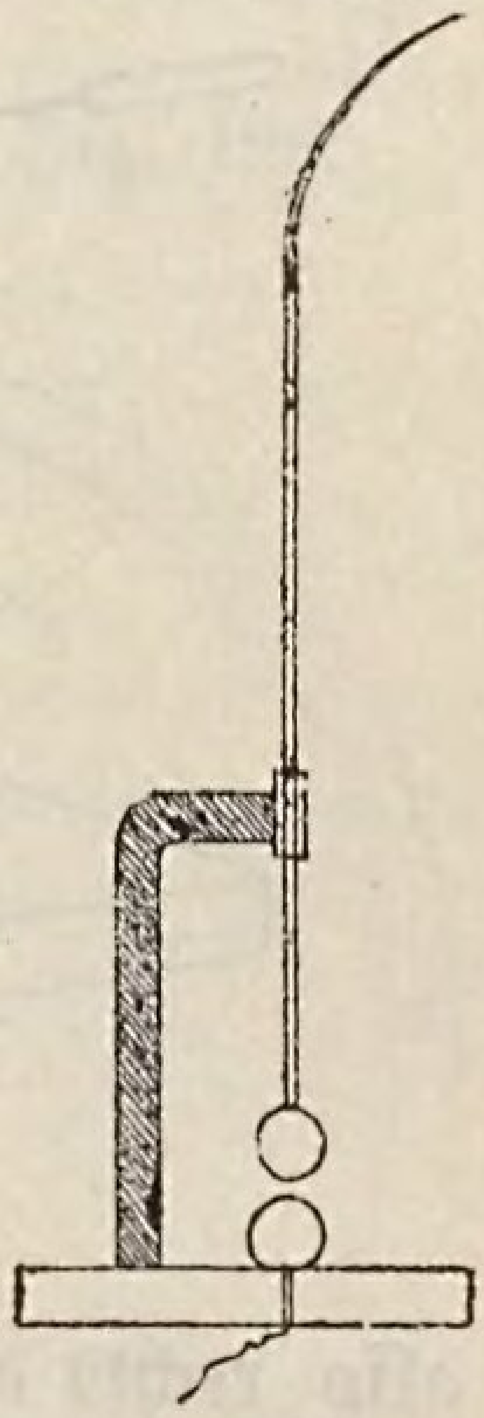
Der Funke springt nie auf einen genäherten Nichtleiter, weil derselbe nicht, wenigstens nicht gut influenziert ist, also auf ihm keine entgegengesetzte anziehende Elektricität vorhanden ist. Wohl aber springt ein Funke durch einen Nichtleiter, wenn er dünn genug ist (Blatt Papier) und hinter demselben ein Leiter sich befindet, welcher influenziert ist. Der Nichtleiter wird dabei durchbohrt.

Nähert man dem geladenen Konduktor einen isolierten Leiter, z. B. eine Messingkugel oder einen Messingcylinder auf Glasfuß, so springt auch ein Funke auf ihn über. Denn der genäherte Leiter wird influenziert, die Elektricität des Konduktors und die ihr naheliegende Influenzelektricität des Leiters ziehen sich an und gleichen sich durch die Luft aus mit Funkenerscheinung. Dadurch ist auf dem genäherten Leiter die Influenzelektricität zweiter Art frei geworden und da von ihr nur so viel frei wird, als Influenzelektricität erster Art weggeht, diese aber eine eben so große Menge Elektricität des Konduktors beim Ausgleich vernichtet, so ist die auf dem Leiter durch den Ausgleich frei gewordene Elektricitätsmenge gleich der Menge Elektricität, welche den Konduktor beim Ausgleich verlassen hat. Es sieht also so aus, als wenn beim Ausgleich ein Teil der Elektricität des Konduktors durch die Luft auf den genäherten Leiter übergegangen wäre. Durch diesen Ausgleich ist also die Menge der vorhandenen freien Elektricität nicht verringert, sondern bloß anders verteilt worden.

Steckt man auf den Konduktor einen Draht und läßt von dessen oberem Ende mehrere schmale Streifen leichten Papiers herunterhängen und elektrisiert den Konduktor, so fliegen die Papierstreifen auseinander (wie die Stäbe eines auf-

gespannten Regenschirmes), weil sie elektrisch geworden sind, sich also gegenseitig abstoßen und auch vom Konduktor abgestoßen werden.

Befestigt man auf dem Konduktor eine Spitze, so strömt Elektricität aus der Spitze aus, und es ist nicht möglich, dem Konduktor stark zu laden. Dieses Ausströmen ist auch mit einer Lichterscheinung verbunden; es zeigt sich nämlich ein von der Spitze ausgehendes Büschel von schwach leuchtenden rötlichen und violetten Strahlen, wenn + E ausströmt, Büschellicht, dagegen ein kleiner heller Lichtpunkt ganz an der Spitze, wenn — E ausströmt; dieser Lichtpunkt ist umgeben mit einem sehr schwachen Lichtschein, der nach allen Seiten sich gleichmäßig ausbreitet (Glimmlicht). Das Ausströmen geschieht, wie früher erwähnt, dadurch, daß die nächstliegenden Luftteilchen von der Spitze elektrisch gemacht und dann abgestoßen werden; es entsteht also ein von der Spitze ausgehender Luftstrom, den man durch die Verdunstungskälte fühlt, wenn man den befeuchteten Finger davor hält. Die elektrisch gewordenen Luftteilchen und die elektrische Spitze stoßen sich aber gegenseitig ab, es erleidet also die Spitze selbst einen Rückstoß, den man am elektrischen Flugrad wahrnehmen kann. Setzt man nämlich auf den Konduktor eine Spitze und auf diese leicht drehbar einen Draht, der an den Enden so gekrümmt ist wie die Ausflußröhren des Segnerschen Wasserrades, und an den Enden zugespitzt ist, so strömt bei diesen Spitzen die Elektricität aus, und der Rückstoß setzt den Draht in rückläufige Umdrehung.


Fig. 126.

Der Funkenzieher Fig. 126 besteht aus einem langen Draht, welcher am oberen Ende zugespitzt, am unteren Ende mit einer Kugel versehen und durch einen Glasfuß isoliert ist. Unter der Kugel ist in kurzem Abstande eine zweite Kugel angebracht, die zur Erde abgeleitet ist. Nähert man diesen Apparat mit der Spitze dem Konduktor, während die Elektrisiermaschine in Thätigkeit ist, so erkennt man wieder die Wirkung der Spitze, indem von ihr negative Influenzelektricität ausströmt und zum Konduktor übergeht; dadurch wird immer mehr + E auf der Kugel frei und diese springt in Funken auf die benachbarte, abgeleitete Kugel über.

98. Influenzmaschine.

Die Influenzmaschine (erfunden von Holz), auch Elektrophormaschine genannt, unterscheidet sich von der Reibungselektrisiermaschine dadurch, daß sie keinerlei Reibzeug hat, und hat ihren Namen davon, daß bei ihr, ähnlich wie beim Elektrophor, die Elektricität durch Influenz hervorgebracht wird.

Sie hat zwei gut gefirnißte Glasscheiben, die parallel in geringem Abstand aufgestellt sind; die eine, kleinere, ist auf einer Achse befestigt und kann so mittels Schnurlaufes und Kurbel rasch gedreht werden; die andere steht fest, hat in der Mitte einen runden Ausschnitt, um die erwähnte Achse durchzulassen, und rechts und links noch je einen Ausschnitt; außerdem hat sie rechts oberhalb und links unterhalb des Ausschnittes auf ihrer Rückseite ein Stück Papier aufgeklebt von der Form und Größe des Ausschnittes. Von jedem Papierbelege geht auf den Ausschnitt zu ein Papierstreifen,

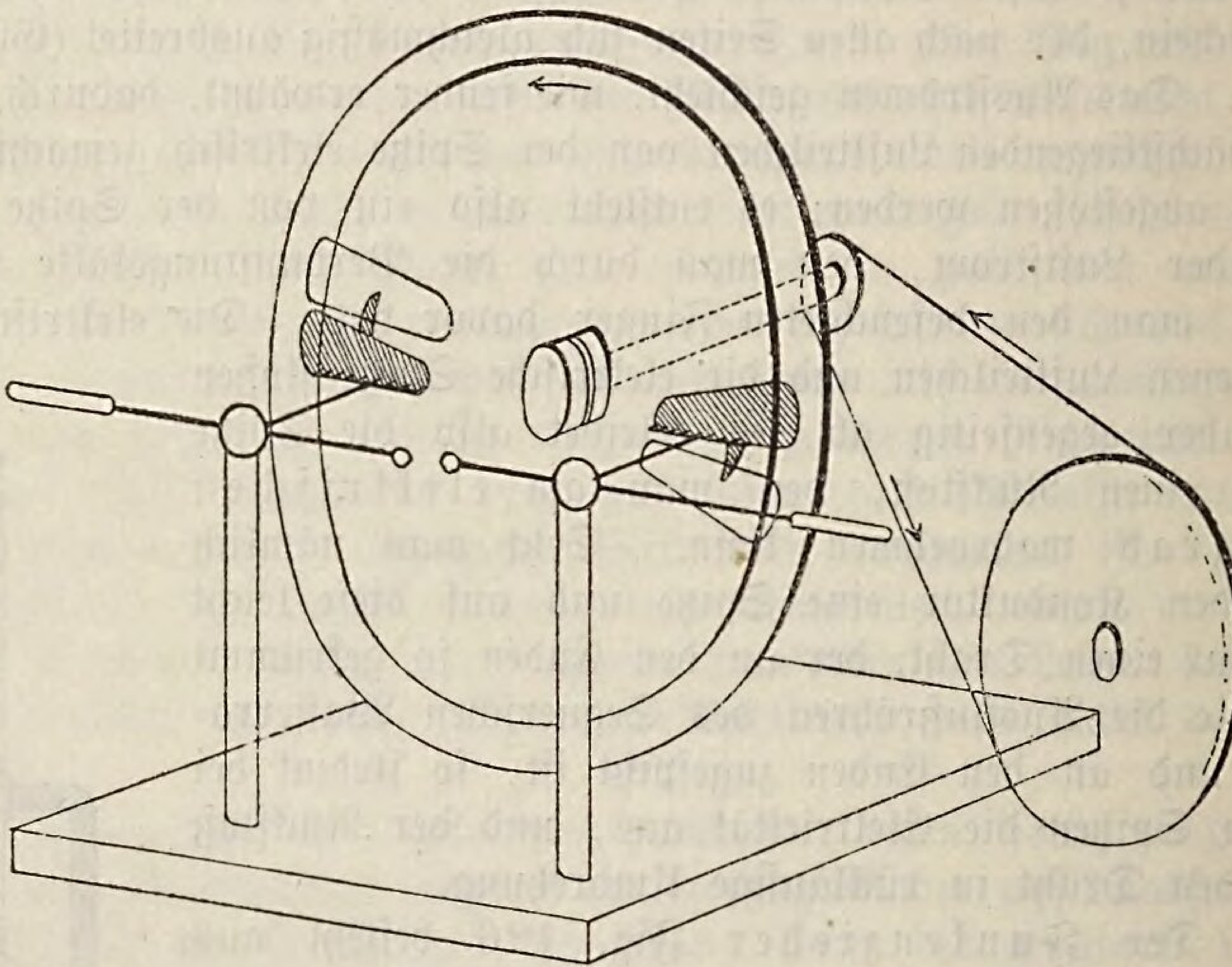


Fig. 127.

also rechts abwärts, links aufwärts, jeder biegt sich nach vorn durch den Ausschnitt und berührt wohl auch mit seiner Spitze die drehbare Scheibe. Die drehbare Scheibe wird so gedreht, daß ihre Teile immer zuerst zum Ausschnitte und dann zum Papierbelege kommen; es wird also „gedreht gegen die Papierspitzen."

Vor der drehbaren Scheibe sind zwei Saugkämme angebracht, so daß sie den Papierbelegen gegenüberstehen. Von den Saugkämmen führen zwei Messingarme zu isolierten Polhaltern; durch diese führen zwei verschiebbare Messingstangen, die gegen einander gerichtet sind und dort zwei Kugeln, die Pole, tragen; an den anderen Enden sind Kautschukhandgriffe angebracht.

Die Wirkungsweise der Maschine ist noch nicht ganz bekannt; deshalb mag folgendes genügen. Nachdem man dem einen Papierbeleg eine kleine Menge Elektricität mitgeteilt hat, etwa durch Annähern einer geriebenen Kautschukplatte, dreht man in der angegebenen Weise gegen die Papierspitzen und entfernt die Pole etwas

von einander; man sieht dann zwischen denselben eine erstaunliche Menge elektrischer Funken überspringen.

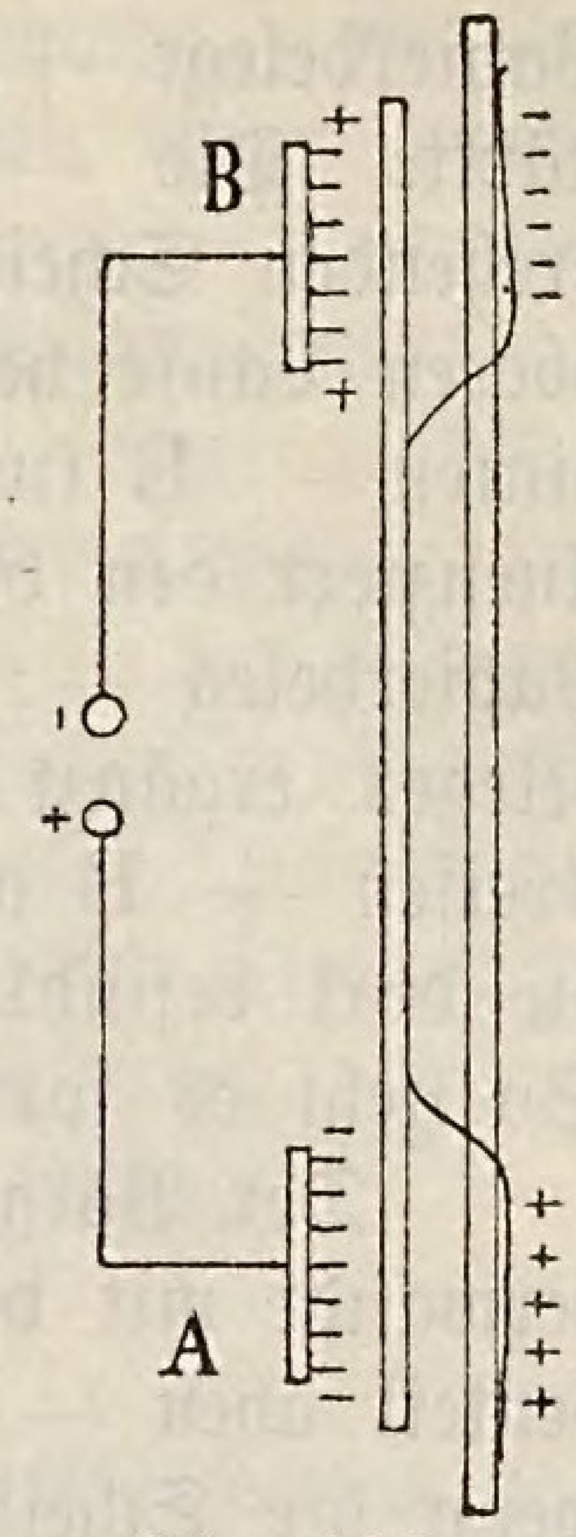


Fig. 128.

Auf welche Weise die Maschine so „erregt" wird, werden wir nachher besprechen; jetzt betrachten wir den Vorgang, nachdem die Maschine erregt ist. Die beiden Belege haben Elektricität, der rechts liegende etwa +, der linke —, beide von großer Spannkraft. Der rechts liegende influenziert durch die sich drehende Scheibe hindurch den Saugkamm, an den Spitzen —, am Pol +, die — E der Spitzen strömt aus und kommt so auf die sich drehende Glasscheibe; es ist also die Glasscheibe dort, wo sie sich von dem Saugkamme rechts entfernt (also der Figur gemäß im oberen Laufe vorn), — elektrisch. So kommt sie zum Papierbelege links, der — geladen ist, und auch zum Saugkamme. Sie selbst und der Papierbeleg influenzieren den Saugkamm, an den Spitzen +, am Pol —; es strömt die + E an den Spitzen aus auf die Scheibe, neutralisiert dort die — E und ladet sie noch mit + E; es ist also die Scheibe dort, wo sie den Saugkamm links verläßt, (also im unteren Laufe) + elektrisch. So kommt sie wieder zwischen Papierbeleg und Saugkamm rechts, wo sich derselbe Vorgang wiederholt. Die Vorgänge sind wegen der Kontinuität der Drehung selbst kontinuierlich. Es tritt deshalb an den Polen beständig rechts + E, links — E auf, und diese gleichen sich in dem Funkenstrome aus. Wir haben bisher auf die Wirkung der Papierspitzen und der Ausschnitte keine Rücksicht genommen, und in der That, wenn die elektrischen Ladungen in den Papierbelegen unverlierbar wären, so wären sie wohl überflüssig. Weil aber diese Ladungen nur zu leicht, besonders wenn sie stark sind, durch die Luft entweichen können, so muß dafür gesorgt werden, daß sie sich stets wieder ergänzen, ja sogar stets auf sehr hohe Spannung bringen. Dies geschieht folgendermaßen. Die drehbare Scheibe ist in ihrem unteren Laufe + elektrisch und kommt so, bevor sie zwischen Saugkamm und Papierbeleg rechts kommt, an den Ausschnitt und die Papierspitze, die sie von hinten berührt.

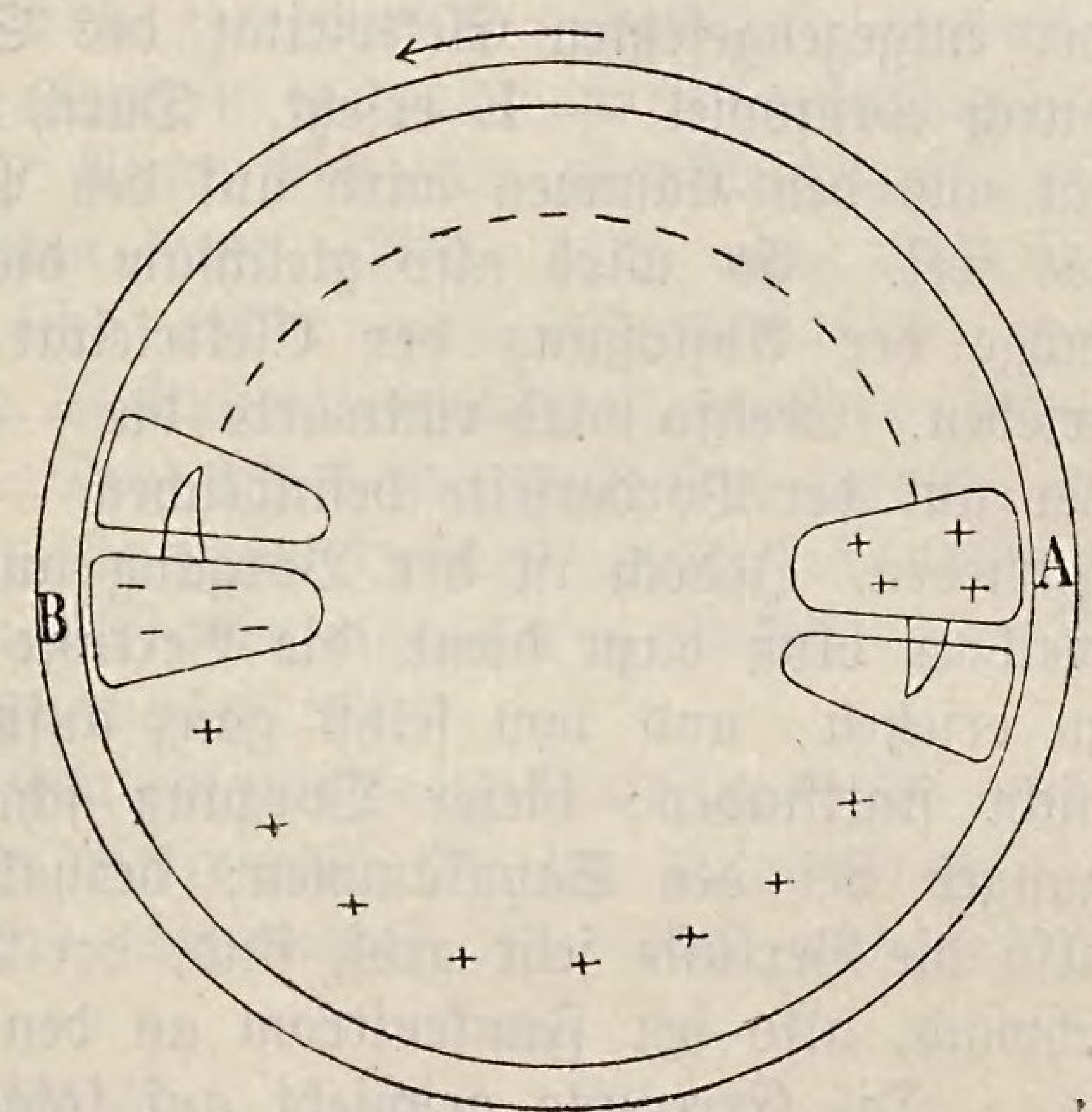


Fig. 129.

Die + E der Glasscheibe influenziert nun das Papier [Papier ist hiebei ein Leiter] und zwar an der Spitze — und auf dem Papierbelege +; so wird die + Ladung des Papierbeleges verstärkt. Die — E die Papierspitze strömt auf die Rückseite der sich drehenden Scheibe und bleibt dort, ist aber an Menge gering. Im oberen Laufe hat die drehbare Scheibe vorn — E und nun auch hinten — E (wenig). So kommt sie an den Ausschnitt links, influenziert den berührenden Papierstreifen an der Spitze +, und am Papierbeleg —; dadurch wird einerseits die — Ladung des Papierbeleges ergänzt und verstärkt, andrerseits strömt aus dem Papierstreifen + E auf die Rückseite der drehenden Scheibe, neutralisiert die dort befindliche (geringe) — E und erteilt ihr noch etwas + E. So geht es fort.

Der Vorgang auf der Rückseite der Scheibe ist also sehr nahe verwandt mit dem auf der Vorderseite. Vorn bringt jeder Scheibenteil oben — E von rechts nach links [unter + E von l. n. r.]; wenn die Scheibe zwischen Saugkamm und Beleg kommt, wird die Elektricität infolge der Einwirkung des Beleges durch Ausströmen der entgegengesetzten Elektricität des Saugkammes neutralisiert und durch ebensoviel + E ersetzt. Durch das Ausströmen der Elektricität aus den Kämmen wird auf den Polen entgegengesetzte Elektricität frei. Es wird also gleichsam die Elektricität der Scheibe vermöge der Abstoßung der Elektricität des Beleges in die Pole getrieben. Ebenso wird rückwärts die — E durch die abstoßende Kraft der auf der Vorderseite befindlichen — E in den Papierbeleg rechts getrieben. Jedoch ist der Vorgang auf der Rückseite viel schwächer, weil er bloß dazu dient, die Verluste der Papierbelege an die Luft zu ersetzen, und von selbst ganz aufhört, wenn diese Verluste gar nicht stattfinden; dieser Vorgang schwächt die Wirkung des Vorganges bei den Saugkämmen; deshalb ist in feuchter Luft, wenn also die Verluste sehr groß sind, der Vorgang an den Saugkämmen schwach, also der Funkenstrom an den Polen gering.

Die Erregung geschieht auf folgende Weise: Man schließt die Pole bis zur Berührung, teilt dem einen Papierbelege (etwa dem rechten) + Elektricität mit, und beginnt zu drehen, so wirkt sofort diese Elektricität, ladet die Scheibe vorn —, den anderen Saugkamm +, und die Scheibe ladet, sobald sie eine halbe Drehung gemacht hat, den anderen Beleg —; es beginnt die Verstärkung der Ladungen auf den Papierbelegen, und nach wenig Drehungen ist die Maschine erregt, so daß beim Öffnen der Pole der Funkenstrom sich zeigt.

Die Maschinen liefern für weniger Arbeit mehr Elektricität als die Reibungselektrisiermaschinen, wie man schon an der großen Menge der Funken ersieht. Bei der Reibungselektrisiermaschine wird nämlich keineswegs die ganze Arbeit, welche man beim Umdrehen

aufwendet, in Elektricität verwandelt, sondern nur ein verhältnismäßig kleiner Bruchteil, gewiß weniger als $^1/_{10}$; der größte Teil dieser Arbeit wird in Wärme verwandelt (Reibungswärme). Bei der Influenzmaschine braucht man, wenn sie nicht erregt ist, etwas Kraft, um die Reibung der Achsen zu überwinden; ist sie erregt, so braucht man, wie man leicht fühlt, mehr Kraft; dieser Mehraufwand an Kraft wird vollständig in Elektricität verwandelt; denn er dient dazu, um (rechts) die Abstoßung der auf der unteren Hälfte der drehenden Scheibe ankommenden + E und der + E des Beleges und dann die Anziehung der — E der oben fortgehenden Scheibe und der + E des Beleges zu überwinden (ähnlich links). Die Folge davon, daß ich diese anziehenden und abstoßenden Kräfte überwinde, ist eben das Freiwerden der Elektricität, und es tritt hiebei nur ein kleiner Verlust ein, um die Ladung der Belege zu ergänzen.

99. Elektrische Kondensation.

Wenn man einen isolierten Leiter mit dem Konduktor der Elektrisiermaschine verbindet, so kann dieser, ebenso wie der Konduktor selbst, nur bis zu einer gewissen Spannung mit Elektricität geladen werden, weil weiterhin der in den Spitzen übrig bleibende kleine Rest von negativer Influenzelektricität nicht mehr ausströmen kann. Man kann aber doch auf dem isolierten Leiter noch größere Mengen Elektricität ansammeln, also gleichsam die Elektricität verdichten oder kondensieren auf folgende Weise: Der mit dem Konduktor verbundene Leiter sei eine Metallplatte (A), sie heißt Kollektorplatte; dieser parallell stellt man in mäßigem Abstande eine zweite Metallplatte (B) auf, sie heißt die Kondensatorplatte.

Ohne Anwesenheit der Kondensatorplatte kommt auf die Kollektorplatte eine gewisse Menge Elektricität, die der Spannkraft auf dem Konduktor entspricht; ihre Spannkraft sei etwa ausgedrückt durch + 8.

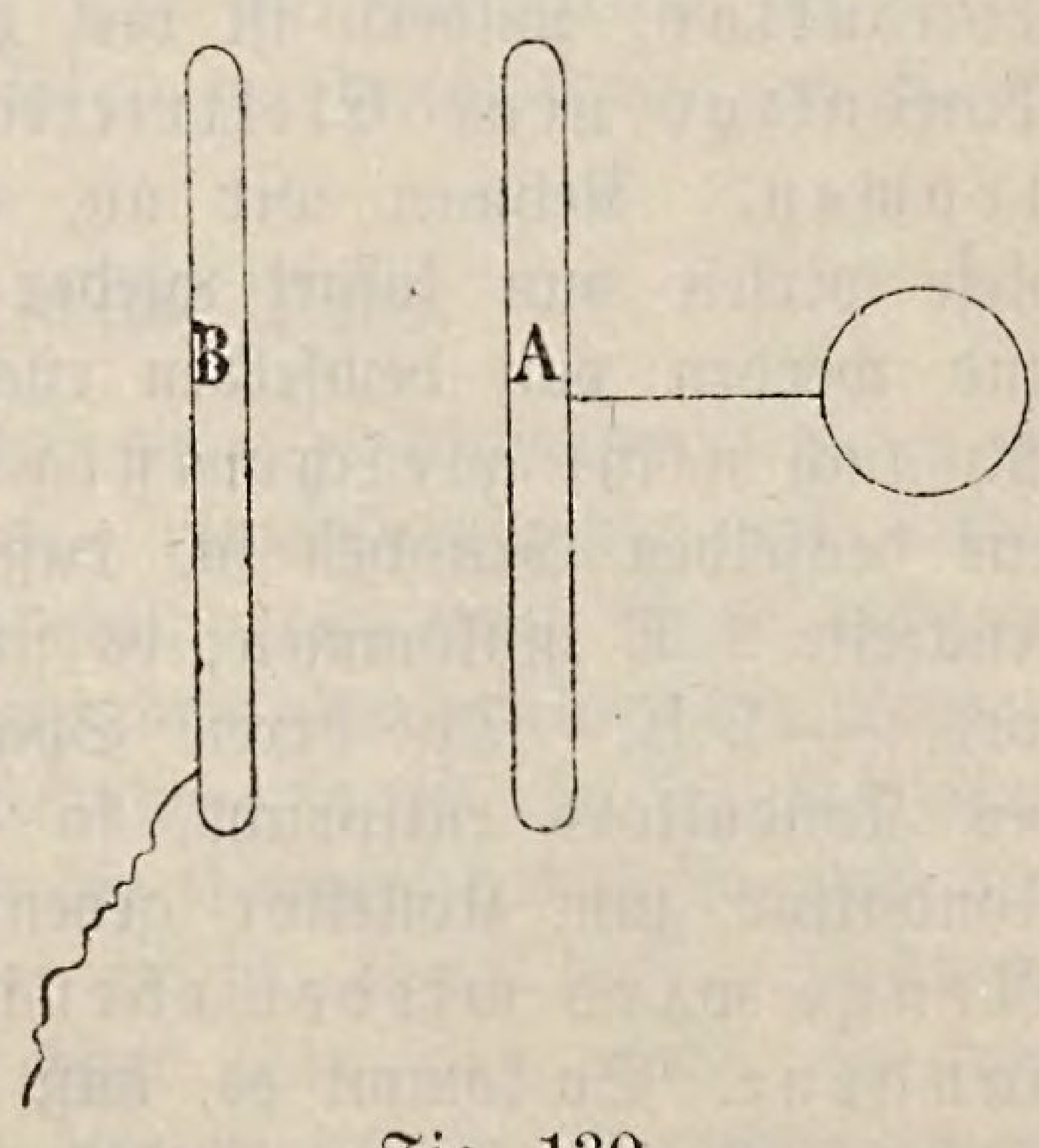


Fig. 130.

Wird nun der Kondensator genähert, so wird er influenziert, und zwar vorn, d. i. auf der zugewendeten Seite —, hinten, d. i. auf der abgewandten +; die letztere leiten wir zur Erde ab, weil sie die Wirkung der — E stören würde. Diese — E, deren Spannkraft etwa — 6 ist, influenziert nun rückwärtswirkend den Kollektor, und zwar vorn +, hinten —, beidesmal etwa 4; dadurch wird die + Elektricität auf dem Kollektor vorn verstärkt,

8 + 4 = 12, hinten geschwächt 8 — 4 = 4. Die neu hinzugekommene Elektricität + 4 influenziert wieder den Kondensator etwa — 3 (und + 3, die zur Erde geleitet werden), diese — 3 des Kondensators influenzieren wieder rückwärts den Kollektor mit + 2 und — 2, so daß vorn + 14, hinten + 2 sitzen. Die neu hinzugekommene Electricität + 2 des Kollektors influenziert wieder den Kondensator, dessen Elektricität influenziert wieder den Kollektor, und so geht es fort. Jedoch geschehen diese Vorgänge der Influenz und Rückwärtsinfluenz nicht so ruckweise und nacheinander, wie hier beschrieben, sondern sie geschehen alle stetig in kürzester Zeit. Der Erfolg ist, daß auf der zugewendeten Seite des Kollektors zu der dort befindlichen Menge von + 8 eine neue Menge von + 7 hinzugekommen ist, so daß die dort befindliche Elektricität verstärkt ist, + 15, während zu den + 8 E der Rückseite — 7 E hinzugekommen sind, so daß die Elektricität der Rückseite geschwächt ist, + 1. Auf der Vorderseite des Kondensators ist eine entsprechende Menge — Influenzelektricität, etwa — 13 E, seine Rückseite ist abgeleitet. Es wird dadurch zunächst nur eine andere Verteilung der auf dem Kollektor befindlichen Elektricität erreicht, während ihre Gesamtmenge dieselbe geblieben ist, 8 + 8 = 15 + 1.

Ähnliches findet stets statt, wenn einem elektrischen Leiter ein unelektrischer Leiter genähert wird; der unelektrische Leiter wird nicht nur elektrisch influenziert, sondern er wirkt durch Rückwärtsinfluenz so auf den geladenen Leiter ein, daß dessen Ladung anders auf ihm verteilt wird, und sich mehr auf die Seite begibt, welche dem genäherten Leiter zugewendet ist.

Wird nun aber oder bleibt die Rückseite des Kollektors mit dem Konduktor einer thätigen Elektrisiermaschine verbunden, so entspricht nun die auf der Rückseite befindliche Menge + 1 nicht mehr der Spannkraft der Elektricität auf dem Konduktor, sondern ist viel zu klein; deshalb kann jetzt vom Konduktor neue Elektricität auf den Kollektor herüberströmen. Nehmen wir an, es fließen wieder + 16 E herüber; diese wirken nun sofort wieder auf den Kondensator influenzierend und werden von demselben rückwärts influenziert, so daß dieselben sich auch nicht gleichmäßig auf den Kollektor verteilen, sondern aus denselben Gründen so, daß auf die Vorderseite 15 E, auf die Rückseite 1 E hinkommen; es sind nun auf der Rückseite des Kollektors + 2 E. Da deren Spannkraft noch nicht der Spannkraft des Konduktors entspricht, so kann noch weitere Elektricität vom Konduktor zum Kollektor gehen, jede neu herüberkommende Menge wird wieder ebenso verteilt wie die schon vorhandene. So kommt es, daß noch mehrmals 16 E herüberströmen können, nämlich so lange, bis auf der Rückseite des Kollektors wieder + 8 ist, wie es der Spannkraft des Konduktors entspricht.

Da nun, so oft auf der Rückseite des Kollektors + 1 E ist, auf der Vorderseite + 15 E ist, auf der Rückseite aber + 8 E sein können, so können auf der Vorderseite $8 \cdot 15$ E sein, es können sich also im ganzen auf dem Kollektor $8 \cdot 15 + 8 \cdot 1 = 8 \cdot 16$ E ansammeln, d. h. 8mal mehr als ohne Anwesenheit des Kondensators. Auf dem Kondensator ist natürlich eine entsprechende Menge — Elektricität, also $8 \cdot 13$ E.

Diese Zahl 8 heißt die Verstärkungszahl, sie gibt an, wie viel mal die Menge der Elektricität auf dem Kollektor vergrößert wird durch Anwesenheit des Kondensators. Diese Verstärkungszahl hängt ab vom Abstande der beiden Platten, und wächst, wenn der Abstand kleiner wird. Denn rücke ich die Platten näher aneinander, so wird die Wirkung der Influenz und Rückwärtsinfluenz größer; es wird also zunächst die auf dem Kollektor befindliche Elektricität noch ungleichmäßiger verteilt, etwa + $15^1/_2$, und + $^1/_2$; jede nun weiter herüberkommende Elektricitätsmenge + 16 E wird nun wieder ebenso verteilt, liefert also für die Rückseite nur $^1/_2$ E, so daß noch 15mal je 16 E herüberkommen dürfen, bis die Rückseite $^1/_2 + 15 \cdot {}^1/_2 = 8$ E hat, was der Spannkraft auf dem Konduktor entspricht; es sind dann auf dem Kollektor $16 + 15 \cdot 16 = 16 \cdot 16$ E enthalten, die Verstärkungszahl ist 16, sie ist gewachsen mit der Annäherung der Platten.

Bringt man aber die beiden Platten einander einigermaßen nahe, so wächst infolge der Elektricitätsansammlung die Spannkraft bald so stark, daß beide Elektricitäten in Form eines Funkens sich ausgleichen und so die beabsichtigte Ansammlung vereiteln. Dies verhindert man, indem man zwischen beide Platten einen starren Nichtleiter bringt, also etwa eine Kautschukplatte oder eine Glasplatte. Da der Nichtleiter die Influenz und Rückwärtsinfluenz nicht stört, den Ausgleich der angesammelten elektrischen Massen aber verhindert, so kann man die beiden Platten einander sehr stark nähern, also auch sehr viel Elektricität auf ihnen ansammeln, ohne daß dieselbe das Glas zu durchbrechen im stande wäre.

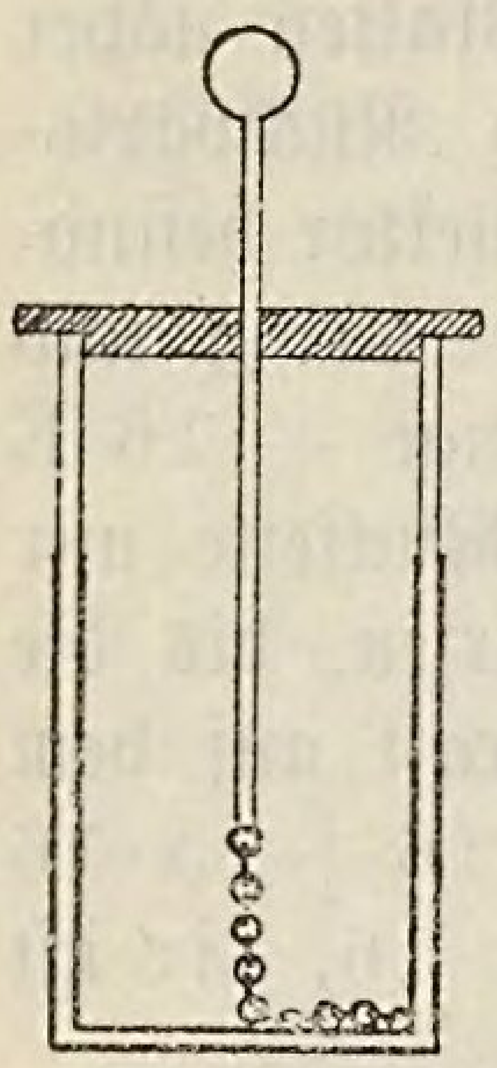
100. Die Franklin'sche Tafel.

Die einfachste Art einer solchen Kondensationsvorrichtung ist die Franklin'sche Tafel. Sie ist eine Glasplatte, die auf beiden Seiten mit Stanniol beklebt ist bis einige *cm* vom Rand entfernt. Setzt man die eine Stanniolplatte mit dem Konduktor einer thätigen Elektrisiermaschine in leitende Verbindung, so ist sie die Kollektorplatte, die andere Stanniolplatte ist die Kondensatorplatte und wird mit der Erde in leitende Verbindung gesetzt, damit die + Influenzelektricität 2. Art abfließen kann; (thut man das nicht, so kann man sie in Funkenform auf einen genäherten Leiter überspringen

sehen). Es sammelt sich auf dem Kollektor viel positive, auf dem Kondensator viel negative Elektricität, und die Tafel ist geladen. Verbindet man durch einen Leiter beide Platten, so springt ein Funke über, an dessen starkem Glanze und lautem Knalle man erkennt, daß eine große Menge Elektricität ihn verursacht hat.

101. Die Leydener Flasche.

Ähnlich ist die Leydener Flasche oder Kleist'sche Flasche eingerichtet. Sie besteht aus einem Becherglas, das innen und außen bis einige *cm* vom Rande mit Stanniol beklebt ist; sie ist bedeckt mit einem Holzdeckel, durch welchen ein Metallstift gesteckt ist; dieser trägt oben eine Messingkugel, unten ein Messingkettchen, das bis auf den Boden reicht.

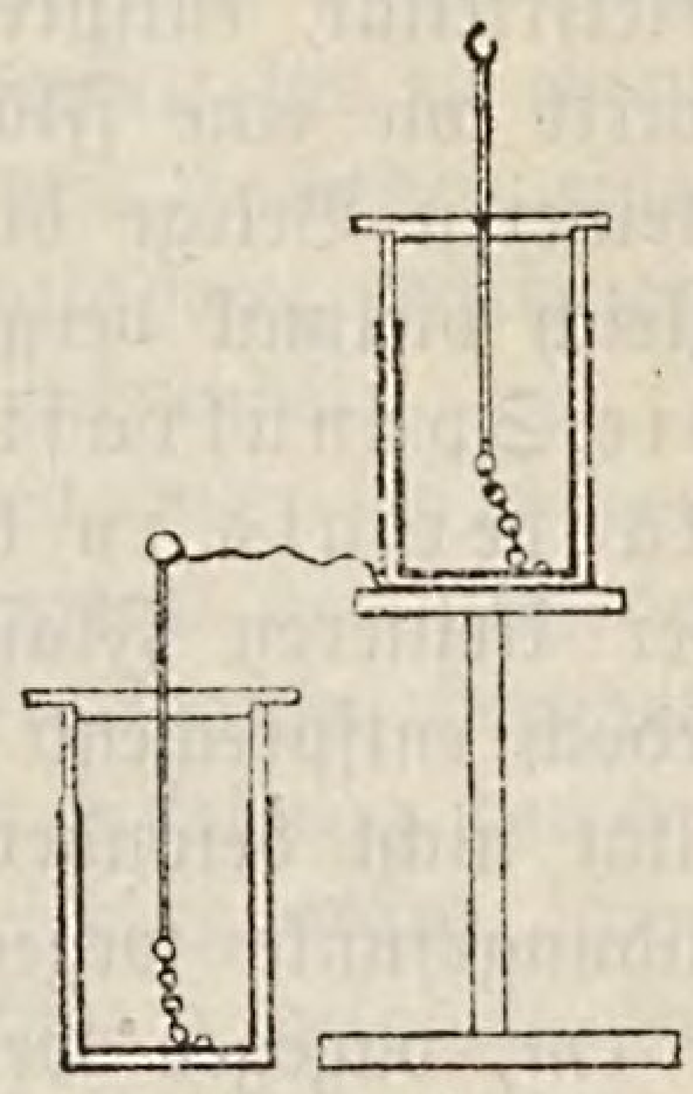

Fig. 131.

Sie wird geladen, indem man die Kugel und somit den inneren Stanniolbeleg mit dem Konduktor einer thätigen Elektrisiermaschine verbindet; dann ist der innere Beleg die Kollektorplatte, der äußere Beleg die Kondensatorplatte und meist hinreichend abgeleitet dadurch, daß man ihn auf den Tisch stellt. Sie wird entladen, indem man den äußeren Beleg mit der Kugel verbindet (Auslader).

Ist die Leydener Flasche geladen, so sagt man auch, die auf den beiden Belegen vorhandenen Elektricitäten sind gebunden, das heißt ziehen sich gegenseitig an, so daß nicht eine ohne die andere fortfließen kann. Dies erkennt man an der — E des äußeren Beleges unmittelbar, ersieht es aber auch am innern Belege, wenn man die geladene Flasche auf einen Isolierschemel (Schemel mit Glasfuß) stellt; berührt man nun den Knopf ableitend, so fließt keine, oder richtiger nur sehr wenig Elektricität ab (schwaches Fünklein). Denn die — E des äußeren Beleges ist, da sie Influenzelektricität ist, an sich schon an Menge geringer als die influenzierende + E des inneren Beleges; leite ich also den inneren Beleg zur Erde ab, so fließt dieser Überschuß ab, sogar noch etwas mehr; denn jetzt wirkt die — E influenzierend auf den Beleg, und kann nur eine Menge influenzierend anziehen, die kleiner ist als sie selbst; es läuft also so viel von der + E des inneren Beleges fort, daß der zurückbleibende Rest gerade noch durch die anziehende Kraft der — E gehalten oder gebunden werden kann. Nun hat der äußere Beleg Überschuß, den ich ableiten kann, dann wieder der innere, kurz, man kann so eine Leydener Flasche auch ruckweise entladen. Ist die Leydener Flasche isoliert aufgestellt, so kann man sie auch durch den äußeren Beleg laden. Man verbindet den äußeren Beleg mit dem Konduktor der Elektrisiermaschine, so ist er Kollektor, und

man leitet den Knopf, also den inneren Beleg zur Erde ab, so ist er der Kondensator, die Flasche wird also geladen.

Stellt man eine Leydener Flasche isoliert auf und verbindet ihren äußeren Beleg mit dem Knopfe einer zweiten Flasche, so wird, wenn man die erste durch die Elektrisiermaschine ladet, auch die zweite geladen und zwar durch die positive, abgestoßene Influenzelektricität 2. Art des äußeren Beleges der ersten Flasche; stellt man auch die 2. Flasche isoliert auf, so kann man von ihr aus eine 3. Flasche laden u. s. f., natürlich ist jede folgende Flasche etwas schwächer geladen als die vorhergehende; man sagt, die Flaschen werden par cascade geladen und nennt eine solche Anordnung eine Kaskadenbatterie (Franklin). Man kann dann entweder jede Flasche für sich entladen, oder alle zugleich dadurch, daß man den Knopf der ersten mit dem äußeren Belege der letzten verbindet. Wenn man eine Leydener Flasche so konstruiert, daß man den innern Beleg herausnehmen kann, indem man denselben in Form eines ins Glas genau passenden Blechkörpers macht, und nun, nachdem die Flasche geladen ist, den Blechkörper heraushebt, was natürlich mittels eines Instrumentes geschehen muß, das einen isolierenden Handgriff hat, so zeigt sich der Blechkörper sehr wenig elektrisch. Die größte Menge Elektricität ist auf der inneren Glasfläche sitzen geblieben, da sie von der äußeren — E angezogen wird und sich vom Blech, das ein guter Leiter ist, leicht trennt. Kann man auch den äußeren Beleg abheben, so zeigt sich auch dieser sehr wenig elektrisch; fast alle Elektricität sitzt auf dem Glase. Entladet man die abgehobenen Belege und fügt sie wieder an das Glas, so zeigt sich die Flasche wieder geladen, wenn auch etwas schwächer als zuerst.


Fig. 132.

Wird eine Leydener Flasche entladen, so zeigt sie sich kurze Zeit nach der Entladung wieder geladen, jedoch schwach, sie gibt einen kleinen Funken und dann noch mehrere, immer schwächer werdende. Man nennt dies den elektrischen Rückstand.

102. Elektrische Batterie.

Will man noch größere Mengen Elektricität ansammeln, so nimmt man mehrere Leydener Flaschen, verbindet die inneren Belege, indem man die Knöpfe verbindet, und die äußeren Belege, indem man sie auf eine gemeinschaftliche Stanniolunterlage stellt, und nennt eine solche Zusammenstellung mehrerer Leydener Flaschen eine elektrische Batterie.

Größere und kleinere Flaschen unterscheiden sich nicht bloß dadurch, daß in den größeren eine größere Menge Elektricität angesammelt werden kann, sondern auch noch wesentlich durch die Spannkraft der Ladung. Ist nämlich bei beiden Flaschen das Glas gleich dick, so ist in beiden die Verstärkungszahl dieselbe; aber auf dem kleineren Belege setzt sich schon ohne Kondensation eine dichtere Elektricität, entsprechend dem Flächengesetz, da eine kleinere Fläche wirkt wie eine Fläche von stärkerer Krümmung. Da also auf dem kleineren Belege die Dichtigkeit größer ist, die beiden Flaschen aber gleich vielmal vergrößert wird, so ist die Dichtigkeit und somit die Spannkraft der Elektricität in der kleinen Flasche stärker als in der größeren Flasche. Der Entladungsfunke der kleineren Flasche ist demnach länger, bis mehrere *cm* lang, jedoch entsprechend der nicht beträchtlichen Gesamtmenge der Elektricität nicht besonders glänzend; bei größeren Flaschen ist der Entladungsfunke wegen der geringen Spannkraft nur kurz, oft bloß 1 *cm*, dagegen wegen der bedeutenden Menge der Elektricität sehr kraftvoll, stark knallend und stark glänzend, so daß er dem Auge als dick erscheint.

103. Wirkungen der elektrischen Entladung.

Mit den Leydener Flaschen oder Batterien untersucht man auch die Wirkung, welche die Elektricität hervorbringt, wenn sie, um sich mit der entgegengesetzten auszugleichen, einen Körper durchdringt.

Läßt man mehrere kräftige Funken durch die Luft gehen, so spürt man bald einen eigentümlichen, stechenden Geruch; derselbe rührt wohl von dem Ozon her, das sich dabei aus dem Sauerstoff der Luft gebildet hat.

Läßt man starke Funken durch dünne Drähte gehen, also große Massen Elektricität durch dieselben fließen, so werden die Drähte warm, oft glühend, sogar geschmolzen, dünner Eisendraht zerstiebt bei kräftiger Entladung in ungemein viele Teilchen, die durch die Luft sprühend und mit hellem Glanze verbrennend, einen prächtigen Anblick bieten. Sogar das am schwersten schmelzende Metall, Platin, kann so geschmolzen werden. Man nimmt hiezu Batterien von großen Flaschen, die also große Mengen Elektricität ansammeln. Ein Leiter wird durch den Durchgang der Elektricität demnach meist gar nicht beschädigt, nur um so stärker erwärmt, je dünner er ist. Wenn bei solchen Entladungen der Stoff, den die Elektricität zu durchbrechen hat, nur geringen Widerstand bietet, so ist die Entladung eine plötzliche, fast momentane, und es tritt dann anstatt der Wärmeentwickelung vorwiegend eine mechanische Wirkung ein: der Draht wird geknickt, zerrissen, oder zerstiebt sogar. Schaltet man aber in den Weg der Elektricität einen schlechten Leiter ein, z. B. ein Stückchen feuchte Schnur, so daß der Verlauf

der sich ausgleichenden Elektricität etwas langsamer stattfindet, so erfolgt nur Wärmewirkung.

Dies benützt man zum Entzünden der Minen. Soll etwa eine große Felsmasse losgesprengt werden, so wird sie unterminiert und Pulver in die Minenkammern gebracht; dann werden zwei durch Kautschuk isolierte Kupferdrähte zum Pulver geführt, an den Enden durch einen kurzen, dünnen Platindraht verbunden, und dieser Platindraht wird ins Pulver gesteckt. Die Drähte werden bis zu einem genügend weit entfernten Orte geleitet und dort zum Entladen einer starken Batterie benützt; im Augenblicke der Entladung wird die Mine durch den glühend werdenden Platindraht entzündet.

Läßt man den elektrischen Funken durch den menschlichen Körper gehen, indem man etwa mit der einen Hand den äußeren Beleg, mit der anderen den Knopf einer Leydener Flasche berührt, so fühlt man einen durch die Glieder zuckenden Schlag, der die Muskeln unwillkürlich zusammenzieht. Dieser Schlag wird schon schmerzhaft, wenn man die Flasche auch nur schwach geladen hat (3—4maliges Umdrehen der Maschine). Stärkere Entladungen können für den menschlichen Körper gefährlich werden: sie führen vorübergehende oder bleibende Lähmung einzelner Gliedmassen oder größerer Körperteile, Taubheit, Lähmung der Sprache, ja sogar den Tod herbei. Läßt man einen elektrischen Funken durch das geschlossene Auge eindringen (natürlich wählt man einen sehr schwachen), so empfindet man eine Lichterscheinung.

Wesentlich anders verhält sich die Elektricität beim Durchgange durch einen Nichtleiter. Da derselbe die Elektricität nicht leitet, so wird er stets durchbohrt, durchbrochen oder zertrümmert. Dies kann man bei starkem Papier und Glas sehen. Die Löcher im Papiere sind nicht wie mit einer Nadel gestochen, sondern haben auf beiden Seiten aufgeworfene Ränder, als wenn im Innern des Papieres eine Explosion stattgefunden und die Papiermasse beiderseits herausgeworfen hätte. Im Glase ist das Loch oft so fein, daß es nur mit dem Vergrößerungsglase gesehen werden kann. Pulver und Schießbaumwolle werden entzündet, ein lose hingelegtes Häufchen Pulver aber meist nur zerstreut. Holz wird durchbohrt, oft zersplittert, wohl auch entzündet. Auch hiebei wird Pulver stets nur zerstört (zerrieben, zerstäubt), wenn der Entladungsweg aus guten Leitern besteht, dagegen entzündet, wenn ein schlechter Leiter (feuchte Schnur) eingeschaltet ist.

104. Atmosphärische Elektricität.

Die Luft in höheren Schichten (von 300—400 *m* über dem Boden an) ist stets elektrisch; man nennt dies die atmosphärische Elektricität. Ihre Spannung ist meist sehr gering, so daß es besonders empfindlicher und eigens eingerichteter Elektroskope bedarf,

um sie nachzuweisen. Man leitet vom Knopfe des Elektroskopes einen Draht isoliert zu einer Stange, läßt ihn in einer feinen Spitze endigen und hebt nun mittels der Stange diese Spitze rasch nach aufwärts; so wird sie nun von der atmosphärischen Elektricität, da sie derselben etwas näher gekommen ist, etwas stärker influenziert; die Influenzelektricität erster Art strömt aus der Spitze aus, die Influenzelektricität zweiter Art wird im Elektroskop frei.

Anstatt der Spitze nimmt man hiebei besser eine Flamme (kleines Wachslicht, glimmenden Schwamm); denn eine Flamme wirkt wie eine Spitze, d. h. die auf dem Leiter befindliche Elektricität strömt aus der Flamme sehr leicht aus, sogar schon bei der geringsten Spannung.

Diese Eigenschaft der Flamme läßt sich sehr leicht nachweisen: bringt man ein Wachslicht auf dem Konduktor einer Elektrisiermaschine an, so zeigt derselbe, wenn man die Maschine dreht, gar keine Elektricität, da dieselbe vollständig bei der Flamme ausströmt. Befestigt man die Flamme an der Spitze des Funkenziehers, so wirkt sie wie die Spitze, sogar noch auf viel größere Entfernung. Ein in der Nähe der Elektrisiermaschine brennendes Gaslicht entzieht dem Konduktor alle Elektricität, so daß jeder Versuch mißlingt u. s. w. Die Erklärung hiefür findet man leicht darin, daß die mit (Influenz-) Elektricität geladenen Teile der Flamme, nämlich die Verbrennungsgase, sich schon infolge der Wärme und auch infolge der elektrischen Abstoßung entfernen, und so dem mit der Flamme verbundenen Leiter die Elektricität entziehen.

Die atmosphärische Elektricität ist meist positiv, jedoch vielen Schwankungen (auch ziemlich regelmäßigen, täglichen und jährlichen) unterworfen. Ihre Entstehung ist unbekannt.

105. Elektricität der Gewitter.

Gewitter sind von großartigen elektrischen Erscheinungen begleitet. Die Gewitterwolke ist mit großen Massen Elektricität von hoher Spannung geladen; dies wurde zuerst von Franklin nachgewiesen (1752). Beim Herannahen eines Gewitters ließ er einen Papierdrachen steigen, auf welchem eine nach aufwärts gerichtete Spitze angebracht war; das Ende der Schnur bestand aus Seide. Er bemerkte, wie die Fasern der Hanfschnur sich sträubten (weil sie elektrisch geworden waren) und sah, als die Schnur durch den Regen naß und dadurch gut leitend geworden war, Funken aus einem an der Hanfschnur hängenden Schlüssel herausspringen. Drache, Spitze und Hanfschnur stellen einen genäherten isolierten Leiter vor, aus der Spitze strömt die Influenzelektricität erster Art aus, und in der Schnur wird deshalb die Influenzelektricität zweiter Art frei. Seit Franklin wurde dieser (sehr gefährliche) Versuch öfters und stets mit demselben Erfolge wiederholt. Art und Stärke der Elektricität

prüft man ungefährlich mit dem Elektroskope, das für atmosphärische Elektricität dient. Man findet die Elektricität meist positiv, sie wächst an Stärke, bis es blitzt, nimmt dann sprungweise ab, wird wohl auch negativ und wächst dann wieder. Über die Art der Entstehung und Ansammlung der Elektricität in der Gewitterwolke weiß man nichts Sicheres.

106. Der Blitz.

Der Blitz ist der Entladungsfunke der in der Gewitterwolke vorhandenen Elektricität. Man unterscheidet dreierlei Arten von Blitzen, die Strahlen-, Flächen- und Kugelblitze. Die Strahlenblitze verlaufen entweder bloß in den Gewitterwolken, oder gehen auch zur Erde. Sie haben die bekannte gezackte Form, entstehen oft aus mehreren Teilen, spalten sich auch wieder, beschreiben, wenn sie zur Erde gehen, einen der Hauptrichtung nach geraden und in der Wolke einen vielfach gebrochenen Weg, der aber nicht wieder rückwärts führt.

Durch den in der Wolke verlaufenden Blitz verteilt sich die in einem Teile (Ballen) der ganzen Wolkenmasse entstehende und zu großer Spannung angewachsene Elektricität auf die anderen Teile (Ballen) der ganzen Wolkenmasse. Durch den zur Erde gehenden Blitz gelangt die Elektricität der Wolke zu der auf der Erdoberfläche influenzierten entgegengesetzten Elektricität und gleicht sich mit derselben aus, während die Influenzelektricität zweiter Art, die auf der entgegengesetzten Seite der Erde (bei den Antipoden) entsteht, schon wegen ihrer Verteilung auf eine sehr große Fläche als nicht mehr vorhanden angesehen werden darf.

Die Blitze in der Wolke haben oft eine sehr beträchtliche Länge (mehrere Kilometer); der einschlagende Blitz hat nur eine Länge von einigen hundert Metern (Abstand der Wolke vom Boden). Gleichwohl hat der in der Wolke verlaufende Blitz keine höhere Spannkraft der Elektricität; er fährt von Ballen zu Ballen, durchdringt die Wolkenmassen, welche durch die Wasserteile einen, wenn auch schlechten Leiter bilden, setzt sich also aus mehreren Teilen zusammen und durchdringt Leiter und durchläuft so mittels derselben Spannkraft einen viel längeren Weg, als wenn er durch die Luft zur Erde geht.

Flächenblitze verlaufen nur in den Wolken; man beobachtet sie am leichtesten, wenn das Gewitter über uns steht; man sieht dann einen Teil, eine Fläche der Wolken plötzlich in hellem, grellweißem Lichte aufleuchten, jedoch keinen Strahl. Näheres über ihre Entstehung und ihren Verlauf ist nicht bekannt, doch ist ihre Anzahl verhältnismäßig groß, oft größer als die der Strahlenblitze.

Kugelblitze sind eine sehr seltene Erscheinung. Es sind Strahlenblitze, die zur Erde gehen; wenn sie aber in die Nähe der

Erde oder eines hohen Gegenstandes gekommen sind, gehen sie langsam, so daß man ihren Weg mit dem Auge verfolgen kann, erscheinen dann als eine glänzende Lichtkugel (Feuerkugel), laufen als solche sogar noch durch den Blitzableiter, einen Baum und ähnliches und verschwinden dann in der Erde. Das Wetterleuchten rührt von fernen Blitzen her und kann bis zu 400 bis 500 *km* Entfernung wahrgenommen werden.

Eine ziemlich seltene Erscheinung ist auch das St. Elmsfeuer. Steht nämlich das Gewitter gerade über uns, so beobachtet man manchmal Lichtbüschel, flackernde, zuckende, auch ziemlich ruhige Lichtstrahlen von gelblichem und rötlichem Lichte, die an hervorragenden spitzigen Gegenständen, Blitzableiterspitzen, Helm-, Lanzen-, Masten- und Kirchturmspitzen, den emporgehaltenen Fingern, den Spitzen von Bäumen und Sträuchern zum Vorschein kommen. Es ist dies das elektrische Büschellicht (oder Glimmlicht), das dadurch entsteht, daß die Influenzelektricität erster Art der Erde bei den Spitzen von Leitern ausströmt, durch die Luft zur Wolke geht und dort die entgegengesetzte Elektricität neutralisiert. Es bewirkt so anstatt der raschen Entladung durch den Blitz eine langsame und ungefährliche Entladung durch Ausströmen.

107. Weg des Blitzes.

Der zur Erde gehende Blitz sucht ins Grundwasser zu kommen; denn hat er dies erreicht, so kann er durch dasselbe sich leicht mit der influenzierten entgegengesetzten Elektricität ausgleichen und ist dann verschwunden. Beim Einschlagen bevorzugt er besonders folgende Gegenstände. 1. Größere Wassermassen, wie einen Fluß, Teich, See; denn da die Wassermasse ein guter Leiter ist, so wird sie besser influenziert als das benachbarte (trockene) Erdreich, und zieht deshalb die Elektricität der Wolke an. Die Ufer größerer Wasserflächen sind deshalb fast frei von Blitzgefahr. 2. Größere Metallmassen, wie Metalldächer, eiserne Brücken, größere Lager von Eisenbahnschienen 2c. aus demselben Grund wie bei Wassermassen; doch ist es wohl eine thörichte Furcht, zu glauben, kleine Metallgegenstände, wie das Geld in der Tasche, ein Gewehr, ein Regenschirm mit Metallgestell, der Reif am Wagenrad 2c. ziehe den Blitz an. 3. Gegenstände, welche hoch über ihre Umgebung hervorragen; als solche sind besonders anzuführen: Kirchtürme, Schornsteine (die durch den Ruß im Innern dem Blitze noch dazu einen bequemen Weg bieten), die Masten der Schiffe, einzeln stehende Bäume oder solche (Samen-) Bäume, die hoch über die anderen (Jungholz) hervorragen, einzeln stehende Häuser, ein Mensch auf freiem Felde, und die Auffangstangen der Blitzableiter. Solche hervorragende Gegenstände bevorzugt der Blitz deshalb, weil durch sie der Weg zum Grundwasser abgekürzt wird; anstatt näm-

lich diesen Weg ganz durch die Luft zu machen, wählt er lieber im unteren Teile seines Laufes den hohen Gegenstand, weil und soferne ihm derselbe weniger Widerstand bietet als die Luft. Ist der Gegenstand noch dazu ein guter Leiter, so daß sein Widerstand verhältnismäßig sehr gering ist, so wird er noch besonders vom Blitze bevorzugt, denn in manchen Fällen, in denen die Spannkraft der Gewitterelektricität nicht, oder noch nicht stark genug ist, um die ganze Strecke durch die Luft bis zum Boden zu durchbrechen, genügt die Spannkraft, um die kürzere Strecke durch die Luft bis zur Spitze des hohen Gegenstandes zu durchbrechen; das Aufstellen eines Blitzableiters erhöht also die Blitzgefahr etwas, und in diesem Sinne ist es richtig, wenn man sagt, der Blitzableiter zieht den Blitz an.

4. Eine wesentliche Rolle spielt der Untergrund, auf dem der Gegenstand sich befindet; ist derselbe eine trockene, undurchlässige Schichte (Lehm, kompakter Felsen) so schützt der Untergrund gegen Blitzschlag, da der Blitz, um zum Grundwasser zu gelangen, die Erd- oder Felsschichte, die schlecht leitet, durchbrechen müßte, diese aber einen zu großen Widerstand bietet; ist der Untergrund aber feucht, durchlässig, stellt er also eine leitende Verbindung mit dem Grundwasser her, so ist solcher Untergrund leicht der Gefahr des Blitzschlages ausgesetzt.

108. Blitzableiter.

Der Blitzableiter beseitigt die Gefahren des einschlagenden Blitzes, indem er den einschlagenden Blitz auffängt (Auffangstangen) und dann zur Erde ableitet (Ableitung). Die Auffangstangen sind (2—3 *m*) hohe, dicke, eiserne Stangen, die auf den höchsten Teilen des Hauses aufrecht befestigt werden. Da sie weit über die andern Teile des Hauses hervorragen, so trifft der etwa einschlagende Blitz in sie und nicht in das Haus. Die auffangende Wirkung der Stange erstreckt sich aber nur über einen kleinen Umkreis, nämlich über einen Kreis, dessen Radius nur 2 mal größer ist, als die Höhe der Stange. Ist ein Gebäude groß, so bringt man mehrere Auffangstangen an, so daß die Auffangkreise derselben die ganze Dachfläche sicher bedecken. Bei einem Turme kann es kommen, daß der durch die große Höhe des Turmes von seitwärts herbeigezogene Blitz nicht die Auffangstange, sondern einen tiefer gelegenen Teil des Turmes trifft; man läßt deshalb von der Auffangstange mehrere (4) Ableitungsstangen herabgehen und verbindet diese in mäßigen Abständen durch Metallringe, die um den Turm laufen, so daß der Turm gleichsam in ein Metallnetz eingehüllt ist (Straßburger Münster); der Blitz fährt dann sicher in einen Teil des Netzes und nicht durch die Maschen in den Turm.

Die Auffangstangen werden oben spitzig gemacht und zum Schutz gegen das Verrosten vergoldet oder mit Platinspitze versehen.

Man hat den Zweck der Spitzen darin gesucht, daß durch sie viel ungleichnamige Influenz-Elektricität gegen die Wolke ausströme und dadurch deren Elektricität schwäche, und in der That zeigen sich große Städte, in welchen viele Blitzableiter angebracht sind, fast frei von Blitzgefahr; doch einerseits ist man nur selten im stande, ein solches Ausströmen durch ein Büschel- oder Glimmlicht wahrzunehmen, und andererseits mögen die viel zahlreicheren Schornsteine durch die Verbrennungsgase Elektricität ausströmen lassen und so die Schwächung der Gewitterelektricität herbeiführen.*) Trifft ein Blitz in die Spitze, so kann wohl während des Herunterfahrens eine erhebliche Masse Elektricität durch die Spitze dem Blitze entgegenströmen, dadurch seine Gewalt verringern und auf eine größere Zeit verteilen und darin liegt wohl ein Nutzen der Spitze.

Die Ableitung hat den Zweck, den durch die Auffangstange aufgenommenen Blitz ungefährlich zur Erde abzuleiten; ebensogut kann man aber auch sagen: die Influenzelektricität der Erde ungefährlich zur Spitze zu leiten. Die Ableitungsstangen führen deshalb von den Auffangstangen ohne Unterbrechung bis tief in die Erde. Man macht sie aus Eisen; sie müssen dann sehr dick sein; zusammenstoßende Enden müssen gut an einander geschweißt sein; oder man macht sie aus Kupfer; sie dürfen dann, da Kupfer ca. 6 mal besser leitet als Eisen, viel dünner sein; noch dazu ist Kupfer, da es nicht von Rost zerfressen wird, dauerhafter als Eisen. Da aber Kupfer etwas teuer ist, so macht man die Drähte (am unrechten Orte sparend) oft etwas zu dünn. Die Ableitungsstangen werden auf kürzestem Wege zur Erde geführt, wobei scharfe Ecken vermieden werden; in die Erde werden sie so tief geführt, bis das Erdreich beständig feucht ist; dort läßt man sie in Kupferstreifen oder Platten endigen, die man mit Kohle umgibt. Von jeder Auffangstange soll wenigstens eine Ableitung direkt zur Erde gehen, außerdem werden alle Auffangstangen unter sich verbunden, da dann der Blitz sich auf alle Ableitungen verteilt. Große Metallmassen am Hause, wie Metalldächer, Dachrinnen, eiserne Gitter, u. s. w. werden in die Ableitung eingeschaltet, indem man sie am oberen und unteren Ende mit der nächsten Stelle der Ableitung verbindet; der Blitz durchläuft dann auch diese Metallmassen, aber ungefährlich, da er aus dem unteren Ende wieder in die Leitung übergeht.

Ein guter Blitzableiter schützt das Gebäude vor den Gefahren des Blitzschlages; die Wahrscheinlichkeit, vom Blitz getroffen zu werden, wird durch den Blitzableiter wohl etwas erhöht, da die Auffangstangen durch ihre Höhe und gute Verbindung mit dem Grund-

*) „Die die Blitzgefahr verhütende Wirkung der Spitzen ist den großartigen Vorgängen in der Atmosphäre gegenüber so gering, daß sie fast vollständig verschwindet“ (Academie française). „Die Wirkung der Spitzen erscheint in hohem Grade zweifelhaft.“ (Akademie in Berlin).

wasser wohl im stande sind, manche Blitze auf sich zu lenken, die sonst einen anderen Weg gemacht hätten, oder noch gar nicht zu stande gekommen wären; trifft aber der Blitz die Auffangstange, so wird er unschädlich in den Boden abgeleitet. Sehr gefährlich ist eine schlechte Ableitung, da leicht der Blitz von ihr abspringt und dann in das Haus fährt, oder einen Zweig ins Haus sendet. Dies tritt ein: wenn die Leitungsdrähte zu dünn sind, denn sie werden dann leicht geschmolzen, oder wenn zwei Drahtenden schlecht geschweißt oder gelötet sind, denn diese Stelle wird dann meist auch geschmolzen; oder wenn scharfe Ecken in der Leitung sind, denn sie wird an solchen Stellen zerrissen; oder wenn die Ableitung nahe an Metallmassen vorübergeht, die nicht in die Leitung eingeschaltet sind, denn es springt dann wohl ein Teil des Blitzes auf die Metallmasse und durch sie ins Haus; oder wenn die Ableitung nicht ganz ins feuchte Erdreich führt, denn der Blitz sucht sich dann auch einen vielleicht bequemeren Weg durch das Haus.

109. Wirkungen des Blitzes.

Wenn der Blitz in einen Gegenstand schlägt, so bringt er vielfach zerstörende Wirkungen hervor; nur wenn er direkt in Wasser fährt, verläuft er schadlos. Nichtleiter werden durchbohrt: Holz wird zersplittert, ein Baum zerspalten, die Rinde abgeschält, die Äste werden abgeschlagen und oft weit herumgeschleudert; Mauern werden zersprengt oder gespalten, Steine losgerissen, Mauerstücke verschoben oder umgeworfen. Durch Metallteile läuft er oft, ohne sie zu beschädigen, sogar ganz dünne Drähte, Klingelzüge, ja sogar die dünnen Metallüberzüge vergoldeter Leisten werden oft vom Blitze durchlaufen, ohne daß er eine Spur hinterläßt; doch werden Metalle oft auch glühend gemacht, abgeschmolzen oder zersprengt; durch Glas geht er selten, weil er an den Fenstern meist Metallteile findet; doch werden dabei die Fensterscheiben oft durch den Luftdruck zersprengt. Häuser, Scheunen, Strohhaufen u. s. w. werden manchmal entzündet, doch sind die zündenden Blitze viel seltener als die nicht zündenden. Der Weg, den der Blitz in einem Gebäude nimmt, erscheint oft sehr unregelmäßig, und doch folgt der Blitz dabei dem Gesetze: der Blitz macht stets den Weg, auf welchem die Summe aller von ihm zu überwindenden Widerstände am kleinsten ist; er macht demgemäß oft scheinbar einen Umweg, wenn er auf demselben einen oder mehrere Leiter trifft, die nur durch geringere Lücken getrennt sind; trifft er in eine Telegraphenleitung, so läuft er meist nicht an der Stange herunter, sondern durchläuft eine wohl meilenlange Leitung, weil ihn diese mit geringerem Widerstande in den Boden führt. Trifft er in trockenen Sand (Lüneburger Heide, Sahara), so bilden sich sogenannte Blitzröhren, die Sandkörner werden geschmolzen und bilden dann eine Röhre,

die innen ziemlich glatt ist, aber außen durch angeschmolzene Sandkörner rauh erscheint; manchmal gabelt sich eine solche Blitzröhre.*)

Sehr gefährlich wird der Blitz, wenn er durch den menschlichen (oder tierischen) Körper geht. Sehr oft ist plötzlicher, unmittelbarer Tod die Folge; oft aber betäubt er den Menschen nur vorübergehend oder durchfährt ihn unter Verursachung eines heftigen, zuckenden Schmerzes. Vielfach führt er bleibende oder nur schwer heilbare Schädigung der Gesundheit herbei, wie Lähmung einzelner Gliedmaßen oder der Sprache, Taubheit, Geistesstörung, Zerrüttung des Nervensystems ꝛc. Manche Leute mögen auch schon durch den großen Schrecken, den diese überwältigende Naturerscheinung hervorbringt, Schaden leiden. Ein- und Austrittsstelle des Blitzes sind meist nur durch kleine Brandwunden, versengte Haare oder Kleidungsstücke bezeichnet, oft gar nicht mehr erkennbar. Gröbere Zerreißung der Gewebe im Innern des Menschen kommt nicht vor.

Den Gefahren des Blitzschlages soll man sich weder unnötig noch leichtsinnig aussetzen. Man vermeide das Unterstehen unter alleinstehende, hohe Bäume, auch das Verweilen unter Gaslüstern, Thorwegen und offenen Fenstern, in der Nähe von Öfen und Herden, überhaupt jede Stellung, durch welche der menschliche Körper eine Lücke in der mutmaßlichen Blitzbahn ausfüllt. Doch ist Ängstlichkeit und selbstquälende Furcht eines Menschen unwürdig.

Siebenter Abschnitt.

Galvanische Elektricität.

110. Erregung der galvanischen Elektricität.

Wenn man Zink in verdünnte Schwefelsäure bringt, so wirken beide Stoffe chemisch aufeinander, es bildet sich Zinksulfat und freier Wasserstoff.

$$SO_4H_2 + Zn = SO_4Zn + H_2.$$

Mit sehr empfindlichen Elektroskopen kann man nun nachweisen, daß das aus der Flüssigkeit herausragende Zinkende negativ elektrisch, und die Flüssigkeit, welche man ja mittels eines Platindrahtes mit dem Elektroskop verbinden kann, positiv elektrisch ist. Zink ist demnach im stande, in Berührung mit Schwefelsäure Elektricität zu erregen; es wirkt elektromotorisch, es hat eine elektromotorische Kraft.

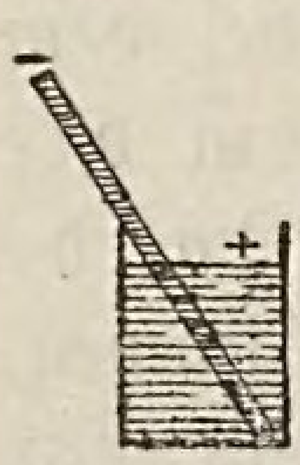


Fig. 132.

Ebenso findet man, daß Zink in Salz- oder Salpetersäure elektromotorisch wirkt. Ebenso wie Zink wirken auch andere Metalle elektromotorisch, wie Kupfer und Eisen, und man

*) Die Blitzgefahr hat sich in Deutschland in den letzten 25—30 Jahren verdreifacht (Bezold); der jährliche Blitzschaden an Gebäuden beträgt jetzt 6—8 Millionen Mark.

findet den allgemeinen Satz: Stets wenn ein Metall mit einer Flüssigkeit in Berührung kommt, auf die es chemisch zersetzend einwirkt, so tritt zu gleicher Zeit und infolge der chemischen Einwirkung auch eine elektrische Wirkung auf derart, daß das Metall —, die Flüssigkeit + elektrisch wird.

Wirkt das Metall nicht zersetzend auf die Flüssigkeit wie Platin auf Wasser oder Schwefelsäure, so tritt auch keine elektrische Wirkung ein.

Da diese Elektricitäten nicht durch Reibung oder Influenz hervorgerufen wurden, so unterscheidet man sie von der durch Reibung erhaltenen Reibungselektricität durch die Bezeichnung: galvanische Elektricität nach ihrem Entdecker Galvani, einem italienischen Arzte 1789.

Die galvanische Elektricität ist also bloß nach ihrer Entstehungsart und Entstehungsursache von der Reibungselektricität verschieden, in ihrem Wesen, ihren Wirkungen und Gesetzen aber mit ihr identisch.

Man findet die Ursache der Elektricitätserzeugung hiebei in Folgendem: wenn sich Zink in Schwefelsäure auflöst, so entsteht dabei auch eine gewisse Menge Wärme, die man die Verbrennungswärme des Zinkes nennt, weil sich das Zn hiebei mit dem O des Wassers verbindet, also verbrennt. Es entsteht aber hiebei nicht so viel Verbrennungswärme, als entstehen sollte, sondern anstatt eines Teiles der Verbrennungswärme tritt Elektricitätserregung auf, so daß Zink und Flüssigkeit mit entgegengesetzten Elektricitäten geladen werden, so daß also zwischen ihnen eine elektrische Spannungsdifferenz vorhanden ist.

111. Stärke der elektromotorischen Kraft.

Je stärker ein Metall auf eine Flüssigkeit einwirkt, je größer die Wärmemenge ist, welche sonst bei der Zersetzung zum Vorschein kommen sollte, desto größer ist die Spannung der frei werdenden Elektricitäten, desto größer ist die elektrische Spannungsdifferenz zwischen Metall und Flüssigkeit.

Man möchte glauben, daß, wenn man das Metall lange genug in der Flüssigkeit läßt, wenn sich also immer mehr und mehr Stoffe zersetzen, dann auch immer mehr Elektricität produziert würde, und daß folglich die Spannung der Elektricität eine immer größere würde. Das ist jedoch nicht so, sondern die Spannung wächst stets nur bis zu einer gewissen Grenze. Wenn sich nämlich ein Molekül Zn mit einem Molekül SO_4 verbindet und H_2 ausscheidet, so entsteht dabei eine gewisse Menge $\pm$ Elektricität, wovon die + E in die Flüssigkeit, die — E auf das Zink getrieben wird. Diese Elektricitäten entstehen in bestimmter Spannung, haben aber, da sie sich auf die großen Flächen des Zinkes und der Flüssigkeit verbreiten, nur eine viel geringere Spannung. Zersetzen sich nun immer mehr und

mehr Moleküle, so entstehen immer neue Mengen $\pm$ E, welche auch auf Zink und Flüssigkeit gebracht werden und so die Spannung der schon dort befindlichen Elektricitäten erhöhen müssen. Dies geschieht auch, solange die Spannkraft der durch die chemische Zersetzung hervorgebrachten Elektricität größer ist als die Spannung der schon auf Zink und Flüssigkeit vorhandenen Elektricität. Sind aber beide gleich stark geworden, so ist die erste nicht mehr im stande, die zweite zu verdichten, sie entsteht also nicht mehr, der elektrische Erregungsprozeß hört auf. Daher kommt es, daß die Spannung der Elektricität auf den beiden Stoffen, besser die *elektrische Spannungsdifferenz zwischen beiden Stoffen nur bis zu einer gewissen Grenze wächst.*

Man möchte schließen, daß, wenn sich keine Elektricität mehr bilden kann, dann auch der chemische Prozeß aufhören müßte. Dies ist auch in der That (nahezu) der Fall; wenn man nämlich chemisch reines Zink oder sehr gut amalgamiertes Zink (Zink, das man mit einer anhaftenden Schichte Quecksilber überzogen hat), in die Schwefelsäure taucht, so bemerkt man, daß sich wohl einige Bläschen H_2 bilden, daß damit aber der chemische Prozeß ebenso wie der elektrische aufhört. Hat man gewöhnliches Zink genommen, so ladet sich auch Zink und Flüssigkeit mit Elektricität von gewisser, ebenso großer Spannung, aber der chemische Prozeß dauert fort; es entsteht aber infolge desselben keine Elektricität mehr, sondern die Verbrennungswärme wird als solche frei.

Man kann also die elektromotorische Kraft zweier Substanzen, z. B. Zink und Schwefelsäure dadurch messen, daß man die zwischen ihnen auftretende *Spannungsdifferenz der getrennten Elektricitäten* mißt. Nimmt man nun verschiedene Metalle und verschiedene erregende Flüssigkeiten, und mißt stets die dadurch entstehende elektrische Spannungsdifferenz, so findet man den eingangs erwähnten Satz bestätigt: je stärker die Stoffe auf einander einwirken, desto größer ist diese Spannungsdifferenz, desto größer also die elektromotorische Kraft.

112. Gesetze für die elektromotorische Kraft.

In Bezug auf die elektromotorische Kraft gelten nachfolgende Sätze: *Die elektromotorische Kraft wirkt unabhängig vom elektrischen Zustande der beiden Stoffe.* Wenn etwa beide Stoffe, Zink und Schwefelsäure, schon elektrisch sind, etwa durch eine Elektrisiermaschine geladen sind, beide mit einer Dichtigkeit, die wir mit $+ 17$ bezeichnen wollen, und sie werden nun in Berührung gebracht, so wirkt die elektromotorische Kraft etwa so, daß das Zink $- 8$ und die Flüssigkeit $+ 3$ an elektrischer Spannung bekommen sollte; deshalb erhält das Zink eine elektrische Spannung $= 17 - 8 = 9$, die Flüssigkeit eine Spannung $= 17 + 3 = 20$.

Es ist dann dieselbe Spannungsdifferenz = 11 vorhanden, wie wenn beide Stoffe zu Anfang gar keine Elektricität gehabt hätten.

Die durch die elektromotorische Kraft hervorgebrachte Spannungsdifferenz ist unabhängig von der Größe der verwendeten Stoffe. Sind beide Stoffe klein, so zersetzen sich nur wenig Moleküle derselben und die hervorgebrachte Elektricität ist an Menge gering; aber weil sie sich nur über kleine Flächen auszubreiten hat, ist sie ausreichend, um eine entsprechende Spannungsdifferenz hervorzubringen. Sind beide Stoffe sehr groß, so müssen sich sehr viele Moleküle derselben zersetzen, bis auf den großen Flächen die Elektricität eine entsprechende Spannungsdifferenz hat. Bei den gewöhnlichen Versuchen, wobei ein Zinkstab in eine Tasse Schwefelsäure gesenkt wird, genügt eine ungemein kurze Zeit, um so viele Moleküle zu zersetzen, bis beide Stoffe vollständig geladen sind; die entsprechende Spannungsdifferenz ist momentan hergestellt. Nur wenn beide Stoffe sehr groß sind, wenn etwa das Zink mit einem sehr langen Drahte, die Flüssigkeit mit dem Meere in Verbindung gesetzt wird, verfließt eine meßbare Zeit, bis so viele Moleküle zersetzt sind, daß beide Stoffe mit Elektricität von entsprechender Spannung geladen sind.

Sind beide Stoffe der Größe nach verschieden, so sind die Spannungen der auf ihnen sitzenden freien Elektricitäten auch verschieden, so daß auf dem größeren Stoffe die Spannung geringer ist. Die Mengen der bei der Zersetzung produzierten + und — E sind nämlich einander gleich; ist nun etwa ein kleiner Zinkstab in ein sehr großes Gefäß mit Schwefelsäure gestellt, so hat die — Elektricität auf dem kleinen Zink eine größere Spannkraft als die + Elektricität auf der großen Flüssigkeit, z. B. — 8 E und + 3 E; die Differenz beider Spannungen entspricht aber stets der elektromotorischen Kraft des Systems Zink-Schwefelsäure. Nehme ich also das Zink noch kleiner, so werden die Spannungen etwa — 10 E + 1 E; nehme ich das Zink größer und die Flüssigkeit kleiner, so werden die Spannungen etwa — 5 E + 6 E, oder — 1 E + 10 E, aber stets so, daß die Differenz dieselbe bleibt.

Wenn ich hiebei etwa das Zink mit der Erde verbinde, also den Zinkkörper dadurch zu einem gleichsam unendlich großen Leiter mache, so hat er die Spannkraft = 0, also hat die isolierte Flüssigkeit + 11 E, d. h. eine Spannkraft die der elektromotorischen Kraft entspricht; ebenso, wenn ich die Flüssigkeit (durch einen Platindraht) mit der Erde verbinde, hat die Flüssigkeit eine Spannkraft = 0, also das Zink — 11 E. Wenn man also einen der beiden Stoffe zur Erde ableitet, so ist seine Spannung = 0, die des anderen gleich der ganzen durch die elektromotorische Kraft des Systems hervorgebrachten Spannungsdifferenz.

Wenn zwei Metalle zugleich in derselben Flüssigkeit wirken, so

schwächen sich ihre elektromotorischen Kräfte, indem jede unabhängig von der andern wirkt, aber in entgegengesetztem Sinne. Ist etwa ein Zink- und ein Kupferstab zugleich in Schwefelsäure, so wirkt einerseits das Zink und bringt auf sich — 100 E, auf dem Kupfer, das ja mit der Flüssigkeit in Berührung steht, + 100 E hervor, andrerseits wirkt aber auch das Kupfer und bringt auf sich — 37 E, auf dem Zink + 37 E hervor; die Folge ist, daß auf dem Zink — 63 E, auf dem Kupfer + 63 E vorhanden ist.

113. Elektromotorische Kraft mehrerer Elemente.

Nennen wir eine solche Zusammenstellung eines Zink- und Kupferstabes (oder -Bleches) in Schwefelsäure ein Volta'sches Element, nennen die herausragenden Metallenden seine Pole, und bezeichnen die elektromotorische Kraft desselben mit 2 E, so daß etwa Zink — E, Kupfer + E hat, und verbinden nun zwei solche Elemente derart, daß man das Kupfer des ersten mit dem Zink des zweiten Elementes verbindet, so haben beide verbundenen Metalle eine Spannung = 0, da + und — E sich aufheben; das freie Zink des ersten hat also — 2 E, das freie Kupfer des zweiten + 2 E. Hat man 3 Elemente und verbindet stets das Kupfer des vorhergehenden mit dem Zink des folgenden, so haben je zwei verbundene Metalle dieselbe Elektricität, und zwischen zwei durch die Flüssigkeit getrennten Metallen muß eine elektrische Spannungsdifferenz von 2 E vorhanden sein; demnach hat man etwa die Verteilung wie in Fig. 133. Oder wenn man etwa das freie Kupferende zur Erde ableitet, so ist seine Elektricität = 0, demnach hat man die Verteilung wie in Fig. 134. Ebenso etwa bei 4 Elementen unter Anwendung derselben Gesetze hat man die Verteilung wie in Fig. 135. Man erkennt, wie es weiter geht, man sieht, daß die Spannungsdifferenz der beiden freien Pole bei 4 Elementen = 8 E = 4 · 2 E ist, sieht also, daß eine Zusammenstellung von 4 Elementen gerade so wirkt, wie ein Element von 4mal stärkerer elektromotorischer Kraft. Man sagt demnach: die elektromotorische Kraft mehrerer mit ungleichen Polen verbundener Elemente ist gleich der Summe der elektromotorischen Kräfte der einzelnen Elemente.

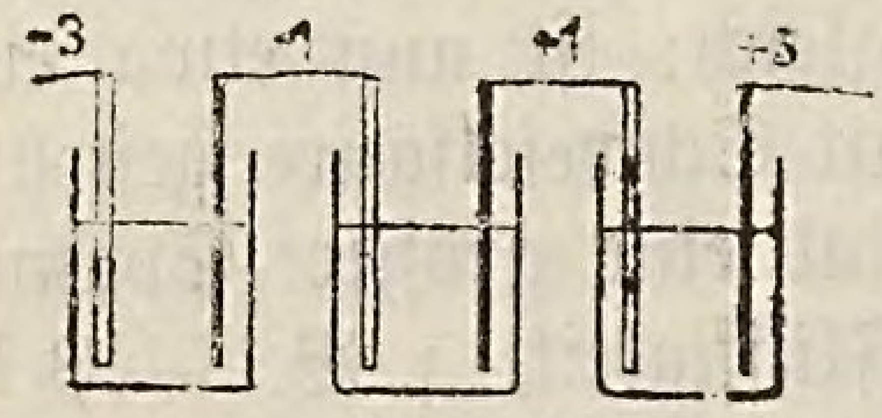


Fig. 133.

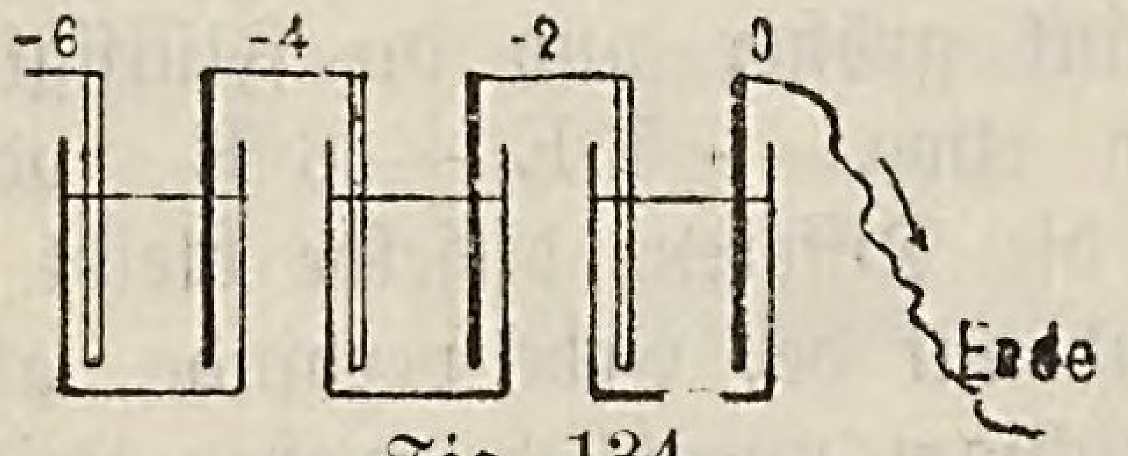


Fig. 134.

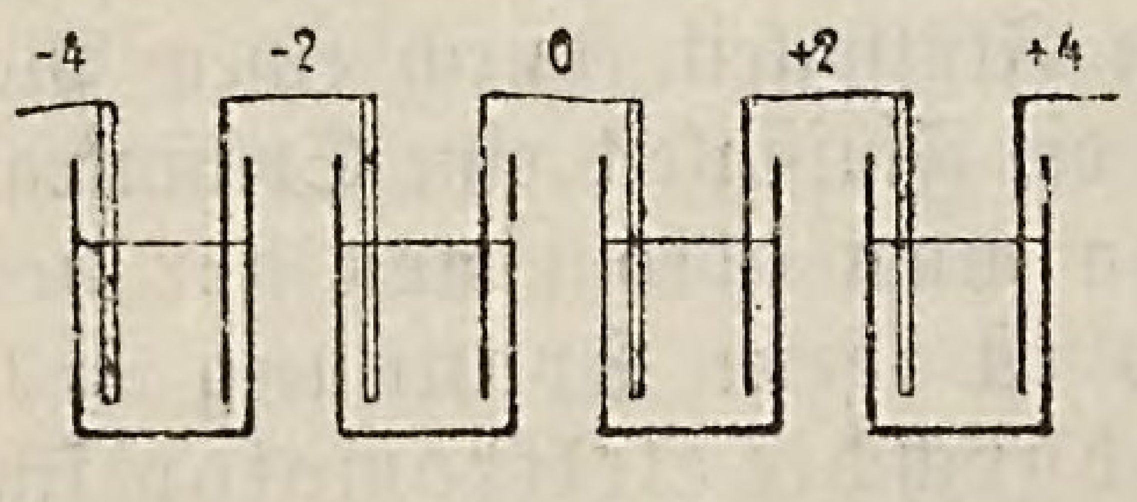


Fig. 135.

114. Die Zamboni'sche Säule und deren Anwendung.

Auf dem Satze von der Summierung der elektromotorischen Kräfte beruht die Zamboni'sche oder die trockene Säule. Wenn man nämlich unechtes Gold- und Silberpapier (Kupfer- und Zinkpapier) mit den Papierflächen auf einander klebt und daraus etwa thalergroße Scheibchen schneidet, so stellt jedes solche Scheibchen ein, wenn auch schwach wirkendes Element dar, bei dem die Schwefelsäure vertreten ist durch die Feuchtigkeit des Kleisters. Wenn man nun viele solche Scheibchen aufeinander legt, so daß immer die Kupferseite des vorhergehenden und die Zinkseite des folgenden sich berühren, so hat man eine Verbindung sehr vieler Elemente; die nach außen schauende Zinkseite des ersten und die Kupferseite des letzten Elementes sind die freien Pole dieser Zusammenstellung, welche man eine Zamboni'sche Säule nennt (1812). Die elektromotorische Kraft derselben ist, wenn man mehrere Hundert, ja Tausend solcher Scheibchen nimmt, sehr groß, deshalb ist auch die Spannkraft der freien Elektricität auf den Polen meist so groß, daß sie schon mit einem gewöhnlichen Goldblatt-Elektroskope nachgewiesen werden kann.

Man benützt eine solche Säule zu Herstellung eines sehr empfindlichen Elektroskopes, des Bohnenberger'schen Elektroskopes. Man schließt die Säule in eine Glasröhre ein, legt auf beide Pole Messingplatten und führt von diesen Drähte weg, die sich mit ihren Enden nähern und in geringem Abstand in zwei Messingplättchen endigen; diese sind nun die Pole. Über ihnen befindet sich der Stift eines Elektroskopes und von diesem hängt ein langes, schmales Goldblättchen herunter gerade zwischen die beiden Polplatten. Das Ganze befindet sich unter einem Glassturze, aus welchem nur der Knopf des Elektroskops herausragt. Die beiden Polplatten sind nun elektrisch, beide gleich stark und entgegengesetzt; deshalb wird das zwischen ihnen hängende Goldblättchen von keiner angezogen und hängt ruhig in der Mitte. Teile ich nun dem Knopfe etwas Elekricität, z. B. negative, mit, so wird das Goldblatt auch —, also wird es vom + Pole angezogen und vom — Pole abgestoßen und bewegt sich auf den + Pol zu. Hiebei genügen schon sehr geringe Mengen Elektricität, um einen Ausschlag zu bewirken, weshalb dies Elektroskop viel empfindlicher ist, als das gewöhnliche.

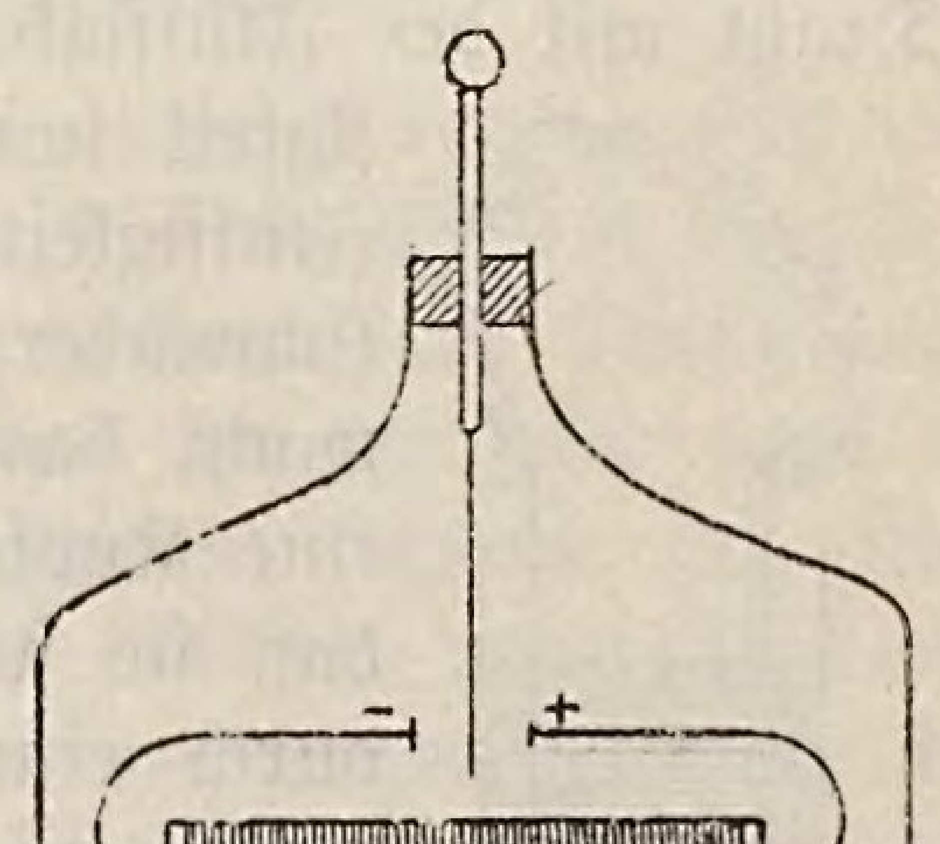


Fig. 136.

Noch empfindlicher wird dies Elektroskop durch Anwendung von Kondensation der Elektricität, wie sie beim Fechner'schen Elek-

troskop angebracht wird. Man schraubt nämlich auf den Knopf dieses Elektroskopes eine gut abgeschliffene Messingplatte, die oben mit einer dünnen Firnißschichte versehen ist und die Stelle der Kollektorplatte spielt. Auf sie setzt man mittels eines gläsernen, also isolierenden Handgriffes eine eben solche, unten gefirnißte Messingplatte, die Kondensatorplatte; die Firnißschichte zwischen beiden stellt den starren Isolator dar. Wenn man nun die untere Platte mit

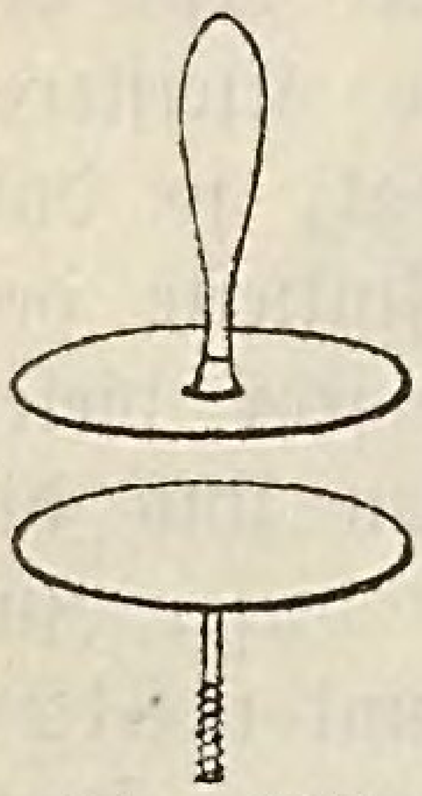


Fig. 137.

einer Elektricitätsquelle in Verbindung setzt, deren Spannkraft so gering ist, daß sie am Elektroskope keinen Ausschlag gibt, zugleich aber die obere Platte aufsetzt und ableitend mit dem Finger berührt, so sammelt sich auf beiden Platten vielmal mehr Elektricität, da wegen der großen Annäherung der Platten die Verstärkungszahl eine sehr große ist. Entfernt man nun zunächst die Elektricitätsquelle, dann die obere Platte, so verbreitet sich die ganze auf der unteren Platte angesammelte Elektricitätsmenge auf dem ganzen Elektroskop, das Goldblättchen bekommt also eine viel stärkere Elektricität und gibt nun einen Ausschlag. Mit guten Apparaten dieser Art kann man nachweisen, daß das in Schwefelsäure steckende Zink negativ elektrisch ist, also den Fundametalversuch des Galvanismus machen. Dieser Kondensator kann auch auf ein gewöhnliches Goldblatt-Elektroskop aufgeschraubt werden, und wurde so von Volta 1755 erfunden und zum Nachweise der galvanischen Elektricität benutzt 1794.

115. Der galvanische Strom.

Wenn durch die elektromotorische Kraft die Elektricitäten getrennt sind, und man will dieselben sich wieder vereinigen lassen, so muß man das herausragende Zinkende durch einen metallischen Draht mit der Flüssigkeit in Verbindung bringen; das in die Flüssigkeit tauchende Ende des Drahtes darf aber von der

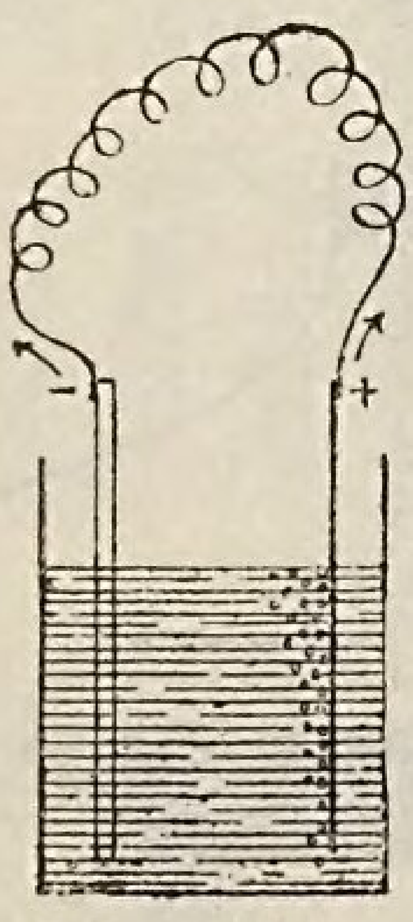


Fig. 138

Flüssigkeit nicht angegriffen werden, oder nur schwächer (schwächer elektromotorisch wirken) als Zink. Man macht das am einfachsten so, daß man eine Zink- und eine Kupferplatte in die Schwefelsäure taucht, ohne daß sie sich berühren, und die herausragenden Enden durch einen Draht verbindet. Es tritt dann der galvanische Strom ein, indem einerseits vom Zinkpole die negative Elektricität des Zinkes, andrerseits vom Kupferpole die positive Elektricität der Flüssigkeit in den Draht läuft; beide begegnen sich irgendwo auf dem Drahte und heben sich auf. Der Prozeß hört damit aber nicht auf, beständig bilden sich durch die elektromotorische Kraft des Systems neue Elektricitäten und beständig laufen diese durch den Draht und heben sich auf. Dieses beständige Fließen der Elek-

tricität nennt man einen elektrischen oder galvanischen Strom. Sind beide Pole verbunden, so sagt man, der Strom ist geschlossen, er fließt; sind sie nicht verbunden, so sagt man, der Strom ist offen, er fließt nicht.

Bei Stromschluß dauert der chemische Prozeß fort, beständig wird Zink von Schwefelsäure aufgelöst; aber man bemerkt dabei, daß der durch die chemische Zersetzung frei werdende Wasserstoff nicht am Zink emporbraust, sondern am Kupfer; er gelangt ganz unsichtbar bis zum Kupfer und man hat sich diese Wanderung des H_2 etwa folgendermaßen vorzustellen. Das Zn zersetzt die Schwefelsäure, SO_4H_2, und zwar das nächstliegende Molekül, indem es sich mit dem Radikal SO_4 verbindet zu $ZnSO_4$; dadurch wird H_2 frei, das verbindet sich mit dem SO_4 des nächstliegenden SO_4H_2 und bildet somit wieder H_2SO_4; dadurch wird wieder H_2 frei; dies tauscht sich ebenso aus gegen das H_2 des nächsten SO_4H_2, und so geht es fort, bis schließlich das letzte H_2 am Kupfer frei wird, als Träger der positiven Elektricität diesem seine positive Elektricität mitteilt und dann als freies Gas emporbraust. In obenstehender Figur ist oben die Reihe der Moleküle vor dem chemischen Angriff, unten nach demselben durch Zeichnung angedeutet. Das Wandern, gegenseitige Zersetzen der Moleküle tritt nicht so nacheinander ein, wie beschrieben, sondern bei allen Molekülen (fast) zur selben Zeit.

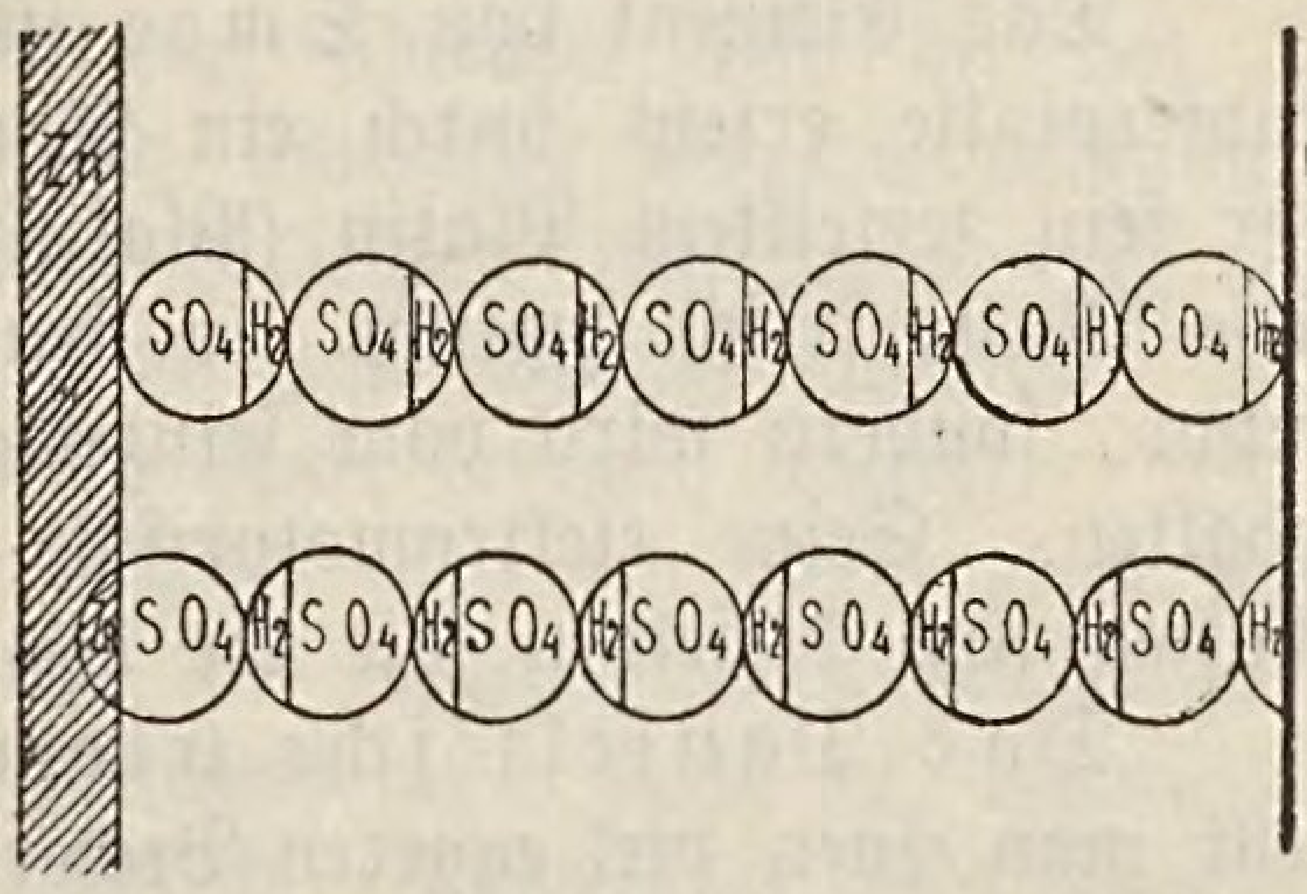


Fig. 139.

116. Die galvanischen Elemente.

Das Volta'sche Element. Bei chemisch reinem oder sehr gut amalgamiertem Zink braust aller Wasserstoff am Kupfer, keiner am Zink in die Höhe. Bei gewöhnlichem Zink braust auch am Zink, und dort oft sehr viel Wasserstoff in die Höhe und es sind beide Vorgänge wesentlich zu unterscheiden. Wenn sich Zink auflöst, und das entstehende H_2 am Zink selbst emporbraust, so bringt dieser Vorgang keinen galvanischen Strom hervor, die hiebei verbrauchten Stoffe Zn und SO_4H_2 sind ohne elektrische Wirkung verbraucht, ihre Verbrennungswärme kommt am Zink als Wärme zum Vorschein und teilt sich von dort aus der Flüssigkeit mit. Wenn dagegen Zn sich auflöst, und das entstehende H_2 am Kupfer emporbraust, so bringt dieser Vorgang einen galvanischen Strom hervor; die Verbrennungswärme kommt nicht als solche zum Vorschein, sondern anstatt derselben eine entsprechende Menge Elektricität.

Dieses einfachste, aus Zink, verdünnter Schwefelsäure und Kupfer bestehende Volta'sche Element hat fast keine Anwendung mehr. Seine elektromotorische Kraft ist nicht groß, weil der am Kupfer erscheinende Wasserstoff selbst elektromotorisch wirkt und so die elektromotorische Kraft des Zinkes schwächt; das Element dauert nicht lange, weil der Vorrat von Schwefelsäure bald verbraucht ist, und dann das Element frisch gefüllt werden muß; das Element ist auch nicht sparsam, weil sowohl während des Stromschlusses, als auch insbesondere sogar während der Strom geöffnet ist, stets Zink aufgelöst wird, ohne überhaupt Elektricität zu liefern. Amalgamieren des Zinkes schützt dagegen nur wenig und verteuert das Element.

Das Element von Smee ist eben so eingerichtet, nur ist die Kupferplatte ersetzt durch ein Platinblech, das beiderseits mit sehr fein zerteiltem Platin (Platinschwamm, -moor) belegt ist. Ist diese Platte frisch geglüht, so braust der Wasserstoff an ihr nicht empor, sondern wird vom feinzerteilten Platin verdichtet und festgehalten. Seine elektromotorische Kraft und seine andern Eigenschaften sind dieselben wie die des vorigen Elementes.

Das Daniell'sche Element (1836). In ein Becherglas stellt man einen viel engeren Becher aus porösem, unglasiertem Thone [Thonzelle, Diaphragma], füllt das Glas mit einer gesättigten Lösung von Kupfersulfat, SO_4Cu, (Kupfervitriol, blauer Vitriol) und die Thonzelle mit verdünnter Schwefelsäure, so stehen beide Flüssigkeiten durch die Poren des Thones in Verbindung, ohne sich (rasch) mischen zu können. Man stellt nun in die Schwefelsäure einen Zinkcylinder oder Zinkblock und in das Kupfersulfat ein Kupferblech.

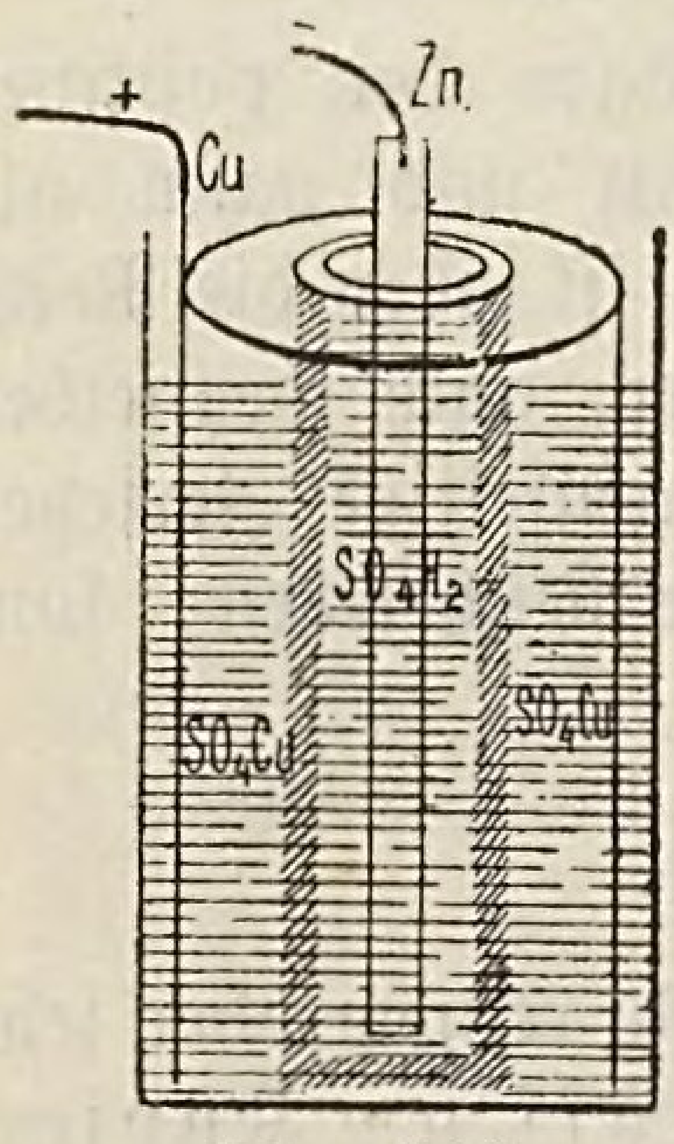


Fig. 140.

Beim Stromschluß findet folgender chemische Vorgang statt. Zn verbindet sich mit dem nächsten SO_4 zu $ZnSO_4$; dadurch wird H_2 frei; dieses wandert durch die ganze Schwefelsäureschichte (wie beim Volta'schen Elemente). Trifft nun schließlich das H_2 auf das erste SO_4Cu Molekül außerhalb des Diaphragmas, so verbindet es sich mit dem SO_4 desselben zu SO_4H_2; es wird also das durch Zn zersetzte SO_4H_2 wieder gebildet; das Cu dieses SO_4Cu wandert nun seinerseits ebenso weiter durch die ganze Schichte des SO_4Cu; das letzte Cu Molekül wird am Kupferbleche frei und schlägt sich dort als metallisches Cu nieder. Natürlich geschehen alle diese Vorgänge in raschester Aufeinanderfolge, innerhalb der kleinen Dimensionen solcher Elemente geradezu gleichzeitig. In Zeichen kann man diesen Vorgang so darstellen:

$$\Big|\ \mathrm{Zn}\ \Big|\ \mathrm{SO_4H_2} \ldots \mathrm{SO_4H_2} \ldots\ldots \mathrm{SO_4Cu} \ldots\ldots \mathrm{SO_4Cu}\ \Big|\ \mathrm{Cu}\ \Big|$$

Das Produkt links ist SO_4Zn, das Produkt rechts ist Cu, die Menge des freien SO_4H_2 bleibt erhalten, die Menge des SO_4Cu nimmt ab.

Hiebei wird Zn —, Cu + elektrisch.

Das Element ist nicht sparsam; denn ein großer Teil des sich auflösenden Zinkes läßt das H_2 direkt emporbrausen; dabei wird nicht nur keine Elektricität erzeugt, sondern auch keine Schwefelsäure neu gebildet, weshalb diese meist bald verbraucht ist. Die elektromotorische Kraft des Elementes ist größer als die des Volta'schen, da nicht H_2, sondern das an seine Stelle tretende Cu sich ausscheidet also elektromotorisch wirkt; die elektromotorische Kraft des Cu ist aber geringer als die des H_2, schwächt also die des Zn weniger. Das Element bleibt thätig bis alles SO_4Cu verbraucht ist; man nimmt also große Mengen desselben, legt wohl auch noch Kupfervitriolkrystalle ein, die sich dann nach Bedarf auflösen. Mit gewissen Abänderungen wird es noch heute vielfach benützt.

Das Grove'sche Element (1839). In ein Becherglas stellt man eine Thonzelle, füllt das Glas mit verdünnter Schwefelsäure, die Zelle mit konzentrierter Salpetersäure und stellt in erstere ein Zinkblech und in letztere ein Platinblech. Chemischer Vorgang:

$$\Big|\ Zn\ \Big|\ SO_4\ H_2 \ldots\ SO_4\ H_2 \ldots\ O\ NO_2\ H \ldots\ O\ NO_2H\ \Big|\ Pt\ \Big|$$

Es geht also Zn in Lösung und bildet Zinksulfat. Die Salpetersäure zerlegt sich in Untersalpetersäure NO_2H und O, das sich mit H_2 zu Wasser verbindet. Die Untersalpetersäure steigt, wenn sie im Überschusse vorhanden ist, als brauner, ungesunder, zum Husten reizender Dampf auf, weshalb man das Element mit einem Glasdeckel verschließt.

Das Element ist nicht sparsam aus demselben Grunde wie früher; aber seine elektromotorische Kraft ist sehr groß; da die entstehende Untersalpetersäure am Platin nicht elektromotorisch wirkt, also das Element die ganze, ungeschwächte, elektromotorische Kraft des Zinkes besitzt.

Das Element ist teuer im Betrieb, weil es zwei Säuren verbraucht, wird aber für manche Zwecke noch angewandt.

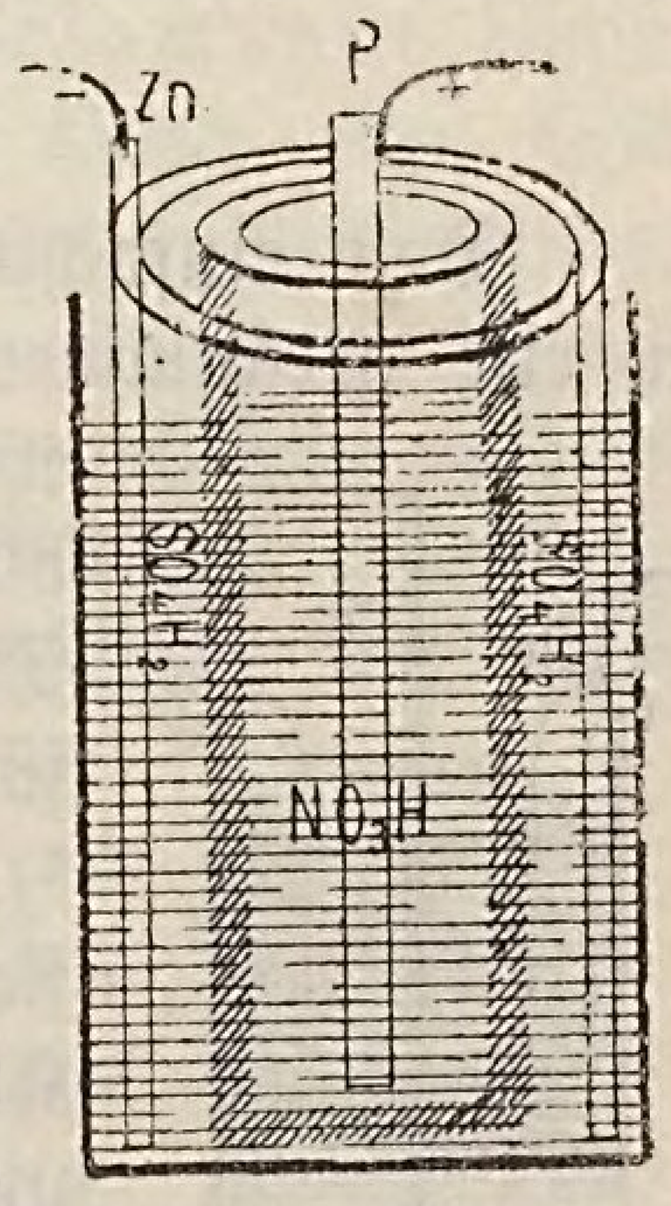


Fig. 141.

Das Bunsen'sche Element (1842) ist ebenso eingerichtet, nur ist das teure Platinblech durch einen Block galvanischer Kohle ersetzt; das ist eine harte, poröse Kohle, welche sich bei der Gasfabrikation an den Wänden der Retorten ansetzt; sie wird pulverisiert, mit Syrup zu einem steifen Teig angemacht, geformt und geglüht.

Das Chromsäure-Element (Bunsen.) Man bereitet sich eine Mischung aus 0,765 *kg* Kaliumbichromat (saurem chroms. Kal.) 0,832 *l* Schwefelsäure (sp. G. 1,836) und 9,2 *l* Wasser und bringt in diese Mischung eine Zink- und eine Kohlenplatte ohne Diaphragma.

Die Mischung enthält Chromsäure, Kaliumsulfat und Schwefelsäure. Zn bildet damit SO_4Zn; das H_2 reduziert die Chromsäure zu Chromoxyd, letzteres bildet mit SO_4H_2 Chromsulfat, das sich mit dem Kaliumsulfat zu einem Doppelsalz, Chromalaun, zusammensetzt. Diesen und Zinksulfat hat man dann schließlich in Lösung.

$$Cr_2O_7K_2 + 7\,SO_4H_2 + 3\,Zn = (K_2SO_4 + Cr_2(SO_4)_3) + 3\,SO_4Zn + 7\,OH_2.$$

Das Element hat eine hohe elektromotorische Kraft, weil H_2 beseitigt wird; es ist einfach zusammengesetzt, weil es keine Thonzelle hat, ist zwar nicht sparsam, weil die Zersetzung auch bei offenen Polen andauert, wird jedoch so eingerichtet, daß die Zink- (und Kohlen)platten beim Nichtgebrauch aus der Flüssigkeit bequem herausgehoben und beim Gebrauch eingetaucht werden können (Tauchelement), und wird so besonders von Ärzten vielfach gebraucht. Wenn bei ruhigem Stehen die Flüssigkeitsschichte zwischen den Platten frei von Chromsäure geworden ist, so ist das Element sehr schwach geworden; durch Schütteln oder Umrühren der Flüssigkeit sucht man das zu verhüten. Man setzt wohl auch der Flüssigkeit ein paar Tropfen salpetersaures Quecksilberoxydul hinzu, weil sich das Quecksilber davon am Zink ausscheidet, dasselbe amalgamiert und so vor unnützem Angriff etwas schützt.

Das Meidinger-Element.

Das einfachste Meidinger-Element hat folgende Einrichtung. In ein geräumiges Becherglas wird oben ein dickwandiger Zinkcylinder eingehängt und auf den Boden ein Kupferblech gelegt, von dem ein durch Kautschuk isolierter Draht nach oben herausführt. Das Glas wird gefüllt mit Wasser, in dem etwas Zinksulfat (etwa $^1/_6$ gesättigt) oder etwas ($5^0/_0$) Bittersalz (Magnesiumsulfat) aufgelöst ist. Man wirft nun einige Kupfervitriolkrystalle hinein, die sich rasch auflösen und das Kupferblech mit einer gesättigten Lösung von Kupfersulfat bedecken. Diese Lösung bleibt wegen ihres größeren specifischen Gewichtes am Boden liegen und gelangt, wenn das Element ruhig steht, nur sehr langsam nach oben.

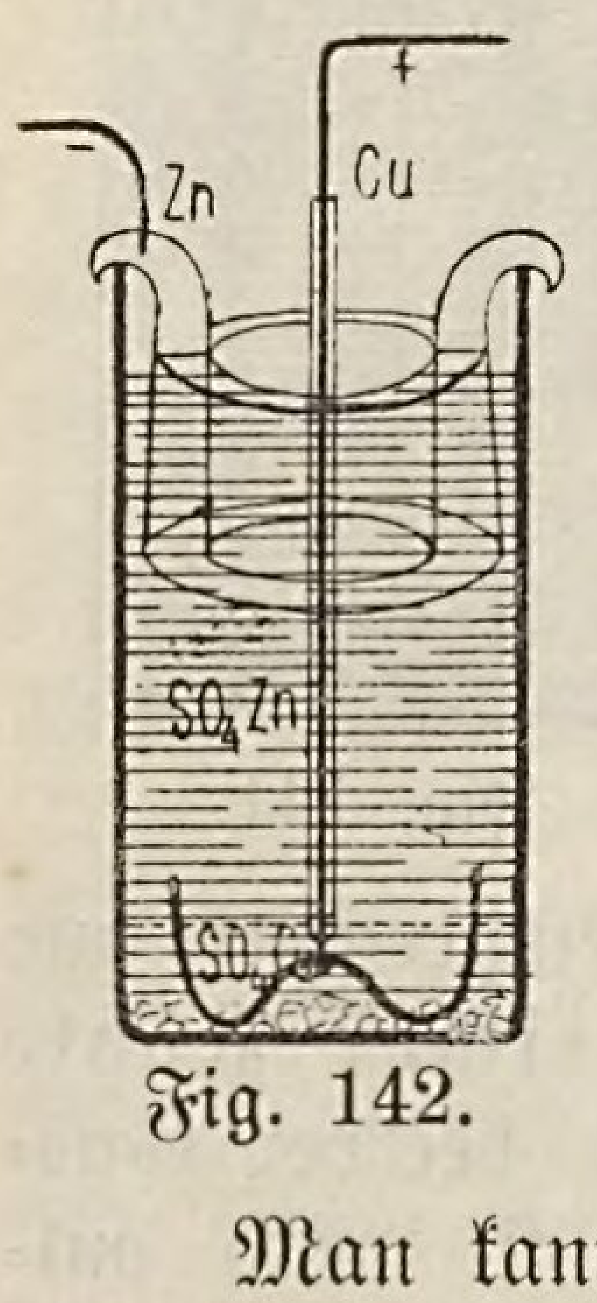


Fig. 142.

Man kann nicht gut annehmen, daß der chemische Angriff vom Zink aus geschehe, da dasselbe nicht im Stande ist, SO_4Zn oder SO_4Mg zu ersetzen, sondern man muß annehmen, daß der Angriff

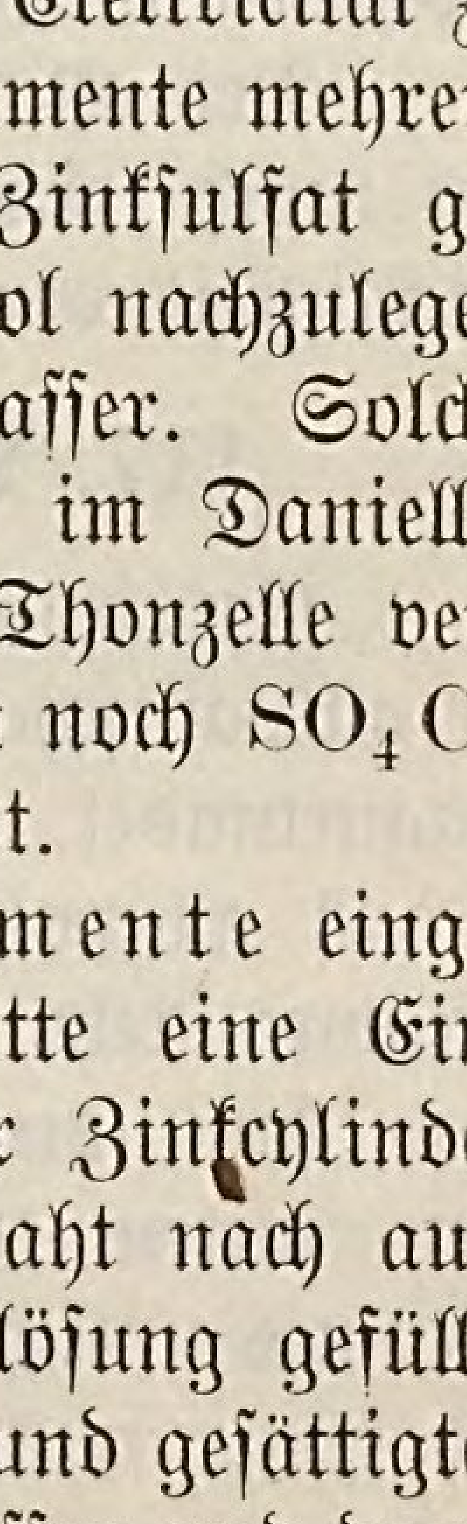
dort erfolgt, wo die zwei Flüssigkeitsschichten von SO_4Mg und SO_4Cu an einander grenzen. Chemischer Vorgang:

$$\Big|\ Zn\ \Big|\ SO_4\,Mg \ldots\ldots SO_4\,Mg\ \ SO_4\,Cu \ldots\ldots\ldots SO_4\,Cu\ \Big|\ Cu\ \Big|$$

Es geht also Zn in Lösung, bis die Flüssigkeit damit gesättigt ist, was sehr lange dauert; Cu geht aus der Lösung und der vorhandene Kupfervitriol wird verbraucht, kann aber leicht ersetzt werden, indem man nach Bedarf weitere Kupfervitriolkrystalle hineinwirft.

Der Hauptvorteil des Elementes besteht in seiner Sparsamkeit; weil nämlich keine freie Schwefelsäure vorhanden ist, wird kein Zn unnütz verbraucht. Wenn also der Strom geschlossen ist, so liefert jedes in Lösung gehende Zn dadurch, daß es wandert und sich gegen Cu austauscht, eine entsprechende Menge Elektricität; wenn der Strom nicht geschlossen ist, wird gar kein Zink verbraucht, der chemische Prozeß ruht vollständig; nur wenn das Element lange Zeit gar nicht gebraucht wird, steigt etwas Kupfersulfat herauf bis zum Zinkcylinder und tauscht sein Cu gegen Zn aus, ohne Elektricität zu produzieren. Bei mäßigem Gebrauche können solche Elemente mehrere Monate benützt werden, bis das Wasser ganz mit Zinksulfat gesättigt ist: man hat nur ab und zu etwas Kupfervitriol nachzulegen und das verdunstete Wasser zu ersetzen durch Regenwasser. Solche Elemente werden zum Telegraphieren benützt. Wenn im Daniell'schen Element die freie Schwefelsäure im Innern der Thonzelle verbraucht ist, wirkt es doch noch weiter, so lange außen noch SO_4Cu vorhanden ist, es ist aber dann ein Meidinger-Element.

Noch bequemer sind die Meidinger-Ballonelemente eingerichtet. Ein geräumiges Becherglas hat in der Mitte eine Einschnürung, auf dieser steht in der oberen Hälfte der Zinkcylinder und am Boden ist das Kupferblech, von dem der Draht nach aufwärts führt; das Glas wird mit schwacher Zinkvitriollösung gefüllt. Ferner wird ein geräumiger Glasballon mit Krystallen und gesättigter Lösung von Kupfersulfat gefüllt, mit einem Korke verschlossen und durch denselben ein Federkiel (Glasröhre) gesteckt. Der gefüllte Ballon wird dann umgekehrt und so in das Becherglas gestellt, daß die Öffnung des Federkiels nahe am Boden ist und der Ballon oben am Rand des Glases aufsteht. Es strömt nun durch Diffusion Kupfersulfat aus dem Glasballon und bedeckt das Kupfer mit einer stets nahezu gesättigten Lösung. Der chemische Prozeß ist derselbe: Zn löst sich auf und eine entsprechende Menge Cu schlägt sich am Bleche nieder. Da die verbrauchte Menge Kupfervitriol sich aus dem Ballon ersetzt, und das Wasser nicht verdunsten kann, so dauert das Element, ohne weiterer Aufsicht zu bedürfen, bis zu einem Jahre und wird deshalb


Fig. 143.

besonders zu Haustelegraphen benützt. Es wird so zusammengestellt, daß die vorhandenen Mengen von Zink, Wasser und Kupfervitriol nahezu gleich lange ausreichen; ist es demnach aufgebraucht, so muß es vollständig neu hergestellt werden.

Das Element von Leclanché. In einem Becherglase steht eine Thonzelle, gefüllt mit Braunsteinpulver, dem etwas Kohle beigemischt ist; im Braunsteinpulver steckt ein Kohlenblock. Im Glase befindet sich gesättigte Salmiaklösung, etwa $^1/_3$ voll, und darin steckt ein fingerdicker Zinkstab. Chemischer Prozeß: Das Zink zersetzt den Salmiak und verbindet sich mit Chlor; Ammonium wird frei, wandert zum Braunstein und entreißt ihm Sauerstoff; das gibt Ammoniak, das sich bald verflüchtigt, und Manganoxyd. Die elektromotorische Kraft ist ziemlich groß = 1,3 Daniell, und das Element empfiehlt sich durch seine einfache Zusammensetzung. Ist der Zinkstab oder der Salmiak verbraucht, so ersetzt man sie; die Braunsteinfüllung ist meist so reichlich, daß sie für jahrelangen Betrieb ausreicht; zudem ist das Element sparsam; deshalb wird es zum Telegraphieren, besonders in Frankreich, und zu Haustelegraphen gebraucht.

Bei all diesen Elementen ist das Zink der negative Pol. Es gibt noch eine große Anzahl anderer Elemente von geringerer Wichtigkeit oder etwas anderer Einrichtung.

117. Wirkung des Stromes auf die Magnetnadel.

Entdeckung Örstedt's (1820). Wenn durch einen Draht ein galvanischer Strom läuft, und man hält den Draht über eine Magnetnadel, etwa von Süd nach Nord, so wird die Magnetnadel abgelenkt; beim Aufhören (Öffnen) oder Entfernen des Stromes kehrt die Nadel in ihre ursprüngliche Richtung zurück. Man kann den Draht auf verschiedene Art der Nadel nähern, von oben, unten, vorn oder hinten, kann jedesmal die Richtung des Stromes umkehren und so fort, so wird jedesmal die Nadel abgelenkt, und zwar nach folgendem einfachen Gesetz: man denke sich selbst in dem vom + Pole herkommenden elektrischen Strome schwimmend, den Kopf voran, das Gesicht der Nadel zugekehrt, so wird der Nordpol der Nadel stets nach links abgelenkt; also nur in dem Falle, wenn der Strom quer über die Nadel geht, etwa von Ost nach West, wird die Nadel gar nicht abgelenkt.

118. Galvanometer.

Diese Eigenschaft benützt man zur Herstellung von Galvanometern, das sind Apparate, durch welche das Vorhandensein eines Stromes nachgewiesen und auch dessen Stärke gemessen werden kann.

1) Die Tangentenbussole: Ein großer und dicker Kupferring ist vertikal gestellt und unten offen, so daß durch denselben der

Strom geleitet werden kann. An ihm ist eine Magnetnadel an einem Seidenfaden so aufgehängt, daß sie in seinem Mittelpunkte schwebt und über einer Kreisteilung sich dreht. Man stellt den Apparat so, daß die Ebene des Kupferringes mit der Richtung der Magnetnadel übereinstimmt, also im magnetischen Meridian liegt. Läßt man den Strom durch den Ring gehen, so wird die Nadel abgelenkt, und zwar um so mehr, je stärker der Strom ist. Aus der Größe der Ablenkung schließt man auf die Stärke des Stromes. Wie das geschieht, und warum der Apparat Tangentenbussole heißt, kann erst später erklärt werden.

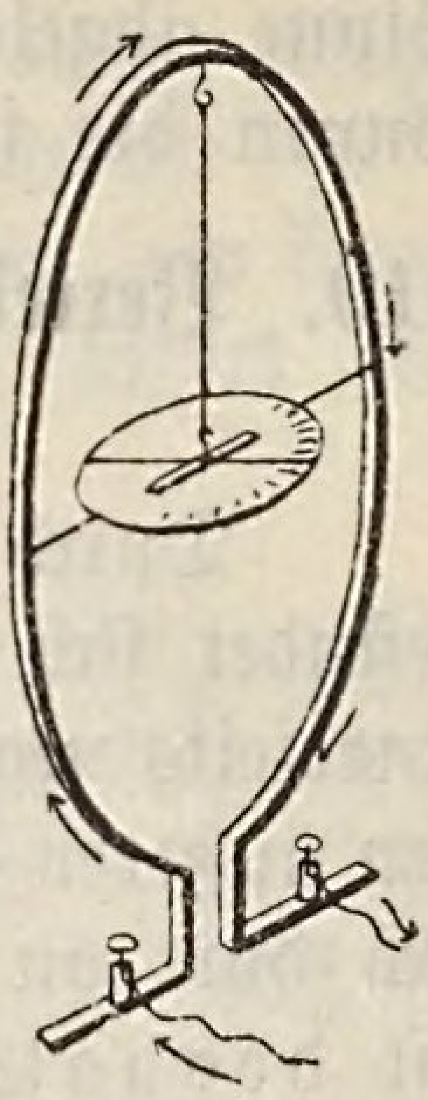


Fig. 144.

2) Das Galvanometer mit dem Schweigger'schen Multiplikator (1820). Für schwache Ströme genügt es nicht, den Strom bloß einmal um die Nadel zu führen. Man nimmt deshalb Kupferdraht, der zur Isolierung mit Seide umsponnen ist, und wickelt diesen in vielen Windungen um eine passende Holzspule, in deren Innerem die Magnetnadel frei hängt oder leicht drehbar aufgestellt ist. Jede Windung, welche der Strom durchläuft, wirkt für sich ablenkend auf die Nadel in demselben Sinne, deshalb verstärken sich ihre Wirkungen; das Drahtgewinde heißt Multiplikator; doch nennt man auch ein damit ausgestattetes Galvanometer kurz einen Multiplikator. In der Fig. 145 sind die vielen Drahtwindungen, die bei sehr empfindlichen Apparaten oft viele Hunderte, ja Tausende sind, bloß durch zwei derselben angedeutet.

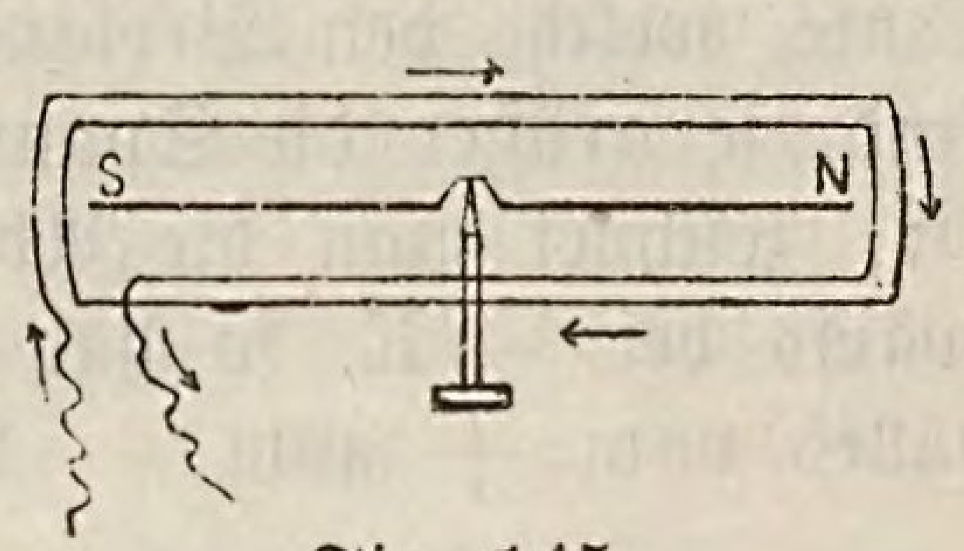


Fig. 145.

Schon ein schwacher Strom lenkt die Nadel ab, und durch einen mit der Nadel verbundenen und aus dem Multiplikator herausragenden Zeiger kann man die Ablenkung leicht ersehen und auf einer Kreisteilung ablesen.

Zum Nachweise noch schwächerer Ströme nimmt man eine astatische Doppelnadel. Eine solche besteht aus zwei Magnetnadeln, die in ihren Mitten durch ein Stäbchen so mit einander verbunden sind, daß sie übereinander stehen und ihre Pole nach entgegengesetzten Richtungen schauen. Sind die Nadeln gleich stark, und man hängt diese Doppelnadel wie eine gewöhnliche Magnetnadel an einem Faden auf, so ist sie nicht mehr dem Einflusse des Erdmagnetismus unterworfen und bleibt in jeder Richtung stehen; denn sucht die Erde die obere Nadel nach der einen Richtung zu drehen, so sucht sie zugleich die untere Nadel nach der anderen Richtung zu drehen.

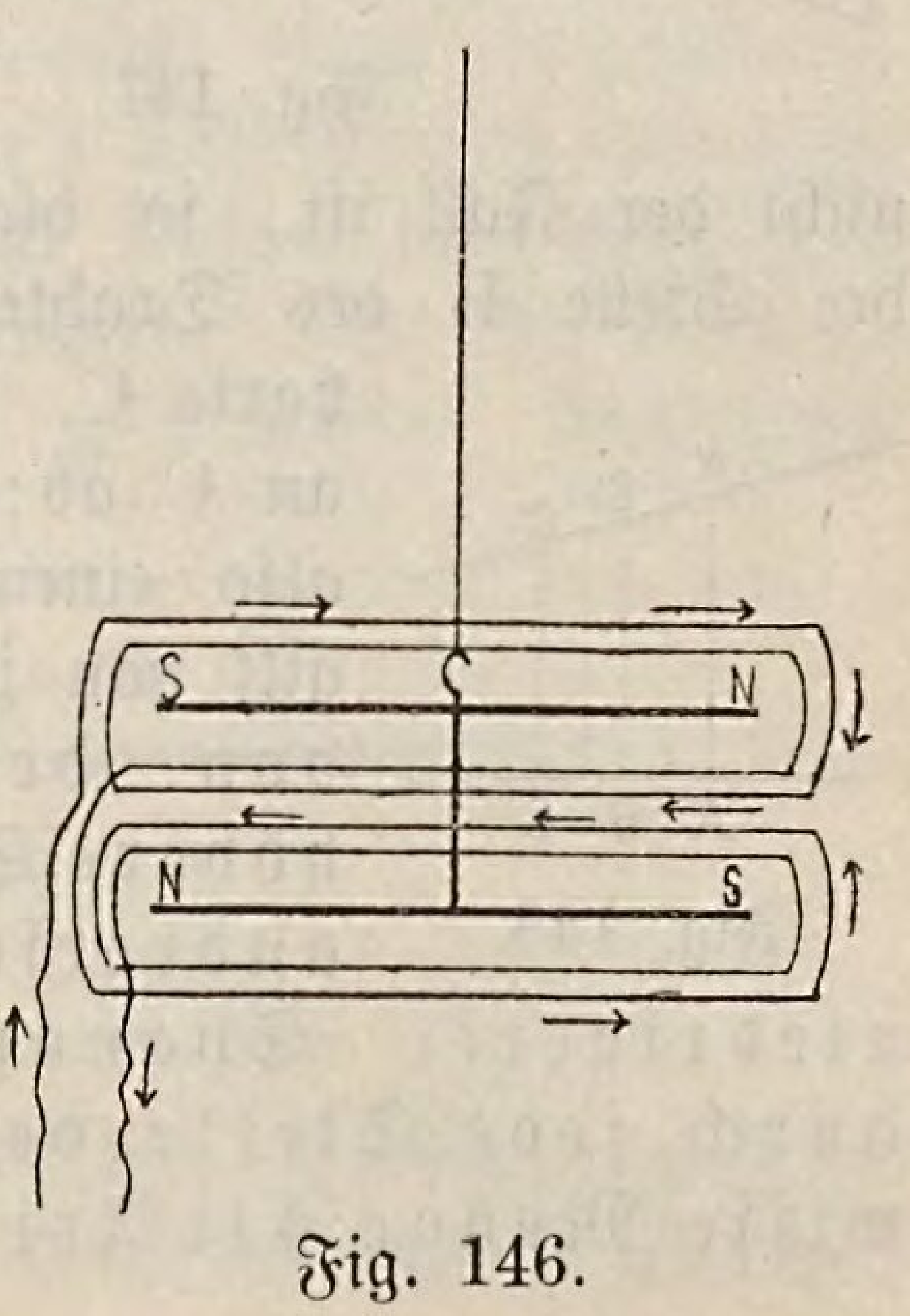


Fig. 146.

Nun werden beide Nadeln mit Multiplikatorwindungen umgeben, so daß, wenn der Strom durchgeleitet wird, beide Nadeln in demselben Sinne abgelenkt werden. Da die Nadel sich sehr leicht dreht, so können die schwächsten Ströme damit nachgewiesen werden.

119. Verteilung der Elektricität in einem Strome. Ohm'sches Gesetz über das Gefälle.

Durch die Wirkung der elektromotorischen Kraft bildet und befindet sich auf der Grenzfläche zwischen Zink und Flüssigkeit stets einerseits negative, andrerseits positive Elektricität; beide fließen durch den äußeren Draht, der das Zink mit der Flüssigkeit verbindet, treffen sich dort an irgend einer Stelle und gleichen sich dabei aus. Es ist deshalb auf der ganzen Strecke zwischen Zink und der Ausgleichstelle freie negative Elektricität, und auf der Strecke von Zink durch die Flüssigkeit bis zur Ausgleichstelle freie positive Elektricität vorhanden, und zwar beidesmal in abnehmender Stärke, so daß auf der Ausgleichstelle selbst keine Elektricität vorhanden ist. Diese Abnahme der freien Elektricität von den Polen bis zur Ausgleichstelle nennt man nach Ohm das Gefälle des Stromes. Man kann sich dasselbe darstellen durch eine Linie, deren Punkte von einer geraden Linie, welche den Verbindungsdraht vorstellt, um so weiter entfernt sind, je größer die Spannkraft der freien Elektricität an jeder Stelle ist; zeichnet man die Abstände nach aufwärts bei + E, nach abwärts bei — E, so hat man ein hübsches Bild des beständigen Gefälles vom + zum — Pol, etwa wie in Fig. 147.

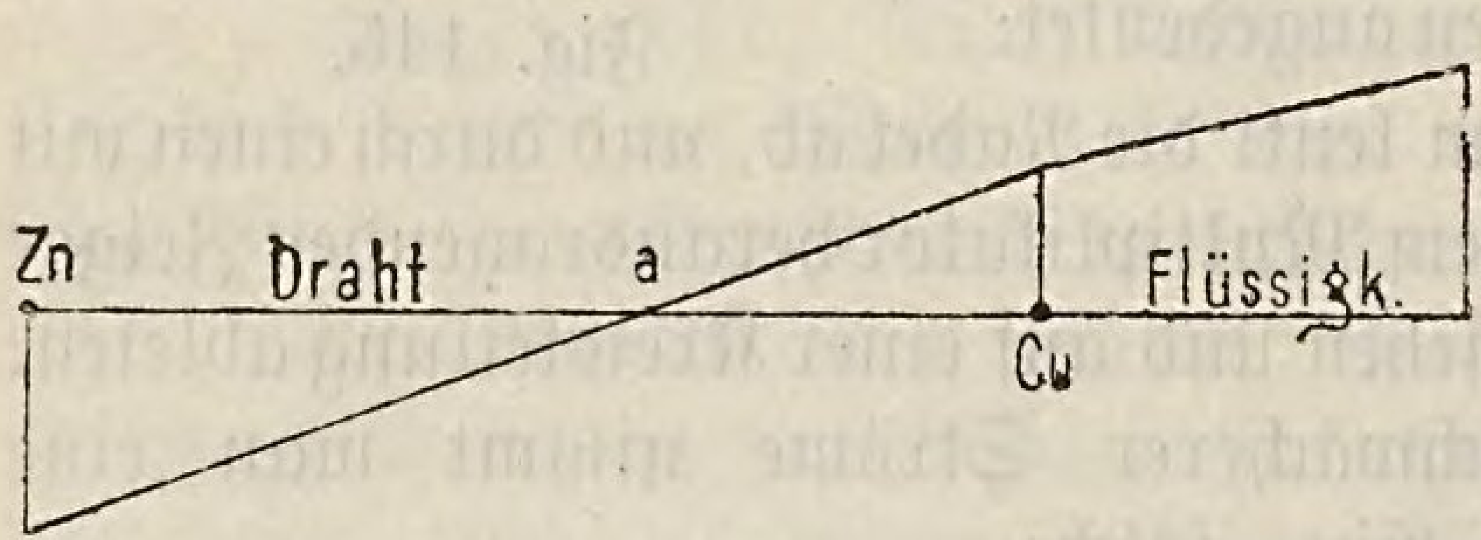


Fig. 147.

Auf einem solchen Draht kann die Elektricität nur dann in Ruhe sein, wenn alle Punkte gleich starke Elektricität haben, also die Elektricität gleichmäßig über den Draht verbreitet ist; da dies nicht der Fall ist, so bleibt die Elektricität nicht in Ruhe, z. B. die Stelle B des Drahtes hat mehr Elektricität als die benachbarte C, sie gibt also einen Teil des Überschusses an C ab; B hat aber selbst weniger als A; erhält also einen Teil des Überschusses von A; dasselbe gilt von jeder Stelle. Indem also jede Stelle von der benachbarten Stelle, welche höhere Spannung hat, Elektricität erhält, andrerseits an die benachbarte Stelle niedrigerer Spannung Elektricität abgibt, läuft durch jede Stelle des Drahtes zu jeder Zeit eine gewisse Menge Elektricität. An der Ausgleichstelle heben sich

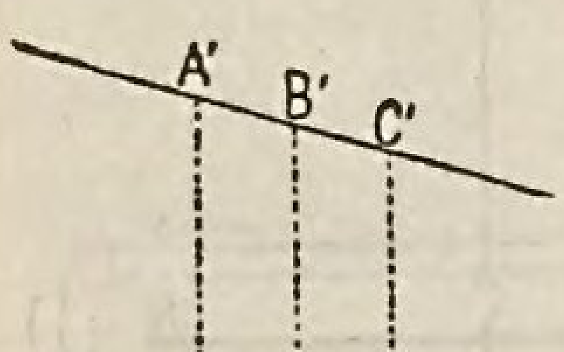


Fig. 148.

die von beiden Seiten kommenden Mengen $\pm$ E auf. An den Polen wird die nach der nächsten Stelle abfließende Elektricitätsmenge durch die elektromotorische Kraft des Elementes wieder ersetzt.

Leicht ist zu sehen, daß an keiner Stelle das Gefälle $= 0$ (horizontal) oder gar in entgegengesetztem Sinn vorhanden sein kann, da beidesmal durch weiteres Fließen der Elektricität sofort das normale Gefälle wieder hergestellt werden würde.

Ohm'sches Gesetz über das Gefälle.

Jede Stelle des Stromkreises erhält so viel Elektricität von der einen Seite, als sie nach der anderen Seite abgibt; denn gäbe sie weniger ab, so würde sie Elektricität ansammeln, ihre Spannkraft müßte steigen, so daß sie einerseits von links nichts bekommen könnte, andrerseits nach rechts mehr abgeben würde. Da dieser Satz für jede Stelle gilt, so folgt: Die Mengen der durch jeden Querschnitt des Stromkreises fließenden Elektricität sind alle einander gleich. Diese Menge der in einer gewissen Zeiteinheit, z. B. 1 Sek. durch einen Querschnitt fließenden Elektricität nennt man die Stromstärke; also ist die Stromstärke in jedem Teile des Stromquerschnittes dieselbe. Man vergleiche den galvanischen Strom mit einem Flusse, bei dem auch trotz Stromschnellen und Stromerweiterdngen die Stromstärke in jedem Querschnitte dieselbe ist, d. h. bei dem auch in jeder Sekunde durch jeden Querschnitt gleich viel Wasser läuft.

Das Gefälle ist die Ursache des Fließens; je stärker das Gefälle ist, desto mehr Elektricität fließt von Stelle zu Stelle, desto stärker ist der Strom. Besteht der Stromweg aus durchaus gleichmäßigem Material, also etwa gleich dickem Kupferdraht, so muß auch das Gefälle überall gleich groß sein. Besteht der Stromweg aus verschiedenartigem Material, z. B. verschieden dicken Drähten verschiedener Metalle, Flüssigkeitsschichten u. s. w., so bieten diese dem Durchgange der Elektricität einen verschiedenen Widerstand. Durch eine Stelle größeren Widerstandes (dünneren Drahtes) könnte nur weniger Elektricität fließen als durch eine Stelle geringeren Widerstandes (dickeren Drahtes). Da aber in demselben Stromkreise durch jede Stelle gleichviel Elektricität

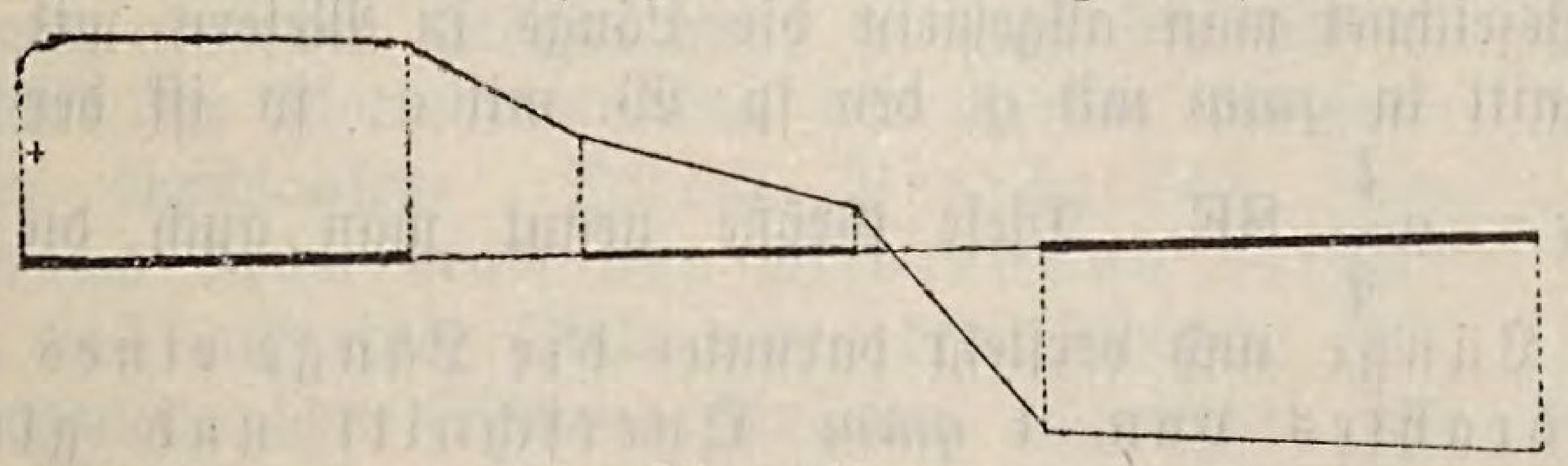


Fig. 149.

fließen muß, so muß das Gefälle ein ungleichmäßiges sein: an den Stellen größeren Widerstandes muß das Gefälle größer

sein und umgekehrt; also: das Gefälle in einem Stromkreis ist proportional den Widerständen. Das Schema in Fig. 149 soll etwa den Verlauf eines Gefälles andeuten.

Die elektromotorische Kraft des Elementes bringt eine Spannungsdifferenz, also eine gewisse Höhe des Gefälles hervor und dies verteilt sich auf den ganzen Stromkreis proportional den Widerständen.

120. Leitungswiderstand. Rheostat und Rheochord.

Leitungswiderstand nennt man den Widerstand, welchen ein Stoff dem Durchgange der Elektricität entgegensetzt. Man fand folgende einfache Gesetze:

Der Leitungswiderstand ist

1) proportional der Länge,

2) umgekehrt proportional dem Querschnitte,

3) abhängig von der Natur des Stoffes. Letzteres zieht man in Rechnung, indem man einen beliebigen Stoff als Vergleichsstoff annimmt, z. B. Quecksilber, weil dies leicht chemisch rein erhalten werden kann und weil man sich durch Einfüllen in kalibrierte Glasröhren davon leicht meßbare Stücke verschaffen kann. Man vergleicht nun den Widerstand jedes Stoffes mit dem eines Quecksilberkörpers von gleicher Länge und gleichem Querschnitt, untersucht, wie vielmal der Widerstand des Stoffes größer ist als der des gleichgeformten Quecksilberkörpers, und nennt diese Zahl den specifischen Widerstand des Stoffes.

Als Widerstandseinheit ist gebräuchlich der Widerstand einer Quecksilbersäule von 1 *m* Länge und 1 *qmm* Querschnitt bei 0^0 C; sie heißt die Siemens-Einheit = SE. In jüngster Zeit wurde das Ohm eingeführt, das um etwa 5 % größer ist als eine SE; 1 SE = 0,9413 Ohm. Hat also ein Kupferdraht etwa 180 *m* Länge, 1,4 *qmm* Querschnitt und einen sp. Widerstand von 0,016, so ist sein Widerstand gemäß obigen Gesetzen

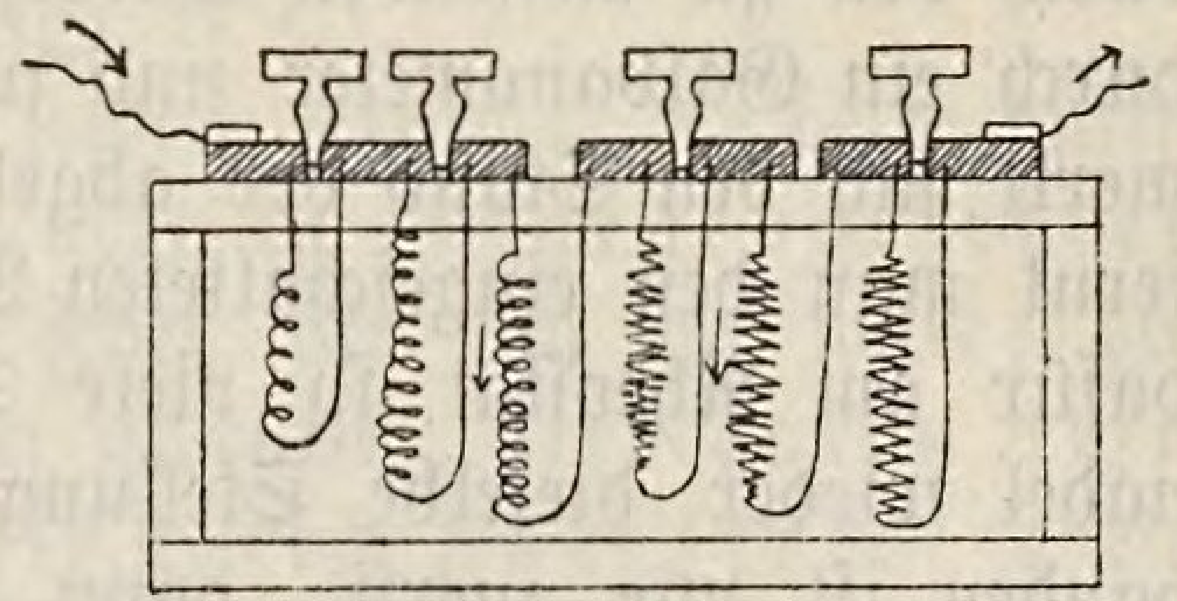
$$w = \frac{180 \cdot 0,016}{1,4} \text{ SE} = 2,06 \text{ SE} = 1,94 \text{ Ohm}.$$

Bezeichnet man allgemein die Länge in Metern mit l, den Querschnitt in *qmm* mit q, den sp. W. mit c, so ist der Widerstand $w = c\frac{l}{q}$ SE. Diese Größe nennt man auch die reduzierte Länge und versteht darunter die Länge eines Quecksilberdrahtes von 1 *qmm* Querschnitt und gleichem Widerstande. So ist die reduzierte Länge des obigen Kupferdrahtes 2,06 *m*, d. h. ein Quecksilberdraht von 2,06 *m* Länge und 1 *qmm* Querschnitt hat denselben Widerstand.

Rheostat.

Will man einen Widerstand messen, so braucht man dazu Apparate, die ermöglichen, eine beliebige Anzahl gemessener Widerstände in den Stromkreis einzuschalten. Solche sind

1) der Rheostat, z. B. der Siemens'sche Stöpselrheostat. Auf dem Deckel eines Kästchens sind der Reihe nach mehrere Messingblöcke angebracht, durch kurze Zwischenräume getrennt. Der erste und zweite Block sind nun durch einen ins Innere des Kastens herabhängenden Kupferdraht verbunden, dessen Widerstand genau 1 SE ist. Ebenso ist der 2. und 3. Block verbunden durch einen Widerstand von 2 SE und so folgen Widerstände, die man = 2, 5, 10, 20, 20, 50, 100, 200, 200, 500 SE macht. Außerdem kann man jedes Paar benachbarter Blöcke verbinden durch einen in ihren Zwischenraum eingesteckten Messingstöpsel. Man leitet durch eine Klemmschraube den Strom in den ersten Block und aus dem letzten Blocke heraus. Sind alle Stöpsel eingesteckt, so durchläuft der Strom nur die Blöcke und Stöpsel und findet dabei so gut wie gar keinen Widerstand. Zieht man irgend einen Stöpsel aus, so muß der Strom den Widerstand zwischen den nun getrennten Blöcken durchlaufen. Durch Ausziehen der Stöpsel kann man also beliebige Widerstände einschalten.


Fig. 150.

2) Das Rheochord. Zwei Messingblöcke sind auf einem Brette in geringer Entfernung befestigt. Von ihnen gehen 2 Platindrähte aus, die parallel laufend über das Brett gespannt sind. Sie laufen dabei durch ein kleines Kästchen aus Eisen, das mit Quecksilber gefüllt ist, so daß durch dieses die Drähte in leitender Verbindung stehen. Das Kästchen ist wie ein Schlitten in einer Rinne des Brettes verschiebbar. Leitet man den Strom in die Blöcke, und sind dieselben durch den Stöpsel verbunden, so ist kein Widerstand vorhanden; zieht man aber den Stöpsel aus, so muß der Strom die Stücke der Platindrähte von den Blöcken bis zum Kästchen durchlaufen. Durch Verschieben des Kästchens kann man den Widerstand verändern, und auf einer Skala neben dem Schlitten sind die Bruchteile von Siemens-Einheiten angegeben, die diesem Widerstande gleich sind. In neuester Zeit sind Rheostat und Rheochord häufig schon nach „Ohm“ geteilt (Ohmkasten).

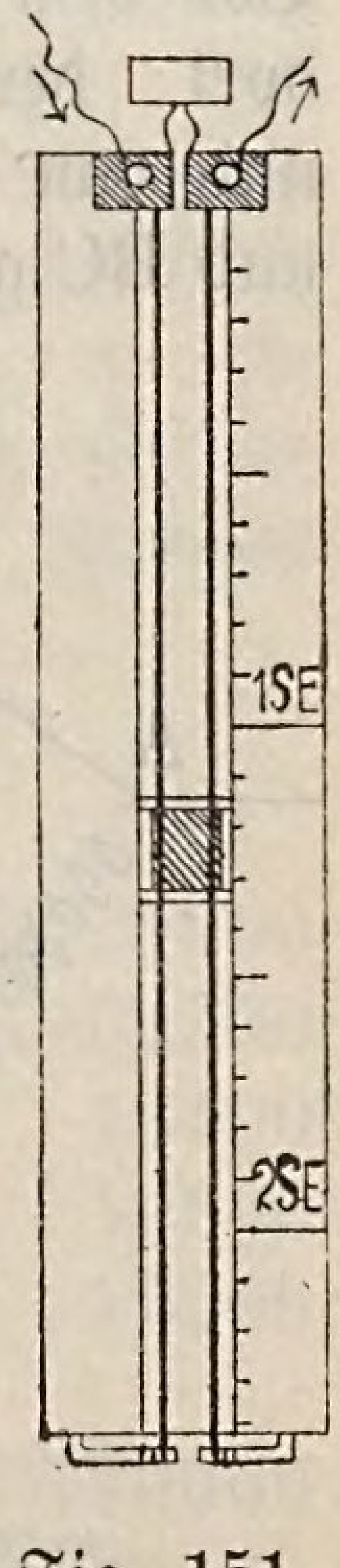


Fig. 151.

121. Messung von Widerständen.

Rheostat und Rheochord dienen dazu, um in einen Stromkreis beliebige, gemessene Widerstände einzuschalten; sie dienen auch insbesondere dazu, um Widerstände zu messen. Das einfachste Verfahren ist folgendes: Von dem einen Pole des Elementes leitet man den Strom durch den Rheostat mit eingesteckten Stöpseln, dann durch den zu messenden Widerstand, also etwa eine Drahtrolle, dann durch ein Galvanometer und zum andern Pole des Elementes. Man merkt sich den Stand der abgelenkten Galvanometernadel. Nun entfernt man den eingeschalteten Widerstand, schaltet ihn aus, und zieht dafür am Rheostat so viele Stöpsel aus, bis die Galvanometernadel wieder dieselbe Stellung hat, also dieselbe Stromstärke vorhanden ist wie zuerst; dann ist der durch Ausziehen der Stöpsel eingeschaltete Rheostatwiderstand gleich dem zu messenden Widerstand. Dies Verfahren ist aber oft nicht genau, weil möglicherweise schon während der kurzen Dauer des Versuches sich die elektromotorische Kraft des Elementes ändert.

Zu genauen Messungen benützt man die Wheatstone'sche Brücke. Sie beruht auf dem Gesetz der Stromverzweigung. Findet nämlich der Strom zwei Wege, so verteilt er sich auf beide und zwar so, daß durch den Zweig mit kleinerem Widerstande ein Zweigstrom von größerer Stärke fließt: Die Stromstärken der Zweige verhalten sich umgekehrt wie die Widerstände der Zweige. Sind die Widerstände der Zweige gleich, so sind auch die Ströme in beiden Zweigen gleich stark.

Die Wheatstone'sche Brücke ist nun folgendermaßen eingerichtet: Von dem einen Pole führt der Strom zum Stifte A und verzweigt sich dort: der eine Zweig führt zum Stifte B, von da zum Stifte C und von da zurück zum andern Pole; dabei müssen die Drähte AB und BC genau gleichen Widerstand haben. Der andere Zweig führt von A nach dem Stifte D, dieser Teil ist der zu messende Widerstand w, dann von D nach C, dieser Teil ist ein Rheostat und Rheochord. Schließlich sind die Stifte B und D durch die Brücke, das ist durch ein empfindliches Galvanometer (g) verbunden. Es sollte eigentlich C mit C,

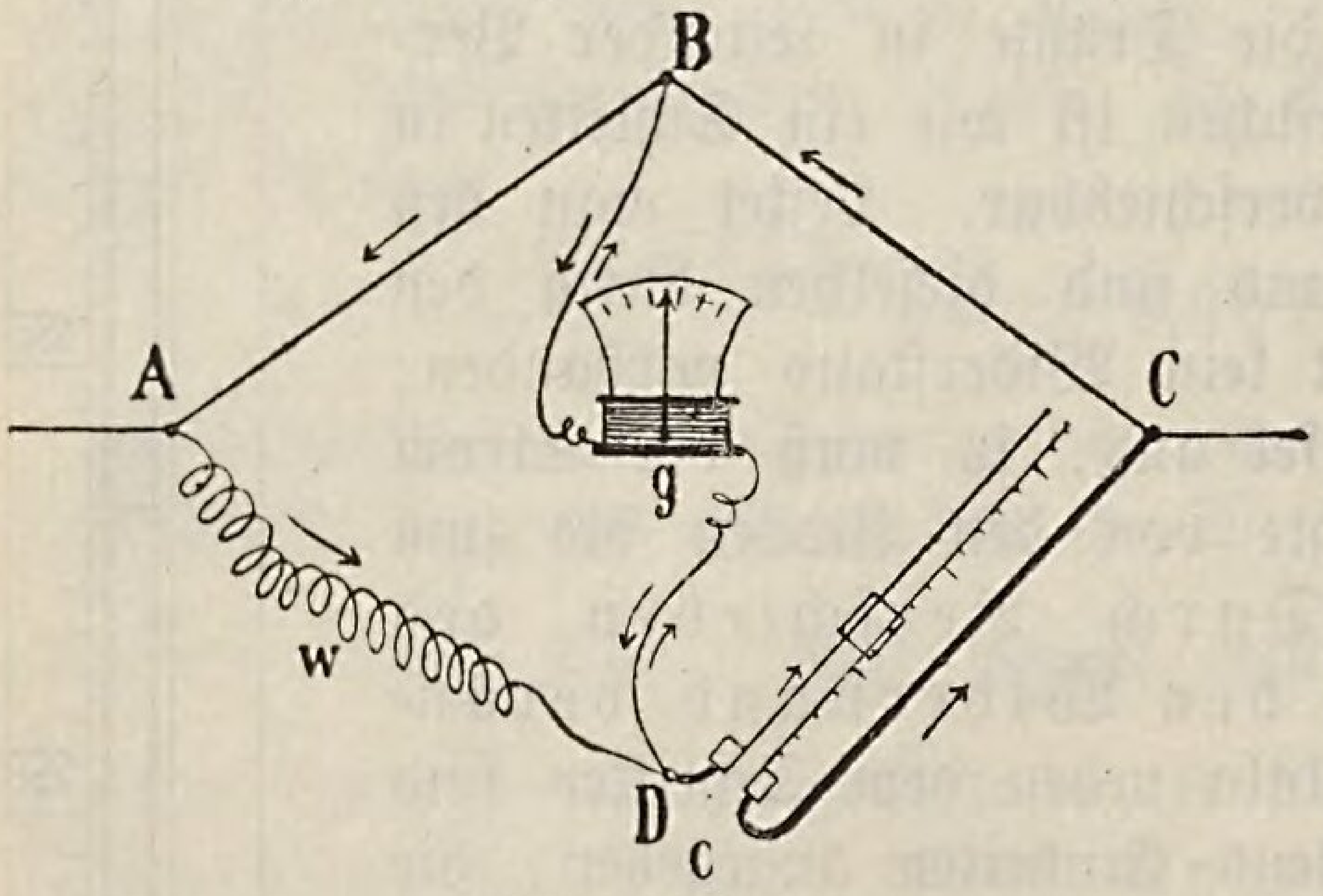


Fig. 152. *)

*) In Fig. 152 haben die Pfeile auf AB und BC verkehrte Richtungen.

zusammenfallen, oder man muß C′ mit C durch einen so dicken Leiter verbinden, daß dessen Widerstand vernachlässigt werden kann.

Wird nun der Strom geschlossen, so bieten sich ihm zwischen A und C 4 Wege:

1) . . . . A, B, C . . . .
2) . . . . A (w) D (Rh) C . . . . . .
3) . . . . A B (g) D (Rh) C . . . . .
4) . . . . A (w) D (g) B C . . . . . .

Wir betrachten nur die beiden letzten Ströme, die beide durch das Galvanometer fließen; sie fließen aber in entgegengesetzter Richtung, also würden sie, wenn jeder für sich da wäre, die Nadel nach entgegengesetzten Richtungen ablenken; sie lenken also die Nadel gar nicht ab, wenn sie gleich stark sind. Diese beiden Zweige haben aber folgende Widerstände:

3) Draht AB, Galvanometerwiderstand g, Rheostatwiderstand Rh, also: AB + g + Rh.

4) Eingeschalteter Widerstand w, Galvanometerwiderstand g, Draht BC, also: w + g + BC. Da g = g, BC, = AB, so sind die beiden Zweigwiderstände einander gleich, wenn w = Rh; dann sind aber auch die Zweigströme einander gleich und die Nadel steht auf 0. Ziehe ich also am Rheostat so viele Stöpsel aus und verrücke den Schlitten des Rheochords so weit, daß die Nadel auf 0 steht, so ist der zu messende Widerstand w gleich dem Widerstande des Rheostaten und Rheochordes.

Diese Methode ermöglicht, bequem und sicher die Widerstände eines Drahtes zu messen.

Es ist jedoch dabei zu bemerken, daß, wenn die Nadel auf 0 steht, nicht wirklich zwei Ströme von entgegengesetzter Richtung durch das Galvanometer fließen, sondern daß in diesem Falle gar kein Strom das Galvanometer durchfließt; es ist das ebenso, wie wenn ein Wasserstrom sich in die Zweige ABC und ADC teilt und diese Zweige unterwegs durch den Kanal BD verbunden werden; in ihm ist das Wasser dann auch ruhig, wenn der Punkt D das Gefälle des Zweiges ADC ebenso halbiert, wie B das Gefälle des Zweiges ABC halbiert.

Tabelle der specifischen Leitungswiderstände.

Quecksilber	= 1	Verdünnte Schwefelsäure	
Wismut	= 1,33	sp. G. 1,01	131600
Antimon	= 0,36	„ 1,05	34300
Neusilber	= 0,21	„ 1,10	18400
Blei	= 0,20	„ 1,23	12600
Zinn	= 0,13	Salpetersäure	16000
Eisen	= 0,099	Kupfervitriol 2 Teile in 10	
Platin	= 0,092	Tl. Wasser gelöst	170000
Zink	= 0,057	Zinkvitriol 3 Tl. in 10 Tl.	
Messing	= 0,051	Wasser gelöst.	220000

Gold	= 0,021	Kochsalzlösung gesättigt	57000
Kupfer	= 0,016	Wasser	14000000
Silber	= 0,015	Graphit	17,7
		Gaskohle	32,6

Bei wachsender Temperatur nimmt der Widerstand bei Metallen zu, bei Flüssigkeiten ab.

Man sieht, daß unter den billigen Metallen Kupfer den geringsten Widerstand hat; deshalb wird es zu kurzen Leitungen, Multiplikatorwindungen 2c. stets verwendet. Bei langen Leitungen (Telegraph) benützt man das viel billigere Eisen, das jedoch einen 6mal größeren Widerstand hat (6mal schlechter leitet). Verunreinigung oder Legieren der Metalle erhöht im allgemeinen ihren Widerstand beträchtlich (Messing). Flüssigkeiten (außer Quecksilber) haben alle einen viel größeren, reines Wasser hat einen ungemein hohen Widerstand. Bei chemisch reinem Wasser hat man sogar einen so hohen Widerstand gefunden, daß man im Zweifel ist, ob es die Elektricität überhaupt leitet. Löst man im Wasser Salze auf, oder vermischt es mit Säuren, so wird sein Widerstand beträchtlich kleiner, bei Schwefelsäure mehr als tausendmal. Doch haben nicht gerade die konzentrierten Lösungen den kleinsten Widerstand; so hat z. B. Kochsalzlösung bei 30 *g* Salz auf 100 *g* Wasser, Schwefelsäure bei 13 Äquivalenten H_2O auf ein SO_4H_2 (sp. G. 1,23) den geringsten Widerstand; sowohl schwächere als konzentriertere Mischungen haben größeren Widerstand. Sollen Flüssigkeitsschichten einen geringen Widerstand haben, so müssen sie kurz sein und großen Querschnitt haben. Z. B. die Schwefelsäureschichte in einem Grove'schen Element bei 1 *cm* Länge (Abstand der Zinkplatte vom Diaphragma) und 20 *cm* Breite (der Zinkplatte) und 15 *cm* Tiefe (des Eintauchens) hat einen Widerstand:

$$W = \frac{cl}{q} = \frac{18000 \cdot 0{,}01}{200 \cdot 150} = 0{,}006 \text{ SE.}$$

Die Zinkvitriolschichte beim einfachsten Meidingerelement bei einer Länge (Höhe) von 10 *cm* und Becherdurchmesser von 10 *cm* hat einen Widerstand von ca.

$$W = \frac{220000 \cdot 0{,}1}{50 \cdot 50 \cdot 3{,}14} = 2{,}8 \text{ SE.}$$

122. Ohm'sche Gesetze über die Stromstärke. (1827.)

Die von einem Elemente hervorgebrachte Stromstärke hängt ab von der elektromotorischen Kraft und vom Widerstande; und zwar ist die Stromstärke direkt proportional der elektromotorischen Kraft und umgekehrt proportional dem Widerstande. (Ohm'sches Gesetz).

Als Einheit der elektromotorischen Kraft nimmt man die eines Daniell-Elementes, oder in neuester Zeit das Volt (abgekürzt aus Volta), das ist eine elektromotorische Kraft, die um ca. 5% geringer ist, als die eines Daniell-Elementes. Als Stromeinheit nimmt man den Strom, welchen ein Daniell liefert, wenn der Widerstand 1 SE ist, oder in neuerer Zeit: die Stromeinheit ist 1 Ampère, d. h. derjenige Strom, den die Einheit der elektromotorischen Kraft, also 1 Volt liefert, wenn der Widerstand auch eine Einheit, also 1 Ohm beträgt; kurz 1 Volt liefert in 1 Ohm 1 Ampère. Bezeichnet man die Stromstärke mit J, die elektromotorische Kraft mit E, den Widerstand mit W, so ist: $J = \frac{E}{W}$ oder $\text{Amp.} = \frac{\text{Volt}}{\text{Ohm}}$. Unter Widerstand ist der gesamte Widerstand zu verstehen, also nicht bloß der äußere Widerstand a von Pol zu Pol, sondern auch der sogenannte innere Widerstand i, welchen die Flüssigkeitsschichte zwischen den beiden Polplatten bietet.

Will man also starke Ströme bekommen, so muß man beide Widerstände recht klein machen, also zunächst den inneren; das geschieht dadurch, daß man die Platten recht groß macht, nahe an einander bringt, tief eintaucht, und Flüssigkeiten von geringem sp. Widerstand anwendet: die Elemente nach Daniell, Grove und Bunsen sind meistens derart eingerichtet; dagegen haben Meidinger- und Leclanché-Elemente in der Regel einen großen inneren Widerstand. Ist der innere Widerstand klein und macht man auch den äußeren klein, indem man kurzen und dicken Schließungsdraht anwendet, so ist die Stromstärke beträchtlich groß. Ist der äußere Widerstand von selbst schon groß, etwa 100, also ein langer dünner Draht, den man nicht verkürzen kann, so ist der Strom schwach und es macht dabei wenig Unterschied, ob der innere Widerstand klein (0,1) oder verhältnismäßig groß ist (1 oder 4).

Ein Element von sehr geringem inneren Widerstand macht man, indem man zwei lange Bleche von Kupfer und Zink nimmt, diese mit einander aufrollt, ohne daß sie sich berühren, und nun in einen Kübel mit Schwefelsäure stellt. (Hare's Deflagrator, auch Kalorimotor genannt). Bei geringem äußeren Widerstand ist seine Stromstärke sehr groß.

123. Galvanische Batterie.

Genügt ein Element nicht, um eine gewünschte Stromstärke herzustellen, so nimmt man deren mehrere und verbindet sie zu einer Batterie, was auf dreierlei Arten geschehen kann.

1) Verbindung auf elektromotorische Kraft, Verbindung der ungleichnamigen Pole, auch Verbindung auf

Intensität genannt. Man läßt den + Pol des ersten Elementes frei und verbindet seinen — Pol mit dem + Pole des zweiten, den — Pol des zweiten mit dem + Pole des dritten u. s. f., bis der — Pol des letzten frei übrig bleibt. Diese beiden freien Pole der äußersten Elemente sind die Pole der Batterie. Auch hiefür gilt das

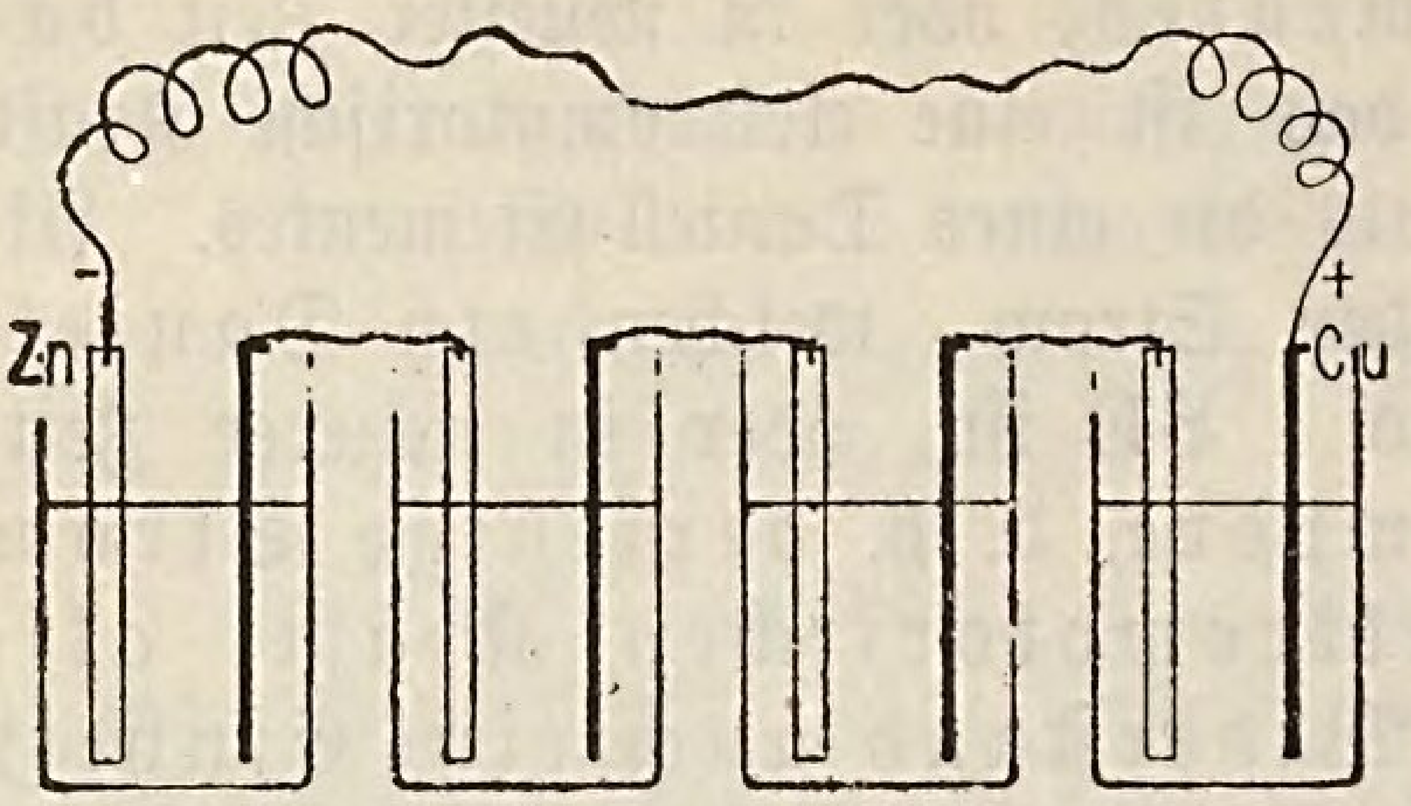


Fig. 153.

Ohm'sche Gesetz $J = \frac{E}{W}$, jedoch ist unter der elektromotorischen Kraft der Batterie die Summe aller elektromotorischen Kräfte der einzelnen Elemente zu verstehen; wenn man also n gleiche Elemente von der elektromotorischen Kraft e nimmt, so ist $E = ne$; unter dem Widerstande ist zu verstehen der äußere Widerstand a und die Summe sämtlicher inneren Widerstände; ist der innere Widerstand eines Elementes $= i$, so ist bei n gleichen Elementen $W = a + ni$.

Die Stromstärke einer Batterie von n gleichen Elementen ist also $J = \frac{ne}{a + ni}$.

Vergleichen wir diese Stromstärke mit der eines einzigen Elementes, so finden wir: die Zusammenstellung einer Batterie verstärkt den Strom nicht (oder nicht viel), wenn der innere Widerstand groß ist im Verhältnis zum äußeren. Ist z. B. bei einem Meidinger-Element $i = 12$, $a = 0{,}01$, so ist bei einem Elemente

$$J = \frac{e}{0{,}01 + 12}, \text{ bei 10 Elementen } J = \frac{10 \cdot e}{0{,}01 + 120}.$$

Da hiebei der Nenner auch nahezu 10mal größer geworden ist, so ist der Wert des Bruches, also die Stromstärke nahezu gleichgroß geblieben.

Die Zusammenstellung einer Batterie verstärkt den Strom bedeutend, wenn der innere Widerstand klein ist im Verhältnis zum äußeren. Ist z. B. bei einem Meidinger-Element $i = 12$, $a = 100$, so ist bei einem Elemente

$$J = \frac{e}{100 + 12}, \text{ bei 10 Elementen } J = \frac{10e}{100 + 120},$$

der Nenner hat sich nicht beträchtlich vergrößert, bloß ca. 2mal, aber der Zähler ist 10mal größer geworden, somit ist der Bruch nahezu 5mal größer geworden.

Bei großem äußeren Widerstande macht man also Zusammenstellung auf elektromotorische Kraft; die Stromstärke ist, wenn der innere Widerstand sehr klein ist im Verhältnis zum äußeren, nahe-

zu proportional der Anzahl der Elemente oder der elektromotorischen Kraft. Die Verbindung geschieht nach dem Schema von Fig. 153.

2) Verbindung auf Widerstandsverminderung, Verbindung gleichnamiger Pole, auch Parallelschaltung oder Schaltung auf Quantität genannt: Man verbindet alle + Pole durch einen Draht und ebenso alle — Pole durch einen Draht, diese beiden Drähte stellen dann die beiden Pole der Batterie dar; verbindet man sie irgendwo unter sich, so ist der Strom geschlossen. Es schaut dann so aus, als wären alle Zinkplatten zu einer einzigen Platte verbunden und ebenso alle Kupfer- (oder +) Platten.

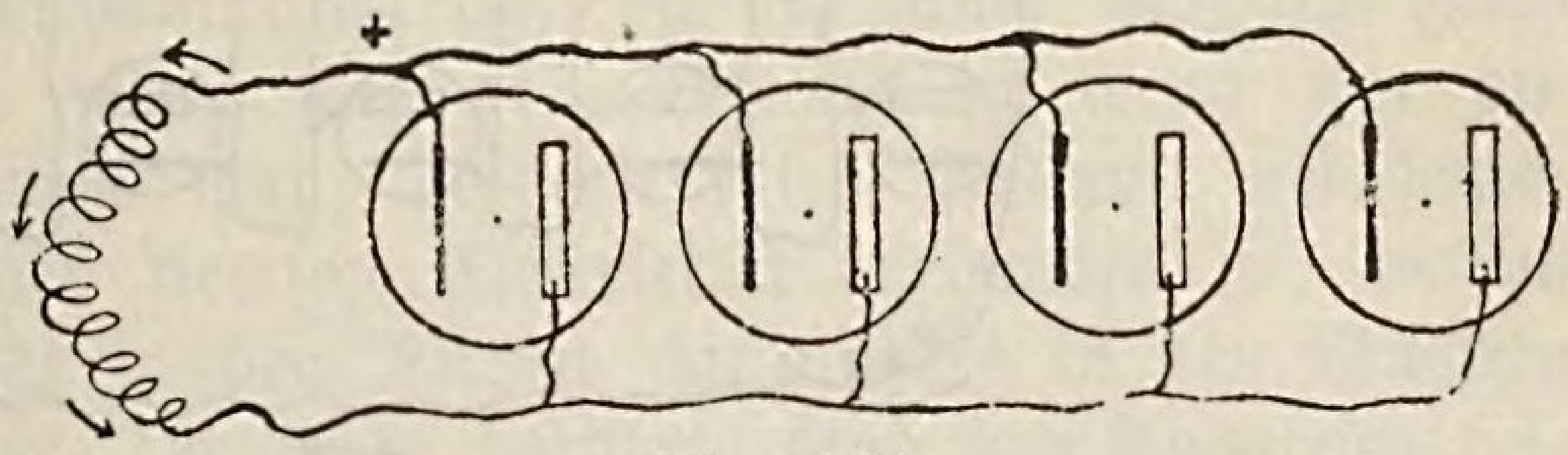


Fig. 154.

Es gilt dasselbe Ohm'sche Gesetz: dabei ist die elektromotorische Kraft dieselbe, wie bei einem Elemente, aber der innere Widerstand ist kleiner; denn während er bei einem Elemente aus dem Widerstande i der zwischen beiden Platten liegenden Flüssigkeitsschichte besteht, ist bei n Elementen diese Flüssigkeitsschichte n mal breiter, der Querschnitt der Flüssigkeitsschichte n mal größer, der Widerstand n mal kleiner, also $\frac{i}{n}$; demnach die Stromstärke

$$J = \frac{e}{a + \frac{i}{n}}.$$

Diese Zusammenstellung ist von Nutzen, wenn der innere Widerstand groß ist im Verhältnis zum äußeren; ist z. B. bei einem Daniell-Elemente $a = 0{,}01$, $i = 2$, so ist bei einem Elemente

$$J = \frac{e}{0{,}01 + 2}, \text{ bei 10 Elementen } J = \frac{e}{0{,}1 + 0{,}2}.$$

Der Nenner ist fast 10 mal kleiner, somit die Stromstärke fast 10 mal größer geworden; es ist gerade so, als hätte ich ein Element von 10 mal größeren Platten genommen.

Die Zusammenstellung hilft nichts oder nicht viel, wenn der innere Widerstand im Verhältnis zum äußeren klein ist. Ist z. B. bei einem Daniell-Element $a = 100$, $i = 2$, so ist bei einem Elemente $J = \frac{e}{100 + 2}$, bei 10 Elementen $J = \frac{e}{100 + 0{,}2}$; der Nenner und somit der Bruch hat sich fast gar nicht geändert.

3) Gemischte Kuppelung. Man teilt die vorhandenen Elemente, z. B. 15, in Gruppen von je gleich viel Elementen, z. B. je 3, also 5 Gruppen, verbindet die Elemente jeder Gruppe unter sich auf Quantität, so stellt jede Gruppe gleichsam ein Element vor.

Diese Elemente verbindet man nun auf elektromotorische Kraft. Siehe das Schema Fig. 155.

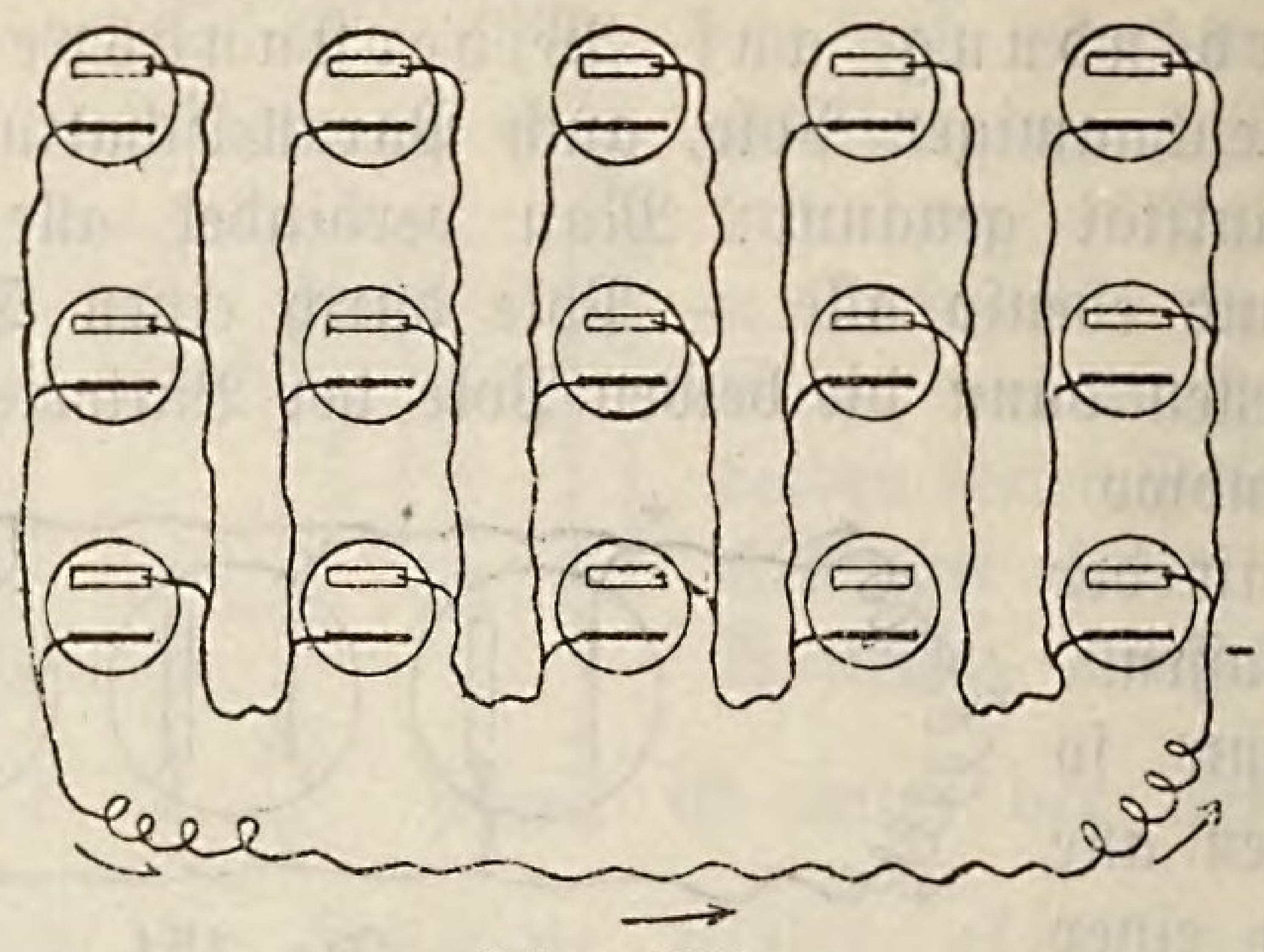


Fig. 155.

Das Ohm'sche Gesetz hat dieselbe Form, also ist bei n Gruppen à m Elementen die Stromstärke

$$J = \frac{ne}{a + \frac{ni}{m}} = \frac{5e}{a + \frac{5i}{3}}.$$

Man kann nach Belieben mehr oder weniger Gruppen bilden, doch liefert in jedem besonderen Falle gerade diejenige Kuppelung den stärksten Strom, bei welcher der innere Widerstand gleich dem äußeren ist.

Von den gebräuchlichsten Elementen haben:

	Elektromot. Kraft.	Inneren Widerstand.
Meidinger . . .	0,95 Volts	9—10 Ohm.
Daniell	1,05 „	2— 5 „
Leclanché . . .	1,48 „	2 „
Grove und Bunsen .	1,81 „	0,25 „

124. Galvani's Grundversuch.

Der Entdecker der galvanischen Elektricität, Galvani, fand (1789), daß ein frisch abgeschnittener Froschschenkel Zuckungen macht, wenn man einen elektrischen Funken aus einer Leydener Flasche durchgehen läßt, und daß eben solche Zuckungen zum Vorschein kamen, als der Froschschenkel mit einem kupfernen Haken an einem eisernen Gitter hing und durch den Wind an die Stäbe des Gitters anschlug. Indem er die Bedingungen dieses „Froschexperimentes" untersuchte, wurde er der Entdecker der nach ihm benannten Elektricität. Er deutete die Erscheinung jedoch nicht richtig und erst Volta behauptete 1794, daß durch Berührung zweier verschiedener Metalle Elektricität erzeugt werde. Wenn man nämlich eine Zink- und eine Kupferplatte mit isolierenden Handgriffen (aus Glas) versieht, an einander drückt und wieder von einander entfernt, so zeigen beide

Platten am Kondensationselektroskop Elektricität. Volta behauptete, die Elektricität sei nur durch die Berührung der zwei verschiedenen Metalle entstanden, und nannte sie deshalb auch Berührungs- oder Kontaktelektricität. Dieser Versuch war der Fundamentalversuch der galvanischen Elektricität (1800). Das Zucken des Froschschenkels kommt, meinte Volta, davon her, daß die getrennten Elektricitäten sich durch den Froschschenkel ausgleichen. Dieser Erklärung schloß sich Galvani nicht an, da sich fand, daß die Zuckungen auch eintreten, wenn nur ein Metall, ja wenn nur ein feuchter Leiter vorhanden war; deshalb blieb Galvani bei seiner Ansicht stehen, daß hier tierische Elektricität vorhanden sei, wovon die eine Art Elektricität in den Nerven, die andere in den Muskeln sei, und daß der Leiter, der beide berührt, bloß den Ausgleich beider Elektricitäten ermöglicht, und so die Zuckung verursacht. In der That gibt es eine tierische Elektricität, die auf ähnliche Weise im tierischen Organismus vorhanden ist, und Galvani wurde so zugleich der Entdecker der tierischen Elektricität.

125. Volta's Kontaktelektricität.

Aber auch Volta blieb, nachdem durch den Fundamentalversuch der Nachweis der Elektricität gelungen war, bei seiner Meinung stehen und bekräftigte sie durch weitere Versuche. Er behauptete, stets bei der Berührung zweier verschiedener Leiter werde Elektricität erregt, und unterschied zwei Klassen von Elektromotoren, die festen (metallischen) und die flüssigen, wovon die der ersten Klasse weitaus die wirksamsten sind. Wenn man also eine Zink- und eine Kupferplatte in Schwefelsäure taucht und oben verbindet, so wirkt die Berührung von Zn und Cu elektromotorisch; allerdings wirkt auch die Berührung jedes Metalles mit der Flüssigkeit elektromotorisch, jedoch sehr schwach, so daß es die elektromotorische Kraft von Zn Cu wenig schwächt; der flüssige Leiter ermöglicht also das Zustandekommen eines Stromes.

Diese Theorie, der zufolge die Berührung zweier verschiedener Metalle elektromotorisch wirkt, wird die Kontakttheorie genannt; sie wurde von Volta und seinen Anhängern weiter ausgebildet und auf einen hohen Stand der Vollkommenheit gebracht, so daß sämtliche Erscheinungen und Gesetze des Stromes durch dieselbe erklärt werden konnten.

Dieser Theorie gegenüber steht die „chemische Theorie,“ wie wir sie bisher entwickelt haben. Ihr zufolge entsteht die Elektricität durch Berührung heterogener (stofflich verschiedener) Körper infolge chemischer Einwirkung der beiden Körper auf einander und als Ersatz für die Wärme, welche beim chemischen Prozeß zum Vorschein kommen sollte, aber nicht zum Vorschein kommt.

Der Haupteinwurf, welcher der Kontakttheorie gemacht wird,

ist nämlich der, daß nach der Kontakttheorie schon durch Berührung allein Elektricität erzeugt werden soll; Elektricität ist aber Kraft und kann deshalb nicht aus nichts entstehen, sondern nur dadurch, daß eine gewisse Arbeit aufgewendet wird. Berührung ist aber keine Arbeit; wohl aber wird bei einer chemischen Verbindung Arbeit (Wärme) frei und diese wird in Elektricität verwandelt. Gleichwohl zählt auch heute noch die Kontakttheorie namhafte Anhänger.

126. Die Volta'sche Säule.

Im Verfolg seiner Untersuchungen kam Volta zur Konstruktion der berühmten Volta'schen Säule 1800. Nimmt man eine Zink- und eine Kupferscheibe (etwa thalergroß) und legt zwischen beide eine Tuch- oder Filzscheibe, die mit Salzwasser oder verdünnter Schwefelsäure getränkt ist, so stellt diese Zusammenstellung ähnlich wie bei der Zamboni'schen Säule ein Element dar. Schichtet man nun mehrere solche Elemente über einander auf, so daß jede Kupferplatte eines vorhergehenden Elementes von der Zinkplatte des folgenden berührt wird (ähnlich wie bei der trockenen Säule), so hat man die Volta'sche Säule Fig. 156.

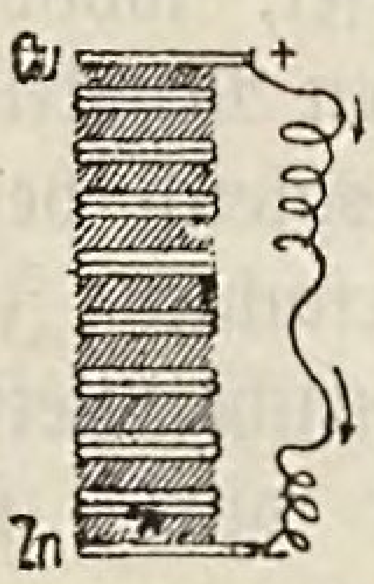


Fig. 156.

Bei ihr folgen also die Scheiben so aufeinander: Zink, Filz, Kupfer, Zn, F, Cu, ... Zn, F, Cu. Die Säule stellt offenbar eine auf elektromotorische Kraft geschaltete Batterie von vielen Elementen dar. Mit ihr wurden die ersten Untersuchungen über galvanische Elektricität angestellt und wesentliche Eigenschaften und Wirkungen des galvanischen Stromes entdeckt. Der Aufbau der Säule ist aber mühselig, da die Metallscheiben stets blank geputzt werden müssen; zudem ist der Strom nur kurze Zeit nach dem Aufbaue kräftig, nimmt rasch ab (wenn die geringe Menge Flüssigkeit in den Filzscheiben verbraucht ist) und hört bald ganz auf; zur praktischen Verwendung ist sie ganz untauglich. Sie ist deshalb bald verdrängt worden durch die galvanischen Elemente und Batterien, und schon Volta stellte einen Becher- oder Tassenapparat zusammen, die ursprünglichste Form unserer heutigen galvanischen Batterien.

127. Wirkung zweier Stromteile auf einander.

Der galvanische Strom bringt mannigfache Wirkungen hervor, die im Folgenden besprochen werden. Diese Wirkungen sind höchst eigentümlicher Art, und es fehlt uns bei den meisten die Kenntnis, wie sie hervorgebracht werden. Eine wesentliche Eigenschaft haben aber alle gemeinsam: Wenn wir bei Betrachtung der Ohm'schen Gesetze den Stromkreis gleichsam in zwei Teile geteilt haben, den Teil, in welchem die positive, freie Elektricität vorhanden ist und fließt, und den, in welchem die negative Elektricität fließt, so können wir nun diese Abteilung wieder fallen lassen; denn beide Teile unterscheiden sich in ihren Wirkungen in gar nichts von ein-

ander. Es ist ganz gleichgültig, ob die positive Elektricität von rechts oder die negative von links durch den Draht läuft; teile ich dem Elemente mitsamt dem ganzen Stromkreise etwa durch die Elektrisiermaschine eine gewisse Menge positiver Elektricität mit, so ist im ganzen Stromkreise keine negative Elektricität vorhanden, sondern nur ungleich verteilte positive Elektricität; die Stromstärke und Stromwirkung bleibt genau dieselbe. Nicht das Vorhandensein der freien Elektricität bewirkt die Stromwirkung, sondern das durch die ungleichmäßige Verteilung, also durch das Gefälle hervorgebrachte Fließen der Elektricität bringt die Wirkung hervor.

Man betrachtet also den ganzen Stromkreis als einen einzigen Strom und ist übereingekommen, unter „Richtung des Stromes" diejenige Richtung zu verstehen, in welcher die positive Elektricität fließt.

Zu bemerken ist noch, daß die Ausgleichstelle durch keinerlei besondere Wirkung ausgezeichnet ist, da an ihr ebenso wie an jeder anderen Stelle die Elektricität fließt, und die Wirkung bloß vom Fließen, nicht vom Ausgleiche verursacht wird.

Ampère's Gesetze: Zwei parallele und gleich gerichtete Ströme ziehen sich an, zwei parallele und entgegengesetzt gerichtete Ströme stoßen sich ab, zwei gekreuzte Ströme suchen sich zu drehen, so daß sie parallel und gleich gerichtet sind.

Zum Beweise bedient man sich des Ampère'schen Gestelles, das oben ein Stahlnäpfchen mit Quecksilber und eine um dieses herumlaufende Rinne mit Quecksilber trägt; in beide Quecksilbermassen werden die Poldrähte einer Batterie geleitet. Man hat nun einen in Form eines Rechteckes gebogenen Draht, dessen Enden in der Mitte der untern Seite sich befinden und dort zwei nach abwärts gerichtete Stahlspitzen haben; mit der einen steht das Rechteck im Näpfchen und mit der andern berührt es das Quecksilber der Rinne; zwei ziemlich tief angebrachte Gewichte P und P bewirken, daß das Rechteck stabil auf der einen Spitze steht;

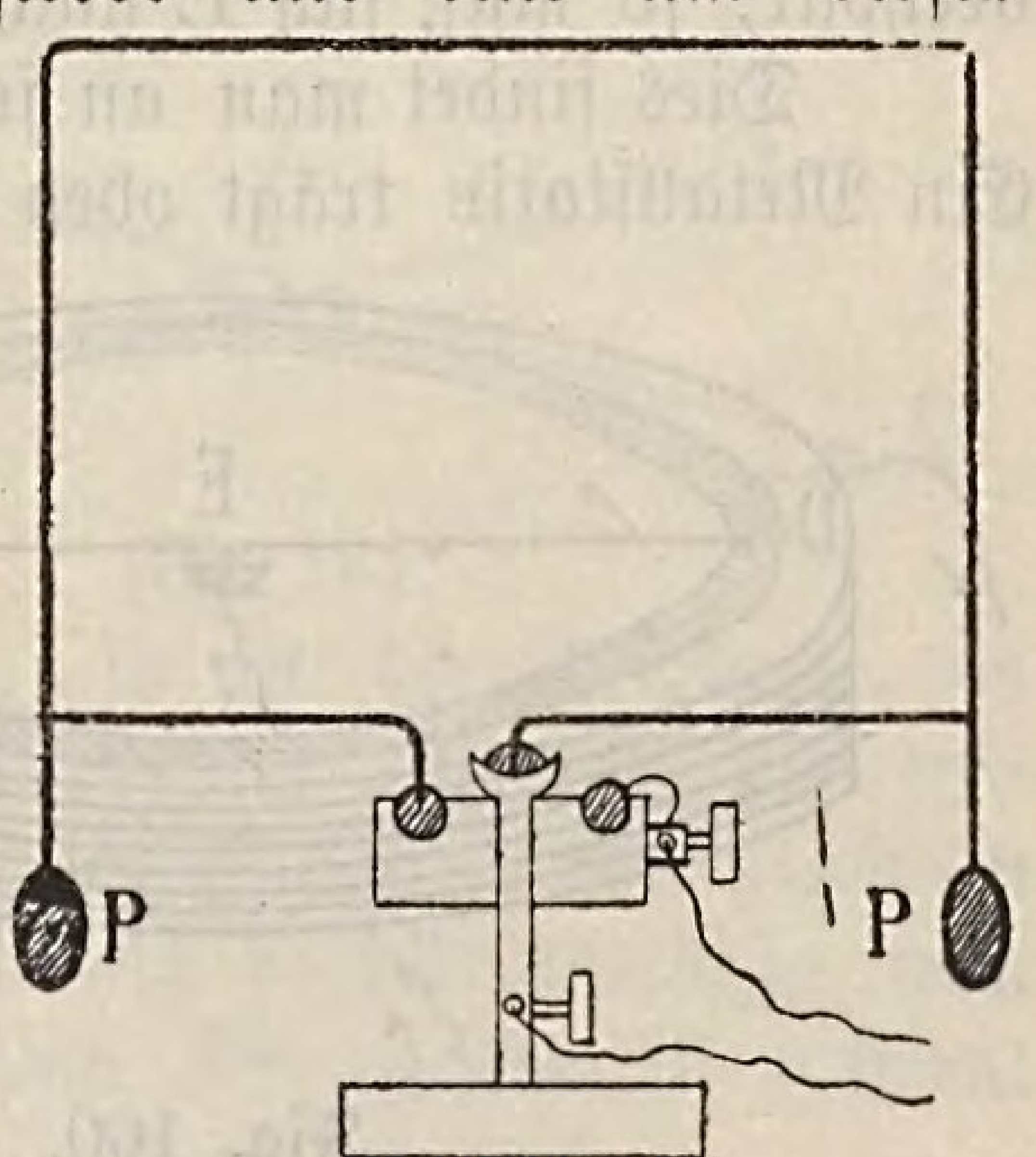


Fig. 157.

es kann sich deshalb um diese Spitze leicht drehen, während die andere stets das Quecksilber der Rinne berührt; es fließt deshalb der Strom durch dieses leicht drehbare Rechteck.

Man leitet nun einen Stromteil parallel einer vertikalen Seite des Rechteckes vorbei und sieht, daß die Seite angezogen oder abgestoßen, also das Viereck gedreht wird, je nachdem die Ströme

gleich oder entgegengesetzt gerichtet sind. Hält man einen Stromteil gekreuzt über die obere Seite des Rechteckes, so erkennt man, daß das Rechteck sich dreht, bis beide Ströme gleich gerichtet, parallel sind. Damit sind die Ampère'schen Gesetze erwiesen.

Betrachtet man hiebei die Stromteile bis zum Kreuzungspunkte Fig. 158, so sieht man daß BA und DA sich anziehen ebenso AE und AC, daß dagegen die Stromteile AB und AE sich abstoßen, ebenso DA und AC. Man kann also auch sagen: Zwei sich kreuzende Stromteile ziehen sich an, wenn sie beide zum Kreuzungspunkte hin- oder beide von ihm weglaufen; zwei solche Ströme stoßen sich aber ab, wenn der eine zum Kreuzungspunkte hin- der andere davon wegläuft.

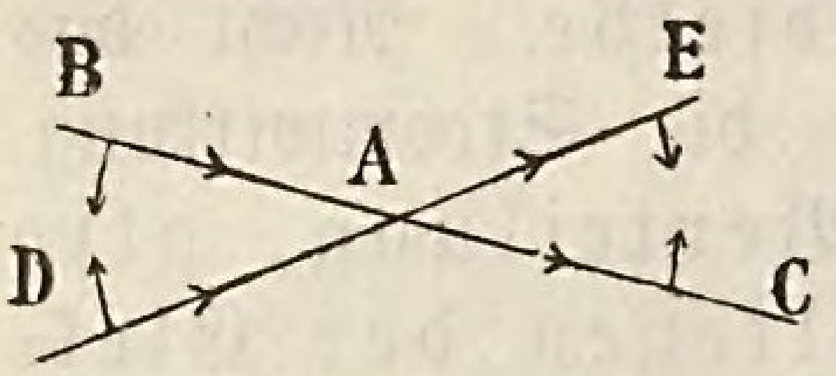


Fig. 158.

Daraus ergibt sich eine wichtige Folgerung: es sei BAC (Fig. 159) ein Strom und DE ein Stromteil, der so auf ihn zufließt, daß er ihn in A kreuzen würde, so ziehen sich BA und DE an mit einer Kraft, deren Größe und Richtung in P gezeichnet ist; aber AC und DE stoßen sich ab mit einer Kraft P′. P und P′ geben nach dem Satze vom Kräfteparallelogramm eine Resultierende R, welche also den Leiter DE zu bewegen sucht in einer Richtung, die der Stromrichtung BAC entgegengesetzt ist. Ist also etwa DE um D drehbar, so muß sich E nach links (unserer Zeichnung gemäß) drehen.

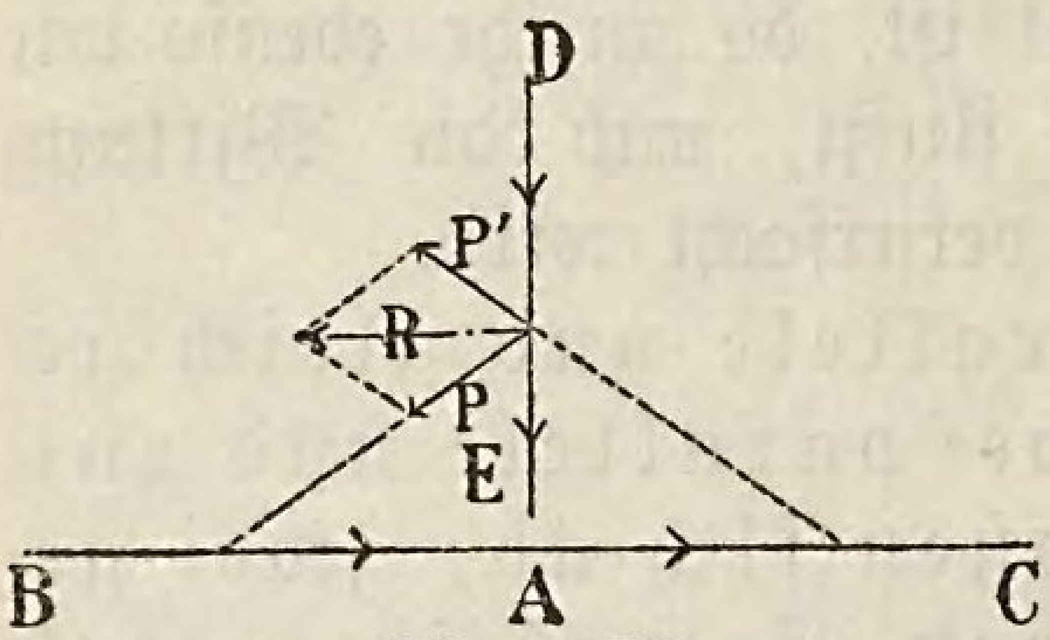


Fig. 159.

Dies findet man an folgendem Apparate (Fig. 160) bestättigt: Ein Metallstativ trägt oben eine hölzerne Scheibe und in ihrer Mitte ein eisernes Näpfchen, das mit Quecksilber gefüllt ist und in welches durch das Stativ der Strom geleitet wird. Nahe am Rande ist in die Scheibe eine kreisförmige Rinne eingegraben und auch mit Quecksilber gefüllt. Ein gerades Drahtstück DEF ist in E mit einer Spitze versehen, mit ihr in das Näpfchen gestellt und somit leicht drehbar; an den Enden D und F hat es nach abwärts gerichtete Stahlspitzen, mit denen es in die Quecksilberrinne taucht. Es läuft nun der Strom von E nach D (und von E nach F) und wird von der Quecksilberrinne aus weiter geleitet. Leitet man nun diesen (oder einen anderen) Strom um den Rand der Holzscheibe mittels mehrerer Windungen eines isolierten Drahtes, so stellen diese den vorher mit BAC be-

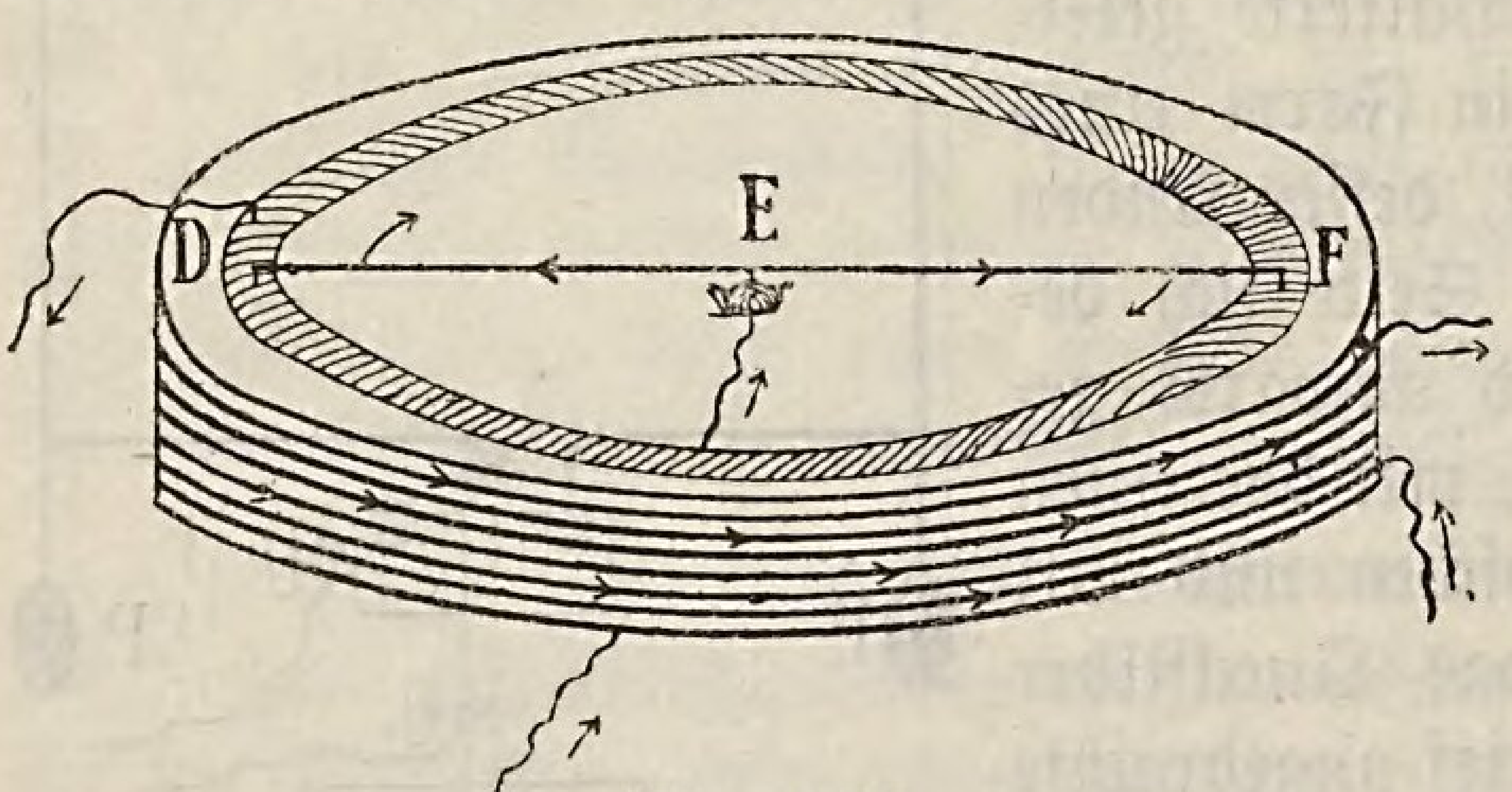


Fig. 160.

zeichneten Strom vor. Man bemerkt, daß das Drahtstück DEF sich um E dreht in einer Richtung, welche der Richtung des Stromes BAC entgegengesetzt ist.

Die anziehende und abstoßende Wirkung zweier Stromteile nimmt mit der Entfernung rasch ab, sie nimmt ab, wie das Quadrat der Entfernung zunimmt.

128. Der Erdstrom.

Ist das Rechteck auf dem Gestelle aufgestellt und von einem Strome durchflossen, so bleibt es nicht in jeder Lage ruhig, sondern dreht sich, bis es (nach einigen Schwingungen) so steht, daß der Strom in der unteren Seite von Ost nach West läuft, genauer, in einer Richtung, welche zur Richtung der Magnetnadel senkrecht steht. Man schließt, daß in der Erde selbst ein Strom verläuft in der Richtung von Ost nach West, senkrecht zur Richtung der Magnetnadel, und nennt diesen Strom den Erdstrom.

Diese Einwirkung des Erdstromes auf das bewegliche Rechteck wäre am einfachsten so zu erklären, daß man sagt: Der von O nach W laufende Erdstrom dreht den zu ihm gekreuzten Stromteil JF (Fig. 161) und damit das Rechteck so, daß der Strom in JF parallel und gleich gerichtet OW wird; aber der Erdstrom wirkt auch auf den in der oberen Seite des Rechteckes fließenden Strom SN und sucht ihn und damit das Rechteck nach entgegengesetzter Richtung zu drehen. Hat der das Rechteck kreuzende Strom nur eine mäßige Entfernung von ihm, so ist die Wirkung des kreuzenden Stromes auf die nähere Seite stärker als auf die entferntere, und das Rechteck dreht sich in der Richtung der größeren Kraft. Den Erdstrom müssen wir aber als verhältnismäßig weit entfernt annehmen, so daß er von FJ und NS gleichweit entfernt ist; deshalb sind beide Kräfte gleich und heben sich auf.

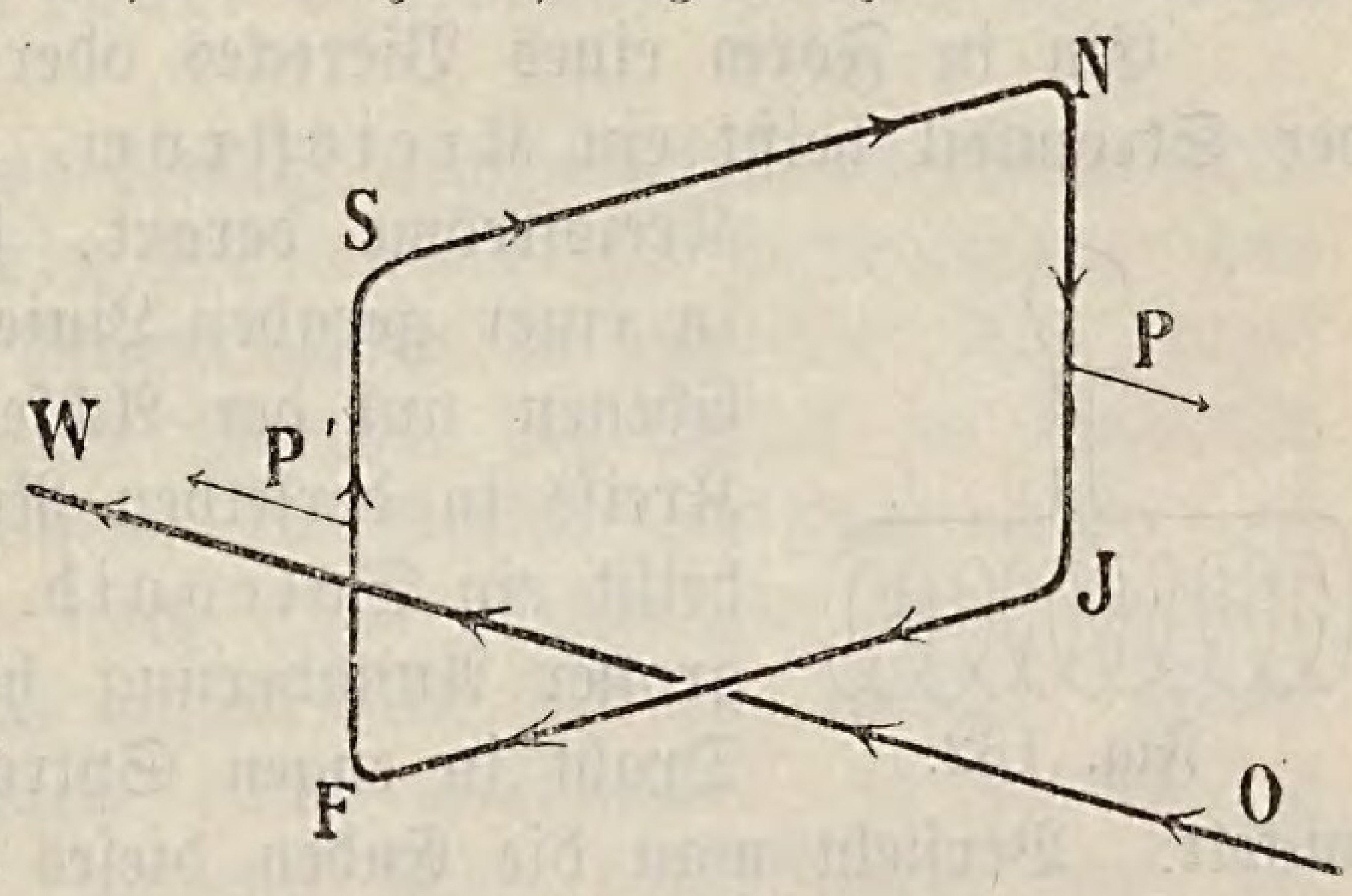


Fig. 161.

Betrachten wir aber den Stromteil NJ, so wirkt auf ihn der Erdstrom ziehend in der Richtung P (Osten), und auf den Stromteil FS wirkt er ziehend in der Richtung P′ (Westen), beide suchen also das um die vertikale Achse drehbare, von N nach S gerichtete Rechteck so zu drehen, daß der Nordpunkt N nach Osten, der Südpunkt S nach Westen geht. Nach dieser Drehung fließt der Strom in der unteren Seite des Rechteckes von Osten nach Westen.

Man muß also annehmen, daß die ganze Erde beständig von einem elektrischen Strome umflossen wird, den man den Erdstrom nennt, und dessen Richtung überall senkrecht zur freischwebenden Magnetnadel steht.

In diesem Erdstrome ist umgekehrt auch die Ursache des Erdmagnetismus zu suchen. Das heißt, die Erde hat Magnetismus wohl nicht deshalb, weil in ihr große Massen permanenter Magnete, etwa Stahlmagnete, vorhanden sind, sondern sie zeigt sich magnetisch und lenkt die Magnetnadel ab, weil sie beständig von einem elektrischen Strome umflossen wird. Steht also eine Magnetnadel nicht senkrecht zur Richtung des Erdstromes, so wird sie gedreht; auf diese Weise wirkt die Erde, also der in ihr fließende Erdstrom, wie ein großer Magnet.

Die Ursache des Erdstromes ist uns unbekannt. Er wird hervorgebracht wahrscheinlich nicht von Kräften, welche in der Erde selbst ihren Sitz haben (terrestrische oder tellurische Kräfte), sondern von Kräften, welche von außen, vom Weltraume, etwa von der Sonne her auf die Erde einwirken (kosmische Kräfte).

129. Das Solenoid.

Ein in Form eines Viereckes oder besser eines Kreises laufender Stromteil heißt ein Kreisstrom. Eine Verbindung mehrerer Kreisströme derart, daß alle ihre Mittelpunkte in einer geraden Linie, der Achse, liegen, alle ihre Ebenen auf der Achse senkrecht stehen, und alle Kreise in derselben Richtung durchlaufen werden, heißt ein Solenoid. Ein solches kann man mit großer Annäherung herstellen, wenn man einen Draht in engen Spirallinien um einen Cylinder wickelt. Versieht man die Enden dieses Solenoides mit Haken, so daß es an einem wie in Fig. 163 eingerichteten Ampère'schen Gestelle aufgehängt werden kann, so hat man ein frei bewegliches Solenoid.

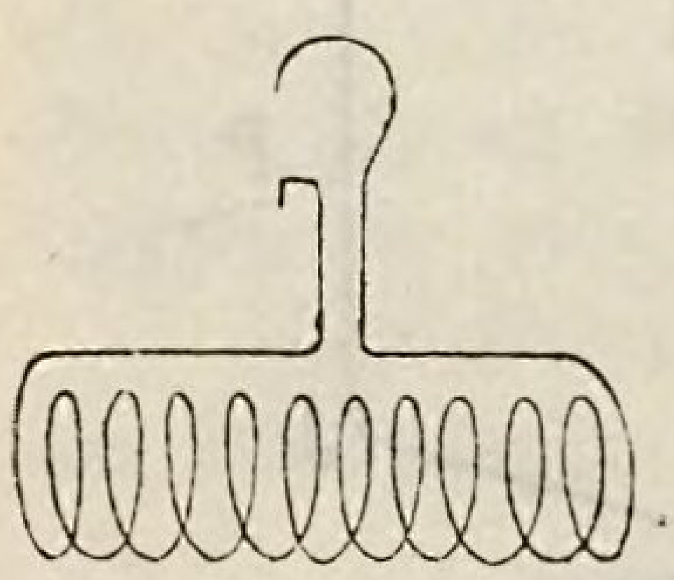


Fig. 162.

Läßt man den Strom durch dasselbe laufen, so wirkt der Erdstrom auf jeden Kreisstrom desselben drehend in demselben Sinne; das Solenoid dreht sich deshalb, bis die Ströme unten von Ost nach West laufen, also die Achse die Richtung der Magnetnadel hat. Man nennt die Enden des Solenoides auch Nordpol und Südpol und findet, daß, wenn man

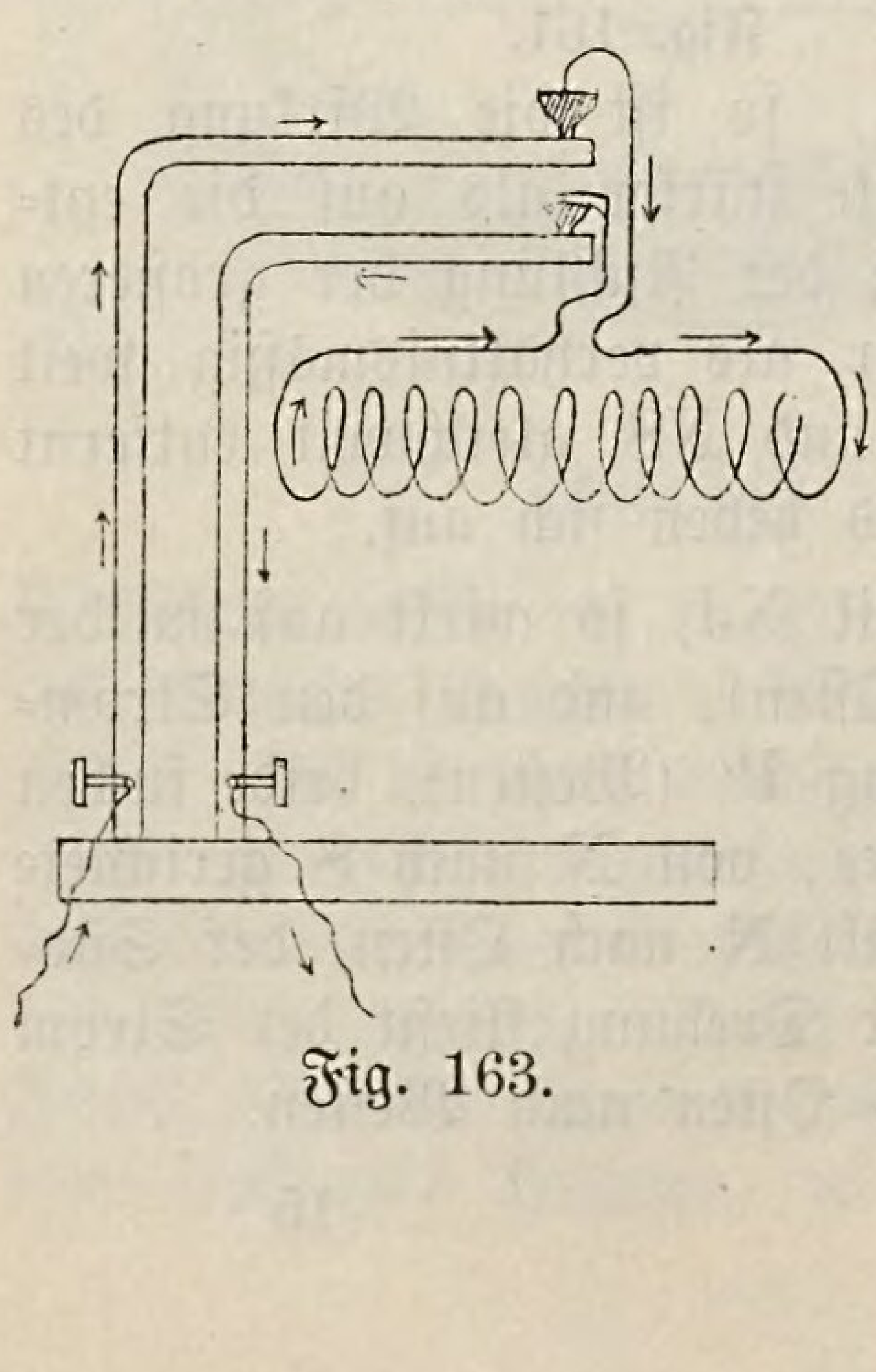


Fig. 163.

den Nordpol von Norden betrachtet, dort der Strom läuft entgegengesetzt dem Zeiger der Uhr; betrachtet man den Südpol, also von der entgegengesetzten, südlichen Seite her, so läuft dort der Strom geradeso wie der Zeiger der Uhr. Leitet man einen Strom in der Richtung der Achse über ein Solenoid, so dreht sich dasselbe auf dieselbe Art wie eine Magnetnadel (der Nordpol weicht links aus), und man erkennt die Ursache darin, daß der Strom und die Kreisströme des Solenoides gekreuzt sind und sich parallel und gleich gerichtet zu stellen suchen. Nähert man zwei Pole zweier Solenoide einander, so findet man, daß sich gleichnamige Pole abstoßen, ungleichnamige anziehen, und erklärt sich dies aus der Wirkung paralleler Ströme.

Wenn sich, wie hieraus ersichtlich ist, Solenoide geradeso verhalten wie Magnete, so wird die Ähnlichkeit beider noch größer, wenn man sieht, daß die Pole eines Magnetes ebenso auf die Pole des Solenoides wirken. Ein magnetischer Nordpol zieht den Südpol des Solenoides an und stößt den Nordpol desselben ab.

Wenn man ferner einen Stab weiches Eisen in ein Solenoid bringt in der Richtung der Achse desselben, so wird das Eisen selbst magnetisch und erhält dieselben Pole, wie das Solenoid.

Man wird durch diese und ähnliche Eigenschaften darauf geführt, den Magnet selbst als ein Solenoid zu betrachten, und die Ampère'sche Theorie des Magnetismus in folgender Art umzugestalten: man nimmt an, jedes Molekül des Eisens sei beständig von einem Kreisstrom umflossen; die Achsen derselben liegen gewöhnlich wirr durcheinander nach allen Richtungen hin; deshalb bringen diese Kreisströme nach außen keine Wirkung hervor. Steckt man das Eisen in das Innere eines Solenoides, so wirken die Kreisströme des Solenoides drehend oder polarisierend auf die Molekülarkreisströme des Eisens; letztere werden gleich gerichtet, verstärken sich somit und bringen eine Wirkung nach außen hervor, so daß das Eisen magnetisch ist und wie ein Solenoid wirkt. Man kann demnach jeden Magnet als Solenoid betrachten.*)

130. Der Elektromagnet. Stärke des Elektromagnetismus.

Wenn ein Stück Eisen durch die Wirkung eines Solenoides magnetisch geworden ist, so nennt man es einen Elektromagnet.

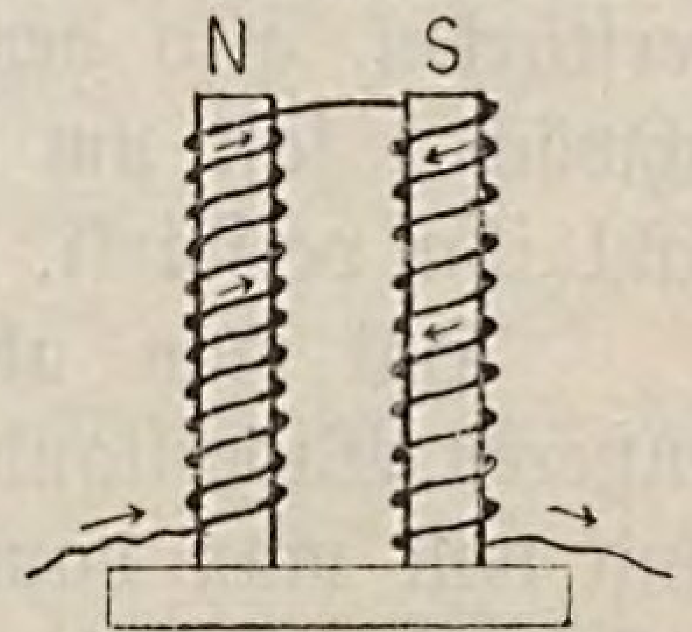


Fig. 164.

Einen Elektromagnet erhält man also, wenn

2) Die Auffindung all dieser Gesetze, des Erdstroms, des Solenoids, des Elektromagnetes gelang Ampère 1800; von ihm stammt auch die Bezeichnung Solenoid (röhrenförmig).

man einen Strom in vielen Windungen senkrecht zur Richtung des Stabes um einen Eisenstab herumleitet; er erhält den Nordpol an dem Ende, wo der + Strom läuft entgegengesetzt dem Zeiger der Uhr; kehrt man den Strom um, so vertauschen sich auch die Pole. Gewöhnlich gibt man auch dem Elektromagnete eine Hufeisenform; er besteht dann aus zwei parallel gestellten Eisenstäben, den Eisenkernen, die unten durch ein eisernes Querstück verbunden sind. Man steckt über die Kerne je eine Holzspule und umwickelt die eine mit übersponnenem Kupferdraht; ebenso umwickelt man die andere Spule mit Kupferdraht, aber in entgegengesetzter Richtung, um entgegengesetzte Pole zu erhalten, und führt die Enden zu zwei Klemmschrauben, mittels deren man den Strom einleitet. Bei Stromschluß werden die Eisenkerne magnetisch, beim Öffnen werden sie wieder unmagnetisch.

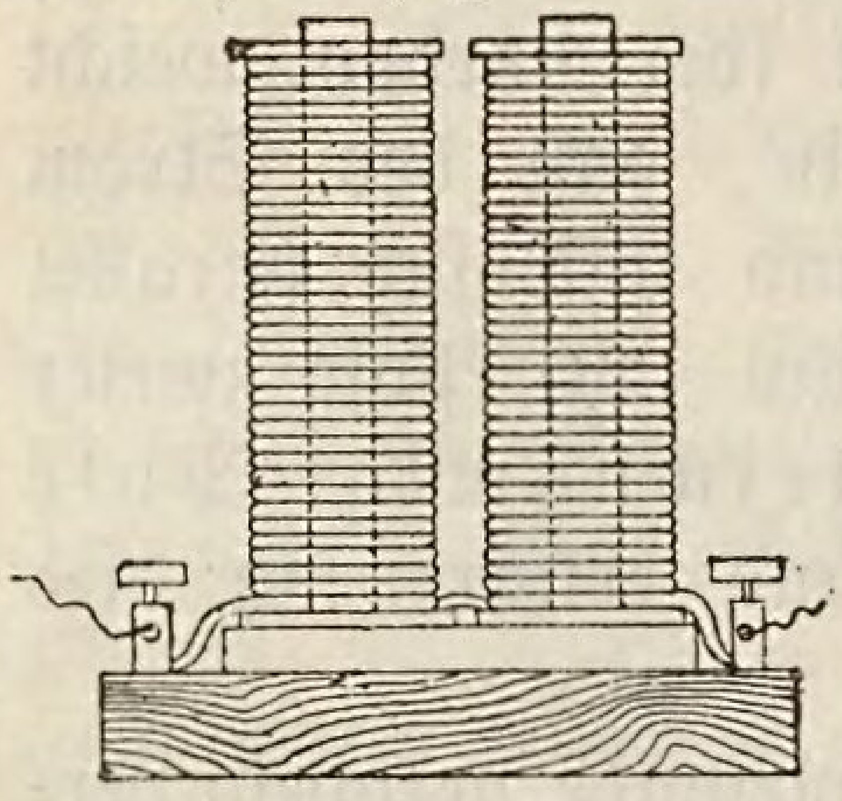


Fig. 165.

Stärke des Elektromagnetismus.

Elektromagnete werden verhältnismäßig stärker magnetisch als Stahlmagnete. Es kommt dies wohl daher, daß beim weichen Eisen sich die Moleküle leichter und vollständiger drehen, polarisieren lassen als beim Stahle. Die Stärke des Magnetismus hängt ab von der Masse der Eisenkerne; je größer deren Masse, desto mehr Moleküle können polarisiert werden, desto stärker ist der Magnetismus; ferner von der polarisierenden Kraft, also von der Stärke des Stromes und der Anzahl der Windungen; jedoch kann ein Stück Eisen nicht beliebig stark magnetisiert werden; sind nämlich durch einen starken Strom alle Moleküle vollständig oder nahezu vollständig polarisiert, so ist der Magnet gesättigt, seine Kraft wird nicht oder nur sehr wenig verstärkt, wenn man einen stärkeren Strom oder noch mehr Windungen nimmt.

Sehr mächtige Elektromagnete bestehen aus sehr dicken Eisenkernen, welche mit verhältnismäßig wenig Windungen (oft bloß einer Lage) dicken Kupferdrahtes umwickelt sind, so daß der Widerstand desselben sehr gering ist; man benützt den Strom eines Elementes von sehr geringem inneren Widerstande oder einer auf Quantität verbundenen Batterie, die dann einen sehr starken Strom liefert. Vergrößerung der Windungszahl würde den äußeren Widerstand verstärken, also den Strom schwächen und dadurch den Magnetismus schwächen fast um ebensoviel, als die Vergrößerung der Windungszahl ihn verstärkt.

Hat man aber Ströme, welche, da sie schon einen großen äußeren Widerstand überwinden mußten, an sich schon schwach sind, und will man damit gleichwohl ziemlich starke Elektromagnete herstellen, so nimmt man dünnen Draht und macht sehr viele Wind-

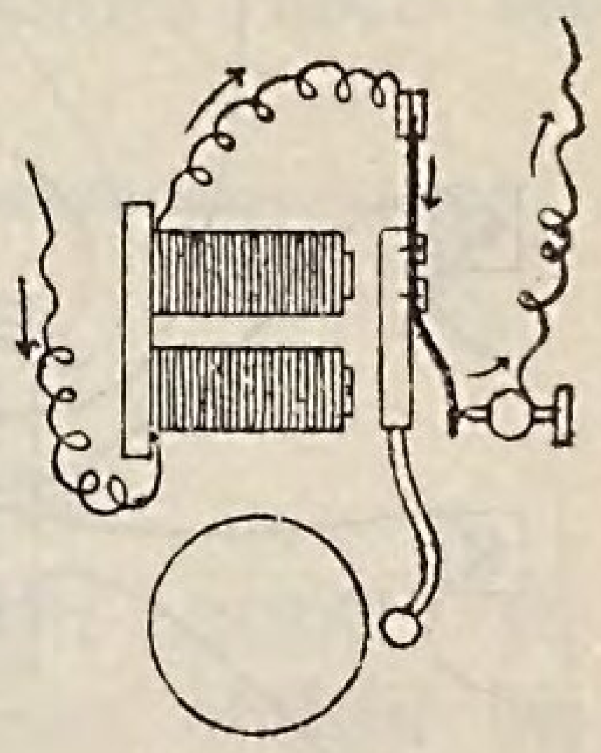
ungen; die dadurch erfolgte Vergrößerung des äußeren Widerstandes schadet der Stromstärke nicht mehr viel, während die Vergrößerung der Windungszahl den Magnetismus verstärkt. Größe der Eisenkerne, Anzahl und Art der Windungen müssen demnach stets der Natur des zur Verwendung kommenden Stromes angepaßt werden, um einen Elektromagnet von gewünschter Stärke zu erlangen.

Die Eisenkerne müssen aus möglichst weichem Eisen bestehen, damit sie den Magnetismus leicht annehmen und beim Öffnen des Stromes möglichst vollständig wieder verlieren.

Wird der Strom um Stahl geleitet, so wird der Stahl auch magnetisch, wenn auch nicht so gut als weiches Eisen; beim Herausziehen behält der Stahl aber seinen Magnetismus fast vollständig. Man kann so sehr kräftige permanente Stahlmagnete machen, leichter und stärker, als man sie durch Bestreichen mit einem Stahlmagnete erhält; man wendet aber auch hiebei meist die Streichmethode an, indem man den zu magnetisierenden Stahl an den Polen eines kräftigen Elektromagnetes streicht.

131. Die elektrische Klingel und ihre Anwendung.

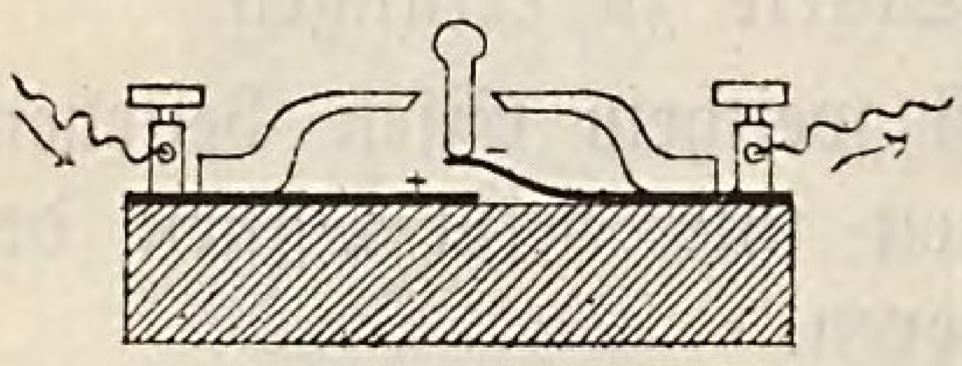
Die elektrische Klingel besteht aus einem Elektromagnet; vor den Polen desselben befindet sich ein Stück weiches Eisen, der Anker; er ist befestigt an einem federnden Stahlblech, so daß er durch dasselbe etwas von den Polen weggezogen wird. Der Anker trägt an einem Fortsatz einen Klöppel, der an eine Glocke schlägt, wenn der Anker zu den Polen hinbewegt wird. Das am Anker befestigte Stahlblech hat auch einen Fortsatz, welcher eine Stellschraube berührt, wenn der Anker von den Polen entfernt wird, dagegen die Stellschraube nicht mehr berührt, wenn der Anker den Polen genähert wird.


Fig. 166.

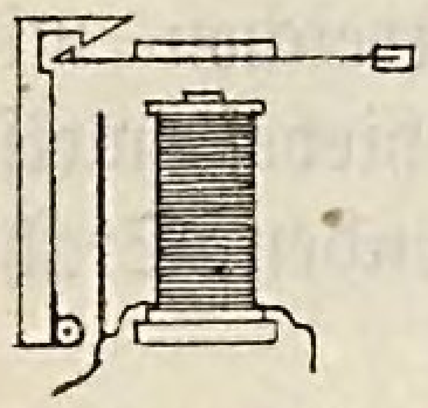
Der Strom durchläuft die Windungen des Elektromagnetes, geht dann in das federnde Stahlblech und durch die berührende Stellschraube zur Batterie zurück. Hält man den Strom geschlossen, so werden die Magnete erregt, ziehen den Anker an und bewirken so einen Glockenschlag. Durch die Bewegung des Ankers hat sich aber die Stahlfeder auch von der Stellschraube entfernt und hat den Strom dadurch unterbrochen (Selbstunterbrechung); die Magnete verlieren dadurch ihre Kraft und lassen den Anker los, der durch die Federkraft sich wieder von den Polen entfernt. Dadurch kommt aber die Stahlfeder wieder in Berührung mit der Stellschraube, stellt also den Strom wieder her und es beginnt derselbe Vorgang und wiederholt sich, so lange man den Strom geschlossen hält; es entstehen also infolge der Selbstunterbrechung in

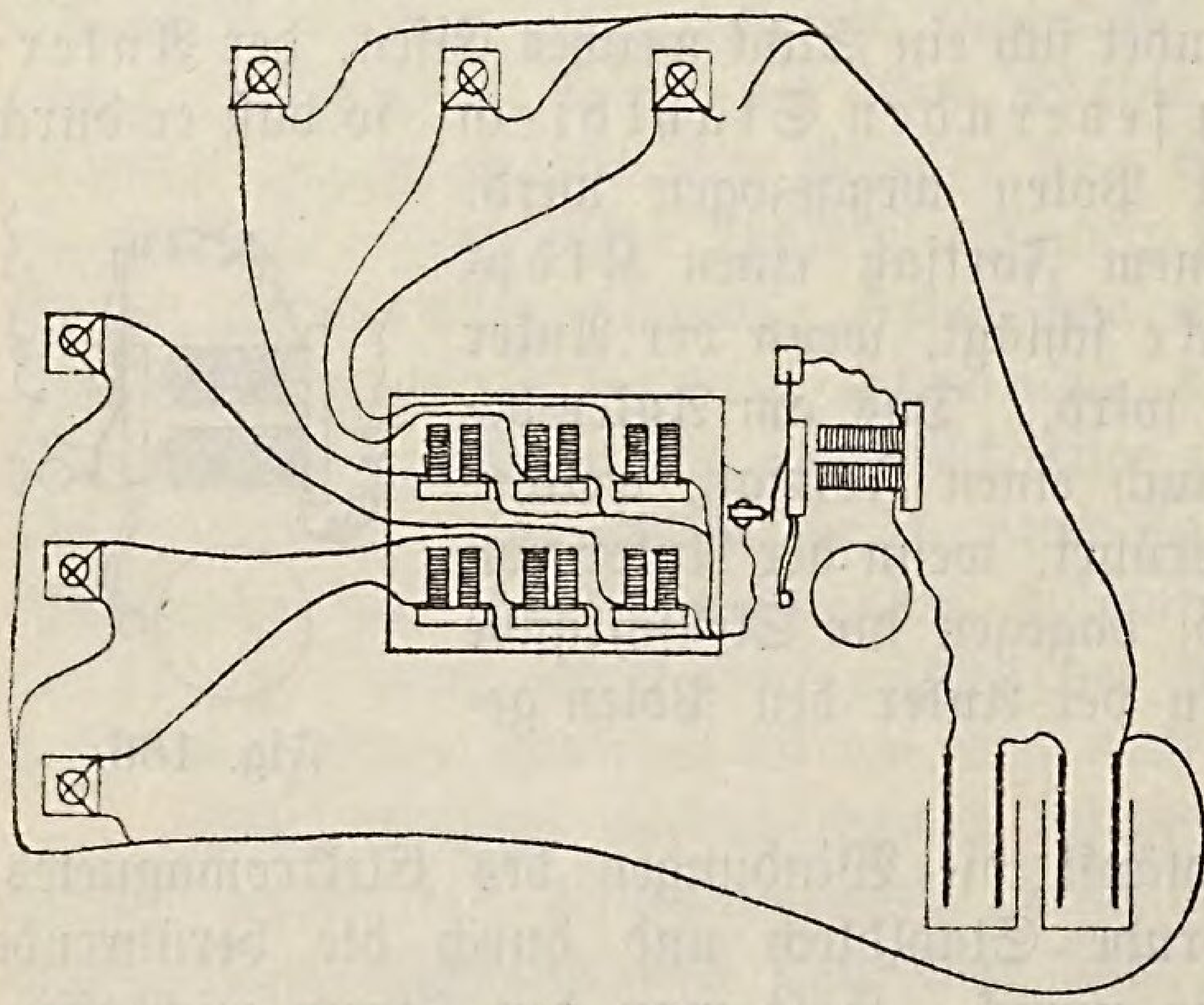
rascher Aufeinanderfolge Schläge an die Glocke, also ein Klingeln, dessen Tempo durch die Stellung der Stellschraube etwas reguliert werden kann.

Um den Strom bequem schließen zu können, bedient man sich eines Drückers, bei dem man mittels eines Porzellan= (Bein=) Knopfes ein etwas in die Höhe gebogenes, elastisches Blechstück auf ein festes Blechstück niederdrückt.


Fig. 167.

Beim Haustelegraphen, wie er besonders in Gasthäusern vielfach verwendet wird, kann man durch den im Zimmer befindlichen Drücker den Strom schließen und so durch Klingeln ein Zeichen geben. Um aber zu erfahren, in welchem Zimmer gerufen wird, werden die Drähte von den Drückern durch einen Nummernkasten geleitet, in welchem für jedes Zimmer ein Nummernapparat Fig. 168 sich befindet. Dieser besteht im wesentlichen aus einem kleinen Elektromagnet, der einen Anker anzieht; dieser läßt dabei eine kleine Fallthüre los, welche herunterklappt und dadurch die betreffende Zimmernummer sichtbar macht. Die Art der Drahtführung ist aus Fig. 169 leicht ersichtlich, aus der man auch erkennt, daß man für alle Zimmer mit nur einer Batterie von einigen Meidingerelementen ausreicht.


Fig. 168.


Fig. 169.

Das folgende Schema Fig. 170 zeigt eine Einrichtung, bei welcher man von einem Orte aus nach verschiedenen Richtungen hin Klingelsignale geben kann; sie wird in Fabriken, größeren Geschäften ꝛc. benützt.

Der elektrische Feuermelder. Er besteht aus einem Thermostreifen (Streifen aus Zink und Eisen), der am einen Ende festgeklemmt ist und bei Temperaturänderungen mit dem anderen Ende kleine Bewegungen macht. Er berührt dann eine Stellschraube und schließt dadurch den Strom, der von der Batterie in den Thermostreifen geleitet und dann von der Stellschraube zur Klingel geführt wird. Durch Drehen der Stellschraube kann bewirkt werden, daß der Strom stets dann geschlossen wird, wenn die Temperatur eine gewisse Höhe (oder Tiefe) erreicht hat. Man verwendet sie so

etwa in Warenlagern, damit ein ausbrechender Brand sich durch Erwärmung des Thermostreifens signalisiert, und in Gewächshäusern,

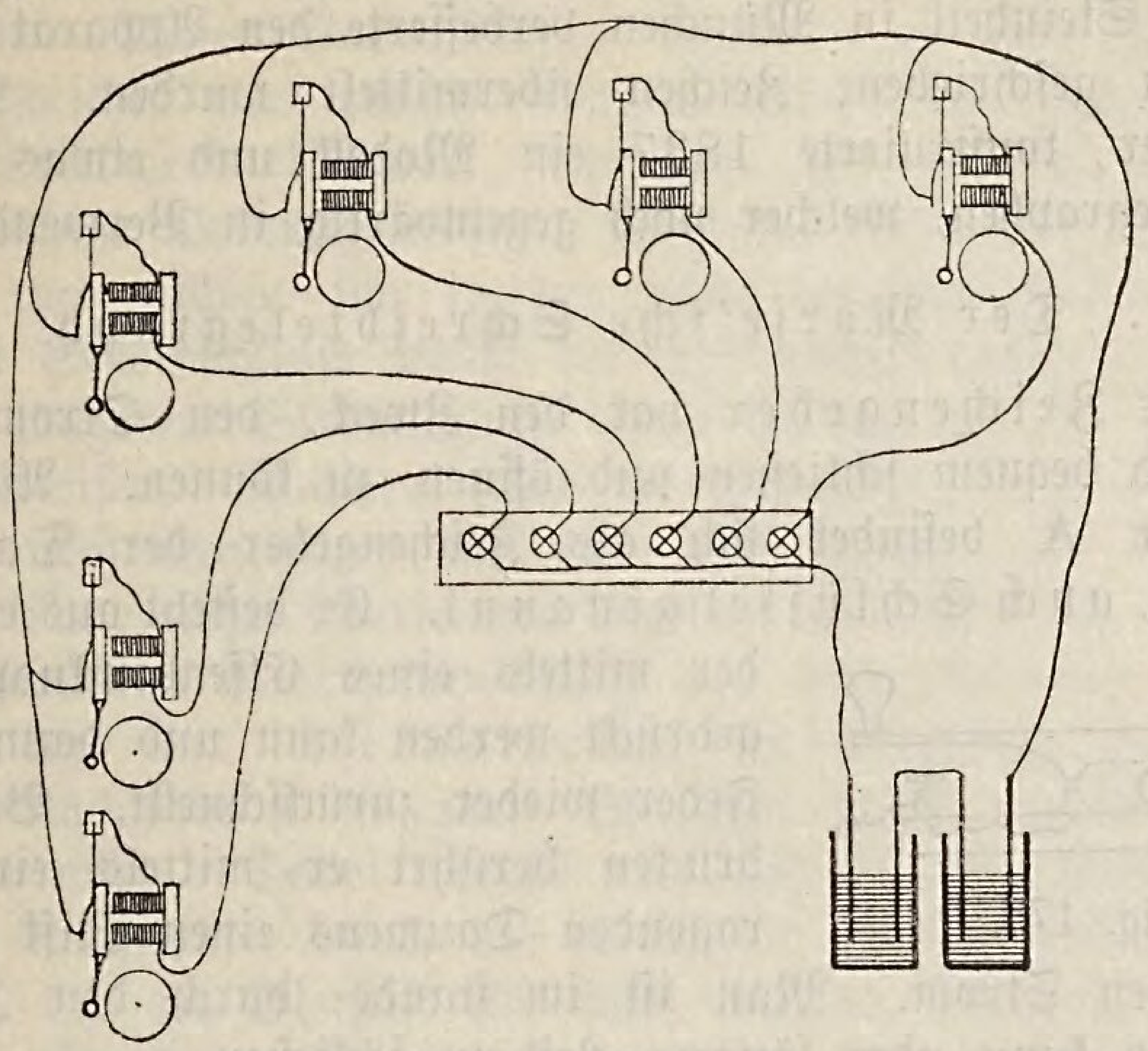


Fig. 170.

um besonders nachts zu hohe und zu niedrige Temperaturen desselben signalisieren zu lassen.

Der Einbruchsmelder, elektrische Sicherung gegen Einbruch. Man bringt an der Thüre des Kassaschrankes oder des Zimmers oder Ladens ꝛc. einen Kontakt an, der sich von selbst schließt, sobald die Thüre nur ein wenig geöffnet wird. Die geschlossene Thüre drückt auf einen

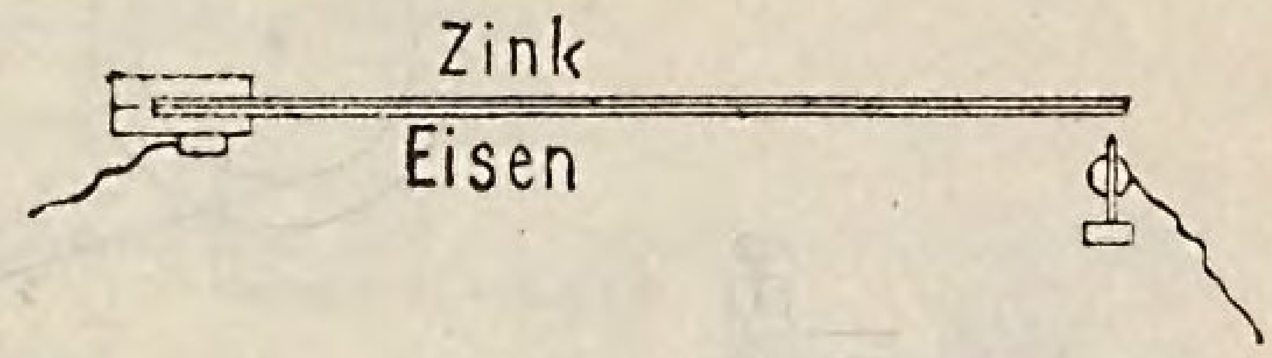


Fig. 171.

Hebel, beim Öffnen schnappt derselbe durch eine Feder zurück, berührt mit seinem andern Ende ein Platinplättchen und schließt dadurch den Strom, der zu einer elektrischen Klingel führt und so das Öffnen der Thüre signalisiert. Um untertags unnötigen Lärm zu verhindern, kann man etwa durch Ausziehen eines Stöpsels zwischen zwei Backen den Strom unterbrechen.

Die elektrischen Telegraphen.

132. Der Morse'sche Schreibtelegraph.

Der Telegraph (Fernschreiber) ermöglicht, Zeichen, welche die Bedeutung von Buchstaben haben, in sehr kurzer Zeit an einen weit entfernten Ort zu signalisieren.

Schon im Jahre 1809, kurz nachdem Volta seine Säule gebaut hatte, schlug Sömmering vor, mittels Wasserzersetzung zu telegraphieren; doch kann diese Einrichtung erst später erklärt werden. Schilling konstruierte 1832 das Modell eines Telegraphen und Gauß

und Weber stellten 1833 die erste größere Telegraphenleitung in Göttingen her. Doch kann deren Einrichtung auch erst später erklärt werden. Steinheil in München verbesserte den Apparat (1838), so daß schon geschriebene Zeichen übermittelt wurden. Morse, ein Amerikaner, konstruierte 1837 ein Modell und etwas später den Schreibtelegraphen, welcher noch gegenwärtig in Verwendung steht.

Der Morse'sche Schreibtelegraph.

Der Zeichengeber hat den Zweck, den Strom nach Belieben und bequem schließen und öffnen zu können. Auf der Aufgabestation A befindet sich als Zeichengeber der Taster oder Drücker, auch Schlüssel genannt. Er besteht aus einem Hebel, der mittels eines Elfenbeinknopfes niedergedrückt werden kann und dann durch eine Feder wieder zurückschnellt. Beim Niederdrücken berührt er mittels eines hervorragenden Daumens einen Stift und schließt dadurch den Strom. Man ist im stande, durch den Zeichengeber den Strom kurze oder längere Zeit zu schließen.

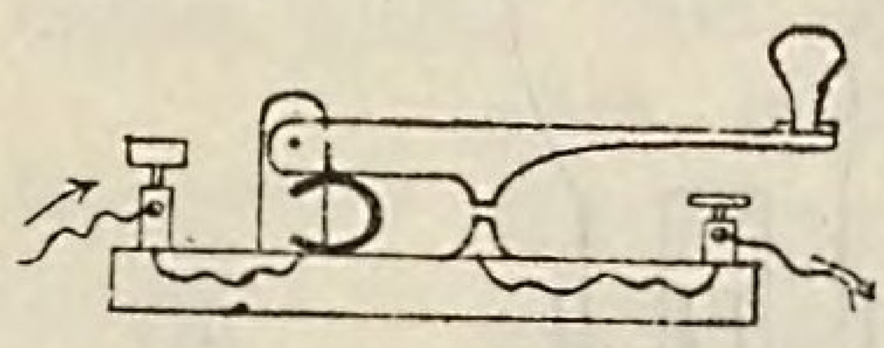


Fig. 172.

Der Zeichenempfänger besteht aus einem Elektromagnet, dessen Windungen vom Strome durchflossen werden, so daß er beim Schließen des Stromes magnetisch, beim Öffnen unmagnetisch wird.

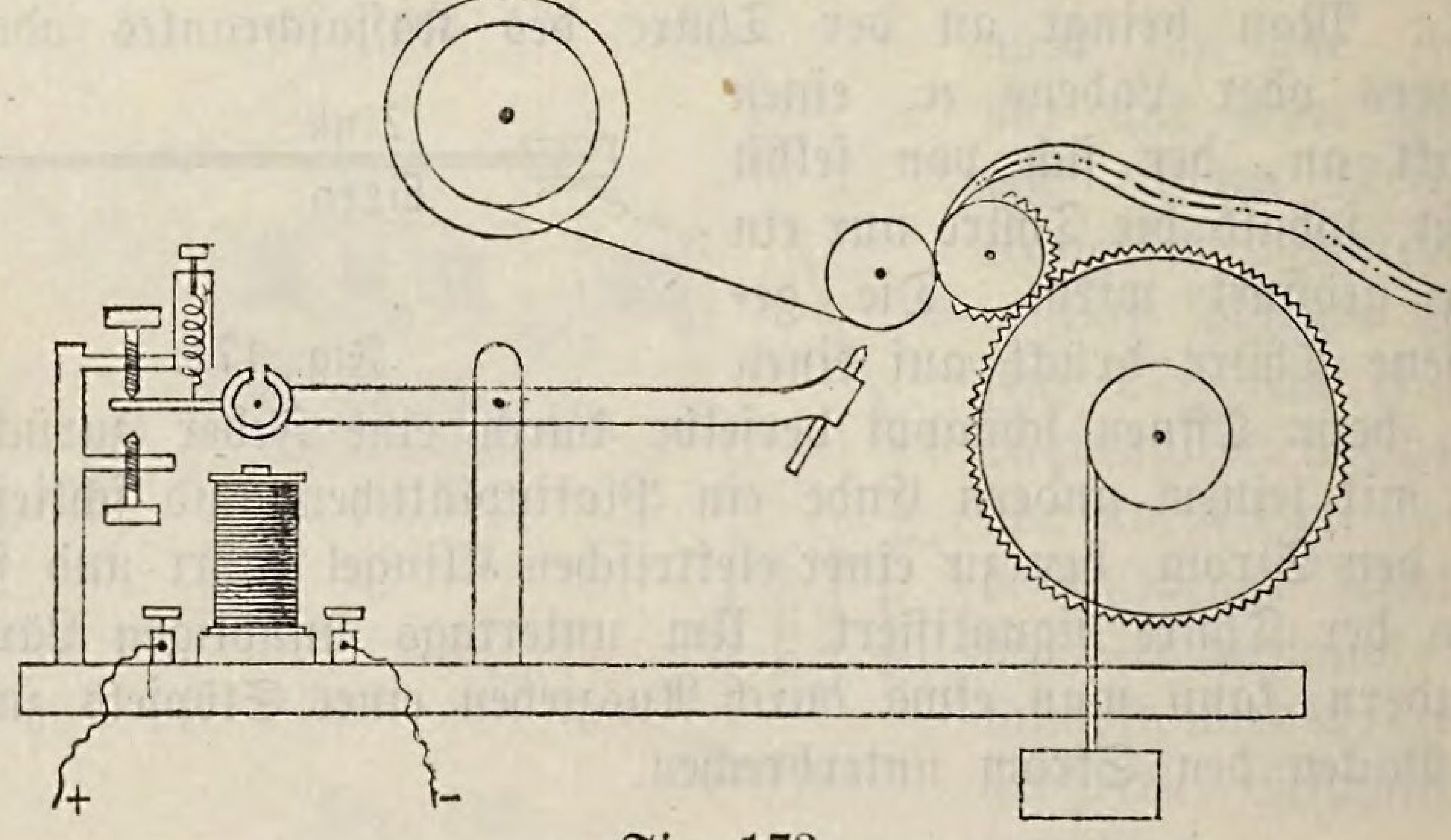


Fig. 173.

Etwas oberhalb ist ein Hebel angebracht; dieser trägt am einen Ende ein Stück weiches Eisen, das als Anker gerade über den Polen des Elektromagnetes liegt; wird der Elektromagnet magnetisch, so zieht er den Anker an, wird er unmagnetisch, so reißt eine am Hebel angebrachte Feder (Abreißfeder) den Anker wieder von den Polen weg. Stellschrauben, welche ober- und unterhalb des Hebels angebracht sind, verhindern, daß derselbe zu weit nach aufwärts oder abwärts geht. Dadurch bewegt sich auch das andere Hebelende, welches einen Schreibstift (Bleistift oder Stahlstift)

trägt. So oft und so lang nun der Anker angezogen ist, drückt dieser Schreibapparat auf einen Papierstreifen und macht auf ihm Zeichen. Dieser Papierstreifen kommt von einer Papierrolle und läuft zwischen zwei rauhen Walzen durch; die Walzen werden durch ein Triebwerk (Uhrwerk, das von Zeit zu Zeit aufgezogen wird) in mäßige Drehung versetzt; sie ziehen dabei den Papierstreifen heraus und führen ihn in der Nähe des Schreibstiftes vorbei. Bei kurzem Stromschlusse macht der Schreibstift deshalb nur einen Punkt, bei längerem Stromschlusse einen Strich auf den fortlaufenden Papierstreifen. Nachdem schon Gauß darauf hingewiesen hatte, daß man durch Benützung von nur zwei Zeichen alle Buchstaben ausdrücken könne, setzte Morse aus Punkten und Strichen ein Alphabet zusammen, das in derselben Weise von allen Nationen angenommen wurde und nun internationale Gültigkeit hat, so daß z. B. der Buchstabe a in allen Sprachen durch dasselbe Zeichen telegraphiert wird. Dabei werden natürlich die am häufigsten vorkommenden Buchstaben durch die einfachsten Zeichen gebildet. Den Schreibstift, der als Bleistift sich rasch abnützt, oder als Stahlstift keine leicht erkennbaren Eindrücke macht, hat man durch eine Färbevorrichtung ersetzt und nennt einen damit versehenen Apparat einen Farbenschreiber. An Stelle des Schreibstiftes ist am Hebelende eine kleine Platte angebracht, welche, wenn der Anker angezogen wird, das Papier etwas nach aufwärts drückt. Dadurch kommt das Papier in Berührung mit dem Schreibrädchen; das ist eine Scheibe, die am Rande eine stumpfe Schneide besitzt, durch das Uhrwerk beständig gedreht wird, dabei eine Farbwalze berührt und von derselben mit zähflüssiger Farbe versehen wird. Bei kurzem Stromschlusse erhält das Papier vom Farbrädchen einen Punkt (kurzen Strich), bei langem Stromschlusse einen Strich.

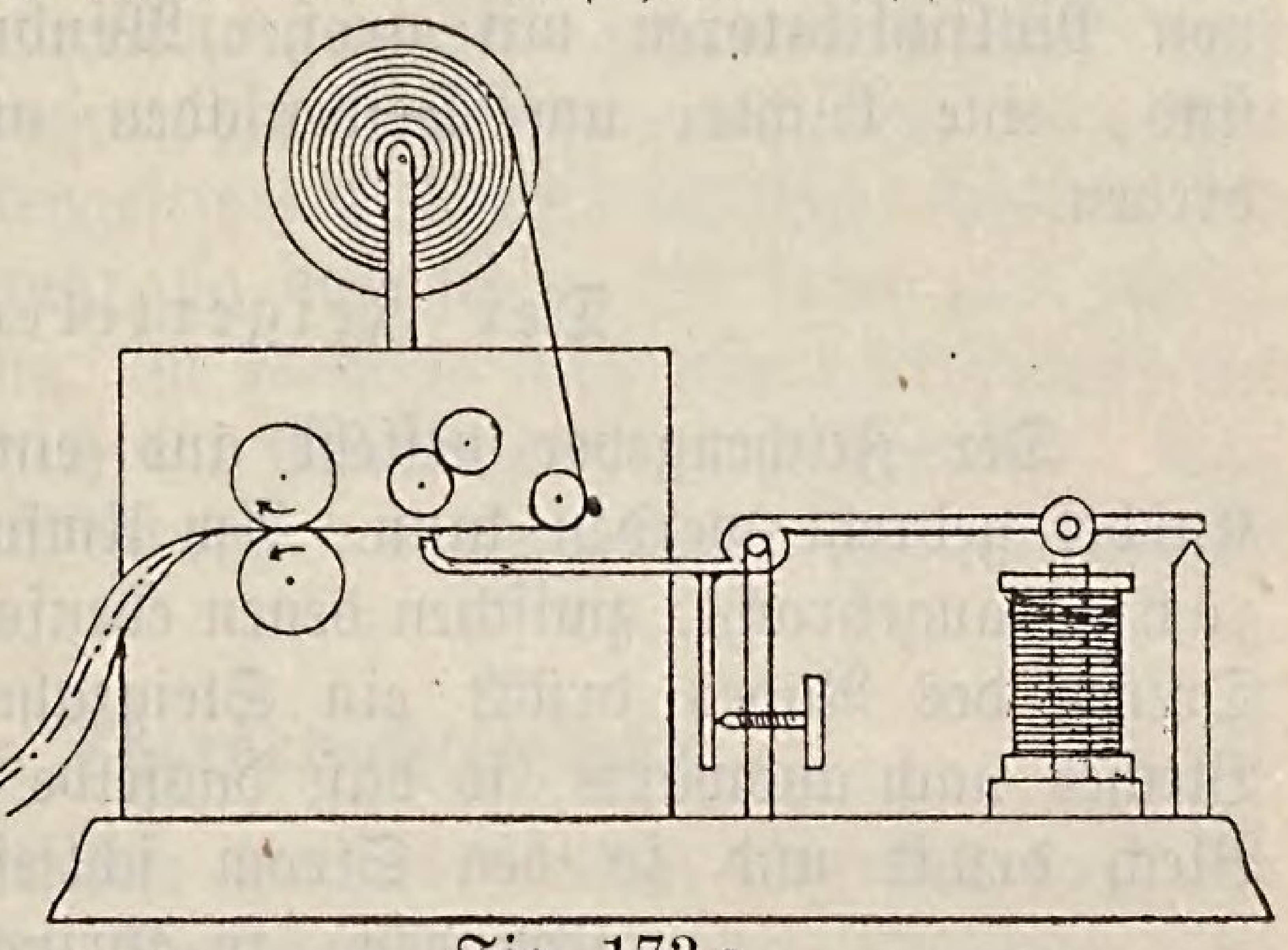


Fig. 173 a.

133. Der Nadel- und der Zeiger-Telegraph.

Der Nadeltelegraph, besonders von Wheatstone in England eingeführt, ist dort noch heute vielfach in Benützung. Der Zeichengeber besteht aus einem Drücker, ähnlich dem Morse'schen, durch den man imstande ist, nach Belieben den positiven oder den negativen Strom in die Telegraphenleitung zu schicken (Kommutator, Stromwender). Der Zeichenempfänger besteht aus einer Magnet-

nadel, die mit Multiplikatorwindungen umgeben ist. Da nun je nach der Richtung des Stromes die Nadel nach der einen oder anderen Seite abgelenkt wird, so kann man nach Belieben Ausschläge nach rechts oder links hervorbringen, und mittels dieser zweierlei Ausschläge setzt man ein Alphabet zusammen, ähnlich wie aus Punkten und Strichen.

Der Nadeltelegraph hat den großen Nachteil, daß er keine schriftlichen Aufzeichnungen hinterläßt, daß stets zwei Beamte zugleich beschäftigt sein müssen, und daß sich beim Ablesen der Nadelausschläge leicht Fehler einschleichen können. Man hat auch Nadeltelegraphen eingerichtet mit zwei neben einander stehenden Apparaten, also zwei Tastern, zwei Leitungen, zwei Galvanometernadeln. Da beide Apparate zugleich zur Bildung der Zeichen benützt werden, so hat das den großen Vorteil, daß die Zeichen viel einfacher sind, da man 4 verschiedene Zeichen (1 r, 1 l, 2 r, 2 l), benützen kann; es können demnach 4 Buchstaben durch je 1 Zeichen, und noch 16 durch bloß je 2 Zeichen ausgedrückt werden; dadurch wird viel Zeit erspart.

Ein großer Vorteil des Nadeltelegraphen ist seine fast unbegrenzte Empfindlichkeit, da auch sehr schwache Ströme, wie sie bei sehr langen (überseeischen) Leitungen vorkommen, durch Benützung von Multiplikatoren mit großer Windungszahl doch noch imstande sind, eine leichte, am Seidenfaden aufgehängte Magnetnadel zu drehen.

Der Zeigertelegraph.

Der Zeichengeber besteht aus einem Rade, das durch eine Kurbel gedreht werden kann. Am Umfange des Rades sind Steigzähne angebracht, zwischen denen ebenso breite Lücken sind. Beim Drehen des Rades drückt ein Steigzahn das Ende eines federnden Bleches nach auswärts, so daß dasselbe gegen ein anderes federndes Blech drückt und so den Strom schließt. Ist der Zahn vorübergegangen, so springt die Feder in die nächste Lücke und der Strom ist offen, bis der nächste Zahn die Feder wieder nach außen drückt, und so den Strom wieder schließt u. s. w., durch Umdrehen des Rades wird also in regelmäßiger Folge der Strom geschlossen und wieder geöffnet. Neben den Zähnen und Lücken sind die aufeinanderfolgenden Buchstaben des Alphabetes angeschrieben.

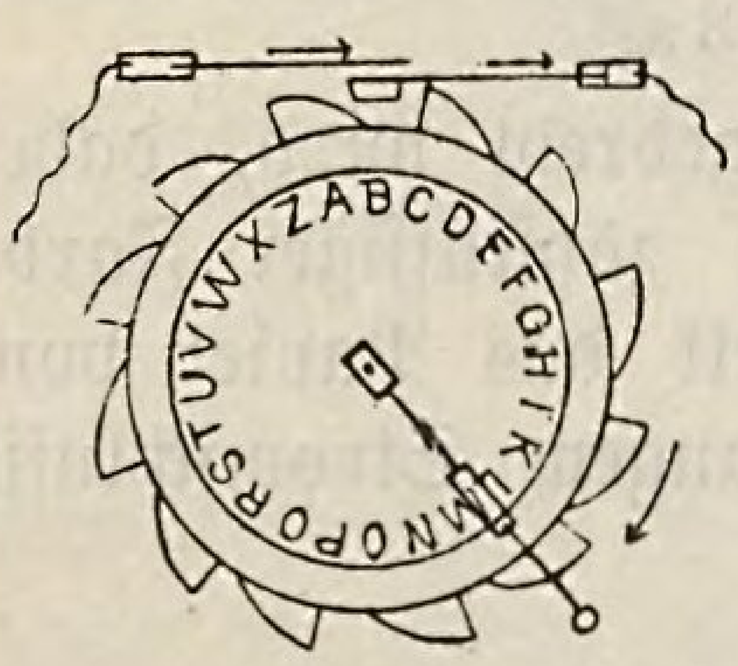
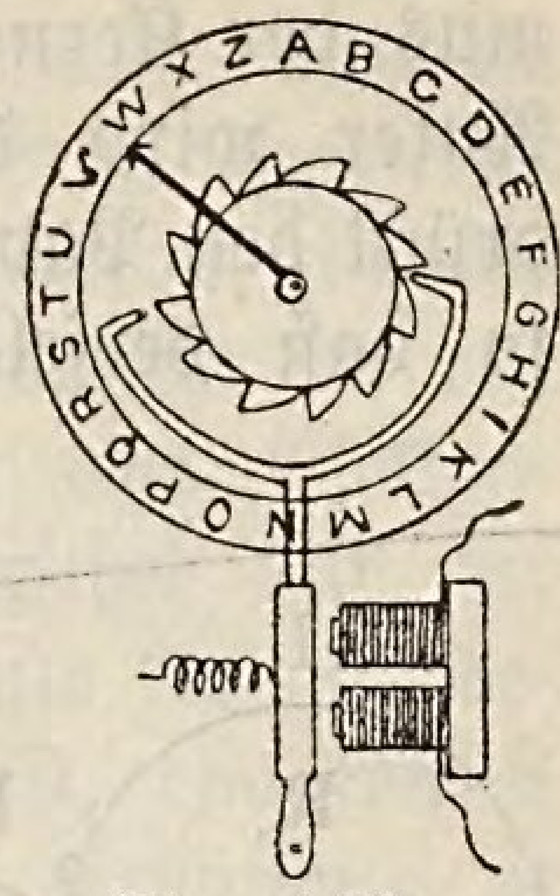


Fig. 174.

Der Zeichenempfänger besteht aus einem Elektromagnete; vor seinen Polen ist ein Anker an einer Achse drehbar; derselbe hat nach der anderen Seite einen Fortsatz, der sich gabelt und an den beiden Enden zwei Stifte trägt. Wird der Elektromagnet magnetisch, so zieht er den Anker an, die Gabel geht nach rechts;

wird er unmagnetisch, so wird der Anker durch eine Abreißfeder wieder von den Polen weggezogen und die Gabel geht nach links. Dabei drücken von den Stiften der Gabel bald der eine, bald der andere gegen die Zähne eines Steigrades (Rad mit schrägen Zähnen) und drücken dasselbe immer um einen Zahn weiter. Mit dem Steigrade ist ein Zeiger verbunden, der vor einem Kreise sich bewegt, auf welchem die Buchstaben des Alphabets angeschrieben sind.


Fig. 175.

Wird nun durch den Zeichengeber der Strom abwechselnd geschlossen und geöffnet, so rückt auch der Zeiger des Zeichenempfängers gleichmäßig um je einen Buchstaben des Alphabetes weiter. Bei Beginn des Telegraphierens stellt man den eben berührenden Zahn des Zeichengebers und den Zeiger des Zeichenempfängers auf denselben Buchstaben, so rücken auch beim Drehen beide gleich rasch weiter. Man dreht das Rad des Zeichengebers ziemlich rasch bis zum ersten gewünschten Buchstaben, hält einen Moment inne, dreht das Rad bis zum 2. gewünschten Buchstaben, hält inne, u. s. f.; so sieht der Beamte am Zeichenempfänger, bei welchen Buchstaben der Zeiger stehen bleibt, und kann daraus das Telegramm wieder zusammensetzen. Ein großer Vorteil des Zeigertelegraphen besteht darin, daß man kein aus eigenen Zeichen zusammengesetztes Alphabet braucht, sondern die gewöhnlichen Buchstaben benützt, so daß jeder, der lesen und schreiben kann, nach kurzer Übung, im Notfalle auch sofort telegraphieren kann; er wird deshalb vielfach im Eisenbahndienst gebraucht. Dagegen hat er wie der Nadeltelegraph den Nachteil, keine geschriebene Aufzeichnung zu hinterlassen.

134. Der Typendrucktelegraph.

Er wurde vom Amerikaner Hughes (1859) erfunden und bewirkt durch seine sinnreiche Einrichtung, daß die Depesche vom Zeichenempfänger selbst auf den Papierstreifen in gewöhnlicher Schrift gedruckt wird. Jeder Apparat besteht zugleich aus Zeichengeber und -empfänger, weshalb auf jeder Station ein Apparat von folgender Einrichtung vorhanden ist. Fig. 176.

Durch ein Uhrwerk wird ein Rad R in Umdrehung versetzt, an dessen Umfange die Buchstaben angebracht sind; sie sind erhaben geschnitten, wie die Buchdruckerlettern (Typen) und werden durch eine Farbwalze F, an der sie vorbeigehen, stets mit Farbe versehen. Unterhalb desjenigen Buchstabens, der die tiefste Stelle einnimmt, befindet sich der Papierstreifen und unter diesem der Anker eines Elektromagnetes. Die Kerne dieser Elektromagnete bestehen aus weichem Eisen, sind aber durch die in der Nähe befindlichen starken Stahlmagnete P beständig so stark magnetisch influenziert, daß sie

den Anker angezogen erhalten. Erst wenn der Strom die Windungen des Elektromagnetes durchläuft, wird dadurch der Magnetismus der Kerne so weit geschwächt, daß sie den Anker loslassen; der Anker wird dann durch die Abreißfeder nach aufwärts geschnellt, drückt den Papierstreifen gegen den eben unten befindlichen Buchstaben, so daß derselbe sich auf den Papierstreifen abdrückt. Der Strom

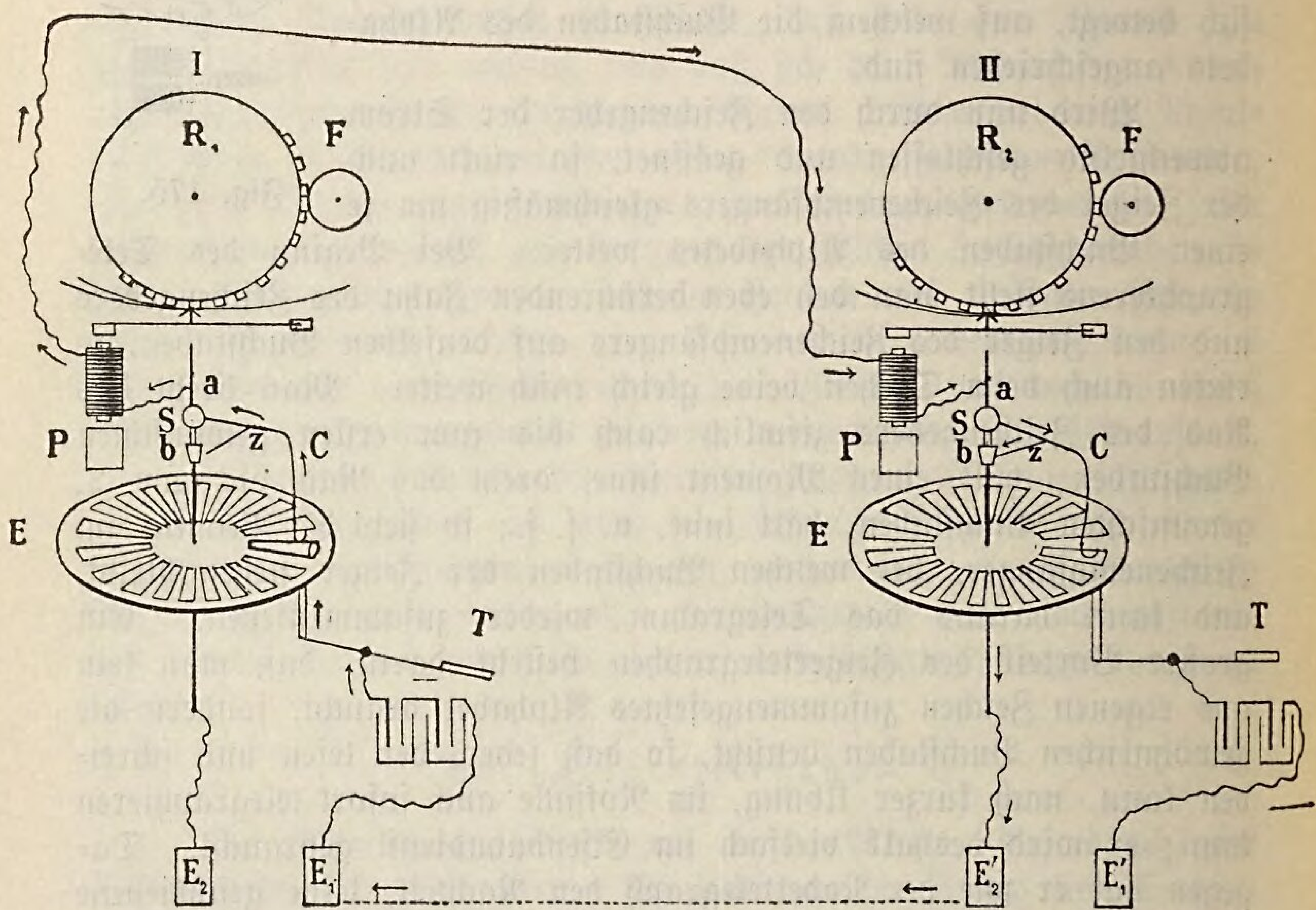


Fig. 176.

wird aber stets nur auf sehr kurze Zeit geschlossen, so daß sofort nach Aufhören des Stromes der Anker von den magnetisch influenzierten Eisenkernen wieder angezogen wird.

Es handelt sich nun darum, den Strom zur rechten Zeit kurz zu schließen. Dies geschieht folgendermaßen. Es ist eine vertikale Achse angebracht, die sich, durch dasselbe Uhrwerk getrieben, ebenso rasch dreht, wie ein Typenrad R. An dieser Achse ist ein Hebel C in einem Scharnier so angebracht, daß er nur eine kleine Bewegung nach aufwärts machen kann. Während der Hebel sich mit der Achse im Kreise dreht, schleift er beständig auf einer untergestellten Scheibe E. In dieser Scheibe sind radiale Schlitze angebracht, so viel als am Typenrad Typen, und diesen entsprechend. In jedem Schlitze ist ein gleichbreiter Messingstab angebracht, und jeder von diesen kann mittels eines Hebels gehoben werden, indem man auf eine Taste T drückt. Diese Tasten liegen wie bei einem Klaviere nebeneinander und sind mit den entsprechenden Buchstaben bezeichnet. Drücke ich nun irgend

eine Taste nieder, so läuft der Hebel im Kreise, bis er zu dem gehobenen Stifte kommt, wird dadurch selbst etwas gehoben, und dadurch wird der Strom geschlossen. Der Strom macht nämlich folgenden Weg: der eine Pol der Batterie ist zur Erde abgeleitet durch die Platte E_1, vom andern Pole führt der Strom in die Tasten, zu den Messingstiften, also in die Scheibe, von ihr in den Hebel, aber von diesem für gewöhnlich nicht über a zum Elektromagnete, sondern gewöhnlich, d. h. so lange der Hebel auf der Scheibe schleift, bevor er also zu einem gehobenen Stifte kommt, berührt ein Fortsatz z des Hebels das Stück b der Achse, das von S isoliert und selbst wieder mit der Erde ableitend verbunden ist durch die Platte E_2. Solange also der Hebel auf der Scheibe kreist, geht der Strom von dem Batteriepole durch Tasten, Scheibe, Hebel, Fortsatz z, Achse in die Erdplatte E_2 und von dieser kurzer Hand zur Erdplatte E_1 zurück. Sobald nun aber der rotierende Hebel vom herausragenden Stifte gehoben wird, wird diese Leitung zwischen z und b unterbrochen, der Strom läuft über a durch den Elektromagnet — durch den sofort der Buchstabe gedruckt wird —, dann durch die Telegraphenleitung zur andern Station II, läuft dort auch durch den Elektromagnet — durch den sofort der Buchstabe gedruckt wird —, dann über a,S,z,b zur Erdplatte E'_2 und von dieser durch die Erde zurück zur Erdplatte E_1. Zum richtigen Telegraphieren ist nun notwendig, daß in beiden Stationen die Typenräder und Hebel dieselbe Stellung haben, zugleich zu laufen anfangen und stets gleich rasch laufen; denn nur dann behalten sie auch stets dieselbe Stellung, so daß stets gleiche Buchstaben der Typenräder sich unten befinden. Dieser genau gleichmäßige Gang, der auch durch die genauesten Uhrwerke auf die Dauer nicht hergestellt werden könnte, wird durch den elektrischen Strom hervorgebracht dadurch, daß derselbe, so oft er einen Buchstaben gedruckt hat, dazu benützt wird, um einen Keil zwischen eine Lücke des Typenrades einzuschieben und dadurch das Typenrad etwas zu beschleunigen oder zu verzögern, je nachdem es etwas zurückgeblieben oder vorausgeeilt war.

Ist der Apparat in Betrieb, so wird die Depesche in beiden Stationen zugleich gedruckt. Die Typenräder rotieren, die Hebel schleifen auf den Scheiben. Ich drücke in der Aufgabestation I auf eine Taste, bis der rotierende Hebel den gehobenen Stift berührt, — so ist der erste Buchstabe gedruckt — ich drücke dann auf die zweite Taste, bis der rotierende Hebel sie berührt, — so ist der zweite Buchstabe gedruckt — so geht es fort. So oft ein Buchstabe gedruckt wird, wird das Papier durch das Uhrwerk um eine Buchstabenbreite fortgerückt.

Diese Typendrucktelegraphen wirken vollkommen sicher, arbeiten etwa 3mal schneller als die Morse'schen Schreibtelegraphen und

ersparen in der Empfangstation die Mühe des Abschreibens der Depesche, da dem Adressaten die bedruckten Papierstreifen unmittelbar übergeben werden können. Auf allen bedeutenderen Stationen sind schon solche Typendrucktelegraphen in Gebrauch.

135. Das Relais.

Wenn man von einer Hauptstation mit mehreren, hinter einander liegenden Nebenstationen in Verbindung treten will, so müßte der Strom so stark sein, daß er in sämtlichen Stationen zugleich die Anziehung der Anker bewirkt. Hiezu müßte der Strom eine beträchtliche Stärke haben. Man erzielt eine Ersparnis durch Einrichtung des Relais.

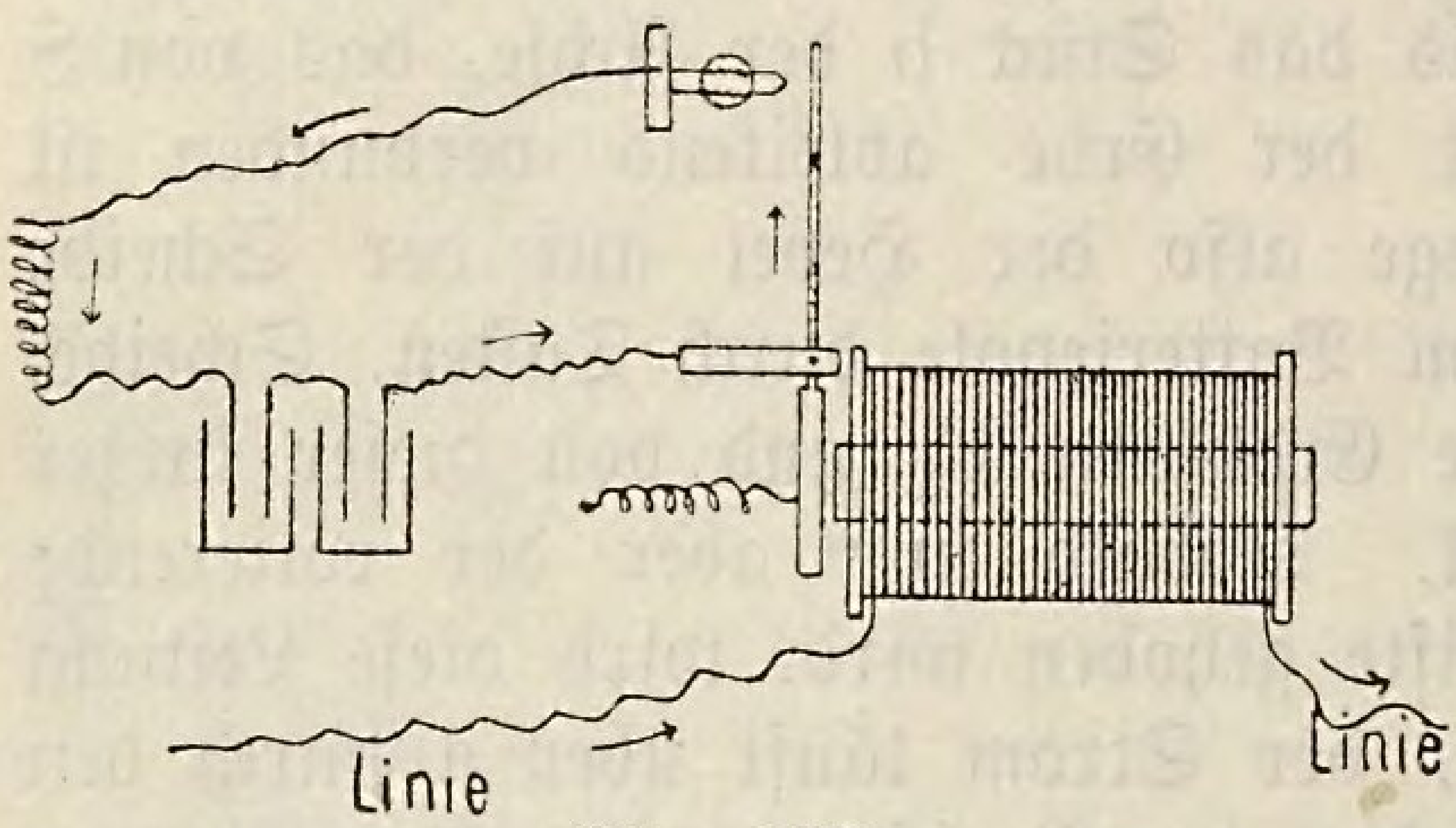


Fig. 177.

Ein Relais besteht aus einem Elektromagnet, vor dessen Polen ein leicht beweglicher Anker angebracht ist. Wird derselbe angezogen, so schließt er dadurch, daß er eine Stellschraube berührt, den Strom einer Lokalbatterie, die den Elektromagnet des Zeichenempfängers versieht. Da der Elektromagnet des Relais keine Arbeit zu leisten hat, so kann er sehr leicht beweglich gemacht werden, so daß eine Linienbatterie von mäßiger Elementenzahl hinreicht, alle Relais zu bedienen, die auf den Nebenstationen vorhanden sind. Die Lokalbatterie jeder Station braucht, da sie bloß einen Elektromagneten zu versehen hat und keine lange Leitung hat, auch nur aus 2 oder 3 Elementen zu bestehen.

136. Telegraphenleitung.

Bei jeder Telegrapheneinrichtung muß zunächst der Strom vom Zeichengeber der einen Station zum Zeichenempfänger der andern Station geleitet werden. Es geschieht dies durch die bekannten Telegraphendrähte, verzinkte Eisendrähte. Sie werden von hohen Stangen getragen und, damit sie von der Erde isoliert sind, auf Glas- oder Porzellanglocken befestigt. Es sollte nun, damit der Strom geschlossen wird, auch wieder eine ebensolche Leitung vom Zeichenempfänger zum andern Pole der Batterie zurückführen. Aber bald nach Erfindung des Telegraphen fand Steinheil (1837), daß man diese Rückleitung ersparen und an ihrer Stelle überdies noch mit erheblichen Vorteilen die Erde benützen könne (Erdleitung). Man führt nämlich von dem einen, etwa dem — Pole der Batterie einen Draht in die Erde bis dahin, wo sie beständig feucht ist, und läßt ihn dort in eine Platte (Bodenplatte) endigen. Dadurch ist dieser Pol

abgeleitet. Man führt nun vom andern, dem + Pole der Batterie den Draht zum Drücker, dann zur Telegraphenleitung (Linie), zum Elektromagnet des Zeichenempfängers und, wenn er diesen verläßt, auch sofort zur Erde in eine Bodenplatte. Dadurch ist auch der positive Pol abgeleitet. Wenn also durch den Drücker der Strom geschlossen wird, so läuft einerseits die — E direkt zur Erde, andrerseits läuft die + E durch Leitung und Empfänger zur Erde. Man hat sich nicht etwa vorzustellen, daß die + E von der einen Bodenplatte durch die Erde wieder auf kurzem oder kürzestem Wege zurücklaufe zur andern — Bodenplatte, sondern daß von beiden Bodenplatten aus beide Elektricitäten zur Erde abfließen, sich auf derselben verbreiten und ausgleichen. Diese Erdleitung ist nicht bloß praktisch wichtig, weil durch sie die Rückleitung und dadurch ein Draht erspart wird, sondern auch theoretisch interessant, weil man erkennt, daß zum Zustandekommen des galvanischen Stromes nicht der wirkliche Ausgleich von ± E notwendig ist, sondern daß etwa die positive Elektricität allein schon dadurch, daß sie durch den Draht fließt, alle Wirkungen des galvanischen Stromes hervorbringen kann. Denn in der That ist auf dem ganzen Drahte vom + Pole bis zur weit entfernten Erdplatte nur positive Elektricität vorhanden, am Pole von hoher Spannung, an der Erdplatte von sehr geringer Spannung (= 0). Diese ungleiche Verteilung der Elektricität bringt den Strom hervor, wenn durch Ableitung des — Poles dafür gesorgt ist, daß auch der — Pol keine hohe Spannung bekommen kann.

Soll eine Telegraphenleitung durch das Meer gelegt werden (submarine Leitung), so muß der Leitungsdraht von der Berührung mit dem Wasser durch einen isolierenden Stoff geschützt werden. Der Leitungsdraht besteht dann gewöhnlich aus 7 dünnen Kupferdrähten, die zu einer Litze zusammengedreht sind; sie wird umhüllt mit Kautschuk, der die Elektricität nicht leitet und vom Wasser nicht angegriffen wird. Um dieser Leitung Festigkeit zu verleihen, wird sie mit Hanf und dann mit einem Kranze dicker Eisendrähte umgeben, nochmal mit Hanf umsponnen (worauf oft noch ein Kranz von Eisenstäben folgt) und geteert. Durch alle Meere sind schon solche submarine Kabel gelegt. (950 Kabel mit zus. 112 Millionen Seemeilen Länge 1881).

In Deutschland ist auch schon eine große Länge unterirdischer Kabel gelegt. Sie enthalten meist mehrere Kupferdrahtleitungen, deren jede durch Kautschuk isoliert ist, so daß jede für sich zum Telegraphieren benützt werden kann. Sie sind dann zu einem Seile zusammengewickelt, mit Hanf umsponnen und mit verzinktem Eisendrahte umgeben. So werden sie metertief in die Erde gelegt. Die wichtigsten Städte sind durch solche unterirdische Telegraphen, die nicht den Beschädigungen durch Stürme, Nebel oder Rauhfrost ausgesetzt sind, verbunden.

137. Die elektrischen Uhren.

Der galvanische Strom wird auch dazu benützt, den Gang einer Uhr auf ein weit entferntes Zeigerwerk zu übertragen, so daß beide stets dieselbe Zeit angeben. Eine solche Einrichtung nennt man dann eine elektrische Uhr. Hat man eine Uhr mit einem Sekundenpendel und will dessen Schwingungen übertragen, so versieht man das untere Ende des Pendels mit einer Platinspitze, und bringt unterhalb derselben ein Eisenklötzchen isoliert an, das eine Vertiefung hat. In diese Vertiefung bringt man Quecksilber und zwar so viel, daß es noch über die Vertiefung herausschaut, und daß, wenn das Pendel schwingt, die Platinspitze bei jeder Schwingung durch die herausschauende Quecksilberkuppe geht. Leitet man nun den Strom in den Aufhängepunkt des Pendels, so läuft er in der metallischen Pendelstange herunter, tritt durch die Platinspitze ins Quecksilber und den Eisenklotz und wird von da weitergeführt zu dem elektrischen Zeigerwerk.

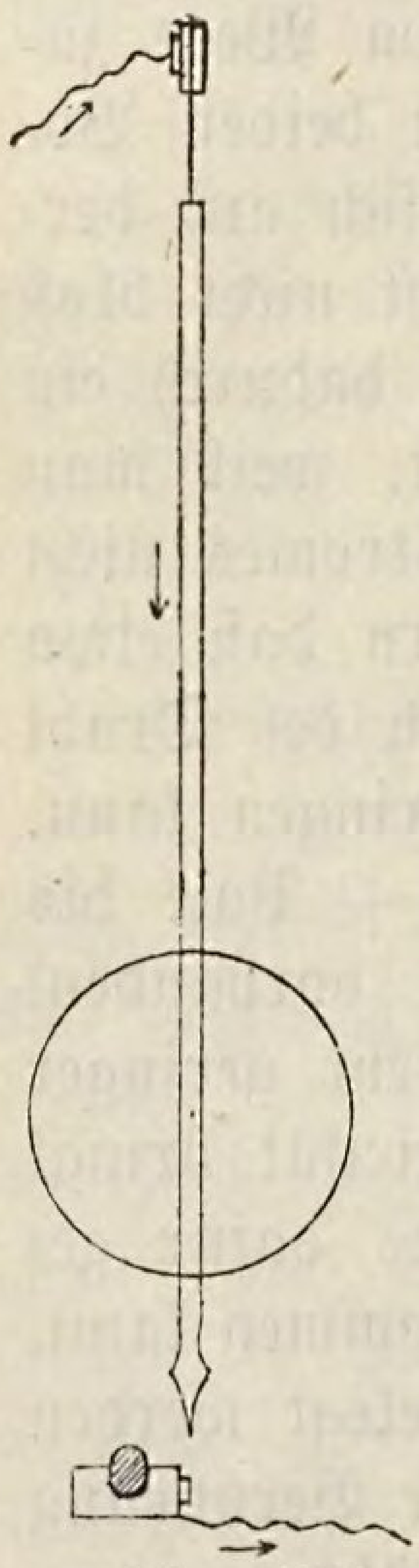


Fig. 178.

Das elektrische Zeigerwerk ist ähnlich eingerichtet wie der Zeichenempfänger des Zeigertelegraphen. Der Strom durchläuft den Elektromagnet, vor den Polen desselben befindet sich der bewegliche Anker; dieser trägt oben ein federndes Blech, das am Ende einen Haken hat und mit diesem in die Zähne eines Steigrades eingreift. Wird der Anker angezogen, so zieht der Haken am Zahne und dreht das Rad um einen Zahn weiter; wird der Anker losgelassen, so wird er durch die Abreißfeder weggezogen, der Haken rutscht auf der schiefen Ebene des nächsten Zahnes aufwärts und schnappt in die nächste Lücke ein. So geht es fort. Stellschrauben begrenzen die Bewegung des Ankers. Hat nun das Steigrad auch 60 Zähne, so dreht es sich in 1 Minute einmal herum, und ein mit ihm verbundener Zeiger bewegt sich wie ein Sekundenzeiger. Macht man durch Räderübersetzung die Bewegung 60mal und dann noch 12mal kleiner, so erhält man auch die Bewegung des Minuten- und Stundenzeigers.

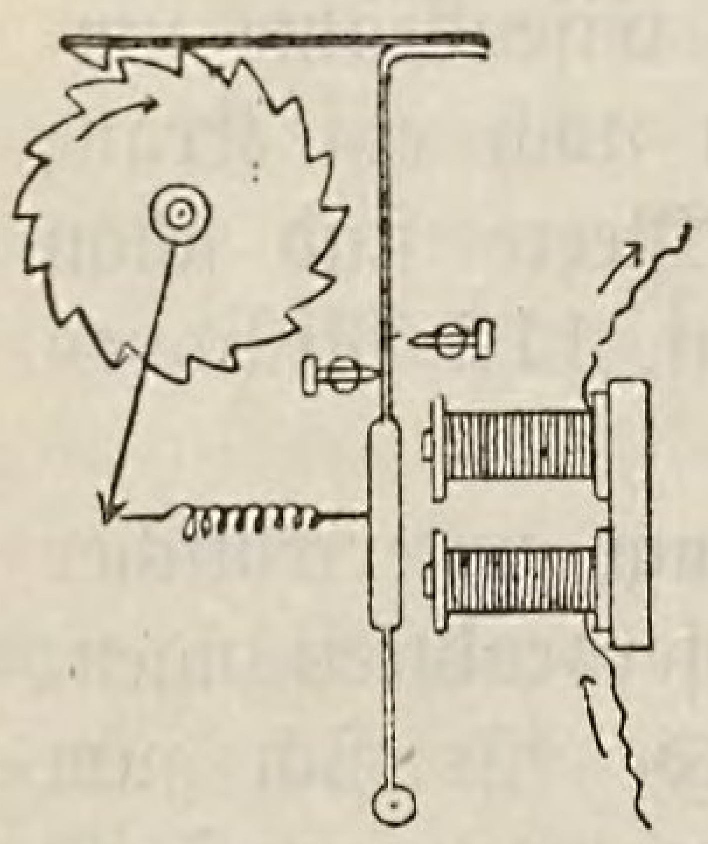


Fig. 179.

Will man nicht gerade die Sekunden übermitteln, sondern etwa nur die Minuten, oder bloß nach je 5 oder 10 Minuten den Strom schließen, so wählt man auf der Normaluhr ein Rad, das sich etwa in der Stunde 10mal herumdreht, und schlägt auf ihm 6 Stifte ein, oder man schlägt auf dem Stundenrade 12 resp. 6 Stifte ein). Bringt man ferner

einen Hebel so an, daß sein eines Ende von den sich drehenden Stiften nach aufwärts gedrückt wird, so wird sein anderes Ende nach abwärts gedrückt, berührt mit seiner Platinspitze ein federndes Blech und schließt dadurch den Strom. Ist der Stift am Hebelende vorbeigegangen, so wird es durch eine Abreißfeder wieder nach abwärts gezogen, bis der nächste Stift kommt und wieder einen Stromschluß bewirkt. So wird in regelmäßigen Zwischenräumen der Strom geschlossen.

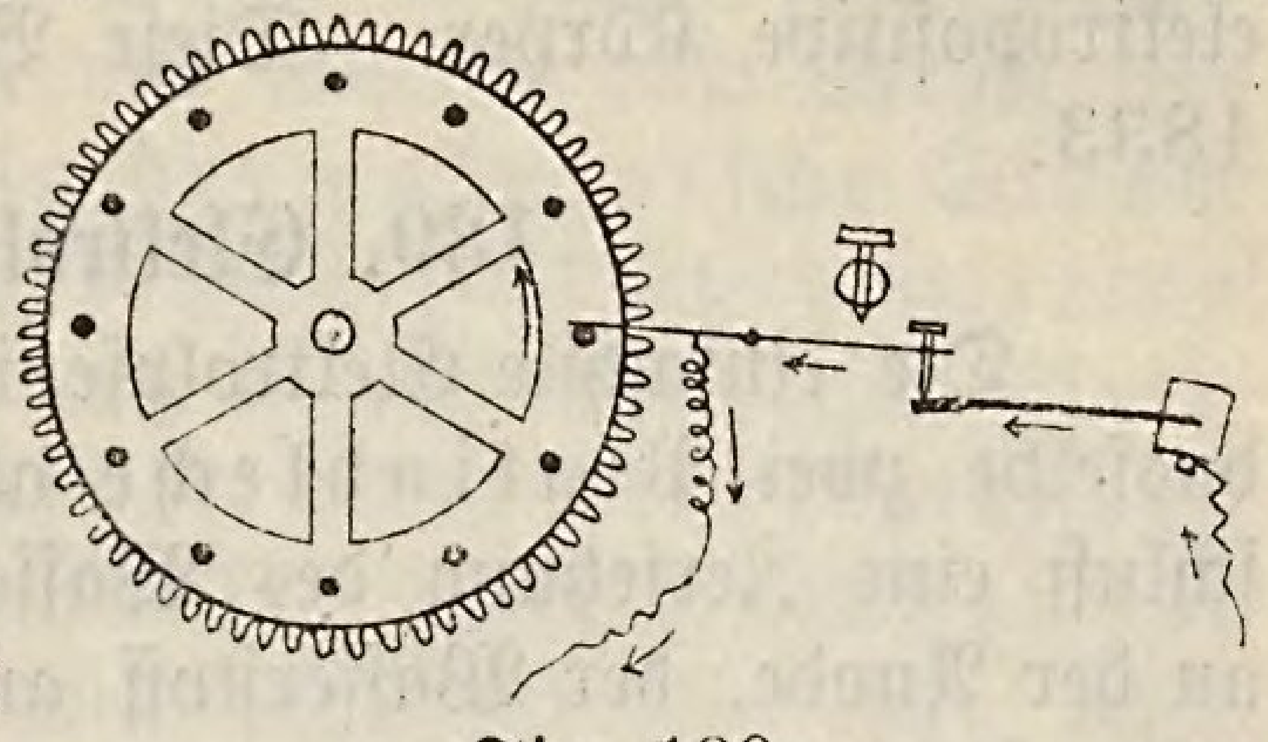


Fig. 180.

Des Zeichenempfänger ist ähnlich wie zuerst; man gibt dem Steigrad die passende Anzahl von Zähnen (60), so daß es in der entsprechenden Zeit (1 Std.) sich umdreht. Der Gang eines solchen elektrischen Zeigerwerkes ist kein kontinuierlicher, sondern der Zeiger bleibt während der Zeit von einem Stromschlusse bis zum folgenden ruhig und rückt dann plötzlich um viel weiter (1 Min., 5 Min., deshalb auch Springuhr genannt).

In Bahnhöfen, Städten, großen Fabriken, wo man gleichgehende Uhren an verschiedenen Stellen braucht, wendet man mit Vorteil solche elektrische Zeigerwerke an; man kann ja in den von der Normaluhr geschlossenen Stromkreis eine Anzahl von Zeigerwerken (wenn nötig mittels Relais) einschalten; sie alle haben dann übereinstimmenden Gang.

Chemische Wirkungen des galvanischen Stromes.

138. Elektrolyse.

Manche Flüssigkeiten leiten die Elektricität; soll hiebei der elektrische Strom vom Metalle der Leitung in die Flüssigkeit übergehen und, nachdem er eine Strecke weit in derselben verlaufen ist, wieder aus der Flüssigkeit heraus in das Metall der Leitung übergehen, so geschieht beides stets nur unter chemischer Zersetzung der Flüssigkeit. Eine solche durch den galvanischen Strom verursachte chemische Zersetzung einer Flüssigkeit in ihre einfacheren Bestandteile nennt man Elektrolyse. Die beiden Drahtenden oder Metallplatten, durch welche der Strom in die Flüssigkeit geleitet wird, heißen Elektroden (Elektricitätswege), die Platte, durch welche die + Elektricität eingeleitet wird, die also mit dem + Pol der Batterie verbunden ist, heißt Anode (aufsteigender Weg), die andere, negative Platte, heißt Kathode (absteigender Weg). Die Stoffe, in welche die Flüssigkeit zersetzt wird, kommen stets an den beiden Elektroden getrennt zum Vorschein. Der der Zersetzung unterliegende Körper heißt das Elektrolyt, die Zersetzungsprodukte heißen Ionen, und zwar der an der Anode aus-

geschiedene Stoff heißt Anion oder der elektronegative Bestandteil, der an der Kathode ausgeschiedene Stoff heißt Kation oder der elektropositive Körper. Diese Benennungen stammen von Faraday 1833.

139. Elektrolyse des Wassers.

Die einfachste Elektrolyse ist die des Wassers: Taucht man in dasselbe zwei Platinbleche als Elektroden, so findet bei Stromschluß eine Zersetzung des Wassers derart statt, daß der Sauerstoff an der Anode, der Wasserstoff an der Kathode zum Vorschein kommt; beide können getrennt in pneumatischen Wannen aufgefangen werden. Die erste Wasserzersetzung beobachteten Nicholson und Carlisle, als sie (1800) bei einer Volta'schen Säule den vom Kupfer kommenden Draht in einen auf der obersten Zinkplatte liegenden Wassertropfen tauchten. Man kann sich den Vorgang etwa auf folgende Art erklären: Durch die Kathode kommt die negative Elektricität an der Grenze des Wassers an; durch ihren Einfluß wird die chemische Verwandschaft von H_2 und O überwunden, H_2 und O werden von einander getrennt; wenn dies aber geschieht, so wird dabei stets Elektricität produziert, und zwar wird H_2 +, O — elektrisch. H gleicht seine + E mit der — E der Kathode aus, wird frei und steigt als Gas in die Höhe, das O verbindet sich mit dem H_2 des nächstliegenden Wassermoleküls und gleicht seine — E mit dessen + E aus, dadurch wird das nächste O frei und — elektrisch, dies verbindet sich mit dem nächsten H_2 u. s. f., bis schließlich das letzte O mit — E geladen an der Anode anlangt, dort seine — E mit der + E der Anode ausgleicht und als freies Gas aufsteigt; es ist das ein ebensolcher Austausch (Wanderung) der einzelnen Bestandteile von Molekül zu Molekül wie bei den galvanischen Elementen. Ebenso wie bei den Elementen Elektricität nur dadurch frei wird, daß die Zersetzungsprodukte an verschiedenen Stellen zum Vorschein kommen, also ein Teil gleichsam wandert, so wird bei der Elektrolyse Elektricität verbraucht, weil die Zersetzungsprodukte an verschiedenen Stellen zum Vorschein kommen.

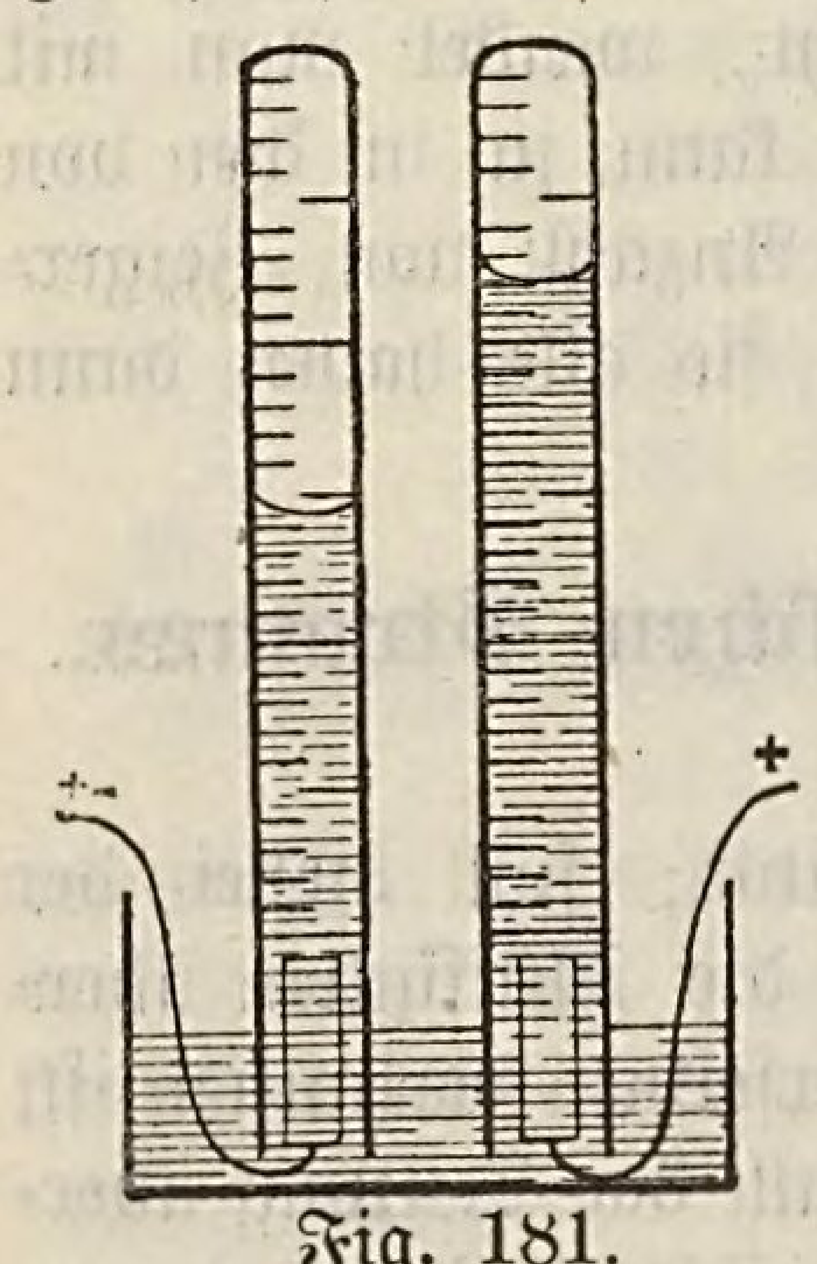


Fig. 181.

Durch Zerreißung von H_2 O sind beide Teile elektrisch geworden und haben ihre Elektricitäten mit denen der Elektroden ausgeglichen; es ist also von den Elektroden Elektricität weggeschafft worden, gerade so, wie wenn diese Elektricität durch die Flüssigkeit gewandert wäre. Jedes Molekül H_2 erhält bei der Elektrolyse eine gewisse Menge + Elektricität, schafft also eine ebenso große Menge — E von den Elektroden weg. Fließt von der Batterie immer neue Elektricität zu den Elektroden, so dauert die Elektrolyse fort,

und zwar für jede in die Flüssigkeit übertretende Elektricitätsmenge wird eine äquivalente Menge von H_2-molekülen frei. Flüssigkeiten leiten also die Elektricität nur, wenn und weil sie vom Strom zersetzt werden (De la Rive). Da also der galvanische Strom auf keine andere Weise in die Flüssigkeit eintreten und sie durchsetzen kann, als daß er elektrolytisch wirkt, so ist die Menge der in die Flüssigkeit übertretenden Elektricität, also die Stromstärke, proportional der Menge des ausgeschiedenen Wasserstoffes. Für jedes Molekül H_2 wird auch ein Atom O ausgeschieden, deshalb sind auch die ausgeschiedenen Mengen H_2 und O einander chemisch äquivalent, auf 2 *g* H treffen 16 *g* O, oder auf 2 *ccm* H trifft 1 *ccm* O also 3 *ccm* Knallgas. Man benützt deshalb auch diese Wasserzersetzung, um die Stromstärke zu messen. Der dazu geeignete Apparat, das Voltameter, besteht aus einer pneumatischen Wanne, in der als Kathode ein Platinblech steht, die Anode steht im zweiten Auffanggefäß oder ist außerhalb des Auffanggefäßes gelegen. Der an der Kathode aufsteigende Wasserstoff sammelt sich in einem graduierten Glascylinder, so daß an demselben die ausgeschiedene Menge H abgelesen werden kann. Man verzichtet hiebei oft darauf, auch den Sauerstoff aufzufangen, weil derselbe nicht in ganzer Menge als Gas aufsteigt; denn ein Teil wird vom Wasser absorbiert, ein anderer Teil bildet Wasserstoffsuperoxyd und bleibt so auch in Wasser gelöst, und ein Teil bildet Ozon, das eine größere Dichtigkeit hat als Sauerstoff. Ein Strom, welcher die Stärke von 1 Ampère hat, zersetzt in der Minute 0,00552 *g* Wasser, also in der Stunde 0,331 *g* Wasser.

140. Elektrolyse von Salzen.

Ebenso wie Wasser läßt sich eine Menge anderer Stoffe elektrolytisch zersetzen, insbesondere die meisten Metallsalze, und am leichtesten die Salze der Schwermetalle, wobei diese Salze meist in Wasser gelöst sind. Wenn man den Strom z. B. durch eine Lösung von Kupfer- oder Zinksulfat oder Silbernitrat leitet, so wird das Salz zerlegt, das Metall wird an der Kathode ausgeschieden, das Säureradikal SO_4 oder NO_3 verbindet sich mit dem nächstliegenden Metallatom, dadurch wird dessen Säureradikal frei, dies wandert so fort, bis es an die Anode kommt, entreißt dort dem nächstliegenden Wassermoleküle den Wasserstoff und bildet damit freie Säure, während der Sauerstoff als freies Gas emporbraust. Stets scheidet sich an der Kathode das Metall, an der Anode die Säure aus.

Auch bei der Elektrolyse der Salze wird Elektricität frei, das Metall wird + und heißt deshalb das positive Elektrolyt, das Säureradikal wird — und heißt das negative Elektro-

lyt; beide gleichen ihre Elektricität mit der der Elektroden aus, so daß es so aussieht, als wenn von den Elektroden die Elektricität in die Flüssigkeit gienge und sie durchsetzte. Da dabei das Metall aus der Flüssigkeit ausgeschieden wird, so wird die Flüssigkeit immer ärmer an Metallsalz und reicher an freier Säure und zwar von der Anode aus. Ist alles Metall aus der Flüssigkeit ausgeschieden, so beginnt eine einfache Wasserzersetzung, bei starken Strömen und kleinen Elektrodenflächen auch schon früher.

Ist bei der Elektrolyse eines Salzes als Anode nicht ein Platinblech, sondern eine Platte von demselben Metalle, welches als Salz in der Flüssigkeit gelöst ist, verwendet, ist also etwa eine Kupferanode in Kupfersulfatlösung, so verbindet sich das Säureradikal (SO_4), das an der Anode zum Vorschein kommen sollte, mit dem Metall (Cu) der Anode, löst also die Anode auf und bildet damit wieder dasselbe Salz (SO_4Cu), welches in der Flüssigkeit gelöst ist. In diesem Falle, bei löslicher Anode, bleibt die Flüssigkeit stets gleich reich an Salz, und soviel sich an der Kathode Metall niederschlägt, ebensoviel wird von der Anode Metall weggenommen. Ähnliches findet stets statt, wenn das Anodenmetall mit dem sich ausscheidenden Säureradikal eine lösliche Verbindung eingehen kann. Ist z. B. Kupferanode in Zinksulfatlösung, so wird an der Kathode Zn ausgeschieden, und an der Anode verbindet sich SO_4 mit Cu, so daß Zn aus der Lösung verdrängt und durch Cu ersetzt wird.

Davy entdeckte 1807 durch Elektrolyse die Metalle Kalium und Natrium. Man gräbt in ein Stück Ätzkali ein Loch, füllt es mit Quecksilber, in welches man den Kathodendraht taucht, und das Ätzkali stellt man in Quecksilber, in das man den Anodendraht taucht. Bei sehr starkem Strome geschieht die Zersetzung des Ätzkali in Ka und O, das Kalium entsteht an der Kathode und bildet mit Quecksilber ein Amalgam, aus welchem es durch Destillation gewonnen werden kann.

141. Das elektrolytische Gesetz.

Auch die Elektrolyse von Salzen benützt man zur Messung der Stromstärke; man benützt Kupfer- oder Zinksulfatlösung mit Kupfer- resp. Zink-anoden, oder Silbernitratlösung mit Silberanoden, bestimmt durch Wägung die Menge des an der Kathode niedergeschlagenen Metalles und schließt daraus auf die Stromstärke: 1 Amp. schlägt in einer Stunde 1,166 gCu oder 3,974 gAg nieder.

Faraday hat (1834) hierüber folgendes Gesetz gefunden: Durch denselben Strom, also durch dieselbe Stromstärke, also durch dieselbe Menge Elektricität werden in gleichen Zeiten verschiedene Mengen von Stoffen

ausgeschieden; diese Mengen verhalten sich aber gerade so wie die chemischen Äquivalentzahlen der ausgeschiedenen Stoffe. Läßt man also gleiche Ströme oder denselben Strom durch einen Wasserzersetzungsapparat, eine Kupfer-, Silberlösung u. s. w. gehen, so verhalten sich die ausgeschiedenen Gewichtsmengen

$$H_2 : O : Cu : Ag_2 : Zn = 2 : 16 : 63{,}4 : 216 : 65{,}2.$$

Derselbe Strom, welcher in einer Stunde 1 *g* Wasserstoff ausscheidet, scheidet in einer Stunde 8 *g* Sauerstoff, 31,7 *g* Kupfer, 108 *g* Silber, 32,6 *g* Zink aus. In der Chemie nimmt man nun an, daß solche Mengen von Körpern, die sich wie die Äquivalentgewichte verhalten, also etwa 2 *g* H, 63,4 *g* Cu, 216 *g* Ag, gleich viele gleichwertige Moleküle enthalten; dann kann man sagen: jedes Molekül eines jeden Körpers braucht zu seiner elektolytischen Ausscheidung gleich viel Elektricität, oder jedes Molekül eines jeden Stoffes produziert bei seiner chemischen Ausscheidung gleichviel Elektricität und neutralisiert demnach gleichviel Elektricität im Strom.

142. Anwendung des elektrolytischen Gesetzes auf galvanische Elemente und Batterien.

Das elektrolytische Gesetz gilt auch in jedem galvanischen Elemente. Wenn in irgend einem Elemente, etwa dem Meidingerelemente 65,2 *g* Zn sich auflösen, so produzieren sie so viel Elektricität, als 2 *g* H zum Freiwerden nötig haben, und es werden im Element selbst 63,4 *g* Cu am Kupferblech niedergeschlagen. Leite ich diesen Strom durch eine Kupferlösung, so werden darin auch 63,4 *g* Cu aufgelöst und abgesetzt, und wenn ich den Strom nacheinander durch mehrere Kupfer- oder Silberlösungen leite, so werden in jeder 63,4 *g* Cu oder 216 *g* Ag niedergeschlagen, die genau den 65,2 *g* Zn entsprechen, welche sich im Elemente auflösen.

Ähnliches gilt auch von einer auf elektromotorische Kraft verbundenen Batterie. Betrachten wir das erste Element: es liefert eine Elektricitätsmenge, welche der in Lösung gehenden Menge Zn entspricht (1 Amp. für je 0,0205 *g* Zn pro Min.) Vom + Pole läuft die Elektricität zum — Pole des zweiten Elementes und bringt durch denselben in die Flüssigkeit des zweiten Elementes ein; deshalb ist das Zink des zweiten Elementes Anode in Bezug auf den Strom des ersten Elementes, also löst sich Zink des zweiten Elementes auf in einer Menge, die der durchfließenden Elektricitätsmenge entspricht (0,0205 *g* Zn pro Min. für je 1 Amp.), die also der gelösten Menge Zink des ersten Elementes gleich ist.

Die im ersten Elemente einer auf Intensität verbundenen Batterie erzeugte Elektricität wird also durch den Durchgang durch das zweite Element weder vermehrt noch vermindert, sondern bleibt

der Quantität nach dieselbe; wohl aber wird sie verstärkt, wie wir bald sehen werden. Dasselbe gilt von allen folgenden Elementen. Sind also beliebig viele, der Art und Größe nach sogar beliebig verschiedene Elemente in demselben Stromkreise auf Intensität verbunden, so ist die im Stromkreise zirkulierende Menge Elektricität nur so groß, als der in einem Elemente sich auflösenden Menge Zink entspricht, und in jedem Elemente wird gleich viel Zink gelöst. Leitet man den Strom der Batterie durch einen Silbervoltameter oder Wasserzersetzer ꝛc., so entspricht die Menge des niedergeschlagenen Silbers ꝛc. der Menge des in einem Elemente sich auflösenden Zinkes, also 0,06624 *g* Ag oder 0,00552 *g* Wasser oder 0,00492 O oder 0,0006 H pro Min. für jedes Ampère.

Diese Sätze sind selbstverständlich nur dann richtig, wenn man diejenige Menge Zink, welche in einem Elemente „unnütz" verbraucht wird, also keine Elektricität erzeugt, deren zugehöriger H nicht wandert, außer Acht läßt, also nur diejenigen Mengen Zn betrachtet, welche wirklich Elektricität liefern.

Sind die Elemente auf Quantität geschaltet, so läuft sämtliche in den einzelnen Elementen produzierte Menge Elektricität durch denselben Draht; die Stromstärke entspricht der Summe all der Zinkmengen, welche in den einzelnen Elementen gelöst werden; im Voltameter scheidet sich deshalb eine dieser Gesamtmenge entsprechende Menge Elektrolyt aus, und es ist wohl möglich, daß in den einzelnen Elementen in gleichen Zeiten verschiedene Mengen Zn gelöst werden.

143. Polarisationsstrom.

Bei der Elektrolyse tritt stets eine elektromotorische Kraft auf, welche dem zersetzenden Strome entgegenwirkt, ihn also schwächt. Leitet man den Strom einer Batterie durch einen Wasserzersetzer, so schaltet man zunächst einen Widerstand ein in Form des Wassers und schwächt dadurch den Strom. Aber durch das Zersetzen des Wassers in H_2 und O wird auch noch eine elektromotorische Kraft thätig; diese bewirkt, daß dort, wo H_2 auftritt, also an der Kathode ein positiver Pol und an der Anode ein negativer Pol entstehen würde; der hiedurch entstehende Strom läuft demnach dem ursprünglichen Strom entgegen, schwächt ihn also. Man nennt diesen Strom den Polarisationsstrom; er wurde zuerst von Ritter (1803) entdeckt und kann leicht nachgewiesen werden.

Wenn man nämlich als Elektroden in Wasser zwei Platinbleche benützt und den Strom durchgehen läßt, so bleiben von den ausgeschiedenen Gasen H_2 und O kleine Mengen am Platin haften. Entfernt man nun den ursprünglichen, primären Strom und verbindet die Platinbleche mit einem Galvanometer (indem man

das Drahtstück ab rasch nach ac verlegt), so erkennt man das Vorhandensein eines kräftigen Stromes, des sekundären oder Polarisationsstromes; er wird bald schwächer und hört ganz auf. Er läuft

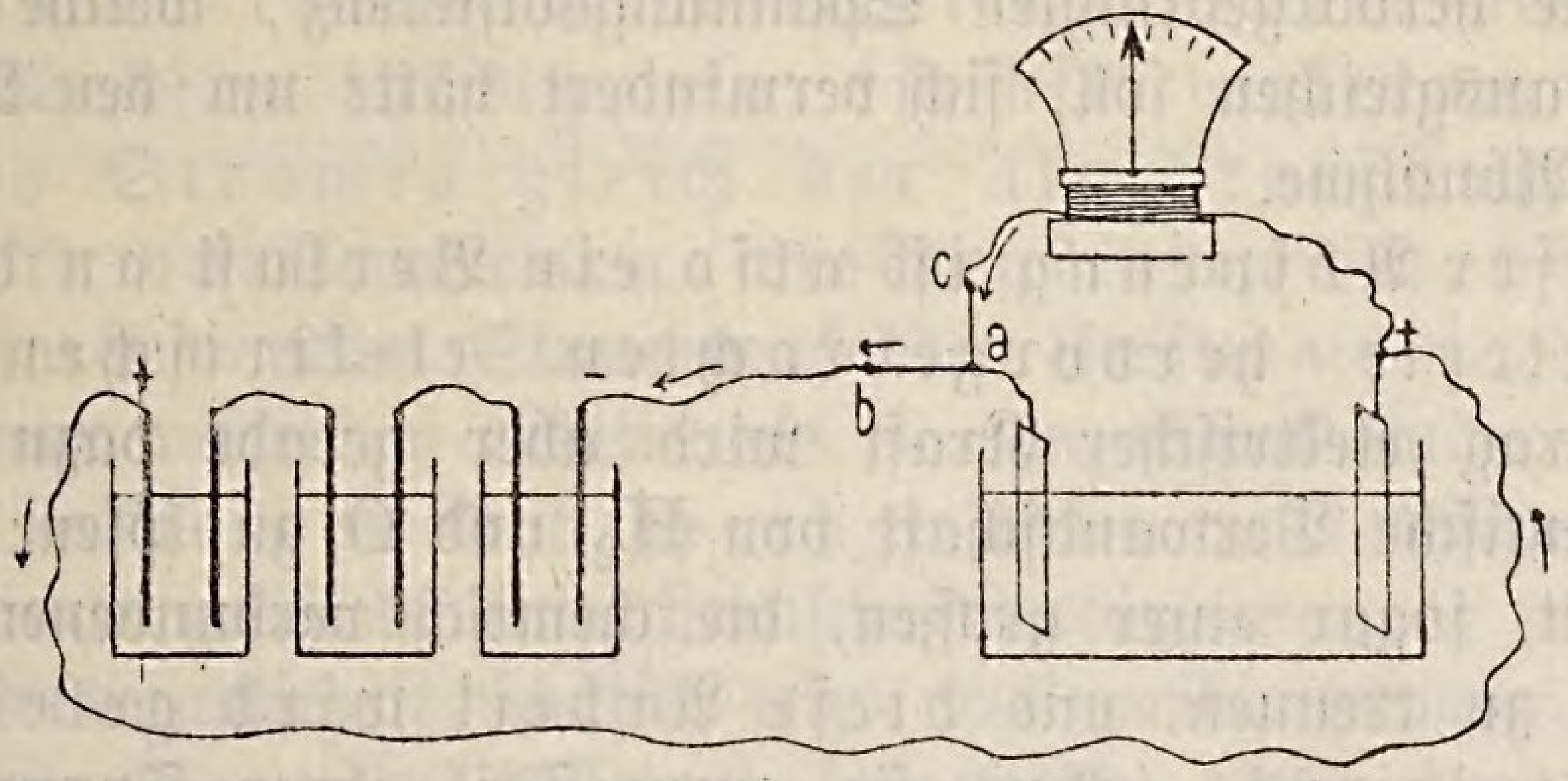


Fig. 182.

so, als wäre das Blech, welches als Kathode gedient hat, nun der negative Pol; wo also zuerst die negative Elektricität hineinlief, da läuft sie beim Polarisationsstrom heraus. Man sieht also, daß die Richtung des Polarisationsstromes der des ursprünglichen entgegengesetzt ist. Das am Platin anhaftende H_2 wirkt elektromotorisch wie das Zink eines Elementes; auch hiebei geht ein chemischer Prozeß vor sich, indem das am Platin anhaftende H_2 durch Vermittelung des Wassers wandert und sich mit dem an der Anode anhaftenden O verbindet. Der Polarisationsstrom entsteht also durch Wiedervereinigung von H_2 und O.

Geht der Strom durch den Wasserzersetzer, so ist der Polarisationsstrom eigentlich nicht vorhanden, wohl aber die elektromotorische Kraft, welche der durch die Vereinigung von H_2 und O entstehende Polarisationsstrom hat; diese elektromotorische Kraft wirkt im entgegengesetzten Sinne wie die der Batterie, folglich schwächt sie die el. Kr. der Batterie um den Betrag der el. Kr. des Polarisationsstromes. Es zeigt sich das am Gefälle, das auf dem metallischen oder flüssigen Leiter ein kontinuierliches ist, beim Übergang vom metallischen Leiter in die Flüssigkeit aber einen Sprung macht, einen Absprung, der auf einmal ein ganzes Stück des Gefälles verbraucht. So fließt, wie in Fig. 183 angedeutet ist, die Elektricität mit mäßigem Gefälle durch den Draht,

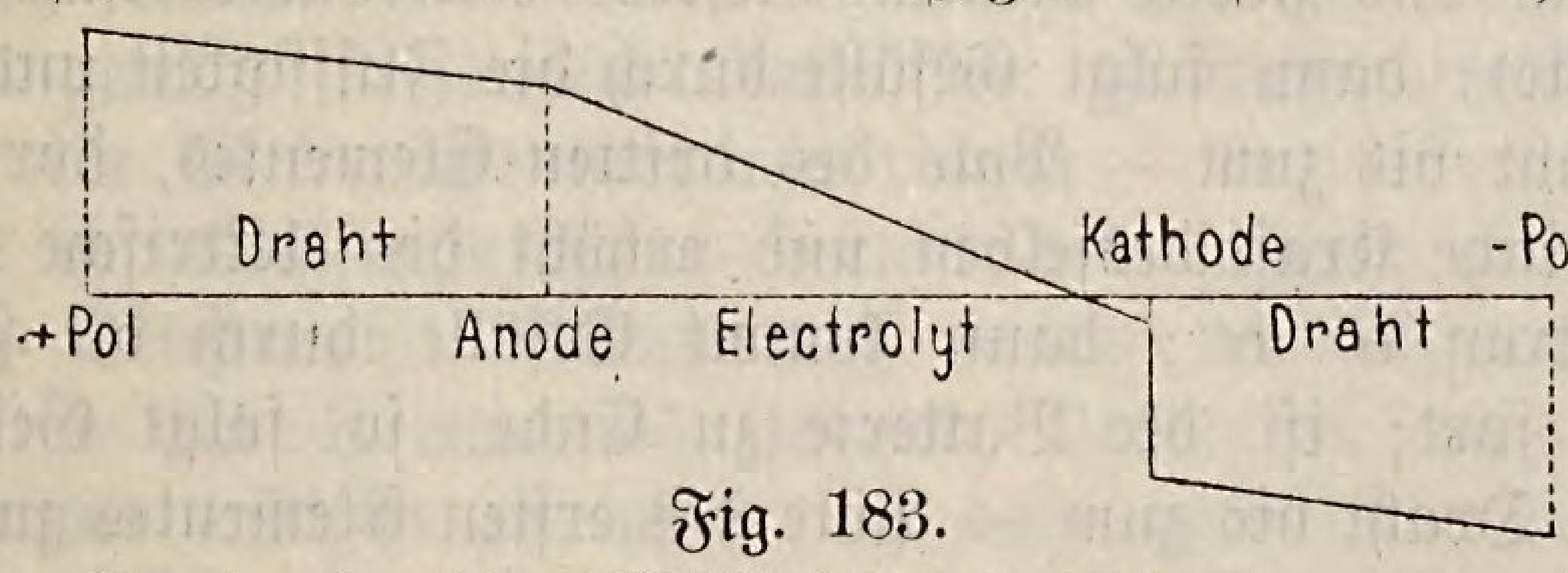


Fig. 183.

geht an der Anode in die Flüssigkeit, hat dort etwa ein stärkeres Gefälle, macht nun beim Austritt an der Kathode einen Sprung in ihrer Spannung von entsprechendem Betrage und fließt dann mit

mäßigem Gefälle zum — Pole. Ob hiebei der Sprung an der Kathode, oder an der Anode, oder an beiden geschieht, weiß man nicht. Es schaut demnach so aus, als wenn der ganze Betrag der durch die Batterie hervorgebrachten Spannungsdifferenz, welche sich dann im Gefälle ausgleichen soll, sich vermindert hätte um den Betrag der plötzlichen Abnahme.

Dieser Absprung ist also ein Verlust an der durch die Batterie hervorgebrachten elektrischen Kraft. Dieser Betrag elektrischer Kraft wird aber gerade dazu verwendet um die chemische Verwandschaft von H_2 und O zu lösen; es bedarf einer Arbeit, sogar einer großen, die chemisch verbundenen Moleküle H_2 und O zu trennen, und *diese Arbeit wird geleistet von der Elektricität*, indem sie einen Teil ihrer Spannung dazu verwendet.

144. Polarisation bei Elementen.

Ein solcher *Sprung im Gefälle*, wie wir ihn eben bei der Elektrolyse gesehen haben, findet in ähnlicher Art auch *bei jeder auf elektromotorische Kraft zusammengesetzten Batterie* statt. Durch das erste Element (Fig. 184) wird eine Spannungsdifferenz geschaffen an der Grenzfläche von Zink und Flüssigkeit; die + Elektricität geht mit Gefälle durch die Flüssigkeit des Elementes und durch den Verbindungsdraht zum Zink des zweiten Elementes; dort wirkt die elektromotorische Kraft des zweiten

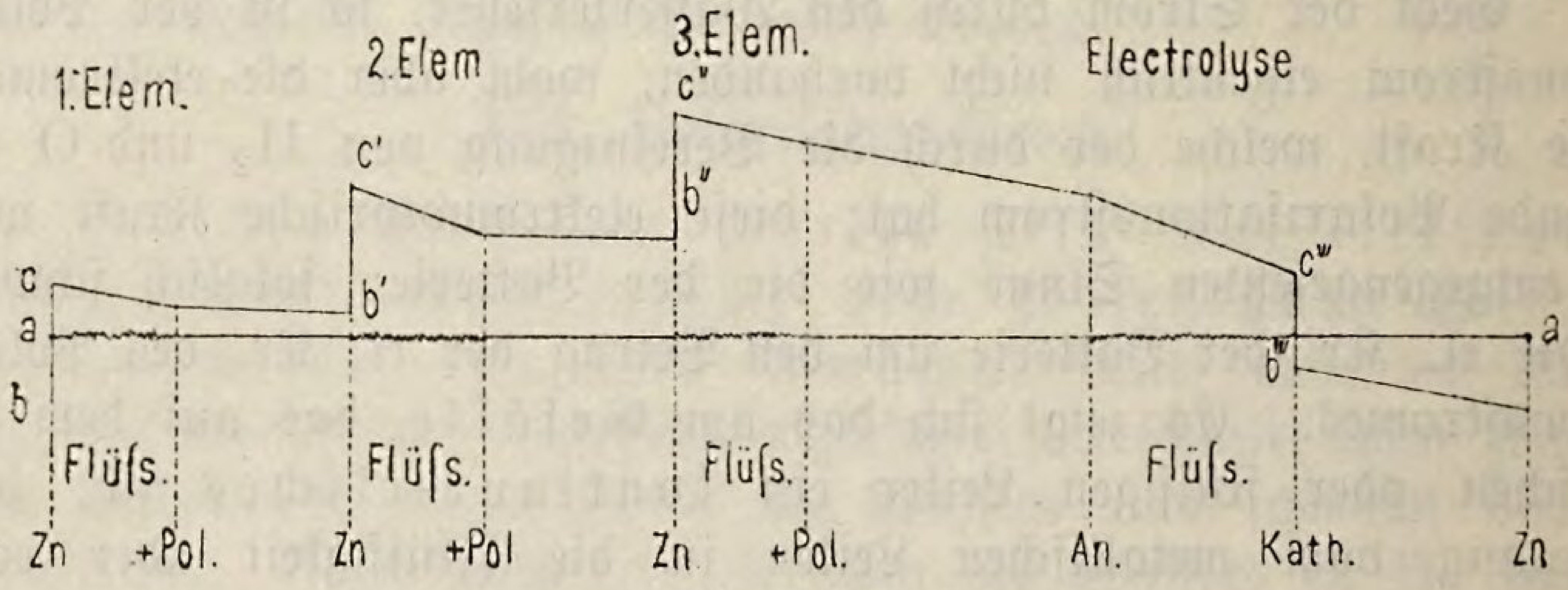


Fig. 184.

Zinkes und erhöht die elektrische Spannung um den Betrag b′ c′ (= bc, wenn das zweite Element dieselbe elektromotorische Kraft hat wie das erste); dann folgt Gefälle durch die Flüssigkeit und den Verbindungsdraht bis zum — Pole des dritten Elementes, dort wirkt die elektromotorische Kraft desselben und erhöht die elektrische Spannung am den Betrag b″ c″; dann kommt Gefälle durch die Flüssigkeit. So geht es fort; ist die Batterie zu Ende, so folgt Gefälle durch den äußeren Draht bis zum — Pole des ersten Elementes zurück; oder wenn wir noch einen Wasserzersetzer einschalten, so erfolgt (etwa) an dessen Kathode ein Absprung der elektrischen Spannung vom Betrage c‴ b‴. Es schaut demnach so aus, als ob in diesem Stromkreise

vorhanden wäre eine elektromotorische Kraft gleich der Summe der elektromotorischen Kräfte der Elemente, vermindert um die elektromotorische Kraft des Wasserzersetzers. Ohm drückt dies Gesetz so aus: Sind in einem Stromkreise mehrere elektromotorische Kräfte thätig, so ist die elektromotorische Kraft des Stromes gleich der algebraischen Summe sämtlicher vorhandenen elektromotorischen Kräfte, wobei die in dem einen Sinne wirkenden Kräfte als +, die in dem andern Sinne wirkenden Kräfte als — anzusetzen sind, die Aufeinanderfolge der Kräfte aber eine beliebige ist. In jedem Elemente geschieht eine chemische Verbindung, es verschwindet chemische Verwandtschaft, dafür wird Elektricität produziert, d. h. eine elektrische Spannungsdifferenz hergestellt, oder eine schon vorhandene erhöht. Bei jeder Elektrolyse wird eine chemische Verbindung gelöst, es wird chemische Verwandtschaft hergestellt, die chemisch verbundenen Stoffe werden auseinander gerissen; dazu wird elektrische Kraft verbraucht, d. h. eine vorhandene elektrische Spannungsdifferenz wird verbraucht, und so entsteht der Absprung im Gefälle. Diese bei der Elektrolyse auftretende elektromotorische Kraft wird oft auch Polarisation genannt. Wegen derselben gelingt die Wasserzersetzung mittels eines einzigen Elementes nur schwach, weil die für das Gefälle übrig bleibende Spannungsdifferenz nur klein und deshalb der Strom schwach wird, d. h. nur wenig Elektricität fließt und also nur wenig Wasser zersetzt wird. Man nimmt deshalb eine Batterie von mehreren Elementen.

Wenn bei der Elektrolyse eines Metallsalzes die Anode aus dem entsprechenden Metalle besteht, sich also auflöst, und demnach keine neuen Stoffe ausgeschieden werden, sondern es bloß so ausschaut, als wenn durch den Strom ein Metall, z. B. Kupfer von der Anode losgelöst und durch Vermittelung der Flüssigkeit an die Anode angesetzt würde, so kommt hiebei keine elektromotorische Kraft zum Vorschein, die elektromotorische Kraft der Batterie wird nicht geschwächt, es findet kein Absprung im Gefälle statt; denn es wird in Wirklichkeit hiebei keine chemische Verbindung gelöst, sondern es findet nur ein gegenseitiger Austausch derselben Stoffe von Molekül zu Molekül statt. Es genügt in diesem Falle die geringste elektromotorische Kraft, um die Elektrolyse hervorzubringen.

Auf der Wasserzersetzung beruht der früher erwähnte Sömmering'sche Telegraph. Sömmering schlug nämlich vor, zwischen den Orten A und B etwa 25 isolierte Drähte zu legen, sie in A neben einander endigen zu lassen, so daß man mit dem Ende des einen Poldrahtes einer Batterie nach Belieben jeden der 25 Leitungsdrähte berühren kann. In B endigen die Drähte (in Platinstiften) in einer Glaswanne, die mit (Salz-) Wasser gefüllt ist, und sind

dort mit denselben Buchstaben bezeichnet wie die zugehörigen Enden in A. Etwas von den Spitzen der Drähte entfernt liegt in B noch

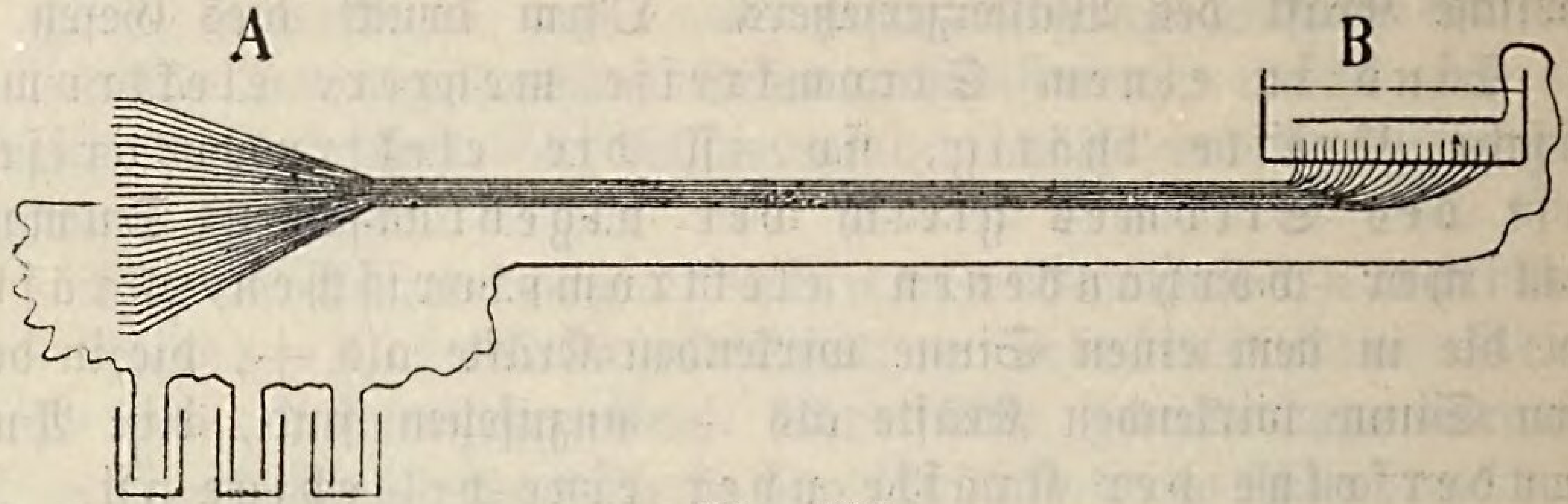


Fig. 185.

ein Platindraht in der Wanne, von dem noch ein Draht (der 26.) von B nach A zum andern Batteriepol führt. Durch Berühren der Drahtenden in A wird der Strom geschlossen und dadurch an dem entsprechenden Platinstifte in B Wasserstoff erzeugt, der sich durch Aufbrausen bemerklich macht. So könnte man nach und nach aus Buchstaben Worte zusammensetzen. Jedoch ist diese Idee nie zur praktischen Verwendung gelangt, da bald darauf die elektromagnetischen Telegraphen erfunden wurden.

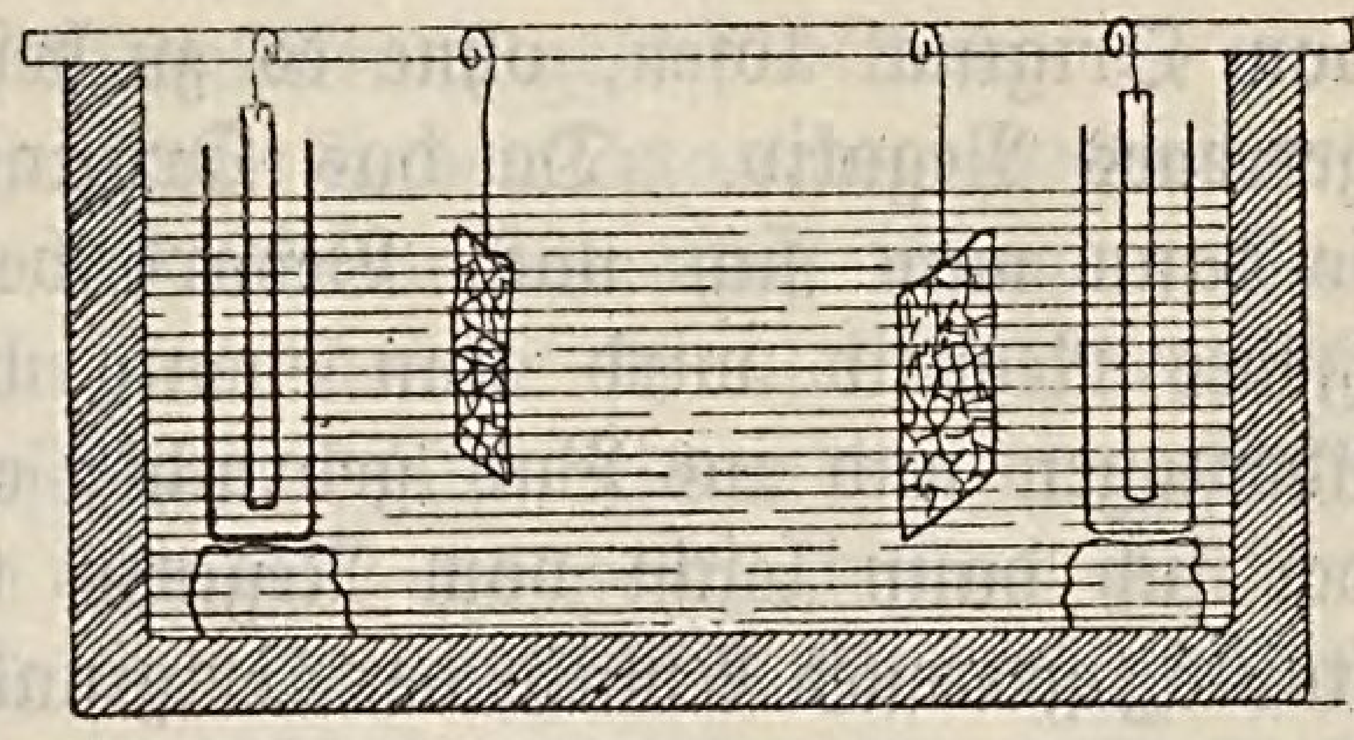
145. Galvanoplastik, Herstellung dicker Metallniederschläge.

Von der Elektrolyse macht man sehr wichtige Anwendung in der Galvanoplastik; sie zerfällt in zwei Teile, 1) die eigentliche Galvanoplastik, die Herstellung dicker Metallniederschläge, um einen Gegenstand in Metall abzuformen, 2) die Galvanostegie, das Überziehen eines Gegenstandes mit einer dünnen festhaftenden Metallschichte, beides durch Anwendung des galvanischen Stromes.

Galvanoplastik in Kupfer. (Jakobi 1840). Will man etwa eine Münze oder Medaille in Kupfer nachbilden, so macht man sich von derselben einen Abdruck etwa in Blei; er enthält die Erhabenheiten der Münze vertieft und wird deshalb das Negativ genannt. Hängt man das Negativ an einem Kupferdrahte in eine Lösung von Kupfersulfat als Kathode, ihm gegenüber als Anode ein Kupferblech und schließt den Strom, so löst sich Kupfer von der Anode und schlägt sich auf dem Blei als metallischer, fester Niederschlag ab, der immer dicker wird. Ist er stark genug, so kann man das Blei (durch Ausschmelzen) entfernen, und das Kupfer ist dann ein getreues Abbild der Münze.

Meistens benützt man nicht eine eigene Batterie, welche vom Kupferbad getrennt ist, sondern eine Abänderung des Daniell'schen Elementes. Man nimmt einen großen Trog (Steingut, oder Holz mit Blei ausgeschlagen), füllt ihn mit Kupfervitriollösung, die mit etwas Schwefelsäure angesäuert ist, stellt in denselben ein oder mehrere Thonzellen mit Schwefelsäure, und in diese kommen Zinkblöcke. Die von den Zinkblöcken herausführenden Drähte werden

zu einem Draht vereinigt oder an einen dicken Kupferstab gehängt, und von diesem aus hängt das Negativ in die Kupfervitriollösung. So stellt das ganze gleichsam ein Daniell'sches Element vor, Zink löst sich auf, Kupfer wird an den hineingehängten Negativen niedergeschlagen. Von Zeit zu Zeit (alle Tage 2mal) werden die Thonzellen entleert und mit frischer Schwefelsäure gefüllt; da Kupfersulfat verbraucht wird, so werden Krystalle desselben in Roßhaarsäckchen in das Bad gehängt; diese lösen sich auf und halten so das Bad gesättigt.


Fig. 186.

Man muß von dem abzubildenden Gegenstande zuerst einen möglichst guten Abdruck herstellen. Man verwendet dazu leichtflüssige Metalle, Wachs, Stearin, Gips, der nach dem Trocknen in heißes Wachs gelegt wird, besonders aber Guttapercha, das durch Erwärmen in heißem Wasser sehr weich und bildsam wird, sich leicht auf jeden Gegenstand aufdrücken läßt, beim Erkalten wieder hart wird und nun vom Gegenstande abgenommen werden kann. Alle diese nichtmetallischen Stoffe leiten aber die Elektricität nicht, deshalb muß die Fläche, auf der der Gegenstand abgedrückt ist, auf der sich also Kupfer niederschlagen soll, leitend gemacht werden; dies geschieht durch sorgfältiges und vollständiges Bestreichen und Einreiben der Fläche mit fein geschlämmtem Graphit oder feinem Broncepulver; dieser leitend machende Überzug muß auch noch weitergeführt werden bis zu dem Kupferdraht, an welchem das Negativ aufgehängt wird, weil an diesem der Kupferniederschlag zuerst geschieht und von da aus die ganze angestrichene, leitend gemachte Fläche überläuft.

Auf diese Weise macht man Kopien von Münzen, Medaillen, Schmuckgegenständen, metallenen Geräten, wie schön gearbeiteten Tellern, Platten, Bechern, Beschlägen 2c.

Vervielfältigung von Kupferstichplatten. Ist eine Kupferplatte gestochen, d. h. mit all den vertieften Linien versehen, welche im Bilde, im Kupferstiche, als schwarze Linien erscheinen sollen, so benützt man diese Platte nun nicht zum Drucke, also zum Abziehen der Bilder, weil der starke Druck der Druckerpresse die feinen Linien im weichen Kupfer bald verändern, stumpf und undeutlich machen würde, sondern man verschafft sich von der gestochenen Kupferplatte zuerst ein Negativ, einen Abdruck, der die vertieften Linien der Kupferplatte erhöht enthält. Diesen Abdruck macht man nicht etwa mit Kautschuk oder ähnlichem Material, weil diese die zarten Linien nicht mit der gewünschten Schärfe wiedergeben würden, sondern selbst galvanoplastisch.

Man überzieht die gestochene Platte auf der Rückseite mit Wachs, reibt sie vorn mit Fett ein, das dann wieder möglichst entfernt wird, und hängt sie ins Bad, so schlägt sich auf der Vorderseite Kupfer nieder; hat es hinreichende Stärke erlangt, so nimmt man die Platte heraus, kann nun den Niederschlag ziemlich leicht vom Original lösen, ohne es zu beschädigen, und hat ein vollkommen getreues Negativ. Da das Original dadurch nicht abgenützt wird, so kann man sich nach Bedarf beliebig viele Negative verschaffen. Jedes Negativ wird nun ebenso behandelt, rückwärts mit Wachs überzogen und ins Bad gebracht; es entsteht ein Kupferniederschlag, der sich dann leicht vom Negativ trennen läßt und nun ein vollständig getreues Abbild der Originalplatte ist. Die galvanoplastischen Kopien werden nun zum Abziehen der Bilder benützt; sie sind so getreu, daß die von ihnen gelieferten Bilder sich von denen der Originalplatte nicht unterscheiden lassen. Da man, wenn sich eine solche galvanoplastische Kopie durch die Presse abgenützt hat, die zweite, dritte, u. s. f. Kopie nehmen kann, so kann man beliebig viele Abdrücke machen, weshalb der Preis eines Bildes ein verhältnismäßig niedriger wird.

Vervielfältigung von Holzschnitten. Ist das Holz geschnitten, d. h. sind alle Striche, die im Bilde als schwarze Striche erscheinen sollen, im Holze erhaben stehen gelassen, also die weißen Stellen durch Ausschneiden des Holzes vertieft, so benützt man den Holzstock wegen seiner Weichheit auch nicht zum Abdrucken, sondern macht sich Negative in Guttapercha oder ähnlichen Stoffen, macht sie leitend und bringt sie ins Bad, und erhält so kupferne Kopien, die mit hinreichender Genauigkeit den Holzschnitt ersetzen. Sie werden auf der Rückseite durch Aufgießen von Letternmetall verstärkt und heißen Clichés oder Galvano. Fast alle Abbildungen in den bekannten und weitverbreiteten illustrierten Zeitschriften [Gartenlaube, Über Land und Meer, Illustrierte Zeitung, Fliegende Blätter ꝛc.] sowie in den Büchern sind Holzschnitte, die galvanoplastisch vervielfältigt sind, und nur wegen der Billigkeit und Schnelligkeit dieser galvanoplastischen Vervielfältigung ist es möglich, diese Zeitschriften in so vielen Exemplaren abzudrucken und zu so geringem Preise zu liefern.*)

146. Herstellung dünner Metallniederschläge.

2) Die Galvanostegie oder galvanische Metallisierung wird angewandt, um einen metallenen Gegenstand mit einer dünnen Schichte eines edleren Metalles zu überziehen, um ihm ein schöneres Aussehen zu geben, oder ihn gegen Rost zu schützen. Am gebräuchlichsten sind:

*) Dies Verfahren wird verdrängt durch das Stereotypieren (Abformen des Satzes nebst Holzschnitten durch Papiermasse und Abgießen dieser Matrizen durch Letternmetall, da sich die Stereotypplatten auch cylindrisch herstellen lassen und für Rotationsmaschinen passen.

a) Das galvanische Versilbern: ein passendes Bad macht man aus 10 *l* destilliertem Wasser, darin löst man 250 *g* Cyankalium auf und fügt 100 *g* Silber (in Silbernitrat verwandelt und dann in etwas Wasser aufgelöst) hinzu. Es findet Wechselzersetzung statt, indem sich Kaliumnitrat und Cyansilber bildet, welch letzteres in dem überschüssig vorhandenen Cyankalium gelöst bleibt.

Man versilbert mit einer Batterie, indem man den Gegenstand als Kathode und ein Silberblech als Anode ins Bad bringt. Das Bad bleibt gesättigt, da sich von der Anode so viel Silber löst, als sich an der Kathode niederschlägt. Die Versilberung gelingt leicht und reichlich bei mäßigem Strome als festhaftender Silberüberzug, der mattglänzend ist, da er aus einzelnen Silberkrystallen besteht. Der Gegenstand wird mit Messingdrahtbürsten (Kratzbürsten) gekratzt, damit er glänzend wird, und dann mit dem Polierstahl oder Polierstein (Blutstein) geglättet und spiegelnd gemacht (poliert).

Auf solche Weise werden viele Gegenstände aus unedlem Metalle (Messing) hergestellt und dann versilbert, wie Löffel, Gabeln, Kaffeekannen, Zuckerbüchsen, Leuchter, Tafelaufsätze.

Teig- oder Pastenversilberung: man verreibt 300 *g* Kochsalz, 200 *g* Weinstein und 60 *g* Chlorsilber trocken zu feinem Pulver, rührt beim Gebrauch eine kleine Menge mit etwas Wasser zu einem Brei an, bestreicht damit mittels eines Pinsels den zu versilbernden kupfernen oder messingenen Gegenstand, so tritt an dessen Oberfläche ein Austausch ein, indem sich etwas Kupfer auflöst und dafür Silber sich metallisch niederschlägt. Die Fläche wird dann mit Wasser gewaschen, mit Weinstein gebürstet, gekratzt und wenn nötig poliert. Die Versilberung ist glänzend, gleichmäßig und ungemein billig, aber schwach und kann deshalb bloß bei Gegenständen angewandt werden, die der Abnützung nicht ausgesetzt sind. So werden z. B. die Räder der Taschenuhren, sowie die Träger derselben zuerst versilbert, dann vergoldet.

b) Vergolden. (Zuerst gefunden von de la Rive 1841). Es giebt eine große Anzahl von Vorschriften für Vergoldungsbäder. Ein kalt angewandtes Bad hat folgende Zusammensetzung. Wasser 1 *l*, Cyankalium 40 *g*, Gold 10 *g* (in Chlorid verwandelt), Ammoniak 2 *g*.

Ein warm (bei 60—80°) angewandtes Bad hat folgende Zusammensetzung: In 8 *l* Wasser werden 600 *g* krystallisiertes phosphorsaures Natrium gelöst, in 1 *l* Wasser werden 10 *g* Gold (als Chlorid) gelöst und beide Lösungen gemischt. In 1 *l* Wasser löst man 100 *g* zweifach schwefligsaures Natrium und 15—20 *g* Cyankalium und fügt diese Lösung zu der zuerst bereiteten.

Als Anoden verwendet man entweder Goldblech, von dem sich beim Stromschlusse Gold im Bade auflöst, jedoch meist nicht so viel als sich an der Kathode niederschlägt, weshalb das Bad sich erschöpft;

oder man nimmt ein Platinblech, von welchem sich nichts ablöst, so daß sich das Bad erschöpft; es wird dann durch weiteren Zusatz von Goldsalz wieder aufgebessert, oder durch ein neues ersetzt. Gold kann man galvanisch in verschiedenen Farbennüancen niederschlagen, von ganz hellgelb bis tief dunkelgelb; es hängt dies von der Stromstärke, der Oberfläche des zu vergoldenden Gegenstandes, der Temperatur und dem Goldgehalt des Bades ab, so daß es ziemlich schwierig ist, eine gewünschte Farbe des Goldes zu erhalten. Auch das Gold scheidet sich in feinen Krystallen aus, erscheint deshalb matt, wird mit der Kratzbürste glänzend und mit dem Polierstein spiegelnd gemacht. Oft will man einen Gegenstand teilweise versilbern und teilweise, z. B. einige auf ihm angebrachte Ornamente oder Teile von solchen vergolden; man versilbert dann den Gegenstand zunächst ganz, deckt diejenigen Stellen, die Silber bleiben sollen, mit einem guten Lack, läßt trocknen und bringt dann ins Goldbad, wo sich dann die nicht lackierten Teile vergolden.

c) Verkupfern. Eisen und Zink lassen sich nicht gut direkt versilbern oder vergolden, man muß sie zuerst verkupfern, und auch sonst will man manche aus Eisen oder Zink gefertigte Gegenstände verkupfern, um ihnen ein schöneres Aussehen zu geben oder sie gegen Rost zu schützen. Man benützt als Anode einer starken Batterie ein Kupferblech in folgendem Bade. Man löst in 20 *l* Regenwasser 300 *g* schwefligsaures Natrium und 500 *g* Cyankalium, löst in 5 *l* Wasser 350 *g* essigsaures Kupfer und 200 *g* Ammoniak und mischt nun beide Flüssigkeiten, wobei sie sich vollständig entfärben.

d) Kupferne und eiserne Gegenstände (eisernes Küchengeschirr, Eisendraht) werden oft auch verzinnt; ein Bad, das meist heiß angewandt wird, ist folgendes: 300 *l* Regenwasser, 3 *kg* Weinstein, 300 *g* Zinnchlorür.

Man verzinnt mittels einer Batterie und Zinnanode oder auf folgende einfachere Art: man umwickelt den zu verzinnenden Gegenstand mit etwas Zinkdraht oder Zinkstreifen, die ihn an einigen Punkten berühren, und legt ihn so ins heiße Zinnbad. Das ganze wirkt nun selbst wie ein Element, in dem das Zink das Bad zersetzt, sich auflöst, und dafür das Zinn ausscheidet und zwar am umwickelten kupfernen Gegenstand, der so die Stelle des positiven Poles spielt (wie das Kupferblech des Daniellschen Elementes). Ein ähnliches Verfahren wendet man auch oft beim Versilbern und Vergolden an; man bewickelt den Gegenstand mit etwas Zinkdraht und bringt ihn in's Silber- oder Goldbad; Zink löst sich auf, Silber oder Gold schlägt sich nieder und zwar an dem mit dem Zink verbundenen Gegenstand.

e) Vernickeln: Man verwendet als Bad eine gesättigte Lösung von schwefelsaurem Nickeloxydul, als Anode ein Nickelblech, und vernickelt Gegenstände aus Kupfer, Messing und Eisen, insbe-

sondere feinere Maschinenteile, um ihnen ein gefälligeres Äußere zu geben und sie vor Rost zu schützen. Bei Anwendung eines starken Stromes schlägt sich das Nickel weiß, hart, glänzend und festhaftend nieder und wird dann noch poliert.

Man kann auch galvanische Niederschläge erzielen von Platin, Blei, Kobalt, Eisen, ꝛc., jedoch werden dieselben wenig angewandt.

Ebenso wie bei der Teigversilberung die Silberausscheidung bloß ein einfacher chemischer Austausch bei Berührung (Kontaktmetallisierung) und nicht die Wirkung eines galvanischen Stromes ist, da das Silber an derselben Stelle sich absetzt, an der das Kupfer sich löst, so hat man noch mehrere ähnliche Arten von nasser Metallisierung. Die Eintauchverkupferung: Man löst 100 *g* Kupfervitriol und 100 *g* engl. Schwefelsäure in 5 *l* Wasser, taucht Eisen oder Stahl, blank geputzt, einige Augenblicke hinein, so löst sich etwas Eisen und schlägt sich etwas Kupfer nieder. Der Überzug ist glänzend, gleichmäßig und haftend, wenn man den Gegenstand nur sehr kurze Zeit eintaucht und dann rasch mit Wasser abspült; er schützt aber keineswegs vor dem Rosten, befördert dasselbe sogar, dient also bloß dazu, dem Eisen ein schöneres Aussehen zu geben. Man verkupfert so besonders die Sprungfedern der Betten und Polstermöbel und nennt sie dann „galvanisiert."

Das Weißsieden: Man verreibt 250 *g* Kochsalz, 250 *g* Weinsteinrahm mit 3 *g* Silber (in Chlorsilber verwandelt), gibt einen Löffel voll in einen Kessel kochenden Wassers und siedet darin messingene Gegenstände (Knöpfe, Hosenträgerschnallen, Kleiderhaften, Stecknadeln u. s. w.), so schlägt sich auf ihnen ein ungemein dünner Silberüberzug nieder, der ihnen ein besseres Aussehen verleiht, beim Gebrauche aber sofort verschwindet.

Achter Abschnitt.

Induktions-Elektricität.

147. Fundamental-Versuche und -Gesetze.

Wie wir sahen, unterscheiden sich Reibungs- und galvanische Elektricität in ihrem Wesen und in ihrer Wirkung nicht, sondern nur in ihrer Entstehungsart und Entstehungsursache. Allerdings ist für besondere Arten von Wirkungen, wie etwa für die Wirkungen eines Stromes von gleichmäßiger Stärke, die durch Reibung erhaltene Elektricität nicht, die galvanische Elektricität dagegen vorzüglich geeignet. Außer diesen zwei Arten gibt es noch eine dritte Art, Elektricität hervorzurufen, und diese nennt man Induktion; die auf solche Weise hervorgebrachte Elektricität heißt Induktionselektricität. Auch sie ist nur durch die Art der Entstehung,

nicht durch Wesen und Wirkung von der Reibungs- und galvanischen Elektricität verschieden, doch werden wir auch wieder sehen, daß besondere Arten von Wirkung gerade durch die Induktionselektricität besonders gut hervorgebracht werden können.

Die Induktionselektricität wird nach folgendem Gesetze hervorgebracht: wenn man einen Teil eines geschlossenen Leiters und einen Teil eines galvanischen Stromes einander nähert, oder sie von einander entfernt, so entsteht jedesmal in dem geschlossenen Leiter ein elektrischer Strom, der Induktionsstrom.

Die Richtung des Induktionsstromes ist stets eine solche, daß durch die Einwirkung des inducierten Stromes auf den inducierenden nach den Ampère'schen Gesetzen die Bewegung verlangsamt würde (Gesetz von Lenz); es hat also der beim Annähern inducierte Strom die entgegengesetzte Richtung, wie der inducierende, so daß diese beiden, in entgegengesetzter Richtung laufenden Ströme sich abstoßen, demnach die Bewegung des Annäherns verlangsamen würden; es hat ferner der beim Entfernen inducierte Strom die gleiche Richtung wie der inducierende Strom, so daß also die beiden in gleicher Richtung laufenden Ströme sich anziehen, also die Bewegung des Entfernens verlangsamen würden.

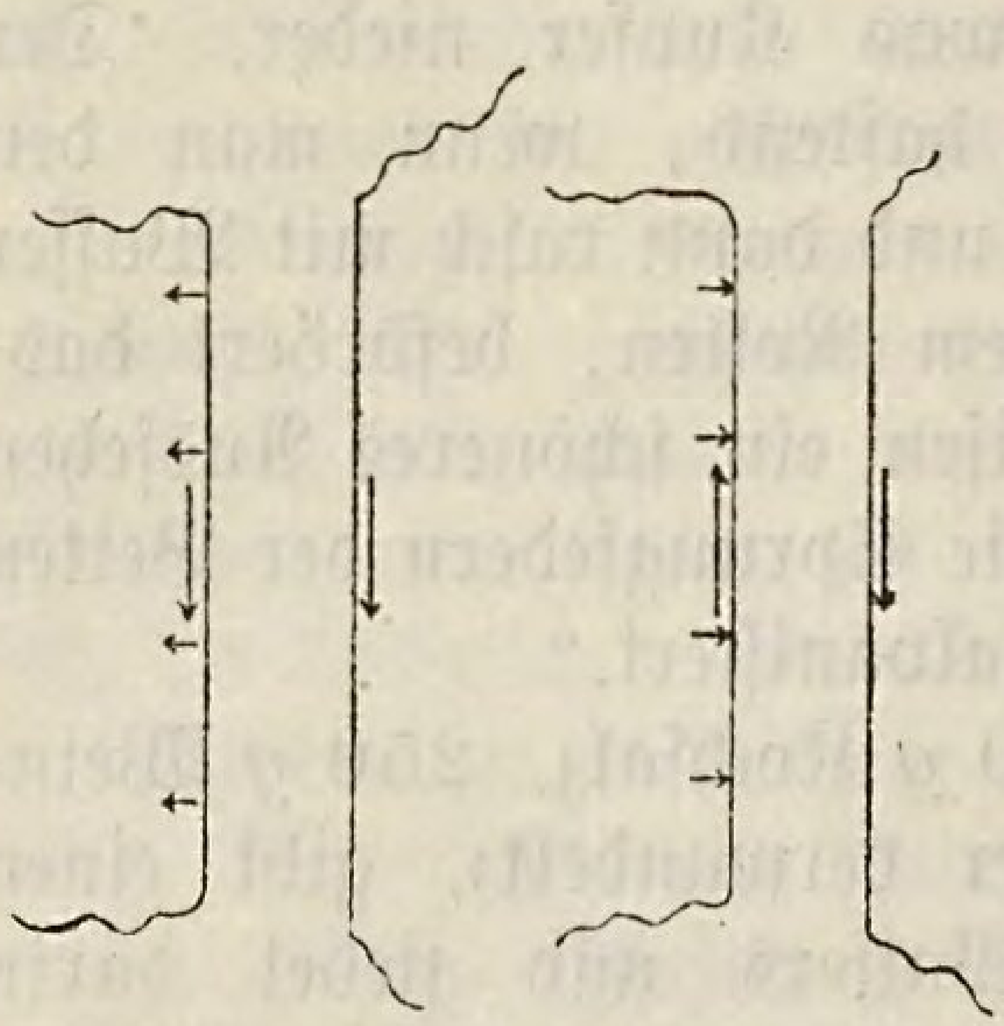


Fig. 187.

Man erregt diese Induktionsströme und weist sie leicht nach auf folgende Art.

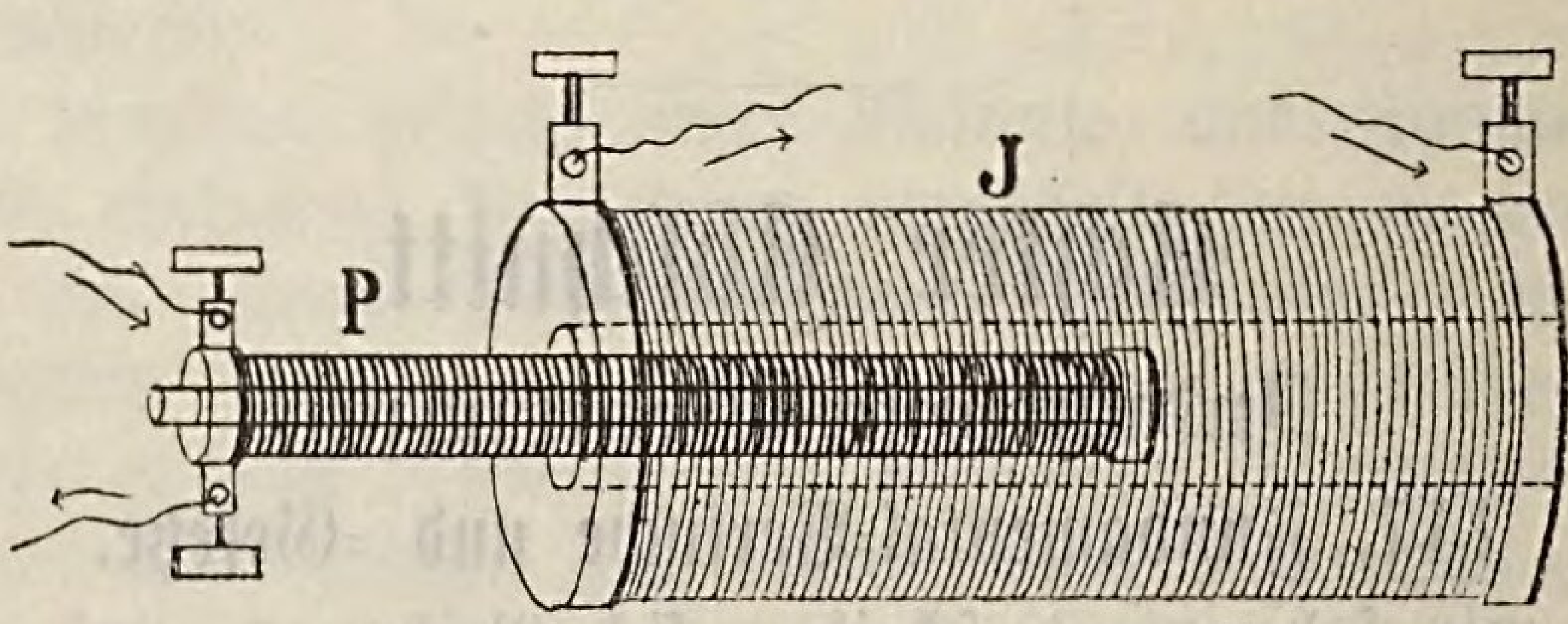


Fig. 188.

Man benützt: 1) die inducierende Rolle (P), das ist ein in vielen Windungen auf eine Spule gewickelter isolierter Kupferdraht, durch welchen der Strom einer Batterie geleitet werden kann.

2) Die inducierte- oder Induktionsrolle (J); das ist ein über eine größere Spule in sehr vielen Windungen gewickelter, meist viel feinerer, isolierter Kupferdraht; die Induktionsrolle kann so über die inducierende geschoben werden, daß letztere von ersterer ganz umhüllt wird. Die beiden Enden der Induktionsrolle führen

zu Klemmschrauben, von denen Drähte zu einem empfindlichen Galvanometer führen, so daß die Induktionsrolle mit den Galvanometerwindungen einen geschlossenen Leiter bildet.

Damit stellt man folgende Versuche an:

a) Elektrische Induktion: Man leitet den Strom der Batterie durch die inducierende Rolle und schiebt dann die Induktionsrolle über die inducierende, so entsteht durch die Annäherung des geschlossenen Leiters an den Stromteil in der Induktionsrolle ein Strom, welcher die Nadel des Galvanometers ablenkt. Dieser Strom ist dem inducierenden oder primären Strome entgegengesetzt gerichtet und heißt Schließungsstrom.

Man zieht die Induktionsrolle von der inducierenden weg, so entsteht wieder in der Induktionsrolle ein Strom, der die Nadel des Galvanometers ablenkt, aber jetzt nach der entgegengesetzten Richtung wie vorher; dieser Strom ist dem inducierenden Strome gleichgerichtet und heißt Öffnungsstrom. Diese beiden Induktionsströme sind also der Richtung nach verschieden.

Die Ströme dauern nur so lange, als die Bewegung des Annäherns und Entfernens dauert, sobald die Bewegung aufhört, hört der Induktionsstrom auf, weshalb die Nadel des Galvanometers auf 0 zurückgeht.

Wenn man die Induktionsrolle über die inducierende gesteckt hat, und nun erst den Strom in der primären Rolle schließt, so entsteht in der Induktionsrolle auch ein Induktionsstrom von derselben Richtung, wie wenn man die Induktionsrolle der primären nähert, also ein Schließungsstrom; wenn man den Strom in der primären Rolle öffnet, so entsteht ebenso ein Öffnungsstrom. Diese Ströme sind also von derselben Richtung wie die zuerst gefundenen, haben auch auf sie ihren Namen übertragen, haben ganz ähnliche Entstehungsursache, aber, dem raschen Hineinlaufen des Stromes in die primäre Rolle entsprechend, eine sehr kurze, fast momentane Dauer, und verlaufen deshalb mit größerer Stärke, geben also stärkere Ablenkung am Galvanometer.

b) Magnetelektrische Induktion. Nimmt man bloß die Induktionsrolle und schiebt in dieselbe einen permanenten Stahlmagnet, so entsteht ein Strom; beim Herausziehen des Magnetstabes entsteht ein entgegengesetzt gerichteter Strom. Der Magnet wirkt ja nach Ampères Theorie wie ein Solenoid, und da der vorher benützte primäre Strom die Form eines Solenoides hatte, so kann er durch einen Magnet ersetzt werden. Deshalb können durch Annähern und Entfernen des Magnetes allein schon Ströme induciert werden.

Auch die Richtung dieser Ströme kann leicht gefunden werden,

da beim Magnete am Nordpole, d. h. wenn man den Nordpol dem Auge zukehrt, die Ströme entgegengesetzt dem Zeiger der Uhr laufen. Steckt man den Magnet mit dem Nordpol voran in die Induktionsrolle, so ist der Induktionsstrom diesen Ampère-Strömen entgegengesetzt, und läuft wie die Uhr; zieht man den Magnet wieder heraus, so läuft der Strom gegen die Uhr. Bei Benützung des Südpoles entstehen Ströme von je entgegengesetzter Richtung.

Ebenso leicht kann man die Richtung dieser Ströme finden, wenn man die Regel (von Lenz) beachtet, daß die inducierten Ströme die Bewegung zu verlangsamen suchen. Nähert man (in I) den Nordpol, so laufen die Ströme wie auf einem gegenüberstehenden Nordpole, so daß beide sich abstoßen; ebenso bringt (in III) der genäherte Südpol Ströme hervor, die wie auf einem gegenüberstehenden Südpole laufen. Ein Herausziehen eines Poles (in II oder IV) bringt ungleichnamige Pole hervor, die durch ihre Anziehung die Bewegung hemmen.

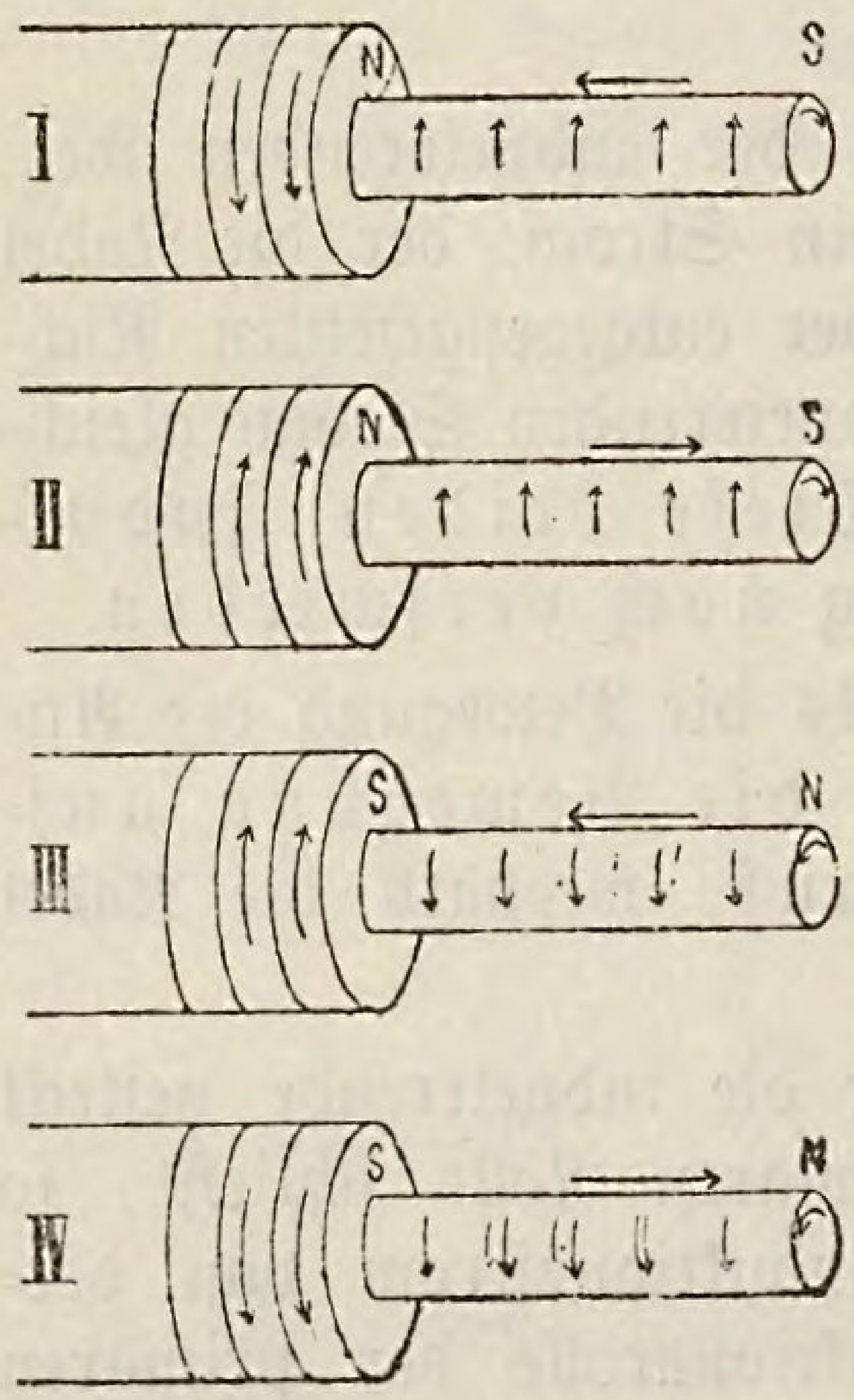


Fig. 189.

c) **Elektromagnetische Induktion.** Wenn man in das Innere der inducierenden Rolle ein Stück weiches Eisen, oder besser ein Bündel weicher Eisenstäbe steckt, und nun dieselben Versuche wie in a wiederholt, so erhält man Ströme von gleicher Richtung wie vorher, jedoch von größerer Stärke. Denn der in der primären Rolle steckende Eisenkern wird bei Stromschluß magnetisch, beim Öffnen wieder unmagnetisch; die Kreisströme dieses **Elektromagnetes** sind aber gleich gerichtet den Kreisströmen der primären Rolle; beide wirken inducierend in demselben Sinne, weshalb die Induktionsströme der Summe beider Wirkungen entsprechen.

Alle diese wichtigen Gesetze wurden von Faraday 1831 entdeckt. Besonderes Interesse erregen die Magnetinduktionsströme deshalb, weil man, ähnlich wie man mittels des Stromes Magnetismus hervorrufen kann (Elektromagnet), so nun mittels des Magnetes auch wieder den elektrischen Strom hervorrufen kann, weil man ferner, ohne eine Batterie nötig zu haben, mittels des Magnetstabes allein Ströme erzeugen kann, und schließlich weil gerade diese magnetelektrischen Induktionsströme in jüngster Zeit eine ungeahnte Entwicklung erfahren und vielfache und großartige Anwendung gefunden haben. Man erhält diese magnetelektrischen Ströme als Äquivalent für die Kraft, die man aufwenden muß zur Überwindung der

Kraft, mit welcher die inducierten Ströme die Magnetpole anziehen resp. abstoßen.

148. Der elektrische Induktionsapparat.

Der elektrische Induktionsapparat hat eine *inducierende Rolle* von wenig Windungen eines ziemlich dicken Drahtes, so daß der Widerstand gering ist. In ihr steckt ein *Bündel weicher Eisenstäbe*, beiderseits etwas hervorschauend. Um die inducierende Rolle ist die *Induktionsrolle* gelegt, bestehend aus sehr vielen Windungen eines sehr dünnen Kupferdrahtes. *Isolierung* desselben mit Seide allein würde nicht genügen, deshalb wird der Draht mehrmals mit Schellack überstrichen. Man richtet es nun so ein, daß *der primäre Strom sich selbst unterbricht*, und benützt dazu eine Vorrichtung, ähnlich wie bei der elektrischen Klingel, die hier der *Neef'sche oder Wagner'sche Hammer* heißt. Man leitet nämlich den primären Strom in eine Klemme (K), in diese ist ein *federndes Messingblech* eingeklemmt, das an seinem freien Ende einen *eisernen Knopf, den Hammer* (H). trägt, der so angebracht ist, daß er nahe vor dem etwas herausragenden Ende des Bündels weicher Eisenstäbe sich befindet. In der Mitte wird das federnde Blech von einer *Stellschraube* (J) berührt, von welcher der Strom in die primäre Rolle und dann in die Batterie zurück geht. Ist nun der Strom geschlossen, also der Eisenkern der primären Rolle magnetisch, so wird der Hammer an-

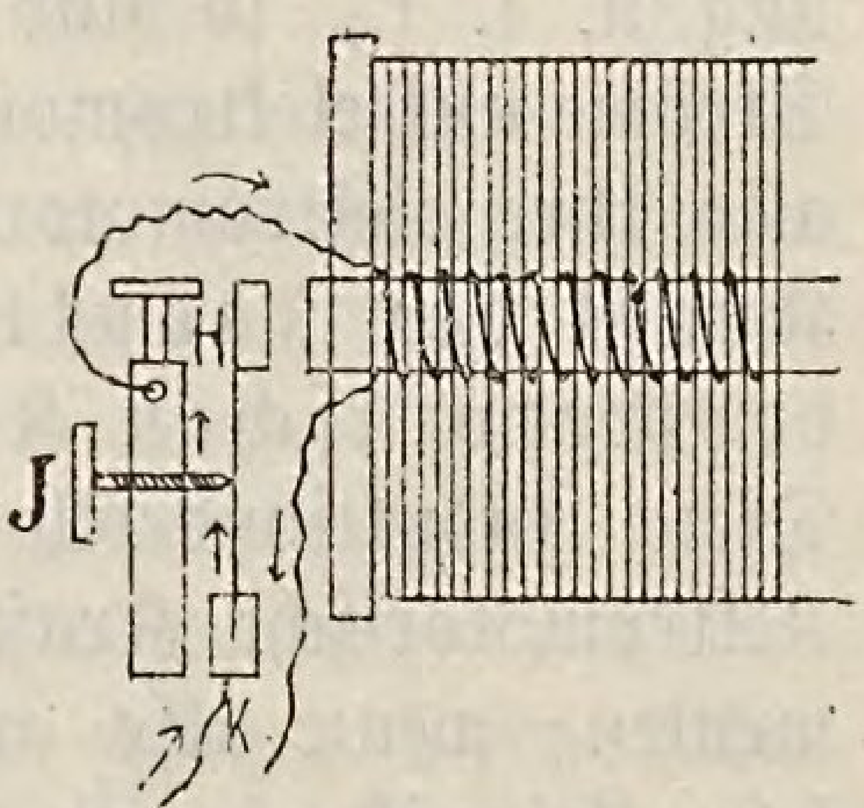


Fig. 190.

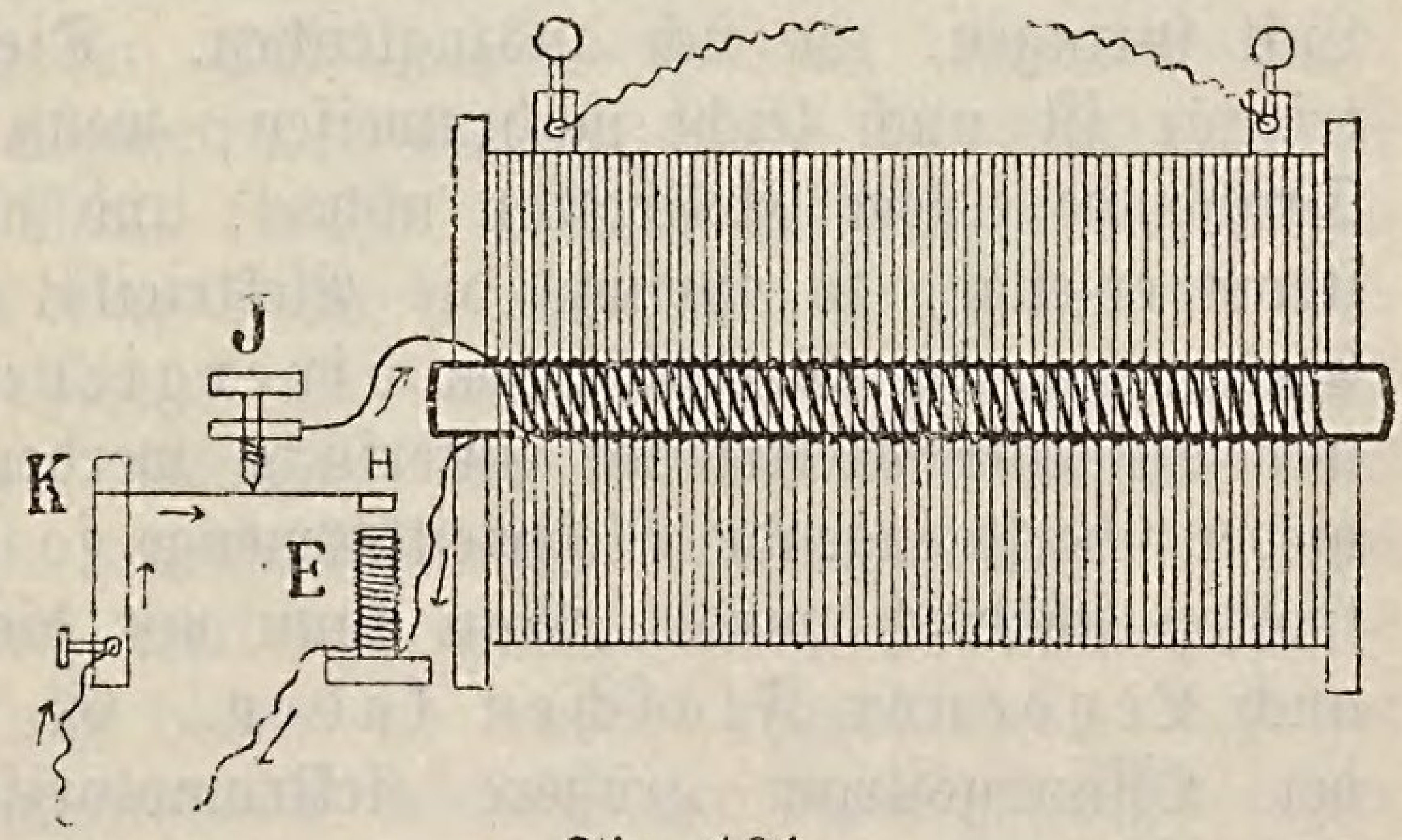


Fig. 191.

gezogen; dadurch entfernt sich das federnde Blech von der Stellschraube und unterbricht den Strom; dadurch wird aber der Eisenkern wieder unmagnetisch, der Hammer wird nicht mehr angezogen und das federnde Blech kehrt zurück, berührt dadurch die Stellschraube und der Strom ist wieder geschlossen; nun geschieht dasselbe wieder, und es *erfolgt rasch nacheinander Stromschluß und Stromöffnung, und infolge dessen jedesmal in der Induktionsrolle ein Strom.* Zum Anziehen des Hammers verwendet man auch (Fig. 191) einen eigenen kleinen Elektromagnet (E), der auch vom Batteriestrom durchflossen wird.

Diese Induktionsströme sind von sehr kurzer, fast momentaner Dauer, der Richtung nach wechselnd und entstehen in rascher Aufeinanderfolge. Sie können leicht in solcher Stärke erzeugt werden, daß, wenn man die Enden der Induktionsrolle bis auf geringen Abstand nähert, glänzende Funken zwischen denselben überspringen. Dies hat man sich folgendermaßen zu erklären: In jeder einzelnen Windung der Induktionsrolle wird etwa beim Stromschluß ein Strom induciert, diese Ströme laufen alle nach derselben Richtung. Die elektromotorische Kraft eines einzelnen in einer Windung inducierten Stromes ist sehr klein; da aber das Ende einer Windung mit dem Anfang der folgenden Windung verbunden ist (zusammenhängt), und das Ende der zweiten Windung mit dem Anfang der dritten Windung u. s. f., so sind die in den einzelnen Windungen entstehenden Ströme auf elektromotorische Kraft miteinander verbunden, erhöhen also ihre elektromotorische Kraft, so daß die elektromotorische Kraft der Induktionsrolle gleich der Summe der elektromotorischen Kräfte aller einzelnen Windungen ist. Diese Induktionsrolle kann also verglichen werden mit einer auf elektromotorische Kraft verbundenen Batterie von sehr vielen Elementen; wenn also auch die elektromotorische Kraft einer Windung sehr klein ist, so ist die elektromotorische Kraft der Induktionsrolle wegen der vielen Windungen sehr groß. Demnach ist auch die Spannkraft der an den freien Enden der Induktionsrolle auftretenden Elektricitäten sehr groß, so daß dieselben sogar durch die Luft springen, um sich auszugleichen. Diese frei auftretende Elektricität ist auch leicht nachzuweisen; wenn man nämlich das eine Drahtende einem Elektroskop nähert, und nun etwa einen Öffnungsstrom erzeugt, so springt die Elektricität vom Drahtende in das Elektroskop, die Goldblättchen divergieren kräftig und können nun auf ihre Elektricität untersucht werden. Meist ist jedoch die hiebei überspringende Elektricitätsmenge so groß, daß sie dem Elektroskop schädlich wird. Man kann mit dieser Induktionselektricität auch Leydener Flaschen laden. Es zeigt sich nämlich, daß der Öffnungsstrom größere elektromotorische Kraft hat als der Schließungsstrom, demnach auch größere Luftstrecken zu durchbrechen vermag. Man hält nun das eine Ende der Induktionsrolle in die Nähe des Knopfes der Leydener Flasche aber so weit entfernt, daß wohl der Öffnungsstrom noch zum Knopfe überspringen kann, der Schließungsstrom aber nicht. Das andere Drahtende der Induktionsrolle leitet man zur Erde oder zum äußeren Belege ab. Nun springt stets bei Stromöffnung die Elektricität des genäherten Endes in die Leydener Flasche, während beim Schließen die entgegengesetzte nicht überspringen kann. Mit wenigen solchen Funken ist die Leydener Flasche geladen.

Sehr mächtige solche Apparate wurden von Rhumkorff ge-

macht; die Induktionsrollen haben bis 30000 Windungen und geben Funken von 20 *cm*, ja bis 30 *cm* Länge. Diese Funken verlaufen in gezackten Linien wie gewöhnliche elektrische Funken, sind im stande, starre Nichtleiter, wie Glas, Holz, Kautschuk zc. zu durchlöchern, Papier zu entzünden, ebenso Gas und Pulver zu entzünden, und werden deshalb auch zu Minenzündungen verwendet.

Solche Apparate werden vielfach gebraucht von den Ärzten zu Heilzwecken (Elektrotherapie). Die Apparate sind dann verhältnismäßig einfach und schwach wirkend; sie werden gespeist von nur einem Element, gewöhnlich einem Tauchelemente aus Chromsäure, Zink und Kohle. Der Arzt hat es in der Hand, die Induktionsströme an Stärke wachsen zu lassen, indem er den Eisenkern anfangs ganz herauszieht und dann allmählich immer weiter in die primäre Rolle hineinschiebt; beim Herausziehen werden die Ströme wieder schwächer. Leitet man solche Induktionsströme durch den menschlichen Körper oder durch Teile desselben, so empfindet man, so lange sie schwach sind, ein angenehmes Prickeln, wenn sie stärker werden, ein Zucken in den Muskeln, das bald schmerzhaft und krampfhaft wird, so daß man z. B. nicht mehr im stande ist, die Hände zu öffnen, um die Drahtenden loszulassen; noch stärkere Ströme führen dann Lähmungen, sogar den Tod herbei. Der Arzt benützt die Ströme, die er der Stärke nach weise auswählt, um die Nerven zu reizen, wenn dieselben schwach, abgespannt und träge geworden sind. Diese Art des Elektrisierens nennt man auch Faradisieren (v. Faraday). Die Ärzte benützen auch den Strom einer Batterie, also einen konstanten Strom zu Heilzwecken, insbesondere um übermäßig erregte Nerven zu beruhigen. Man benützt dazu gewöhnlich Chromsäuretauchelemente, und zwar eine Batterie von sehr vielen, bis 60 Elementen, auf elektromotorische Kraft verbunden; die Elemente selbst sind dabei oft recht klein, Gläschen von ca. 50 *ccm* Inhalt, mit Zink und Kohlenstäbchen von Bleistiftdicke. Es ist notwendig, recht viele Elemente zu nehmen, weil der menschliche Körper einen großen Widerstand besitzt. Auch hiebei ist es so eingerichtet, daß der Arzt den Strom anfangs schwach nehmen und dann wachsen lassen kann; ein Kommutator (Stromwender) ermöglicht, den Strom in beliebiger Richtung fließen lassen zu können. In den Händen eines unkundigen Laien, der weder Art noch Stärke des Stromes richtig zu wählen versteht, ist die Anwendung der Elektricität zu Heilzwecken meist von mehr Schaden als Nutzen.

149. Induktion des Stromes auf seine eigene Leitung.

Wenn man den Strom in einem Leiter schließt, so wirkt jeder vom Strome schon durchflossene Teil des Leiters auf jeden folgenden Teil inducierend, bringt also darin einen Schließungsstrom

hervor. Besonders kräftig ist diese Wirkung, wenn im Schließungsdrahte parallele Windungen vorhanden sind; wenn nämlich der eingeleitete Strom die erste Windung durchläuft, so entsteht dadurch in der folgenden Windung (sogar in allen benachbarten) ein Schließungsstrom, der dem ursprünglichen entgegengesetzt läuft, also ihn schwächt. Von der Batterie her wird aber diese Schwächung durch weiteres Zufließen von Elektricität überwunden, und der Strom kommt so in die zweite Windung. Während er diese durchläuft, induciert er in der folgenden einen Strom, der ebenso den Hauptstrom schwächt, und so geht es fort. Dieser beim Schließen des Stromes entstehende Induktionsstrom kommt also nicht als wirklicher Strom zum Vorschein, sondern besteht in einer Schwächung des Batteriestromes. Der Batteriestrom fließt infolge dieses Induktionsstromes nicht sofort in seiner ganzen (den Ohm'schen Gesetzen entsprechenden) Stärke, sondern wächst allmählich auf diese Höhe an. Dieser beim Stromschluß in der eigenen Leitung inducierte Strom heißt Gegenstrom.

Ähnliches findet statt, wenn der Strom geöffnet wird; dadurch daß der Strom in der ersten Windung aufhört, induciert er in den folgenden einen Strom von gleicher Richtung, der also den noch vorhandenen Strom stärkt und dadurch auch dessen Aufhören verzögert. Dasselbe findet in jeder folgenden Windung statt. Diese beim Öffnen entstehende Induktion auf die eigene Leitung bewirkt also, daß, nachdem der Hauptstrom schon unterbrochen ist, in der Leitung noch ein Strom läuft, der Öffnungsextrastrom, auch bloß Extrastrom oder Extrakurrent genannt, der dem Hauptstrom gleichgerichtet ist, und sogar mit noch größerer Stärke verläuft.

Dieser Öffnungsextrastrom zeichnet sich durch besondere Wirkungen aus: Wenn man den Strom unterbricht dadurch, daß man zwei Drahtenden, durch welche er läuft, trennt, so sieht man einen Funken überspringen. Im Momente der Trennung, wenn der Abstand der Drahtenden noch ungemein klein ist, kommt der Öffnungsextrastrom mit hoher elektromotorischer Kraft; es treten also an die Drahtenden Elektricitäten von so hoher Spannung, daß sie die (noch ungemein kleine) trennende Luftschichte in Funkenform überspringen. Sie reißen dabei Teilchen der Leiter weg, die dann in der Luft verbrennen. Hält man z. B. das eine Drahtende an eine Feile und fährt mit dem anderen über die Feile, so entstehen viele Öffnungsströme und die losgerissenen Eisenteilchen verbrennen unter lebhaftem Funkensprühen.

So oft bei der elektrischen Uhr die Pendelspitze das Quecksilber verläßt, entsteht durch den Öffnungsstrom ein Funke, der etwas Quecksilber verbrennt. Bei der elektrischen Klingel, beim Telegraphen entsteht bei jedem Öffnen des Stromes der Extrastrom, bringt einen Funken hervor, der Teilchen des Metalles losreißt. Bestehen hiebei

die Berührungsstücke aus Kupfer oder Messing, so setzt sich wohl auch das verbrannte Kupfer an den Berührungsstellen an und verhindert dann die weitere Berührung. Es werden deshalb solche Kontakte bei elektrischen Klingeln, Uhren zc. bald unsicher; man macht sie deshalb meist aus Platin, das, wenn auch Teilchen davon verdampfen, doch stets blank bleibt.

Man beseitigt diese Funkenbildung teilweise durch Einschaltung eines Kondensators. Der Kondensator besteht aus mehreren über einander geschichteten Stanniolblättern, die durch Wachstuchblätter von einander isoliert sind. Alle (in der Ordnungszahl) ungeraden Stanniolblätter werden unter sich und mit dem einen Teile des Kontaktes verbunden; die geraden Stanniolblätter werden unter sich und mit dem andern Teile des Kontaktes verbunden. Wenn nun in a der Strom geöffnet wird und der Öffnungsstrom entsteht, so daß etwa von rechts +, von links — E zur Kontaktstelle hinläuft, so läuft sie auch in die Stanniolblätter; da dieselben große Flächen besitzen und sich nahe gegenüberstehen, so wirken sie kondensierend auf die hineinfließende Elektricität. Es bekommt deshalb die freie Elektricität an der Trennungsstelle keine besondere Spannkraft, es bildet sich also auch meist kein Funke. Nachdem der Kondensator anfangs dafür gesorgt hat, daß der Funke sich nicht bildet, kann der Funke auch später nicht mehr entstehen, weil bald die Entfernung der Kontaktstücke zu groß geworden ist. Die in den Stanniolblättern aufgespeicherte Elektricität gleicht sich dann rückwärts fließend (durch die Batterie) aus.

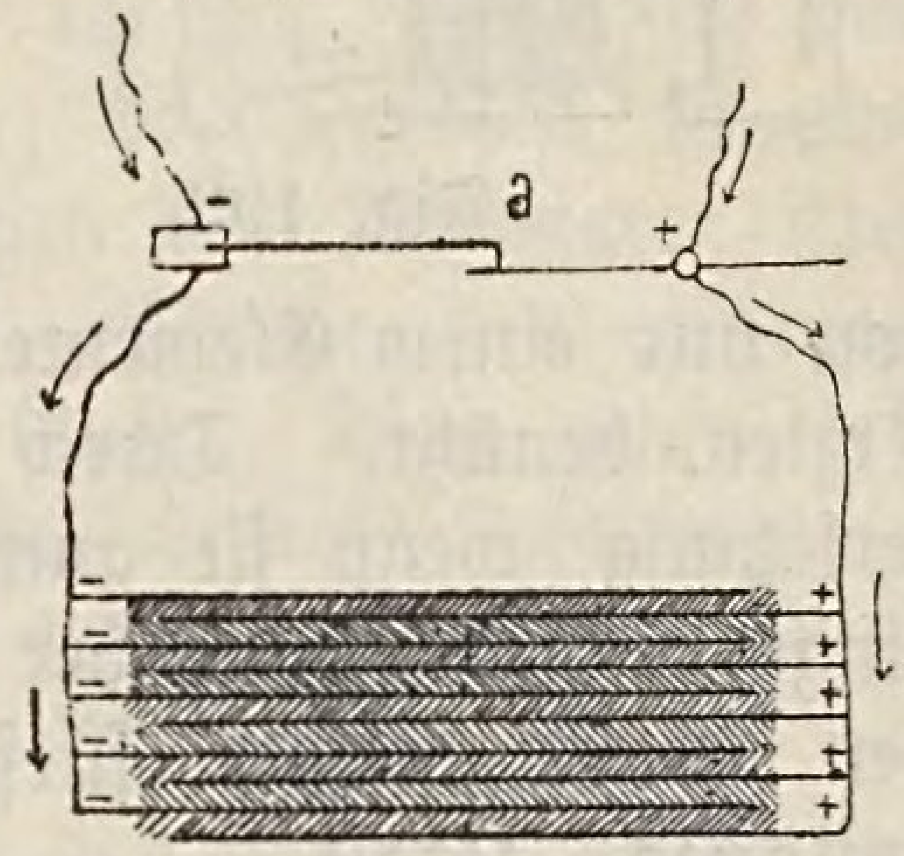


Fig. 192.

Diese Extraströme sind besonders stark, wenn die Leitung viele Windungen macht wie bei den Elektromagneten, und wenn in derselben auch noch weiche Eisenkerne sich befinden, da Magnetisierung und Entmagnetisierung derselben ebenfalls inducierend wirkt. Hält man zwei Drahtenden einer solchen Leitung mit den (feuchten) Fingern in Berührung und trennt sie nun, so spürt man einen durch die Glieder zuckenden Schlag wie bei der Leydener Flasche. Es ist das die Wirkung des Öffnungsextrastromes, der, nachdem die Drahtenden getrennt sind, durch den menschlichen Körper verläuft und dort vermöge seiner hohen elektromotorischen Kraft trotz des großen Widerstandes in großer Stärke verläuft. Hierauf beruht auch der Selbstinduktionsapparat. Er besteht aus einem Elektromagnete von vielen Windungen und einem Eisenkerne, der aus vielen, von einander isolierten Stäben weichen Eisens besteht. Über ihm befindet sich ein Wagner'scher Hammer. Durch den Hammer wird der Strom in rascher Folge unterbrochen. Jeder Öffnungsstrom be-

wirkt nun einen Funken am Kontakte; leitet man aber von den zwei Kontaktstücken wie in Fig. 193 Drähte fort, zwischen welche ein Leiter von großem Widerstande, also etwa der menschliche Körper, ein Wasserzersetzer oder ähnliches, eingeschaltet ist, so verläuft auch der Öffnungsstrom durch diesen Leiter, geht also nicht durch die Luftschichte am geöffneten Kontakt und bildet keinen Funken. Schon in dieser einfachen Form, gespeist von nur einem Elemente, wird dieser Induktionsapparat vielfach von Ärzten benützt. Durch diesen Apparat gelingt auch die Wasserzersetzung, wenn sie auch mit dem Elemente allein wegen dessen geringer elektromotorischer Kraft nicht eintreten könnte; denn der durch den Wasserzersetzer fließende Extrakurrent hat eine hohe elektromotorische Kraft.

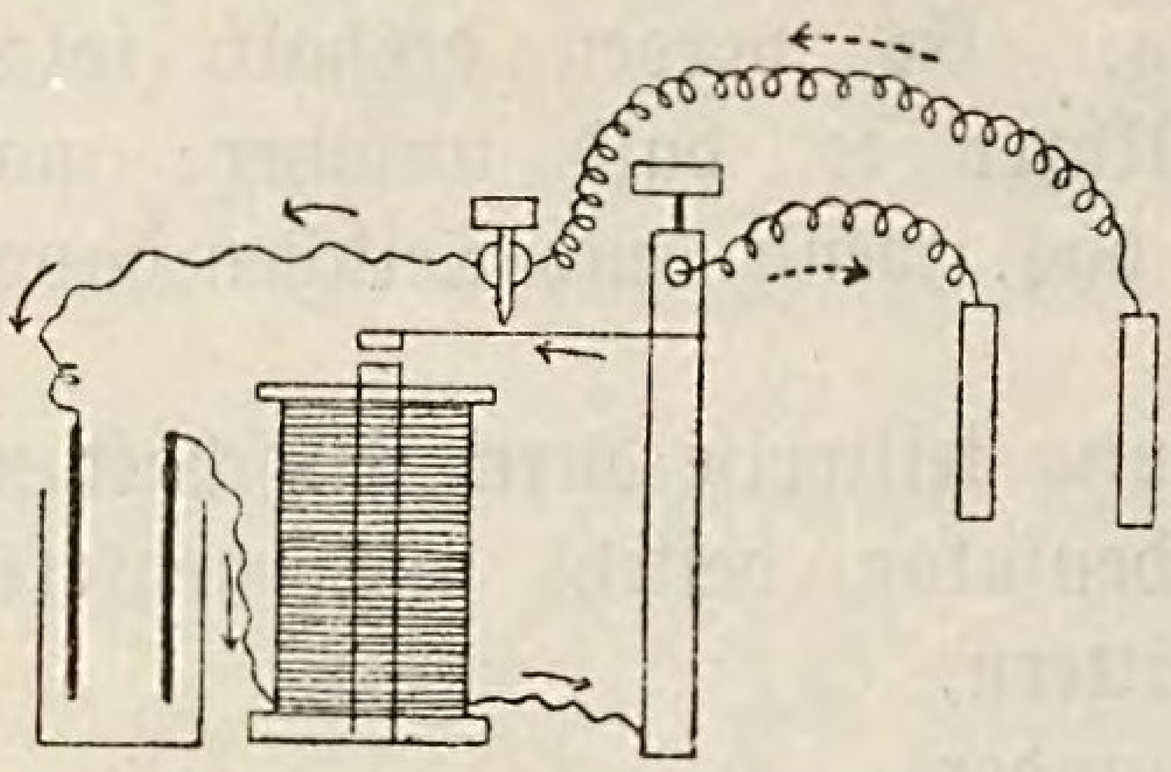


Fig. 193.

150. Der magnetelektrische Induktionsapparat.

Derselbe besteht zunächst aus einem kräftigen Stahlmagnete, der gewöhnlich Hufeisenform hat und aus mehreren Lamellen zusammengesetzt ist. Vor den Polen desselben befinden sich

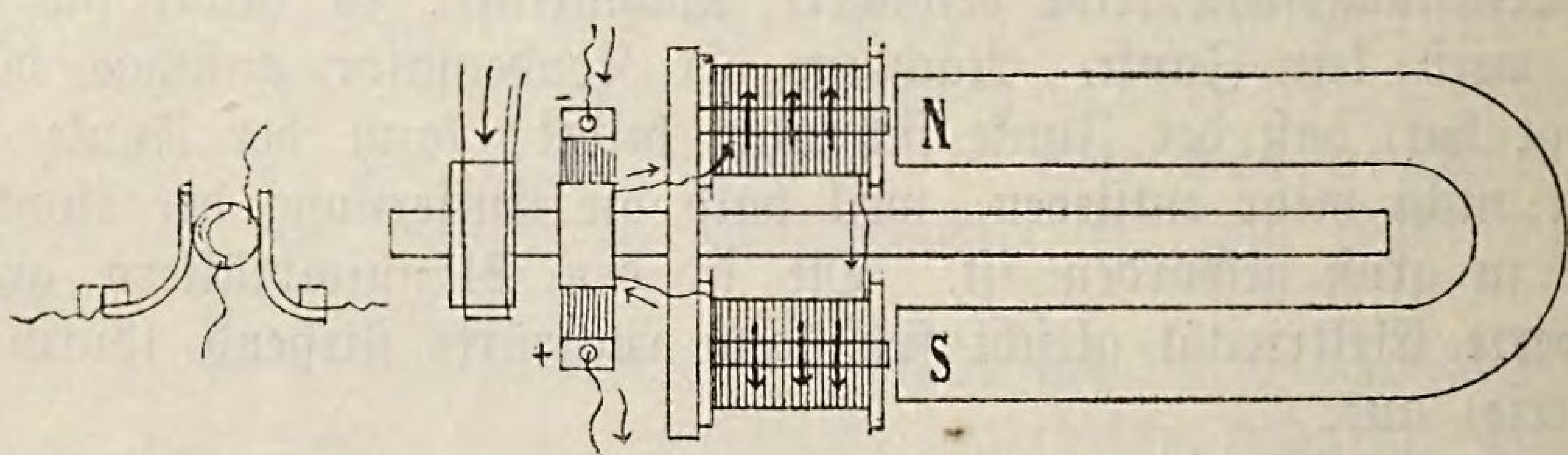


Fig. 194.

zwei Induktionsspulen; diese stecken auf zwei parallelen Eisenkernen, die durch ein Querstück aus weichem Eisen verbunden sind, ähnlich wie bei einem Elektromagnete. Diese Induktionsspulen schauen auf die Pole des Stahlmagneten zu und sind auf einer drehbaren Achse so befestigt, daß, wenn man die Achse dreht, jede Spule vom einen Pole des Magnetes weg und zum andern Pole sich hinbewegt, also einen Polwechsel ausführt. Diese Achse kann durch irgend einen Umtreibmechanismus in rasche Rotation versetzt werden, so daß die Induktionsspulen in rascher Folge die Polwechsel ausführen. Dadurch entstehen Induktionsströme und zwar sowohl deshalb, weil die Induktionsspulen an den Magnetpolen vorbeibewegt werden, als auch deshalb, weil die Eisenkerne hiebei durch Influenz Magnetismus bekommen und wieder verlieren, magnetelektrische Induktion.

Betrachten wir eine Spule, etwa diejenige, die eben vor dem Nordpole des Stahlmagnetes sitzt, so ist ihr Eisenkern eben südmagnetisch influenziert. Drehe ich sie, bis sie zum andern Pole, dem Südpole, kommt, so verliert der Eisenkern den Südmagnetismus, und erhält Nordmagnetismus; es ist also gerade so, wie wenn ich einen in der Induktionsrolle steckenden Südpol herausziehe und einen Nordpol hineinstecke. Diese beiden Vorgänge erzeugen einen einzigen Strom; denn der Südpol ist wie ein Solenoid, dessen Strom läuft wie der Zeiger der Uhr; ziehe ich ihn heraus, so entsteht ein gleichgerichteter (Öffnungs-) Strom; der Nordpol ist aber wie ein Solenoid, dessen Strom läuft entgegen dem Uhrzeiger; stecke ich ihn hinein, so entsteht ein (Schließungs)- Strom, der entgegengesetzt, also auch wieder wie ein Uhrzeiger läuft. Diese geben also den einen Strom, der beim ersten Polwechsel entsteht. Bewege ich die Rolle nun vom Südpole weg und auf den Nordpol des Magnetes zu, so verschwindet im Eisenkern der Nordmagnetismus und es entsteht Südmagnetismus; diese beiden Vorgänge erzeugen wieder einen Strom, der dem vorher erzeugten der Richtung nach entgegengesetzt ist. Dasselbe gilt von der andern Induktionsrolle, die ja hiebei auch ihre Polwechsel ausführt. Es entstehen also beim Umdrehen der Achse in beiden Rollen Induktionsströme, die stets dann, wenn die Rollen vor den Polen sind, ihre Richtung wechseln.

Diese Ströme sollen nun noch herausgeleitet werden. Man bringt auf der Achse zwei Messingscheiben an, die eine direkt, die andere durch Holz- (oder Bein-) unterlage isoliert, führt die Drahtenden zu diesen Scheiben und läßt an den Scheiben zwei kupferne Federn schleifen, die zu zwei Klemmschrauben führen. Dadurch werden die Ströme aus den Scheiben durch die Federn zu den Klemmschrauben geführt und können von diesen aus beliebig weitergeleitet werden. Da die Ströme in der Leitung als wechselnde verlaufen, so nennt man eine solche Maschine eine Wechselstrommaschine.

Will man die Ströme als gleichgerichtete aus der Maschine herausleiten, so bringt man den Kommutator (Stromwender) an. Auf der Drehungsachse werden zwei halbkreisförmige Scheiben so befestigt, daß sie eine ganze Scheibe zu bilden scheinen, und die Polдrähte der Induktionsrolle werden zu den Scheiben geführt; beide Scheiben werden aber von einander durch eine dazwischen gelegte Schichte Holz oder Bein isoliert. Zwei Federn berühren die beiden Halbscheiben und sind so angebracht, daß, wenn die Induktionsrollen vor den Polen stehen, jede Feder gerade die Trennungslinie der beiden Halbscheiben berührt, also beim Umdrehen in diesem Momente von der einen Halbscheibe auf die andere übertritt. Da nun in demselben Momente auch die Richtung des Induktionsstromes wechselt,

so ist klar, daß aus den Federn die Induktionsströme gleichgerichtet herauskommen. Eine solche Maschine nennt man eine Einstrommaschine.

Solche magnetelektrische Induktionsmaschinen wurden auch von den Ärzten benützt, werden aber durch die besseren elektrischen Induktionsapparate verdrängt. Vielfach werden sie heutzutage benützt, um elektrische Klingeln in Thätigkeit zu setzen und bei denselben die Batterie zu ersetzen.

Man kann solche Maschinen leicht größer und stärker wirkend konstruieren. Man bringt dann mehrere Magnete so an, daß ihre Pole in einem Kreise so liegen, daß immer Nord- und Südpol abwechseln. Vor dem Kreise bringt man eine Scheibe an, die auf einer Achse aufsitzt und durch dieselbe gedreht werden kann. Auf dem Umfange der Scheibe bringt man so viele Induktionsrollen an, als Magnetpole vorhanden sind, so daß beim Umdrehen jede Rolle, von Pol zu Pol wandernd, in rascher Folge Polwechsel macht und Induktionsströme produziert; die Drahtenden der Rollen verbindet man nach Bedarf auf Intensität oder Quantität und leitet sie zu Schleiffedern wie früher. Man verstärkt die Wirkung, wenn man nicht bloß einen Kranz von Magnetpolen anbringt, der den vorderen Enden der Induktionsrollen gegenüberliegt, sondern noch einen Kranz von ungleichnamigen Magnetpolen, der den hinteren Enden der Induktionsrollen gegenüberliegt, so daß jede der Induktionsrollen, deren Eisenkerne nun nicht mehr mit denen der benachbarten verbunden sind, zwischen zwei ungleichnamigen Magnetpolen liegt. Von der Verwendung solcher großen Maschinen wird später die Rede sein.

Eine wesentliche Vereinfachung und Verbesserung der magnetelektrischen Induktionsapparate wurde erzielt durch die von Siemens erfundene Induktionsspule (Cylindermagnet); dieselbe besteht

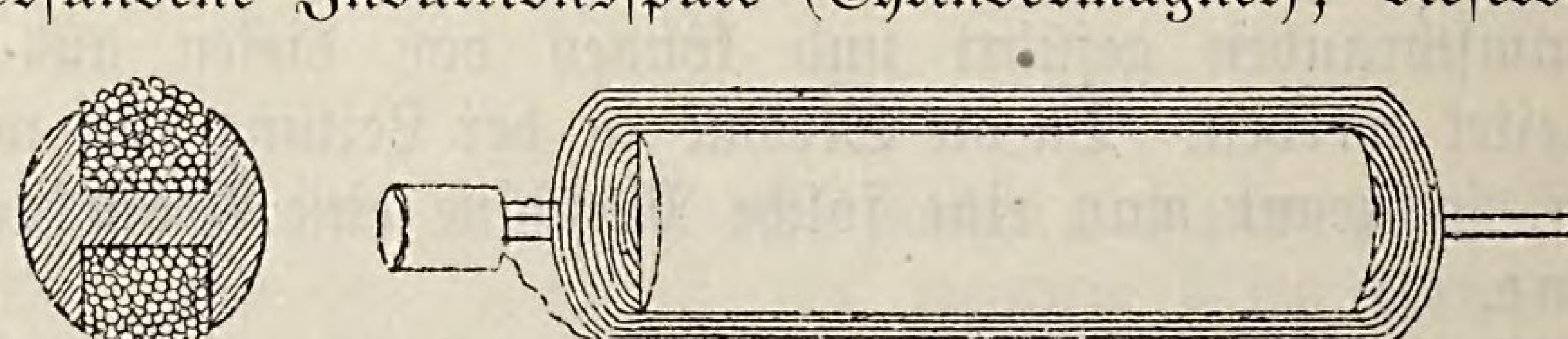


Fig. 195.

aus einem stabförmigen Stück weichen Eisens von nebenstehendem Querschnitte, sieht also aus wie eine cylindrische Walze, in welche der Länge nach zwei tiefe und breite Rinnen eingegraben wurden; längs dieser Rinnen wird nun der Länge nach isolierter Draht gewickelt, so daß er sie fast ausfüllt. Die Spule ist drehbar um eine Achse, die der Länge nach durch ihre Mitte geht. Auf der Achse sind (wie früher) zwei Ringe oder zwei Halbringe befestigt, zu denen die Drahtenden geführt werden; die Ringe werden von den Schleiffedern berührt, durch welche die gleichgerichteten Ströme herauslaufen.

Die Spule dreht sich nun zwischen den Polen eines Hufeisen-

magnetes; oder es werden mehrere Hufeisenmagnete parallel hintereinander mit mäßigen Zwischenräumen aufgestellt, so daß ihre Schenkel eine Galerie bilden, und durch diese Galerie wird die Spule gesteckt; sie wird nun, wenn sie mit ihren breiten Seiten an den Polen steht, selbst stark magnetisch, führt beim Umdrehen Polwechsel aus und erzeugt so Induktionswechselströme; diese werden entweder als solche oder, durch den Kommutator gleichgerichtet, herausgeleitet wie bei den andern Apparaten.

151. Die dynamoelektrische Maschine.

Die Stärke des durch die magnetelektrischen Maschinen erhaltenen Stromes hängt ab zunächst von der Anzahl der Windungen und der Geschwindigkeit der Umdrehung, und zwar ist die elektromotorische Kraft des Stromes jeder dieser Ursachen nahezu direkt proportional. Sie ist aber offenbar auch abhängig von der Stärke des verwendeten Magnetes, und zwar auch derart, daß, je stärker der Magnetismus, desto stärker die elektromotorische Kraft des Stromes. Nun sind aber Stahlmagnete stets nur verhältnismäßig schwach magnetisch; viel stärker sind die Elektromagnete. Ersetzt man also den Stahlmagnet der magnetelektrischen Maschine durch einen Elektromagnet, so kann man viel stärkere Ströme erhalten.

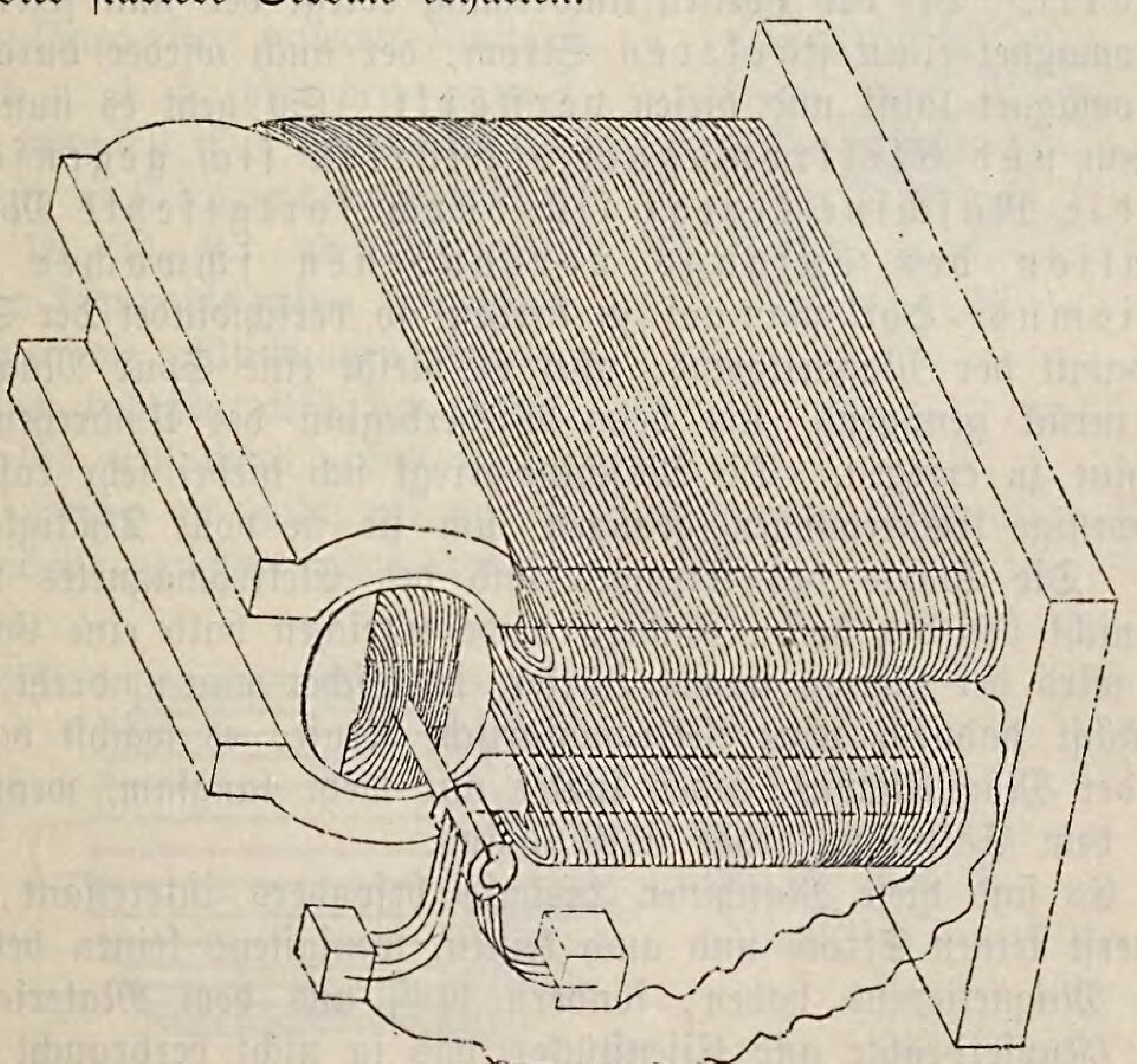


Fig. 196.

Um aber den Elektromagnet magnetisch zu machen, dazu hat man einen Strom nötig; diesen etwa durch eine Batterie zu erzeugen, ist zu teuer. Da faßte Dr. Werner Siemens den Gedanken.

den durch die Umdrehung der Induktionsspule erhaltenen Strom dazu zu verwenden, um den Elektromagnet zu speisen. Man nimmt also eine Siemens'sche Spule, steckt dieselbe zwischen die Pole eines großen Elektromagnetes, dessen Eisenkerne, entsprechend der Länge der Spule, breite Eisenplatten sind, leitet von der einen Schleiffeder der Spule den Draht in die Windungen des Elektromagnetes und verbindet deren Ende mit der anderen Schleiffeder. Fig. 196.

Man könnte nun meinen, daß beim Umdrehen der Spule kein Strom erregt würde, weil der Elektromagnet noch unmagnetisch ist, und daß, weil kein Strom vorhanden ist, auch der Elektromagnet nicht erregt würde. Aber wenn man, nachdem der Apparat so konstruiert ist, einen Batteriestrom durch den Elektromagnet gehen läßt, so wird derselbe magnetisch; entfernt man nun den Batteriestrom wieder, so verlieren die Eisenkerne ihren Magnetismus, aber nicht vollständig; ein wenn auch kleiner Rest Magnetismus bleibt ihnen, remanenter Magnetismus. Dieser genügt, um Folgendes zu bewirken: wenn man nun die Induktionsspule dreht, so induciert schon bei der ersten Umdrehung der remanente Magnetismus einen wenn auch schwachen Strom, dieser wird durch den Kommutator gleichgerichtet und durchläuft den Elektromagnet und zwar so, daß er den vorhandenen remanenten Magnetismus verstärkt. Bei der zweiten Umdrehung erregt der nun stärkere Elektromagnet einen stärkeren Strom, der auch wieder durch den Elektromagnet läuft und diesen verstärkt. So geht es nun fort, Strom und Elektromagnet verstärken sich gegenseitig und die Maschine erregt sich durch fortgesetzte Multiplikation des anfangs vorhandenen schwachen Magnetismus. Hört man auf zu drehen, so verschwindet der Strom und damit der Magnetismus; aber es bleibt eine Spur Magnetismus zurück genügend, um beim Wiederbeginn des Umdrehens die Maschine zu erregen. Die Maschine erregt sich hiebei sehr rasch, so daß wenige Umdrehungen genügen, um sie in volle Thätigkeit zu setzen. Die Stärke des Stromes und des Elektromagnetes wächst aber nicht beliebig hoch, sondern beide erreichen bald eine Grenze; zwar wird der Strom immer stärker, je rascher man umdreht, denn es wächst dadurch seine elektromotorische Kraft; es wächst dadurch auch der Magnetismus, aber später nur mehr langsam, wenn das Eisen dem Sättigungsgrade nahe kommt.

Es sind diese Maschinen deshalb besonders interessant, weil sie zuerst keinen Strom und auch keinen, wenigstens keinen beträchtlichen Magnetismus haben, sondern bloß aus dem Material bestehen (Kupferdrähte und Eisenstücke), das ja nicht verbraucht wird, und daß sie doch ungemein viel Energie elektrischer und magnetischer Art liefern. Diese Energie, welche insbesondere im elektrischen Strom liegt, bekommt man aber nicht umsonst, sondern man

erhält sie nur dadurch, daß man *Kraft aufwendet*, um die *Spule umzutreiben*; weil mittels dieser Maschine diese Kraft verwandelt wird in Elektricität, deshalb nennt man die Maschine eine *dynamoelektrische* Maschine (von dem griechischen Wort Dynamis-Kraft) oder bloß *Dynamomaschine*.

152. Die Gramme'sche Maschine.

Die Dynamomaschinen haben noch eine wesentliche Abänderung und Verbesserung erfahren durch *Gramme*, der die Siemens'sche Spule durch einen *ringförmigen Induktionsapparat*, den *Gramme'schen Ring*, ersetzte. Dieser besteht *aus einem Ring* von weichem Eisen, der die Gestalt eines hohlen Cylinders hat; derselbe ist mit isoliertem *Kupferdrahte* bewickelt, und zwar geht der Draht an der äußeren Fläche des Ringes längs einer Cylinderkante, kehrt auf der zugehörigen inneren Kante zurück, geht dann wieder längs der äußeren Kante, dann längs der inneren Kante zurück u. s. f. bis der ganze Ring bewickelt ist. Dieser Draht ist nun in *Gruppen* abgeteilt, etwa 16, 24, 32, oder 12 wie in der Figur, die neben einander liegen; die Windungen einer Gruppe bedecken also den 24. Teil des Cylinders, und sind meist gering an Zahl, oft nur 6, häufig nur vier; in der Figur sind je 3 gezeichnet; das Ende jeder Gruppe ist mit dem Anfange

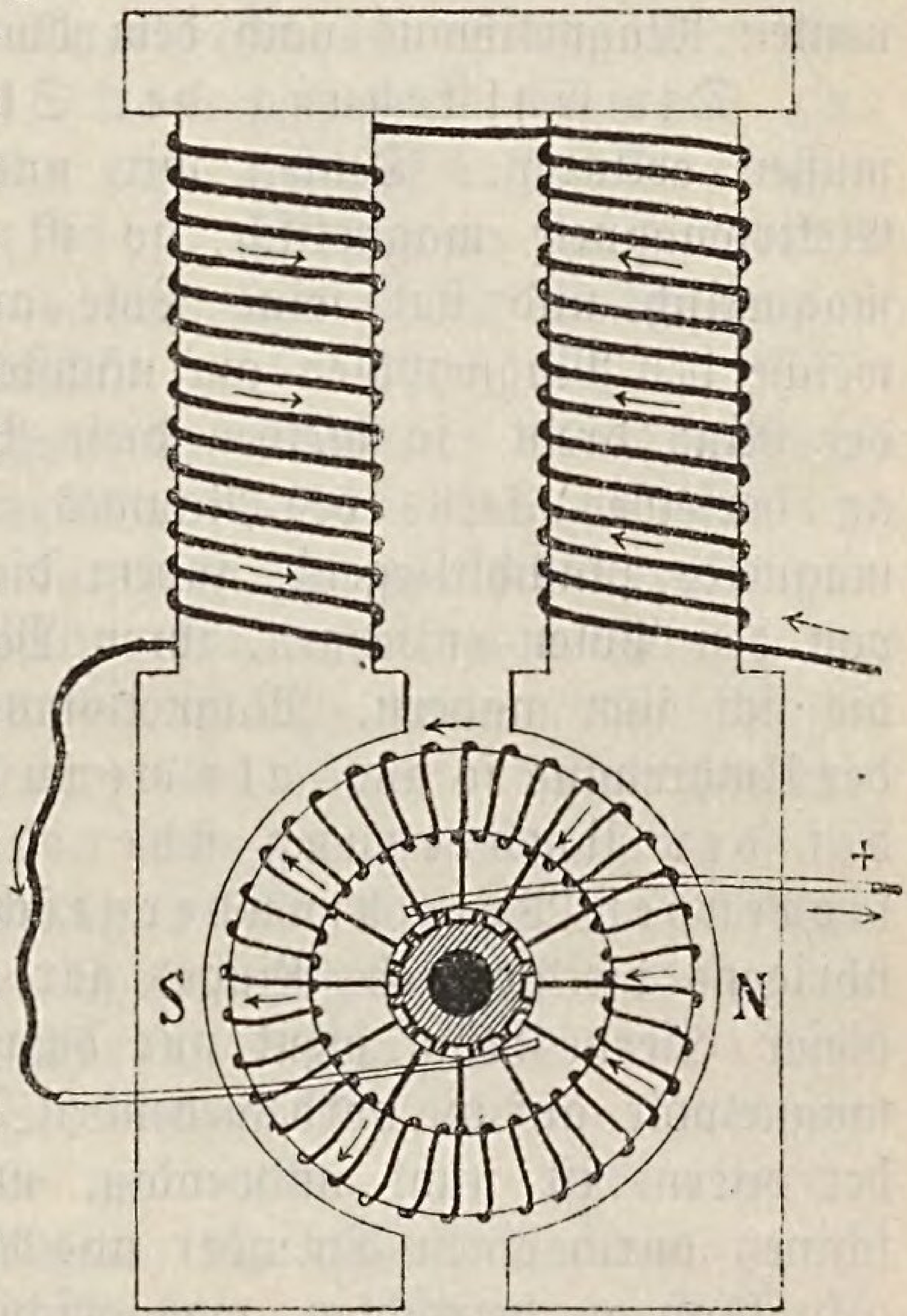
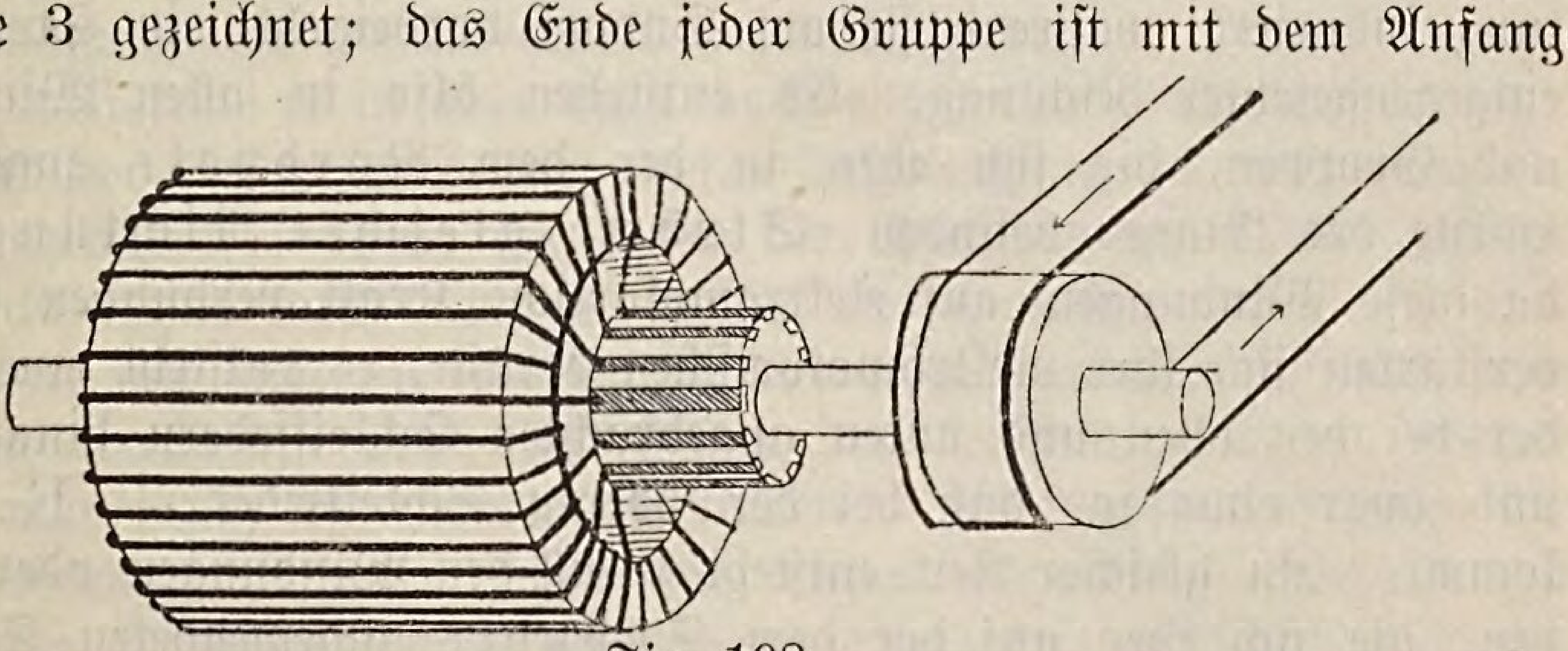


Fig. 197.


Fig. 198.

der nächsten Gruppe verbunden. Von jeder dieser Verbindungsstellen führt ein *Drahtstück* in der Richtung des Radius gegen die Achse des Ringes; auf dieser Achse sind auf einem cylindrischen Holzstücke

Messingstäbe eingelassen, die durch Holz von einander isoliert sind und längs der Kanten dieses Cylinders laufen. Jedes Drahtstück führt von der Verbindungsstelle zweier Gruppen zu einem Messingstreifen. Auf diesen Messingstreifen schleifen zwei Kupferdrahtbürsten, durch Federn angedrückt, und zwar eine oben, die andere unten. Der ganze Gramme'sche Ring ist auf einer drehbaren Achse befestigt. Rechts und links von dem Ringe stehen entweder die Pole eines kräftigen Hufeisenmagnetes oder die Pole eines kräftigen Elektromagnetes, der durch den Strom des Ringes selbst gespeist wird; also auch diese Maschine wird mittels des remanenten Magnetismus nach dem dynamischen Prinzip erregt.

Die Entstehung der Ströme kann man sich folgendermaßen erklären. Denken wir uns die Maschine erregt, also die Elektromagnete magnetisch, so ist auch der Eisenkern des Ringes magnetisch und hat seine Pole an den Stellen rechts und links, welche den Magnetpolen am nächsten sind; und wenn sich nun auch der Ring dreht, so bleiben diese Magnetpole des Ringes doch stets an derselben Stelle des Raumes, nämlich den Polen des Elektromagnetes zunächstliegend, indem diejenige Teile des Eisens, die sich von den Polen entfernen, ihren Magnetismus verlieren, diejenigen, die sich ihm nähern, Magnetismus bekommen. Es sieht also bei der Umdrehung so aus, als wenn die Windungen des Ringes bei der Umdrehung über die im Innern des Ringes liegenden Pole hinübergeschoben würden. Man braucht übrigens die Pole des Ringes gar nicht in Betracht zu ziehen, denn dieser eiserne Ring dient nur dazu, um die Wirkung der Elektromagnetpole auf die vorbeigehenden Drahtwindungen zu verstärken, der eiserne ist nicht notwendig, und wird auch bei manchen Maschinen durch einen Cylinder aus Neusilberblech ersetzt; man braucht also bloß zu betrachten, was geschieht, wenn die Windungen an den Polen des Elektromagnetes vorbeigehen. Während eine Windung am Nordpol vorbeigeht, wird in ihr ein Strom von gewisser Richtung induciert, während sie am Südpol vorbeigeht, ein Strom von entgegengesetzter Richtung. Es entstehen also in allen Windungen und Gruppen, die sich eben in der dem Nordpole zugekehrten Hälfte des Ringes befinden, Ströme gleicher Richtung, und da diese Windungen auf elektromotorische Kraft verbunden sind, so verstärken sich ihre elektromotorischen Kräfte, es entsteht ein Strom, der bei den oben und unten angebrachten Schleiffedern hinausläuft, und zwar etwa so, daß bei der oberen Schleiffeder + E herauskommt. Zu gleicher Zeit entsteht in all den Windungen oder Gruppen, die sich eben auf der dem Südpole zugewendeten Seite befinden, Ströme, die sich ebenso zu einem Strome vereinigen, der aber dem Strome der anderen Hälfte entgegengesetzt läuft. Daraus folgt aber, daß auch dieser Strom seine + E zur oberen Schleif-

feder schickt. Daß dies der Fall, erkennt man aus folgender Überlegung: Wenn in der rechten Hälfte der Strom so läuft, daß die + E zur oberen Schleiffeder kommt, so läuft in der rechten Hälfte der Windungen der Strom so, daß er sich nach aufwärts windet bis zum höchsten Punkt; würde dieser oder ein gleichgerichteter Strom in der linken Hälfte laufen, so müßte er vom höchsten Punkte aus sich nach abwärts winden, der entgegengesetzte Strom muß also so laufen, daß er sich nach aufwärts windet; da nun in der linken Hälfte der Strom thatsächlich entgegengesetzt läuft, so folgt, daß sich dessen + E nach aufwärts windet, also auch zur oberen Schleiffeder kommt. Es sind demnach beide Hälften anzusehen als zwei galvanische Elemente, deren positive Pole zur oberen, deren negative Pole zur unteren Schleiffeder führen, die also auf Quantität verbunden sind; werden demnach die beiden Schleiffedern durch einen Draht verbunden, so läuft durch ihn der elektrische Strom.

Da bei der Drehung die gegenseitige Stellung der Windungen stets dieselbe bleibt, indem für jede Windung, die aus ihrer Stellung rückt, die folgende nachrückt, und für jede Gruppe, die von der rechten Seite oben auf die linke übertritt, auch unten eine Gruppe von der linken auf die rechte Seite tritt, so ist der erzeugte Strom fast vollständig gleichmäßig, nie unterbrochen und verändert seine Stärke nicht, wenn man gleich rasch weiter dreht. Die Drahtführung ist dieselbe wie früher: von der einen Schleiffeder durch die Windungen des Elektromagnetes, dann zu dem Apparate, in welchem man die Elektricität benützen will, z. B. einem Galvanometer, und dann zurück zur andern Schleiffeder. Auch die Erregung der Maschine ist dieselbe wie früher: die Elektromagnete haben etwas remanenten Magnetismus; der erzeugt bei Beginn des Drehens schwache Ströme, diese verstärken den Magnetismus, dieser ruft stärkere Ströme hervor u. s. f. Wenn der Gramme'sche Ring rasch gedreht wird, so müssen seine Eisenteile, wenn sie an den Elektromagnetpolen vorübergehen, rasch Magnetismus annehmen und wieder verlieren; es ist aber dazu doch einige Zeit erforderlich; deshalb hat der sich drehende Ring seine Pole nicht gerade den Magnetpolen gegenüber, sondern im Sinne der Drehung erst etwas später, also links etwas weiter unten, rechts etwas weiter oben. Damit verschieben sich auch die Stellen, in denen die Instruktionsströme ihre Richtung wechseln, etwas im Sinne der Drehung. Diese Stellen nennt man auch die neutralen Punkte. Es werden deshalb die Schleiffedern nicht genau oben und unten angebracht, sondern im Sinne der Drehung etwas verschoben, also oben etwas nach links, unten etwas nach rechts, möglichst genau an die neutralen Punkte. Solche Dynamomaschinen werden heutzutage zu den verschiedensten Zwecken verwendet; denn sie liefern, groß ausgeführt, mächtige elek-

trische Ströme zu billigem Preise, da beim Betriebe nur die Kraft zu bezahlen, die zum Umtreiben der Maschine nötig ist, und man diese Kraft durch eine Dampfmaschine oder ein Wassergefälle oder sogar durch den Wind sich billig verschafft. Daß wirkliche Kraft verwendet werden muß, um die Maschine zu treiben, erkennt man leicht an dem folgenden Versuche. Verbindet man die Pole der Maschine nicht mit einander, so fühlt man, daß das Umdrehen der Maschine verhältnismäßig leicht geht; denn weil der Strom nicht geschlossen ist, erregt sich die Maschine nicht, die Elektromagnete bleiben schwach magnetisch, und es ist zum Umdrehen nur so viel Kraft erforderlich, um die Reibung zu überwinden. Sobald man aber die Pole durch einen Draht verbindet, fühlt man, daß nun viel mehr Kraft zum Drehen nötig ist; denn nun erregt sich die Maschine, es wird ein elektrischer Strom produziert, und gerade dazu ist die aufgewendete Kraft verwendet worden. Häufig verwendet man nicht den ganzen Strom zur Erregung der Elektromagnete sondern nur einen Zweig desselben. Von der einen Polklemme führt ein Draht zu den Windungen des Elektromagnetes und dann zur anderen Polklemme; das ist der eine, innere Zweig, welcher den Elektromagnet erregt. Von der einen Polklemme führt ein zweiter Draht dorthin, wo man den Strom benützen will, und von da zurück zur anderen Polklemme; das ist der äußere Zweig. Diese Verzweigung hat den Vorteil, daß auch dann, wenn der äußere Kreis nicht geschlossen ist, oder wenn im äußeren Kreise ein großer Widerstand vorhanden ist, doch der innere Kreis geschlossen bleibt und deshalb die Eletromagnete stets erregt sind.

253. Verwendung der Dynamomaschine zu Galvanoplastik.

Man verwendet den Strom solcher Maschinen zur Galvanoplastik in den großen Anstalten für galvanisches Versilbern, Vergolden, Vernickeln, Verkupfern rc. anstatt der teuren Batterien. Da es hiebei darauf ankommt, möglichst viel Metall niederzuschlagen, die Menge des Metalles aber direkt proportional ist der Menge der durchfließenden Elektricität (Faraday), so sucht man einen möglichst starken Strom zu erzielen; da nun der äußere Widerstand in den kurzen Zuleitungsdrähten und in den großen Bädern mit den breiten Elektroden sehr klein ist, so baut man auch die Maschine so, daß der innere Widerstand sehr klein ist; man macht also wenig Windungen am Gramme'schen Ringe, etwa blos 24 Gruppen à 1 oder 2 Windungen, macht dafür die Drähte sehr dick, so daß sie wie Kupferstäbe oder -barren aussehen, und gibt auch den Elektromagneten nur wenige Windungen aus dicken Kupferstäben bestehend. Die elektromotorische Kraft ist dann nicht bedeutend, aber, da der Gesammtwiderstand sehr klein ist, ist die

Stromstärke doch sehr groß, und auch die Elektromagnete werden trotz der wenigen Windungen stark magnetisch.

Mittels solcher, durch Dampfmaschinen betriebener Maschinen scheidet man metallisches Kupfer aus dem bergmännisch gewonnenen Kupfersulfat aus, und erhält so sogar sehr reines Kupfer, da es frei ist von Schlacken und anderen Metallen. Man gewinnt durch eine Maschine, die 6—8 Pferdekräfte erfordert, täglich 5—6 Ztr. Kupfer. Mit solchen Maschinen wird fabrikmäßig versilbert, vergoldet und vernickelt, und nur die Billigkeit des dadurch erzeugten Stromes ermöglicht die weite Verbreitung und allgemeine Verwendung galvanisch versilberter und vernickelter Gegenstände.

154. Wärmewirkung des elektrischen Stromes.

Bevor wir das elektrische Licht besprechen, ist es notwendig, die Wärmewirkung des galvanischen Stromes zu betrachten. Stets wenn ein galvanischer Strom einen Leiter durchfließt, erzeugt er in demselben Wärme; man fühlt dieselbe an einem Stücke dünnen Kupferdrahtes; man sieht ihre Wirkung an einem feinen Kupferdraht, da derselbe durch den Strom sogar glühend gemacht, ja bei sehr starkem Strome geschmolzen werden kann. Sind in demselben Stromkreise mehrere Leiter von verschiedenem Widerstande nach einander eingeschaltet, wie etwa dünnere und dickere Drähte, so wird in den Teilen, welche den größeren Widerstand besitzen, auch mehr Wärme erzeugt. Gerade so, wie sich in einem solchen Falle das Gefälle auf die einzelnen Teile des Leiters verteilt, so daß derjenige Leiter, der den größeren Widerstand hat, auch das größere Gefälle hat, ebenso verteilt sich auch die erzeugte Wärmemenge; also die in zwei Stücken desselben Stromkreises erzeugten Wärmemengen (Kalorien) verhalten sich gerade so, wie die auf diesen Stücken verbrauchten Beträge des Gefälles. Diese Wärmemengen erscheinen als Äquivalente für die im Gefälle verschwundene Elektricitätsspannung. Da aber das Gefälle dem Widerstande proportional ist, so folgt: In demselben Stromkreise verhalten sich die Wärmemengen zweier Leitungsstücke wie deren Widerstände. Dies gilt in demselben Stromkreise, also bei derselben Stromstärke oder bei Strömen von gleicher Stärke.

Um zu untersuchen, wie die Wärme von der Stromstärke abhängt, wenn das Gefälle dasselbe ist, verzweigt man den Strom zwischen den Punkten a und b, so daß der Widerstand des Zweiges acb etwa halb so groß ist als der Widerstand des Zweiges adb; es ist dann das Gefälle auf beiden Zweigen dasselbe, die Stromstärke aber im Zweige acb zweimal so groß als im Zweige adb. Man findet dann, daß auch die Wärmemenge (Kalorien) im Zweige acb zweimal so groß ist als im Zweige adb, schließt also, bei demselben

Gefälle ist die Wärme der Stromstärke proportional. Verbindet man beide Sätze, so findet man Folgendes: Soll in einem und demselben Drahtstücke die Stromstärke doppelt so groß werden, so muß, da der Widerstand des Drahtstückes nicht geändert wird, das Gefälle doppelt so groß werden. Es wird also erstens ein zweimal größerer Spannungsunterschied verbraucht, deshalb also zweimal mehr Wärme erzeugt; aber zweitens, es fließt nicht bloß dieselbe Elektricitätsmenge durch, sondern eine 2mal größere; also nicht bloß von einer Elektricitätsmenge wird eine doppelte Elektricitätsspannung verbraucht, sondern von einer doppelten Elektricitätsmenge wird je die doppelte Elektricitätsspannung verbraucht, deshalb ist die Wärme 4mal größer $= 2^2$. Man findet so allgemein: die in einem und demselben Drahtstücke erzeugte Wärmemenge ist dem Quadrate der Stromstärke proportional. (Joule.) Dieser Satz kann auch auf einen ganzen Stromkreis ausgedehnt werden. Hat man ein Element in einem Stromkreise von gewissem Widerstand $a+i$, äußeren und inneren zusammengezählt, so erhält man einen gewissen Strom; dieser liefert im ganzen Stromkreise eine gewisse Menge Wärme, die der Menge des verbrauchten Zinkes entspricht. Man nimmt nun 2 Elemente, verbindet sie auf elektromotorische Kraft und bewirkt durch Verkleinerung des äußeren Widerstandes, daß der Gesamtwiderstand, $2i+a'$, gerade so groß ist wie vorher $i+a$; da man nun doppelte elektromotorische Kraft bei demselben Widerstand hat, so hat man doppelten Strom (Ohm'sches Gesetz) und erhält 4fache Wärmemenge (Joule). Dies entspricht nun genau der verbrauchten Menge Zink; denn bei doppelter Stromstärke muß in einem Elemente doppelt so viel Zink verbraucht werden, so viel aber in dem einen Elemente Zink verbraucht wird, eben so viel wird auch in dem andern verbraucht; also 4fache Menge des verbrauchten Zinkes, daher 4fache Wärmemenge. Also der allgemeine Satz: die in einem Stromkreise von gewissem Widerstand oder einem Stromteile erzeugte Wärmemenge ist dem Quadrat der Stromstärke proportional.

155. Das elektrische Bogen- oder Kohlenlicht.

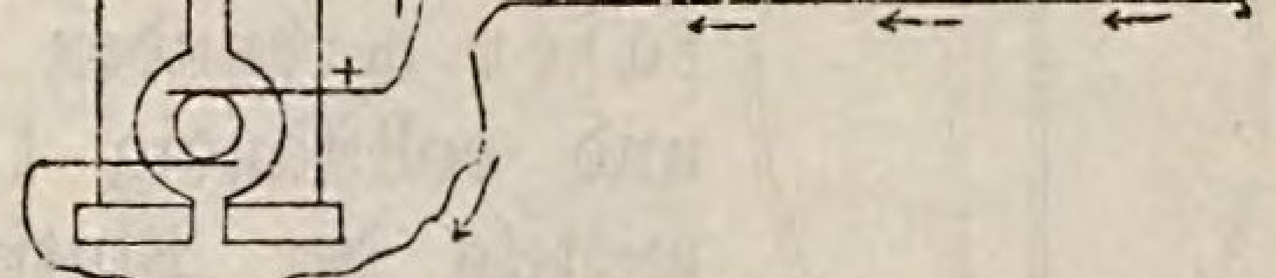
Das elektrische Licht wurde erfunden von Davy. Man leitet den Strom in zwei Stäbe aus dichter Gaskohle (Retortenkohle, galvanische-), bringt diese in Berührung und entfernt sie nun ein wenig, so wird dadurch der Strom nicht unterbrochen, sondern er besteht weiter, und es bildet sich zwischen den Enden der Kohlenstäbe ein intensiv glänzendes Licht, das elektrische Licht. Es werden nämlich durch den elektrischen Strom feinste Teilchen von den Kohlenstäben losgerissen und durch die Luft von Pol zu Pol geführt, und diese Teilchen bilden nun den Leiter, durch welchen der Strom fließt.

Der Widerstand dieses Leiters, da er bloß aus sehr kleinen Kohlenteilchen besteht, ist aber sehr hoch; deshalb ist das Gefälle auf ihm sehr groß, also die Wärmemenge groß; und da dieselbe noch dazu nur zur Erhitzung der an Masse geringen Kohlenteilchen verwendet wird, so werden dieselben ungemein hoch erhitzt und senden ein sehr helles Licht aus. Diese Kohlenteilchen laufen nicht in gerader, sondern etwas gebogener Linie von einen Kohlenstücke zum andern; deshalb nennt man das Licht auch das elektrische Bogenlicht, oder den elektrischen Lichtbogen. Die Hitze ist so groß, daß Platindraht, in den Lichtbogen gehalten, sofort schmilzt, daß sogar wahrscheinlich auch die Kohle selbst schmilzt, denn man fand auf den Kohlenstücken kleine Diamanten, wahrscheinlich von geschmolzener Kohle herrührend. Das Licht selbst ist sehr stark; schon das schwächste derartige Licht ist so stark wie circa 200 Normalkerzen, von denen etwa 13—15 so stark leuchten wie eine gewöhnliche Gasflamme. Gewöhnlich wendet man es in der Stärke von ca. 1000 NK. an, kann aber seine Leuchtkraft bis 10000 NK. steigern.


Fig. 199.

So lange man den zur Speisung des elektrischen Lichtes nötigen Strom durch galvanische Batterien herstellen mußte, war das elektrische Licht zur größeren Anwendung nicht geeignet, weil es zu teuer kam. Erst seit der Erfindung der magnetelektrischen Maschinen und insbesondere der Dynamomaschinen war es möglich, den Strom so billig zu liefern, daß das elektrische Bogenlicht sogar billiger kommt als Gaslicht von gleicher Lichtstärke. Man verwendet dazu mächtige Dynamomaschinen, zu deren Betrieb mehrere Pferdekräfte erforderlich sind, und kann im allgemeinen annehmen, daß je 0,7 Pferdekraft für je ein Bogenlicht à 1000 NK. ausreicht.

Sollen durch eine Dynamomaschine mehrere elektrische Lampen gespeist werden, so wird der Strom nicht so geführt, daß er einen Lichtbogen nach dem andern zu durchlaufen hat, sondern man verzweigt den Strom in so viele Zweige, als Lampen vorhanden sind, und jeder Zweig speist eine Lampe. Man sagt, die Lampen sind parallel (nicht hinter einander) geschaltet.


Fig. 200.

Die beiden Kohlenstäbe werden dadurch, daß von ihnen stets kleine Teilchen weggerissen werden, die dann verbrennen, stets kürzer, und brennen auch deshalb ab, weil sie besonders an den Enden sehr heiß sind. Dadurch wird ihr Abstand immer größer, der Lichtbogen immer länger, sein Widerstand größer und bald so groß, daß die Stromstärke nicht mehr hinreicht, um den Lichtbogen zu erhalten: die Lampe erlischt dann plötzlich. Um dies zu verhindern, müssen die Kohlenstäbe immer

wieder um ebensoviel einander genähert werden, als sie abbrennen, und da noch dazu der positive Kohlenstab doppelt so rasch abbrennt als der negative, so muß, wenn man das Licht immer in demselben Punkte haben will, die Bewegung des + Stabes doppelt so groß sein als die des — Stabes. Man hat sinnreiche Vorrichtungen erfunden, durch welche der die Lampe speisende Strom nach Bedarf selbst die Bewegung der Kohlenstäbe hervorbringt, also den Abstand und den Ort der Kohlenenden immer nahezu unverändert erhält; man nennt solche Vorrichtungen Regulatoren. Einer der besten ist der Siemen'sche Differenzialregulator, und man nennt eine damit versehene Lampe eine Differenziallampe.

Das elektrische Licht eignet sich durch seine große Stärke besonders zur Beleuchtung großer Räume, also zur Beleuchtung von großen Straßen und Plätzen, Bahnhöfen, großen Fabriksälen u. s. w. besonders auch für Leuchttürme. Seine Farbe ist, verglichen mit dem gelben und rötlichen Gas und Öllicht, eine weiße, fast so rein weiß wie Sonnenlicht; sie spielt nur ein wenig ins gelbliche, bei Verwendung von Strömen hoher Spannung ins Violette. Wegen seiner reinen Farbe ist es deshalb auch für Fabriken geeignet in denen Farbstoffe gemacht oder gefärbte Gegenstände, z. B. bunte Zeuge verarbeitet werden, weil der Arbeiter die Farben ebensogut sieht und verwandte Farbennuancen ebensogut unterscheiden kann wie am Tage.

Unpassend ist das elektrische Bogenlicht zur Beleuchtung kleiner Räume, wie unserer Wohnräume, da seine Lichtstärke zu groß ist und es noch nicht gelungen ist, es auf mehrere Lampen mit passend kleinen Lichtstärken zu verteilen.

Hiefür ist passend eine andere Art elektrischen Lichtes, das elektrische Glühlicht, von Edison in brauchbarer Form erfunden.

156. Das elektrische Glühlicht.

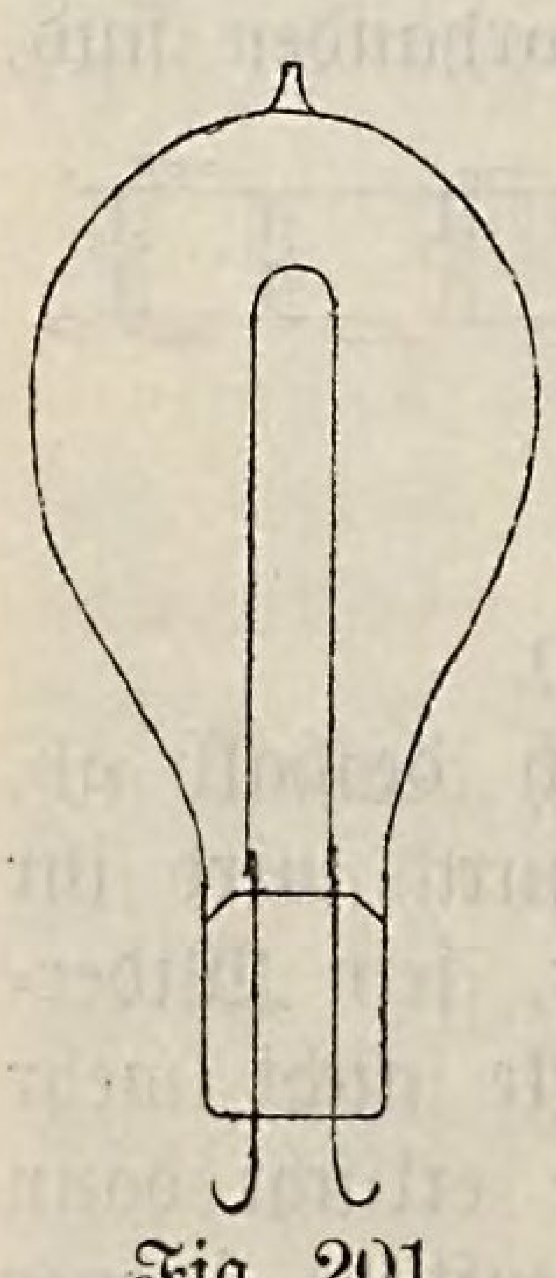


Fig. 201.

Die Glühlampe besteht aus einer birnförmigen Glaskugel; in diese führen zwei eingeschmolzene Platindrähte, deren innere Enden durch eine dünne Kohlenfaser verbunden sind. Die Glaskugel ist verschlossen und vollständig luftleer. Leitet man den Strom mittels der Platindrähte durch die Kohlenfaser, so wird sie glühend, ohne zu verbrennen, weil keine Luft vorhanden ist. Die glühende Kohlenfaser strahlt dabei ein schönes, mildes, einem guten Gaslichte vergleichbares Licht aus, gewöhnlich in der Stärke von 16 NK. (Edisons A Lampe), also etwa gleich einem guten Gaslicht (die kleinere Edison'sche B Lampe liefert 8 NK). Die Kohlenfaser wird hergestellt, indem

man eine Holzfaser von Bambusrohr bei Luftabschluß glüht und so in Kohle verwandelt, (Edison). Doch hat man auch noch andere Methoden, Kohlenfasern herzustellen.

Soll, wie es stets der Fall ist, durch eine Maschine eine größere Anzahl Glühlichter gespeist werden, so werden sie auch stets parallel geschaltet; die zwei Zuleitungsdrähte laufen nebeneinander her und von ihnen zweigen kurze Drähte zu jedem Lämpchen ab. Da hiedurch der äußere Widerstand verringert wird, so macht man auch den inneren Widerstand der Maschine gering, indem man am Gramme'schen Ringe nur wenige Windungen aus dicken Kupferstäben anbringt, also etwa jede Gruppe aus bloß einem Stabe herstellt. Die hiedurch verursachte Verringerung der elektromotorischen Kraft schadet nichts, da sie infolge des geringen Gesamtwiderstandes doch einen Strom von genügender Stärke hervorbringt.

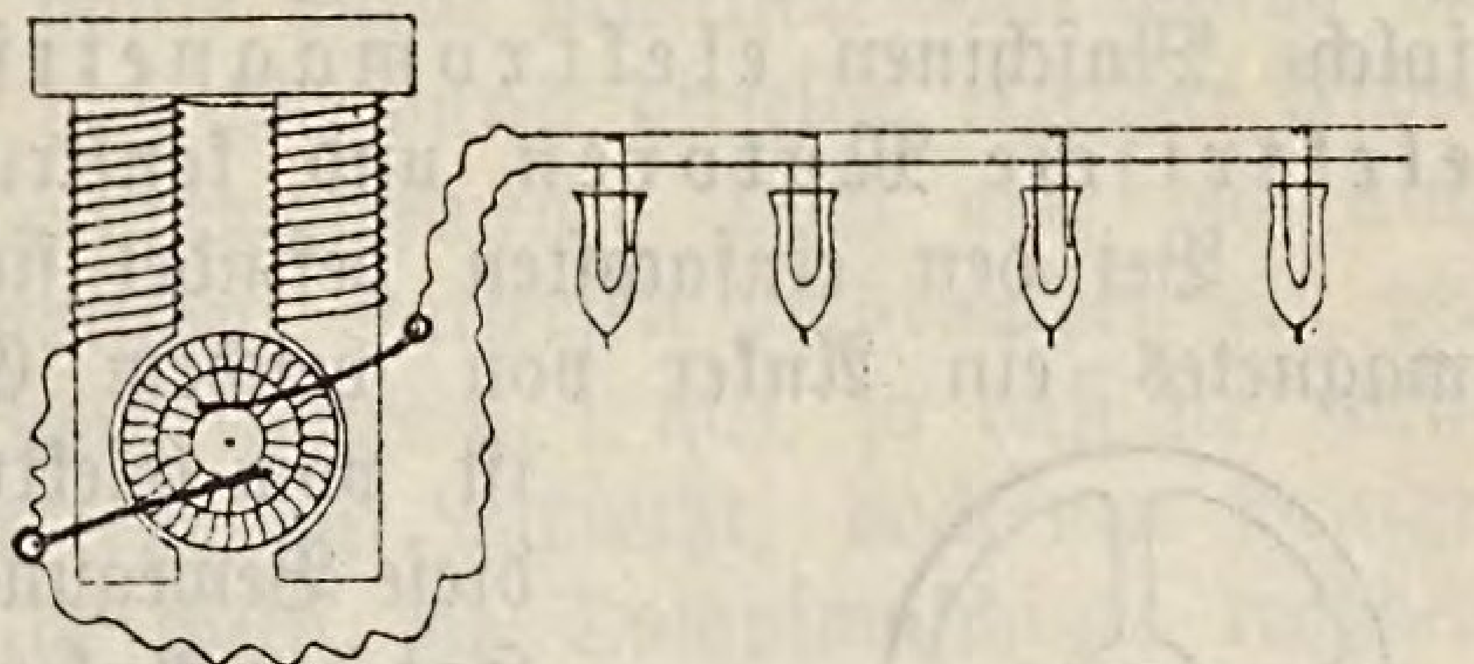


Fig. 202.

Die Glühlampen stellen sich viel teurer als die Bogenlichter; mit einer Pferdekraft erzeugt man einen Strom, der bloß für 10 bis 11 A Lampen ausreicht, also bloß 10·16 = 160 NK. Licht gibt (bei großen Maschinen bis 200 NK. pro Pferdekraft), während die Pferdekraft beim Bogenlichte ca. 1400 NK. liefert. Dafür hat das Glühlicht den Vorteil, daß es besser verteilt und so seine Leuchtkraft besser ausgenützt werden kann. Es ist aber stets noch teurer als Gas oder Ölbeleuchtung und wird demnach meist nur zu Luxusbeleuchtung angewandt; nur wenn man die Betriebskraft billig hat, wie in einer Fabrik oder einem Dampfschiffe, wo bloß die Dampfmaschine etwas stärker angeheizt zu werden braucht, wird es mit Vorteil verwendet.

Ein großer Vorteil beider Arten elektrischen Lichtes besteht darin, daß sie nicht feuergefährlich sind. Zwar ist der elektrische Lichtbogen ungemein heiß, aber die ganze Lampe kann mit einer Glaskugel umgeben werden, die fast luftdicht schließt und das Hineinfallen brennbarer Körper in die Flamme vollständig hindert; die Glaskugel erwärmt sich dabei nur unmerklich. Das Glühlicht ist vollständig im Glas verschlossen, und das Glas erwärmt sich auch so wenig, daß nicht einmal Schießbaumwolle daran sich entzündet. Diese Feuersicherheit macht die elektrische Beleuchtung besonders geeignet für Theater, Fabriken, Schiffe u. s. w.

Ein weiterer Vorzug ist der, daß die elektrischen Lampen nicht die Luft verunreinigen und erhitzen wie Gas- und Öllampen. Sie liefern keine, die Bogenlampen nur unbedeutende Verbrennungsprodukte, und die Wärme, die sie liefern, beträgt für je 100 NK. in der Stunde bei Bogenlampen ca. 100, bei Glühlichtern ca. 400

Kalorien, während Gas bei derselben Lichtstärke 1500 bis 12000, Petroleum 3400—7000 Kalorien erzeugt.

157. Verwandlung von Elektricität in mechanische Kraft.

Bald nach Erfindung des Elektromagnetes versuchte man, dessen große Kraft zur Hervorrufung von Bewegung zu verwenden, nannte solche Maschinen elektromagnetische Kraftmaschinen oder elektrische Motoren und konstruierte mehrere Arten derselben.

Bei den einfachsten befindet sich vor den Polen des Elektromagnetes ein Anker von weichem Eisen, der beweglich aufgestellt ist, vom Elektromagnete angezogen wird, und diese Bewegung einem Schwungrade mitteilt. Hat der Anker den Pol erreicht, so wird der Strom unterbrochen, und das Schwungrad zieht den Anker wieder von den unmagnetischen Polen weg. Nun wird der Strom wieder geschlossen, und es beginnt dasselbe Spiel.

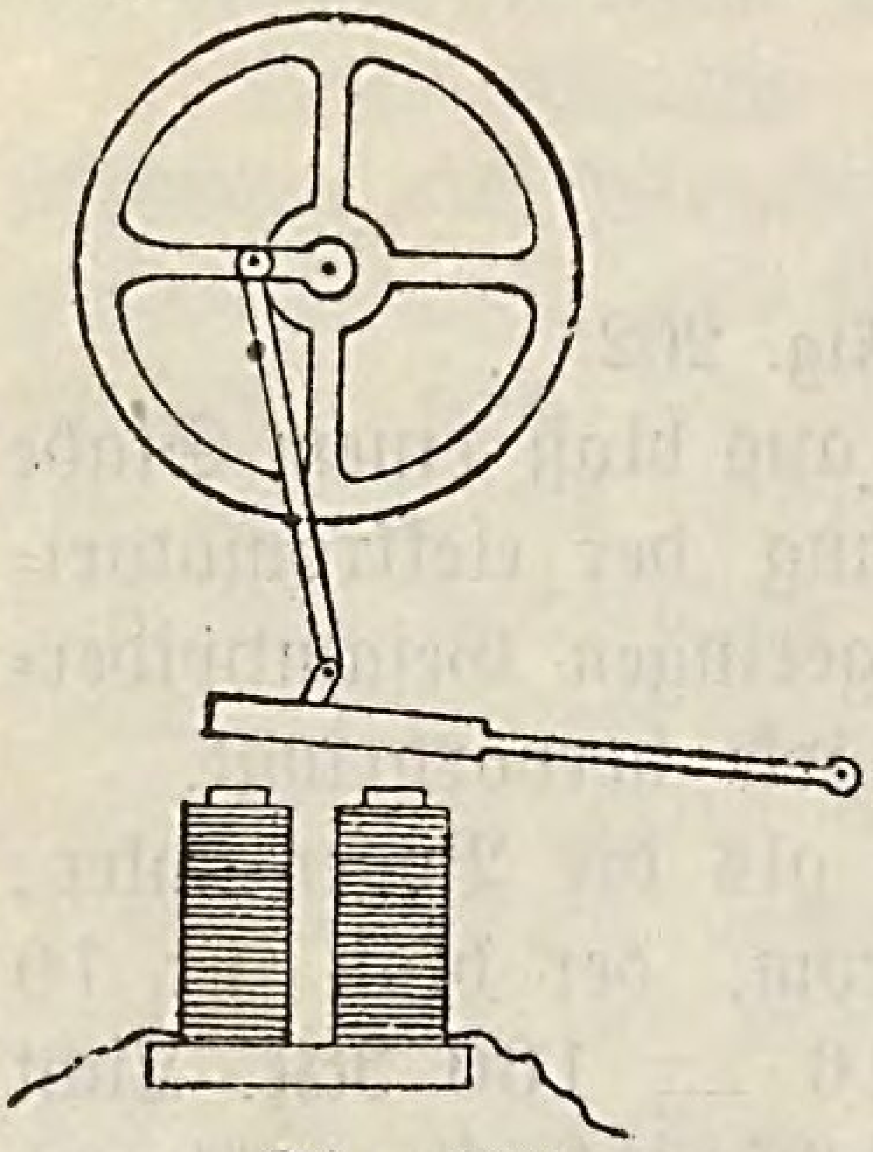


Fig. 203.

Oder man nahm einen kräftigen Hufeisenmagnet, stellte ihn vertikal, und brachte zwischen die Pole einen stabförmigen Elektromagnet, der um eine vertikale Achse leicht drehbar aufgestellt wurde. Der Strom wird so eingeleitet, daß die Pole des Elektromagnetes gleichnamig sind den Polen des Stahlmagnetes; deshalb werden sie abgestoßen, der Elektromagnet dreht sich und wird nun von den anderen Polen angezogen; sobald die Pole des Elektromagnetes an die ungleichnamigen Pole des Stahlmagnetes gekommen sind, bewirkt ein einfacher Kommutator (Halbscheiben mit Kontaktfedern, wie beim Siemens-Induktor beschrieben), daß der Strom nun in entgegengesetzter Richtung den Elektromagnet durchfließt, also seine Pole umkehrt; er wird deshalb von den Polen des Stahlmagnetes wieder abgestoßen, macht so die zweite halbe Drehung, und so geht es fort.

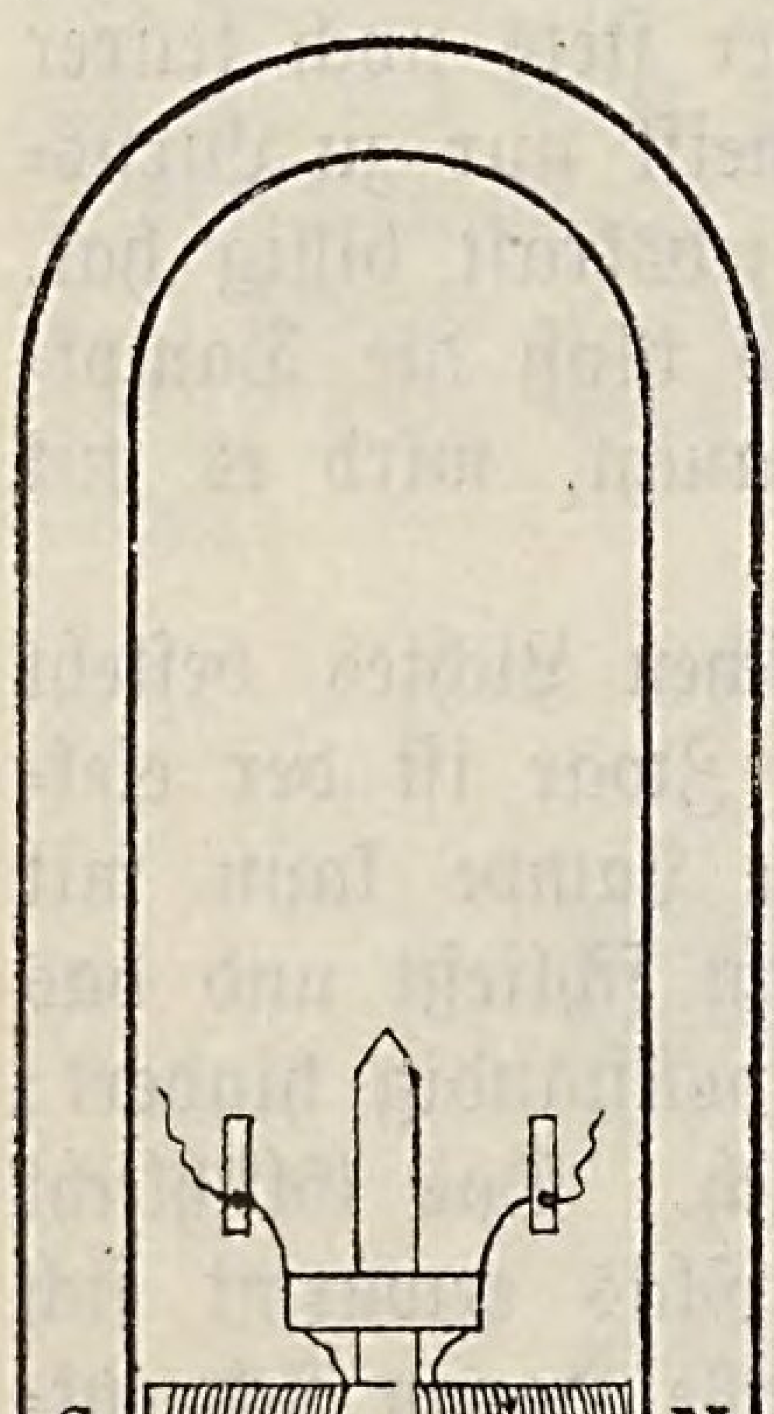


Fig. 204.

Man ersetzte den Stahlmagnet durch einen kräftigen Elektromagnet, dessen Strom aber keinem Wechsel ausgesetzt wurde, so daß dessen Pole ungeändert blieben wie die Pole des Stahlmagnetes; dadurch erzielte man noch kräftigere Wirkungen. Man brachte anstatt zweier Elektromagnetpole deren mehrere, 4 oder 6 in einem Kreise an, und brachte ebenso auf der Achse eine gleiche Anzahl von Elektromagnetpolen, 4 oder 6 an, sorgte ebenso dafür,

daß die Pole sich abstoßen und die Ströme zur rechten Zeit gewechselt wurden.

Den Strom nahm man aus einer Batterie, konnte leicht eine umdrehende Bewegung hervorbringen und sie dazu benützen, um eine Arbeitsmaschine damit zu treiben. So war Jakobi in Petersburg (1849) im stande, mittels seines elektrischen Motors ein Boot auf der Newa zu bewegen. Man hoffte durch praktische Einrichtung der Motoren es dahin zu bringen, daß die durch dieselbe erzeugte Arbeit billiger würde als die der Dampfmaschinen. Doch war das nicht zu erreichen. Denn die galvanischen Batterien verbrauchen ein viel zu teures Material (Zink, Schwefelsäure u. s. w.), so daß sie, wenn man auch die elektrische Kraft sehr gut ausnützt, doch nur weniger Arbeit liefern als für dasselbe Geld die Dampfmaschine, trotzdem sie ihr Brennmaterial sehr schlecht ausnützt (Liebig).

Die Erfindung der magnetelektrischen und der Dynamo-Maschine gab Anlaß, diese Frage nochmals zu prüfen und führte so zur elektrischen Kraftübertragung; doch mag zunächst noch folgender Apparat betrachtet werden, bei welchem ein beweglicher Stromteil um einen Magnet rotiert. Fig. 205.

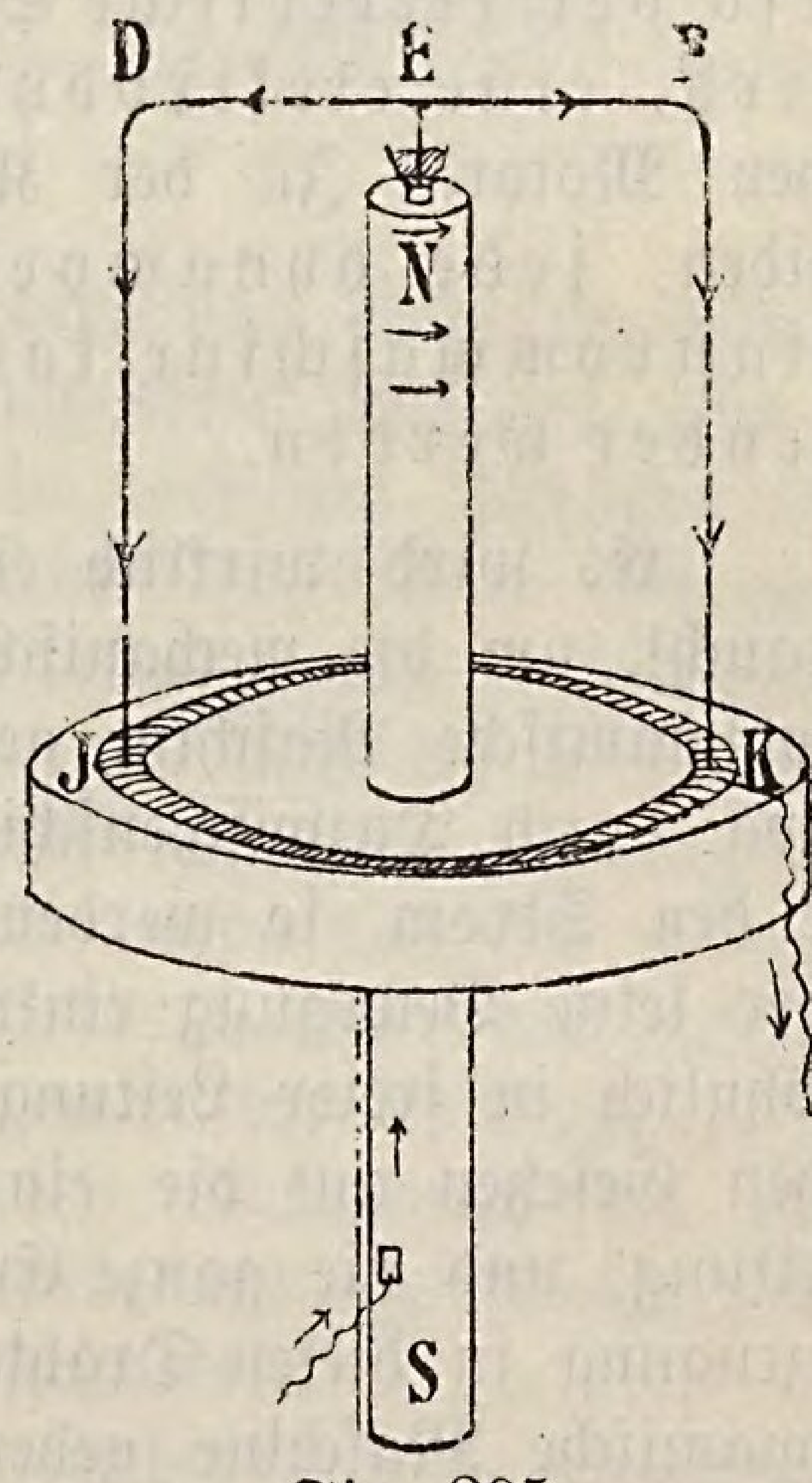


Fig. 205.

Ein kräftiger, vertikal gestellter Stahl- (oder Elektro-)Magnet trägt oben ein Näpfchen mit Quecksilber. In dieses ist der Drahtbügel JDEFK mit einer Spitze leicht drehbar eingestellt und taucht mit seinen Enden J und K in eine kreisförmige, mit Quecksilber gefüllte Rinne. Der Strom macht den Weg SNEDJ (zugleich SNEFK), und der Teil DE erfährt von den Ampère-Strömen, von welchen wir uns den Magnet umflossen denken, eine Drehung, welche, da der Strom ED vom Kreuzungspunkte E wegläuft, den Ampère-Strömen gleichgerichtet ist; dasselbe gilt vom Teile EF. Der Bügel dreht sich deshalb in E um den Magnet. Man hat auch Apparate konstruiert, bei welchen ein beweglicher Magnet durch den Strom eines festen Leiters in Rotation versetzt wird, doch haben diese Apparate keine praktische Verwendung gefunden und sind nur interessante Folgerungen aus Ampères Theorie des Magnetes.

158. Elektrische Kraftübertragung.

Die elektrische Kraftübertragung beruht auf folgenden Vorgängen. Leitet man einen elektrischen Strom in eine Dynamomaschine, so wird dadurch der Gramme'sche Ring in Um-

drehung versetzt; denn durch den Strom wird zunächst der Elektromagnet magnetisch; aber auch der Eisenkern des Grammeschen Ringes wird magnetisch und zwar, wenn etwa die Schleiffedern oben und unten sich befinden, kann man sich den Kern in 2 Hälften, rechts und links, zerlegt denken, und an der Art der Bewickelung derselben erkennt man, daß beide oben etwa Südpol und unten Nordpol haben. Beide Pole werden von den rechts und links stehenden Elektromagnetpolen abgestoßen resp. angezogen, deshalb kommt der Ring in Drehung und kann dann durch Riemen eine Arbeitsmaschine treiben. Es wird also die Energie des elektrischen Stromes zu mechanischer Arbeit verwendet. Man nennt, wie früher gesagt, diejenige Maschine, durch deren Umdrehen man den Strom erzeugt, welche also die aufgewandte Kraft in Elektricität verwandelt, eine dynamoelektrische Maschine, und nennt dementsprechend die Maschine, welche durch den elektrischen Strom in Umdrehung versetzt wird, mittels welcher also der elektrische Strom wieder in Kraft verwandelt wird, eine elektrodynamische Maschine oder einen elektrischen Motor. In der Konstruktion ist kein Unterschied zwischen beiden, jede dynamoelektrische oder magnetelektrische Einstrommaschine kann auch als elektrodynamische verwendet werden.

Es wird wirklich ein Teil der elektrischen Energie dazu verbraucht, um die mechanische Kraft zu liefern. Denn wenn die elektrodynamische Maschine gesperrt, d. h. am Umdrehen gehindert ist, etwa durch Dazwischenschieben eines Stabes, und man leitet durch sie den Strom, so werden wohl die Eisenkerne magnetisch, es kann aber keine Bewegung eintreten, folglich verläuft der Strom wie gewöhnlich in freier Leitung, das Gefälle verteilt sich nach den Ohmschen Gesetzen auf die einzelnen Drähte der Bewickelungen und der Leitung, und die ganze Energie des Stromes wird bloß zu Wärmeerzeugung in diesen Drähten verbraucht. Lasse ich aber die elektrodynamische Maschine gehen, so wird ein Teil des Gefälles verbraucht, um die umdrehende Kraft zu liefern, also ein Teil der durch die erste Maschine erzeugten elektrischen Spannungsdifferenz wird verbraucht, nicht um Wärme zu liefern, sondern um die mechanische Kraft zu geben, der andere Teil verteilt sich nach den Ohm'schen Gesetzen auf die Drähte und erzeugt noch die ihm entsprechende Wärme. Die elektrodynamische Maschine dreht sich dabei in entgegengesetzter Richtung (gegen die Bürsten), wenn man den Strom in der zweiten Maschine ebenso führt wie in der ersten, und man kann es also auch so ansehen, als wenn diese in umgekehrter Richtung erfolgende Bewegung einen Strom von entgegengesetzter Richtung hervorbringen würde, der den ursprünglichen

Strom schwächt dadurch, daß er ihm einen Teil seiner Spannungsdifferenz nimmt.

Es wurde schon erwähnt, daß man jede dynamoelektrische Einstrommaschine auch als elektrodynamische benützen kann. Hat man beide Maschinen wie in nebenstehender Figur verbunden, so daß

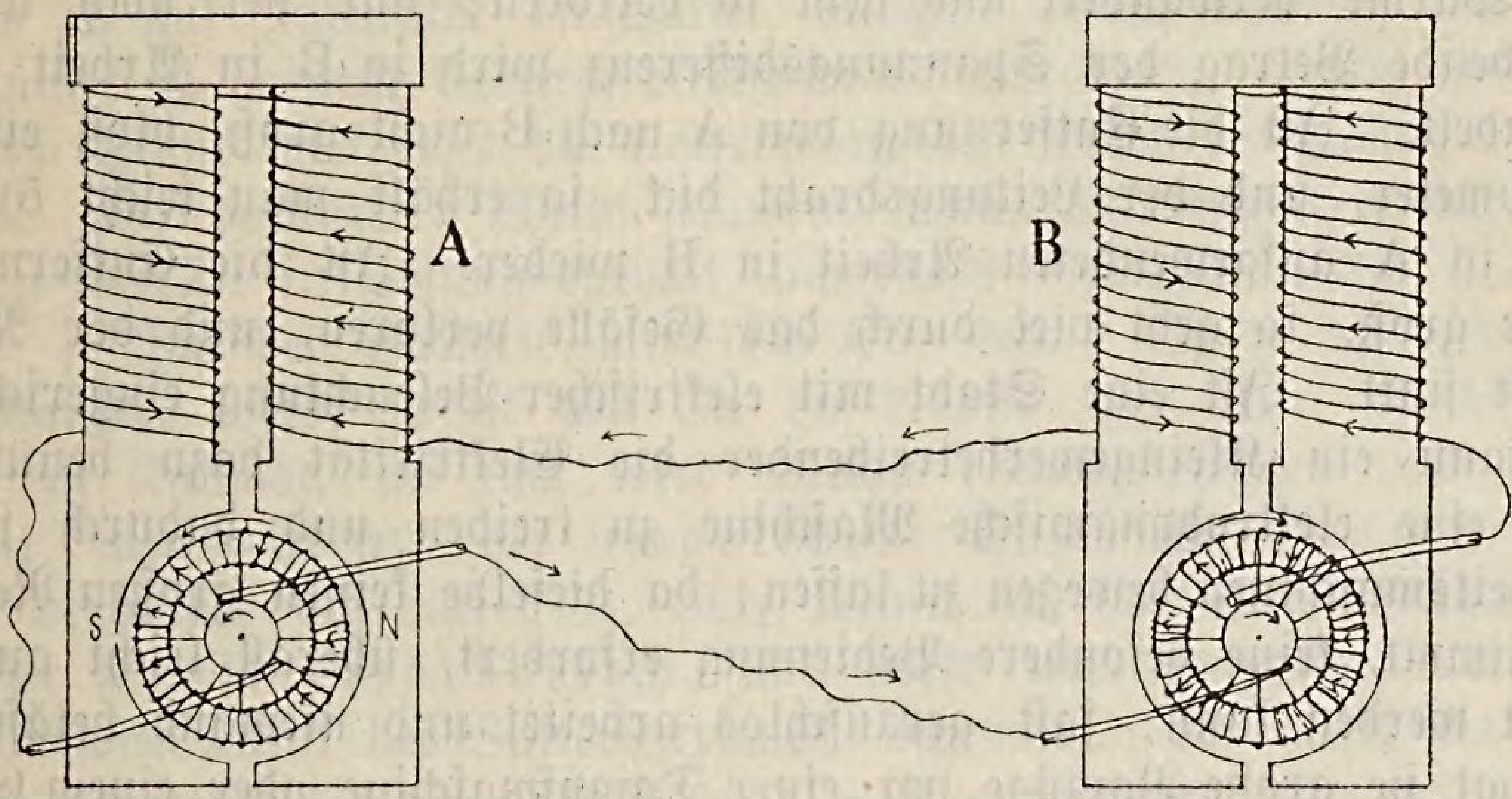


Fig. 206.

beide vom Strome der Maschine A in derselben Richtung durchflossen werden, so dreht sich B in entgegengesetzter Richtung, wie A gedreht wird. Umgekehrt: dreht man B in derselben Richtung wie vorher A, so daß im Stromkreise nun wieder ein Strom von derselben Richtung läuft, so dreht sich nun A in entgegengesetzter Richtung.

Dreht man beide Maschinen wie A und läßt die Drahtverbindung, wie sie ist, so geben beide Maschinen Ströme, die sich, da sie gleichgerichtet in demselben Kreise fließen, verstärken; die elektromotorische Kraft des Stromes ist also gleich der Summe der elektromotorischen Kräfte beider Maschinen und auch der Widerstand ist gleich der Summe beider Widerstände. Die Maschinen sind auf elektromotorische Kraft geschaltet wie zwei mit ungleichen Polen verbundene Elemente, sie sind hintereinander geschaltet.

Dreht man beide Maschinen wie A, verbindet aber einerseits ihre + Pole zu einem Pole und ebenso ihre — Pole zu einem Pole, und verbindet dann diese Pole unter sich, so hat man die Maschinen parallel geschaltet, die elektromotorische Kraft ist (gleiche Maschinen vorausgesetzt) gleich der el. K. einer Maschine, der innere Widerstand gleich der Hälfte des Widerstandes einer Maschine.

Wenn nun die dynamoelektrische Maschine an einem Orte A steht und dort von einer Dampfmaschine oder einer Wasserkraft getrieben wird, und man leitet die dadurch erzeugte Elektricität nach einem weit entfernten Orte B zu der dort befindlichen elektrodynamischen Maschine, so daß dieselbe dadurch umgedreht wird und so im stande ist, irgend eine Arbeit zu leisten, z. B. eine Drehbank, eine Mühle ꝛc. zu treiben, so sagt man, die Kraft ist elektrisch

von A nach B übertragen worden. Es geht naturgemäß von der in A aufgewendeten Arbeit ein Teil verloren; denn zum Fließen von A nach B (und wieder zurück) braucht die Elektricität ein Gefälle, und der Betrag desselben wird der durch die Maschine A erzeugten Spannungsdifferenz entnommen, wird in den Leitungsdrähten in Wärme verwandelt und geht so verloren; nur der noch übrig bleibende Betrag der Spannungsdifferenz wird in B in Arbeit verwandelt. Ist die Entfernung von A nach B nicht groß, bloß einige Kilometer, und der Leitungsdraht dick, so erhält man leicht 50% der in A aufgewendeten Arbeit in B wieder. Ist die Entfernung aber groß, so geht viel durch das Gefälle verloren, und der Nutzeffekt sinkt. Ist eine Stadt mit elektrischer Beleuchtung eingerichtet, so kann ein Kleingewerbetreibender die Elektricität dazu benützen, um eine elektrodynamische Maschine zu treiben und dadurch seine Arbeitsmaschinen bewegen zu lassen; da dieselbe keinen großen Raum einnimmt, keine besondere Bedienung erfordert, überall leicht aufgestellt werden kann, fast geräuschlos arbeitet und niemand belästigt, so hat sie große Vorzüge vor einer Dampfmaschine oder einem Gasmotor, und wird deshalb gerne angewendet. Elektrische Aufzüge, elektrische Krahnen ꝛc. führt man aus ähnlichen Gründen ein.

Hieher gehören auch die elektrischen Eisenbahnen, die sich besonders für kürzere Strecken, unterirdische Bahnen, Straßenbahnen ꝛc. eignen. An einem Waggon befindet sich die elektrodynamische Maschine, welche ihre Bewegung dem Rade des Wagens überträgt und diesen dadurch fortbewegt. Der Strom wird erzeugt durch eine dynamoelektrische Maschine, die sich auf der Station befindet und etwa durch eine Dampfmaschine getrieben wird; der Strom wird dann in einen Draht geleitet, der wie ein Telegraphendraht neben der Bahn herläuft. Auf diesem Drahte sitzt ein kleiner Wagen, von dem ein Draht in den Waggon zur elektrodynamischen Maschine läuft; so kommt der Strom in diese Maschine, und wenn sich nun der Waggon bewegt, zieht er den kleinen Wagen längs des Drahtes mit fort, so daß der Strom stets geschlossen ist. Die Rückleitung wird durch die Erde besorgt.

Solche elektrische Eisenbahnen haben viele Vorzüge: sie gehen fast geräuschlos, was sie zu Straßenbahnen in großen Städten besonders tauglich macht, sie erzeugen keinen Rauch, weshalb sie für Tunnels und unterirdische Eisenbahnen sehr geeignet sind; sie brauchen weder Lokomotive noch Tender, wodurch das Gewicht des Zuges erheblich verringert und ermöglicht wird, Brücken und Dämme leichter zu bauen; sie benützen statt der Lokomotive, die ja eine schlechte Dampfmaschine ist, eine viel bessere, stehende Maschine; jedoch geht von diesem Gewinne wieder viel verloren durch die Umwandlung der Kraft in Elektricität und wieder in Kraft, sowie durch den Aufwand von Gefälle in der Leitung.

159. Die Sekundärelemente oder Accumulatoren.

Schaltet man in den Strom einer Batterie ein Meidingerelement ein, so daß der + Pol der Batterie mit dem Zink, der − Pol mit dem Kupfer desselben verbunden ist, also ebenso, wie wenn man es auf Intensität einschaltet, so geht Zn in Lösung, Cu aus Lösung; es entsteht dadurch elektromotorische Kraft, welche in demselben Sinne wirkt wie die elektromotorische Kraft der Batterie, dieselbe also verstärkt. Wenn man aber das Meidingerelement, das schon SO_4Zn in Lösung enthält, umgekehrt einschaltet, also so, daß der + Pol der Batterie mit dem Cu, der − Pol mit dem Zn verbunden wird, so ist das Cu die Anode, geht also in Lösung, Zn ist Kathode, an ihm wird Metall niedergeschlagen und zwar Zink, also tritt jetzt der umgekehrte chemische Prozeß ein, Cu verbindet sich mit SO_4, SO_4 trennt sich von Zn. Dazu ist aber Kraft erforderlich, und diese wird genommen von der elektrischen Kraft des Batteriestromes, indem von der durch die Batterie erzeugten Spannungsdifferenz soviel genommen, also verbraucht wird, als zur Durchführung des chemischen Vorganges erforderlich ist. Hat man etwa ein Meidingerelement genommen, das schon fast verbraucht ist, bei dem also schon fast alles SO_4Cu verbraucht ist, und man stellt es so in den Stromkreis, so wird wieder SO_4Cu gebildet und Zn wird metallisch ausgeschieden, das Element wird also dadurch wieder leistungsfähig. Wenn man also dann die Batterie entfernt und das Meidingerelement nun in sich schließt, so liefert es wieder einen Strom, indem das vorher ausgeschiedene Zn wieder in in Lösung geht und das SO_4Cu das Cu wieder abgibt. Ein Gramm Zn, das vorher ausgeschieden wurde, hat dazu eine gewisse Quantität Elektricität verbraucht; genau dieselbe Quantität Elektricität liefert es nun wieder, wenn es in Lösung geht; zum Ausscheiden des Zn mußte von der elektrischen Spannungsdifferenz der Batterie ein gewisser Betrag weggenommen, also aufgewendet werden; genau dieselbe Spannungsdifferenz liefert dies Zn wieder, wenn es nun in Lösung geht. Man sieht also, von der elektrischen Kraft der Batterie ist durch das Meidingerelement ein Teil weggenommen und in Form der elektromotorischen Kraft des freien Zinkes aufgespeichert worden, und kann so bis zu beliebigem späteren Gebrauch aufbewahrt werden. Man nennt deshalb dies Meidingerelement einen Aufspeicherer, Accumulator der Elektricität, oder ein sekundäres Element. Auf solche Weise Elektricität anzusammeln und aufzubewahren geht nicht gut, weil das Zink sich hiebei nicht festhaftend niederschlägt, sondern in Form von lose haftenden, schwammähnlichen Gebilden, die leicht abfallen.

Wir haben auch das Meidingerelement nur als Beispiel ge-

wählt, weil an ihm die chemischen und elektrischen Vorgänge leicht ersichtlich sind.

Gaston Planté, der Erfinder der Accumulatoren, nimmt 2 Bleiplatten, welche, wie später beschrieben wird, mit Bleioxyd überzogen sind, stellt sie in verdünnte Schwefelsäure, verbindet sie mit den Polen einer Batterie (oder einer Dynamomaschine) und ladet sie so: es entsteht zunächst eine Wasserzersetzung, an der mit dem — Pol verbundenen Platte, der Kathode, entsteht H_2, desoxydiert das Bleioxyd und reduciert es zu metallischem Blei; an der Anode wird O frei und verbindet sich mit dem Bleioxyd zu Bleisuperoxyd. Entfernt man nun die primäre Batterie, und verbindet die Pole der Bleiplatten, so liefern sie einen Strom; hiebei gibt das Bleisuperoxyd den überschüssigen Sauerstoff ab, derselbe wandert durch die Flüssigkeit und verbindet sich mit dem Blei der andern Platte zu Bleioxyd. Dabei wird ebenso wie vorhin die Platte, die beim Laden Kathode war, beim Entladen der — Pol, oder, bei der Platte, bei welcher die — E hineinkam, kommt sie auch wieder heraus. Der entstandene Strom ist also auch ein Polarisationsstrom, wie wir ihn früher kennen gelernt haben.

Stellt man ein solches Element aus Bleiplatten her, so nehmen dieselben beim ersten Laden nur sehr wenig Sauerstoff auf, geben also beim Entladen nur einen schwachen Strom von kurzer Dauer. Wenn man aber das Laden und Entladen oftmal wiederholt, dabei einigemale die Pole umkehrt, und die Elemente auch einige Zeit geladen stehen läßt, so können die Platten immer mehr Sauerstoff aufnehmen. Die Platten werden dadurch gleichsam aufgelockert, eine immer dicker werdende Schichte der Bleiplatte nimmt an dem chemischen Prozeß teil, die Platten werden „formiert", und können große Quantitäten Elektricität aufspeichern. Dies Formieren der Platten wird wesentlich abgekürzt, indem man nach Faure die Platte mit einem Brei von Mennig (Verbindung von Bleioxyd mit Bleisuperoxyd überzieht oder umgibt.

Man verwendet solche Sekundärelemente, indem man sie durch eine Dynamomaschine ladet, um dann durch ihren Strom elektrisches Licht zu erzeugen, oder eine elektrodynamische Maschine treiben zu lassen, etwa zur Fortbewegung eines Trambahnwagens, eines Bootes ꝛc.

Die großen Hoffnungen, die man sich bei Erfindung der Sekundärelemente auf dieselben machte, haben sich bis jetzt nicht ganz erfüllt, denn das Gewicht derselben ist im Verhältnisse zur aufgespeicherten Kraft ein zu großes, ca. 80 *kg* für jede Pferdekraft und Stunde.

160. Geschichtliches über Dynamomaschinen.

Aus der Geschichte der Erfindung dieser Maschinen ist Folgendes das wichtigste:

Die erste magnetelektrische Maschine stellte Pixii 1832 her; bei ihr rotierte der Magnet vor den Induktionsspulen. Saxton änderte dies dahin ab, daß er die leichteren Induktionsspulen vor den Polen des festen Magnetes rotieren ließ und einen Kommutator anbrachte. Stöhrer verstärkte die Wirkung dieser Maschine, indem er mehrere Magnetpole (6) im Kreise anbrachte, und vor denselben eine Scheibe rotieren ließ, welche ebensoviele Induktionsspulen trug. Nollet vergrößerte diese Maschinen durch Anbringung von noch mehr Magnetpolen (64 und 96) und entsprechender Anzahl von Induktionsspulen; sie wurden von der Gesellschaft l'Alliance gebaut, heißen Alliance-Maschinen, und werden zur Erzeugung von elektrischem Bogenlicht auf Leuchttürmen verwendet.

Dr. Werner Siemens erfand 1857 den Cylinder-Induktor, Pacinotti in Florenz erfand 1860 den Ring-Induktor, doch wurde derselbe wenig bekannt.

Wilde in Manchester verbesserte 1866 die magnetelektrischen Maschinen auf folgende Weise: er stellte die elektrische Maschine aus zweien zusammen; die eine war eine magnetelektrische bei der ein Siemens'scher Cylinder-Induktor zwischen permanenten Magneten rotierte; die andere war größer und ähnlich eingerichtet, nur waren die permanenten Magnete ersetzt durch einen mächtigen Elektromagnet, zwischen dessen Polen ebenfalls ein Siemens'scher Cylinder-Induktor rotierte; die durch die erste Maschine erhaltenen gleichgerichteten Ströme verwandte er, um den Elektromagnet der zweiten Maschine zu erregen; da derselbe dadurch sehr stark magnetisch wurde, so lieferte der zweite Induktor, der zwischen den Polen desselben rotierte, mächtige Ströme.

Das Prinzip der dynamoelektrischen Maschine, demgemäß der durch Rotation des Induktors erhaltene Strom selbst dazu verwendet wird, um die Elektromagnete zu erregen, wurde von Werner Siemens 1866 entdeckt, und gleichzeitig von Wheatstone. Beide veröffentlichten ihre Entdeckung in derselben Sitzung der „Royal Society" in London am 14. Februar 1867.

Gramme erfand 1871, ohne von Pacinotti's Erfindung Kenntnis zu haben, nochmals den Ringinduktor mit verbessertem Kollektor, und stellte unter Benützung des dynamischen Prinzips viele Maschinen von verschiedener Größe und für verschiedene Zwecke her. Seitdem werden von vielen Fabrikanten solche Maschinen hergestellt mit manchen Abänderungen und Verbesserungen; aber alle beruhen auf demselben Prinzip und haben daher im wesentlichen dieselbe Einrichtung.

161. Telephon.

Eine der schönsten Errungenschaften der Elektrotechnik ist das Telephon, Fernsprecher, das dazu dient, die menschliche Sprache

auf große Entfernungen zu übertragen. Das erste Telephon wurde von dem Lehrer Ph. Reiß (1861) erfunden, fand aber wenig Beachtung und deshalb keine Verbesserung. Das von Graham Bell (1877) erfundene Magnettelephon hat folgende Einrichtung: Ein starker stabförmiger Stahlmagnet steckt im Innern eines hölzernen Handgriffes. An seinem oberen Ende ist er durch eine Induktionsspule von sehr vielen Windungen eines feinen, isolierten Kupferdrahtes gesteckt. Die Enden des Drahtes führen zu zwei Klemmschrauben. Vor diesem Pole des Magnetes ist ein dünnes Eisenblech so angebracht, daß es an seinen Rändern festgeklemmt und mit seiner Mitte nur wenig vom Pole entfernt ist. Der zum Festklemmen des Bleches benützte und angeschraubte Holzdeckel hat in der Mitte eine Öffnung, durch welche man gegen das Blech sprechen kann.

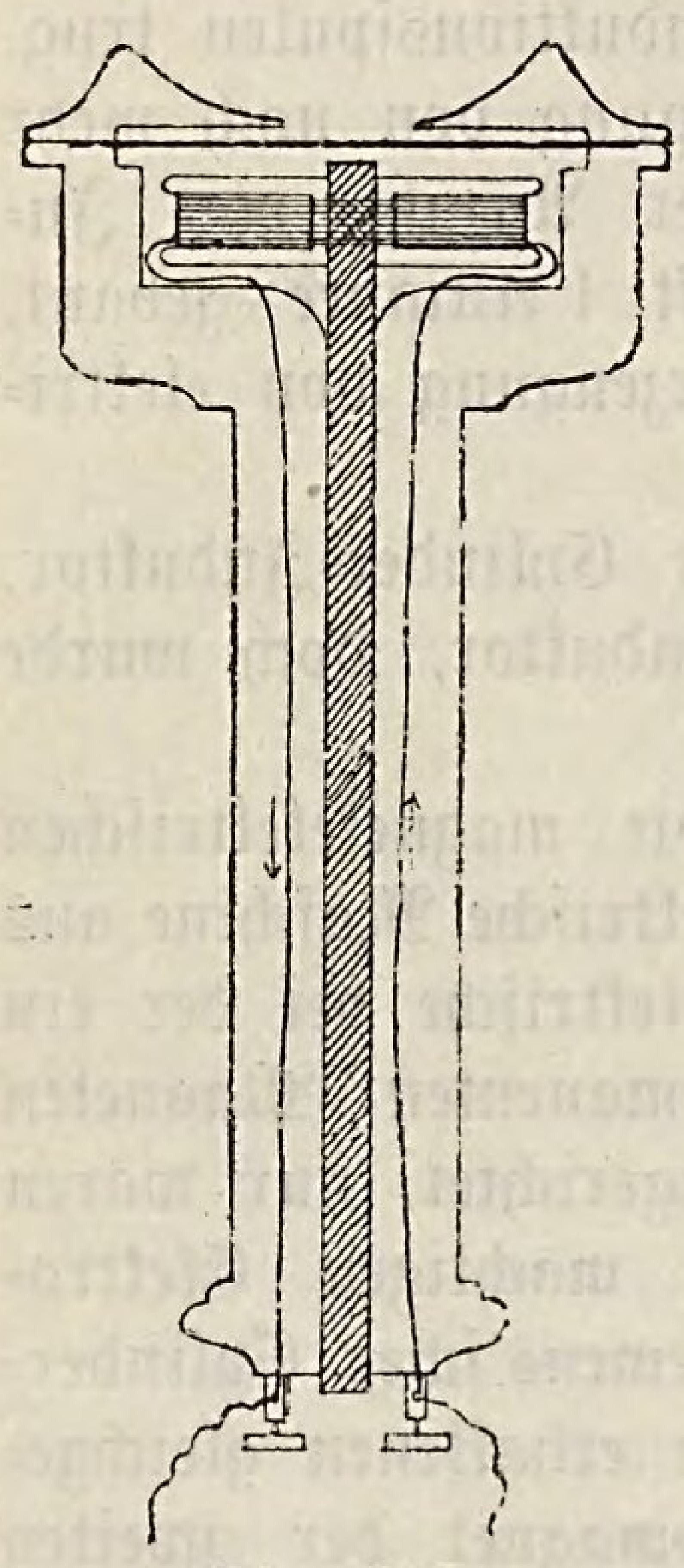


Fig. 207.

Dies Sprechtelephon ist mit einem ganz gleich konstruierten Hörtelephon verbunden durch isolierte (Telegraphen-)Leitungen, von denen eine durch die Erde ersetzt werden kann. Spricht nun die eine Person gegen die Öffnung des Telephons, so geschieht Folgendes.

Die menschliche Sprache besteht wie jeder Ton aus Schwingungen der Luft, die nach Geschwindigkeit und Art verschieden sind. Diese Luftschwingungen treffen auf das Blech und versetzen dasselbe in eben solche Schwingungen; dadurch kommt das Blech dem Magnetpol bald näher, bald ferner. Jede Annäherung hat aber Verstärkung des Magnetes, jede Entfernung Schwächung desselben zur Folge. Verstärken und Schwächen des Magnetes bringt aber in den Drahtwindungen der Spule Induktionsströme hervor, Wechselströme, die nach Anzahl und Stärke den Luftschwingungen entsprechen. Dies geschieht im Sprechtelephon.

Diese Ströme kommen nun durch die Leitung zum Hörtelephon, durchlaufen die Spule und machen dadurch den Magnet bald stärker, bald schwächer magnetisch, da sie ja Wechselströme sind; deshalb zieht der Magnet das Eisenblech bald stärker, bald schwächer an, das Eisenblech macht deshalb Schwingungen, die nach Anzahl und Art denen des Sprechtelephons entsprechen müssen. Diese Schwingungen teilen sich der Luft mit und erzeugen den Ton, den man, wenn man das Telephon mit der Öffnung ans Ohr hält, hören kann.

Das Telephon überträgt die Töne so deutlich, daß man die gesprochenen Worte verstehen kann. Allerdings sind die Töne im

Hörtelephon so schwach, daß die Umgebung vollständig ruhig sein muß, wenn man das Gesprochene verstehen soll. Man versucht diese Telephone vielfach zu verbessern durch Anwendung größerer Bleche, Anbringung zweier statt eines Magnetpoles, und hat dadurch wirklich kräftigeren Laut erlangt, doch wurde an Deutlichkeit verloren; insbesondere bekommt der Ton einen fremdartigen Klang, er klingt hohl oder blechern.

162. Mikrophon.

Das Mikrophon, erfunden von Hughes, hat folgende Einrichtung: von einem Resonanzkästchen geht ein Brettchen nach aufwärts; auf ihm sind zwei Kohlenblöcke festgeschraubt und mit Klemmschrauben versehen; beide Kohlenblöcke haben kleine Vertiefungen. Zwischen ihnen befindet sich ein Kohlenstift, beiderseits zugespitzt, unten in der Vertiefung des unteren Blockes stehend, oben in die Vertiefung des oberen hineinragend, so daß er sich leicht an den oberen Block anlehnt. Man leitet den Strom von einem Elemente zum untern Kohlenblocke; dann geht er durch den Kohlenstift in den oberen Block; von dort leitet man ihn zu einem Telephon und von da zum Elemente zurück; dadurch ist der Strom geschlossen, verläuft in stets gleicher Stärke und verursacht kein Geräusch im Telephon.

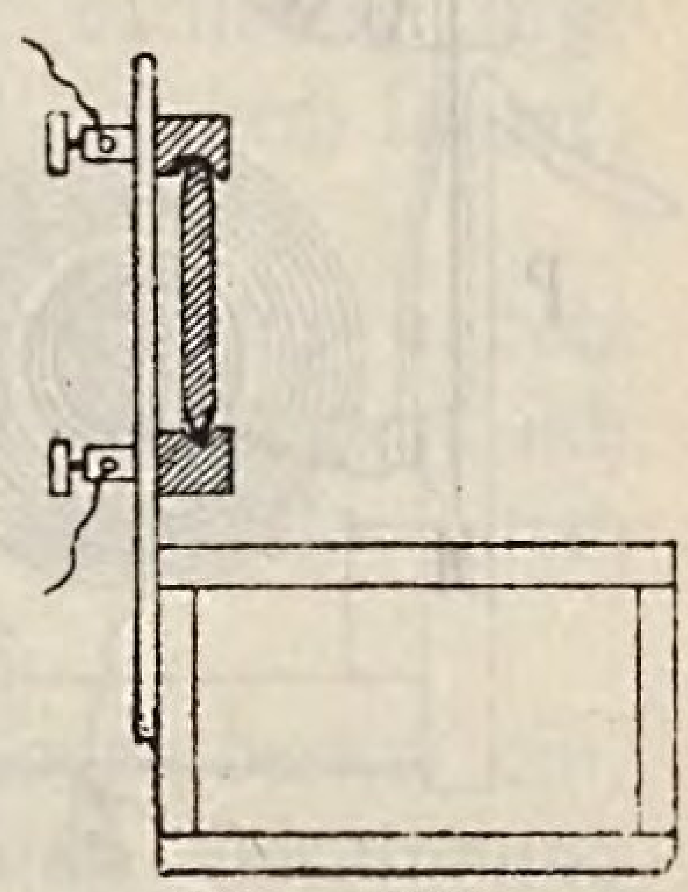


Fig. 208.

Wenn man aber am Mikrophone ein kleines Geräusch oder einen schwachen Ton erzeugt, indem man die Taschenuhr auf den Resonanzkasten legt, oder Sandkörnlein darauf fallen läßt, oder einen wie eine Saite darauf gespannten Faden anzupft u. s. w., so kommt auch das Brettchen und damit der obere Kohlenblock in Schwingungen. Dieser drückt deshalb gegen den berührenden Kohlenstift bald stärker, bald schwächer; dadurch wird der Widerstand an der Berührungsstelle bald schwächer, bald stärker, und dadurch der Strom des Elementes bald stärker, bald schwächer, entsprechend den Schwingungen des erzeugten Geräusches. Das Stärker- und Schwächerwerden des Stromes erzeugt aber im Telephone einen Ton, der ebenfalls dem ursprünglichen Geräusch entspricht; man kann so das Ticken der Uhr, das Auffallen des Sandkornes, den Ton des gespannten Fadens im Telephon hören, und der Apparat heißt Mikrophon, weil man mittels desselben einen schwachen Ton noch hören kann.

163. Mikrophontransmitter.

Eine Abänderung dieses Mikrophons wird nun in Verbindung mit einem Telephone benützt zum Telephonieren (Fernsprechen) und zwar als Zeichengeber und heißt Transmitter oder Mikro-

phontransmitter. Er hat im wesentlichen folgende Einrichtung: Der Deckel eines runden Kästchens besteht aus einer dünnen elastischen Platte (M), z. B. dünn geschabtem Holze oder Glimmer; vor derselben ist zu deren Schutz eine harte Platte P angebracht, diese hat in der Mitte ein Loch, in welches ein Schalltrichter mündet, der den Ton, also die Luftschwingungen auffängt und gegen die Mitte der elastischen Membran leitet. Das Kästchen wird so befestigt, daß die Membran vertikal steht. Auf der hinteren Seite der Membran ist in deren Mitte ein Kohlenblock A befestigt. Dieser wird berührt von einem gut abpolierten Graphitblock H, der mittels einer Messingfassung drehbar so aufgehängt ist, daß er sich nur schwach an den Kohlenblock anlehnt.

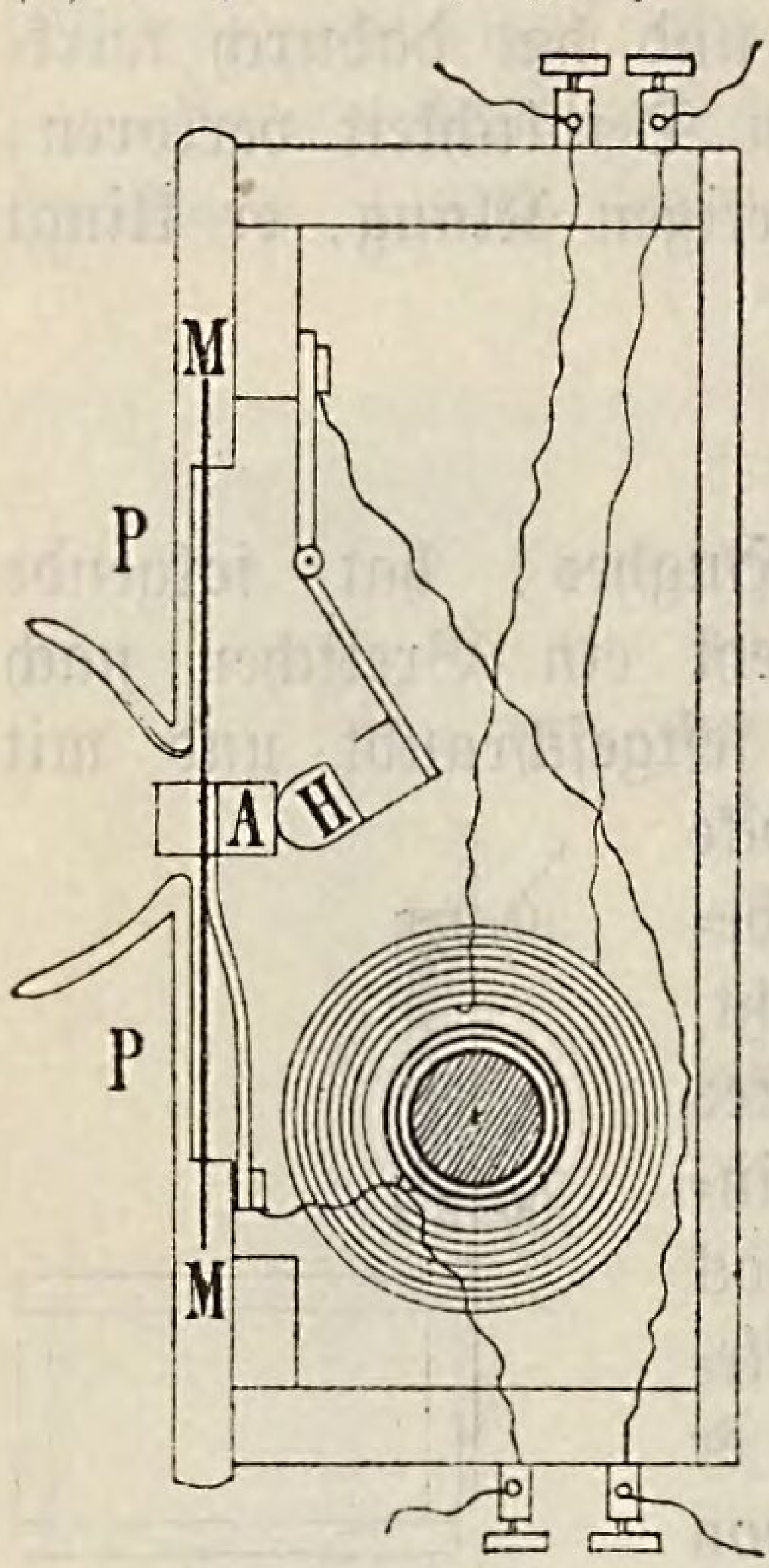


Fig. 209.

Leitet man den Strom eines Elementes vom einen Pole in den Kohlenblock, so geht er durch die Berührungsstelle in den Graphitblock, und leitet man ihn von da zum andern Pole des Elementes, so ist der Strom geschlossen. Wenn man nun gegen den Schalltrichter spricht, so kommt die Membran in Schwingungen, es ändert sich wie beim Mikrophon der Berührungswiderstand zwischen Kohlen- und Graphitblock und dadurch die Stromstärke. Würde man in diesen Stromkreis ein Telephon einschalten, so könnte man aus demselben die Töne wieder hören; ist aber dabei das Hörtelephon weit entfernt, also die Leitung lang, und der Widerstand groß, so bewirken die Änderungen des Berührungswiderstandes nur sehr geringe Änderungen der Stromstärke, so daß der im Telephon erzeugte Ton nur ungemein schwach wäre.

Man leitet deshalb den Strom des Elementes nicht durch die „Linie" ins Telephon, sondern nur durch die primäre Rolle eines kleinen Iduktionsapparates. Im Innern des Mikrophonkästchens befindet sich nämlich auch der Induktionsapparat, bestehend aus dem Eisenkern, einer primären Rolle von wenig Windungen und einer Induktionsrolle von sehr vielen Windungen. Der Strom des Elementes geht also bloß durch den Kohlenkontakt und die primäre Rolle, hat also geringen Widerstand, so daß Änderungen des Berührungswiderstandes die Stromstärke wesentlich ändern. Diese Änderungen der Stromstärke erzeugen in der Induktionsspule entsprechende Induktionsströme, welche wegen der großen Anzahl der Windungen eine hohe elektromotorische Kraft haben und damit bedeutenden Widerstand überwinden können. Diese Induktionsströme

leitet man durch die „Linie“ zum weit entfernten Telephon, dann kann man in demselben die erzeugten Töne hören.

Der Apparat wirkt vorzüglich: Die Töne sind stark genug, so daß man sie, auch wenn die Umgebung nicht vollständig ruhig ist, ohne Mühe gut vernehmen und das Gesprochene deutlich verstehen kann; selbst bei großen Entfernungen (50 *km*) bleiben die Töne noch deutlich vernehmbar. Will man auch gegensprechen, so muß jede Station einen Transmitter und ein Telephon besitzen, und alle 4 Induktionsspulen dieser Apparate sind zu einer einzigen Leitung verbunden.

Man suchte diese Transmitter, die nur eine Kohlenberührung haben (einkontaktige) dadurch zu verbessern, daß man den schwingenden Kohlenblock an mehrere Kohlenstifte berühren läßt (mehrkontaktige), die übertragenen Töne werden dadurch lauter, verlieren aber an Deutlichkeit.

Um den Wunsch nach telephonischer Mitteilung an die andere Station durch ein lautes Zeichen zu übermitteln, bedient man sich meist einer elektrischen Klingel, die man in Thätigkeit setzt durch die Ströme eines kleinen Magnetinduktionsapparates.

In größeren Städten richtet man Telephonanlagen derart ein, daß jeder Abonnent mit jedem andern in telephonische Verbindung treten kann; zu diesem Zweck bekommt jeder Abonnent einen Transmitter, ein Telephon (sogar deren 2) eine Klingel und einen Magnetinduktor, und die Leitung führt von ihm zur Centralstation, die ebenso eingerichtet ist. Will A mit B sprechen, so ruft A die Centralstation an, teilt dem dort befindlichen Beamten seinen Wunsch mit, der Beamte ruft B an, und wenn B zu sprechen ist, bringt der Beamte die Leitung des A und des B durch den „Centralumschalter“ in leitende Verbindung, so daß A und B nun direkt correspondieren können. Schließlich wird der Beamte wieder angerufen, worauf er die Verbindung des A und B wieder aufhebt.

164. Thermoelektricität.

Stets wenn zwei verschiedene Metalle an einer Stelle zusammengelötet und an den beiden andern Enden durch einen Leiter verbunden werden, entsteht ein Strom, wenn man die Lötstelle erwärmt.

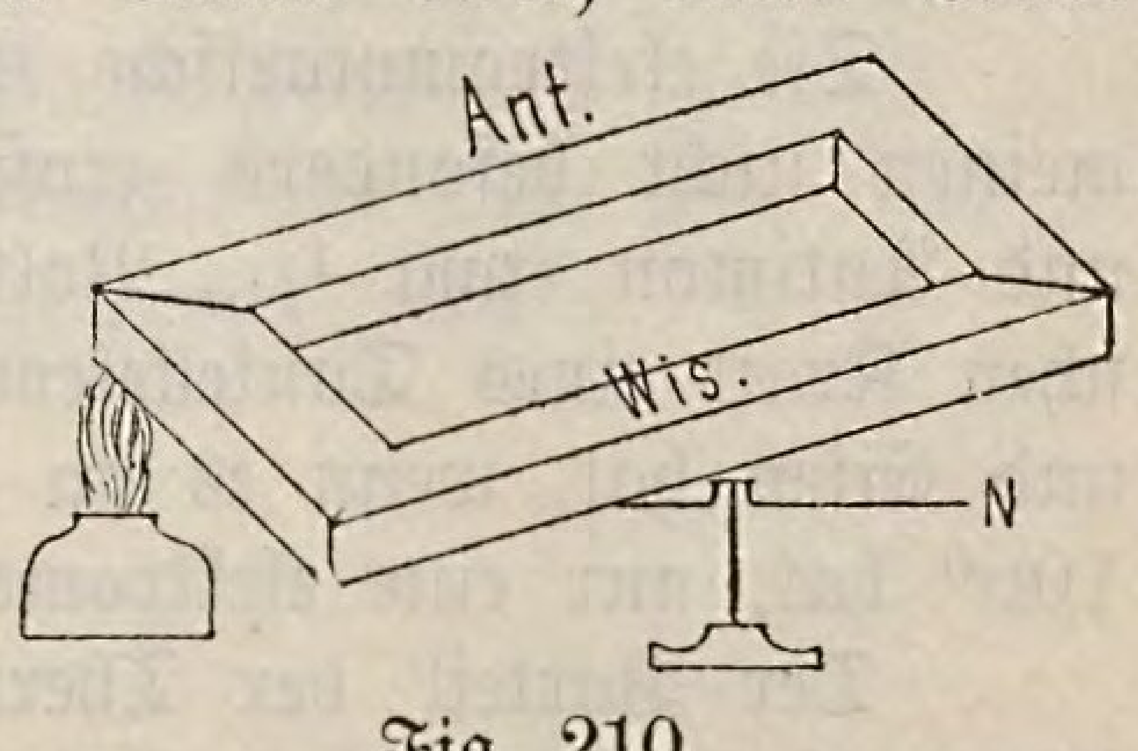


Fig. 210.

Macht man einen rechteckigen Rahmen aus Wismut und Antimon, so daß zwei zusammenstoßende Seiten aus Wismut, die beiden andern aus Antimon bestehen und an gegenüberliegenden Ecken sich die Lötstellen befinden, und erhitzt man nun eine Lötstelle, so entsteht in dem Rechteck

ein Strom, dessen Vorhandensein dadurch nachgewiesen werden kann, daß er eine Magnetnadel ablenkt.

Da hiebei die Elektricität durch die Wärme hervorgebracht wird, so nennt man sie **Thermoelektricität**, den Strom einen **Thermostrom** (erfunden von Seebeck 1821). Diese Thermoströme unterscheiden sich von den galvanischen Strömen nur durch die Entstehungsursache; sonst folgen sie denselben Gesetzen und bringen dieselben Wirkungen hervor. Man nennt ebenso ein Paar an einer Stelle zusammengelöteter Metallstäbe ein **Thermoelement**.

Ein Thermostrom kommt nur zu stande, wenn die Lötstelle wärmer ist, als die andern Teile des Stromkreises, also z. B. als die andere Lötstelle, wenn also von der warmen Lötstelle nach beiden Seiten hin die Temperatur abnimmt. Ist dies der Fall, so entsteht eine elektromotorische Kraft, deren Größe abhängt von der Temperaturdifferenz der beiden Lötstellen und derselben nahezu proportional ist.

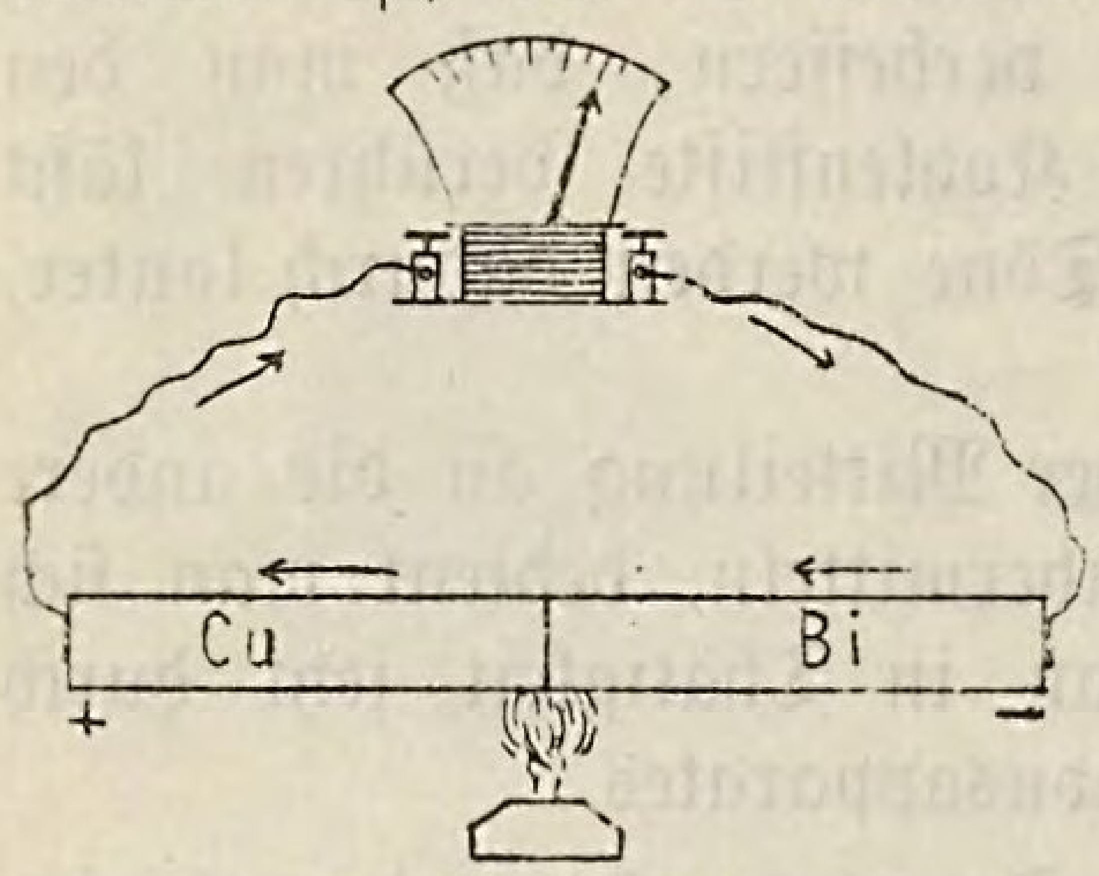


Fig. 211.

Die elektromotorische Kraft ist aber auch abhängig von der Natur der verwendeten Metalle. Man kann alle Metalle in eine Reihe ordnen, so daß jedes Metall mit einem der folgenden verbunden negativ elektrisch wird. Diese thermoelektrische Reihe ist nach Bequerel
— Wismut, Nickel, Platin, Kobalt, Mangan, Silber, Zinn, Blei, Messing, Kupfer, Gold, Zink, Eisen, Antimon +.

Wenn man also etwa Wismut mit Kupfer zusammenlötet und die Lötstelle erwärmt, so wird Wismut negativ, Kupfer positiv elektrisch, und der positive Strom läuft von der erwärmten Lötstelle aus durch das Kupfer über die kalte Lötstelle zum Wismut. Sind die beiden kalten Enden nicht mit einander verbunden, so daß an ihnen die Elektricitäten frei vorhanden sind, so kann man diese Enden auch die Pole des Thermoelementes nennen; das freie kalte Wismutende ist also der negative, das freie kalte Kupferende der positive Pol des Elementes. Verbindet man beide Pole leitend, so entsteht der Thermostrom.

Die elektromotorische Kraft der Thermoelemente ist im allgemeinen nicht besonders groß; so kann ein Element aus Wismut und Antimon etwa $^1/_{10}$ Volt. (ungefähr = $^1/_{10}$ der elektromotorischen Kraft eines Daniellelementes) haben. Ein Element aus Kupfer und Eisen hat, wenn es an der kalten Lötstelle 0, an der warmen 100° hat, nur eine elektromotorische Kraft von 0,0011 Volt.

Der Vorteil der Thermoelemente liegt aber darin, daß sie sehr einfach konstruiert sind und daß ihr innerer Widerstand meist sehr klein ist; z. B. wenn in dem Wismut-Antimonelemente jedes

Metall etwa 2 *cm* lang ist und $\frac{1}{10}$ *qcm* Querschnitt hat, so ist sein innerer Widerstand = 0,0034 Ohm (ungefähr = $\frac{1}{300}$ SE). Ist demnach der äußere Widerstand auch klein, so ist mit solchen Elementen ein verhältnismäßig starker Strom zu erzielen.

Man kann auch mehrere Thermoelemente zu einer Batterie vereinigen: man verbindet (verlötet) dann das freie Antimonende des ersten mit dem freien Wismutende des zweiten Elementes und so fort; man bringt dabei die Stäbe in solche Lage, daß abwechselnd die Lötstellen nach der einen und nach der anderen Seite schauen, so daß die nach der einen Seite schauenden Lötstellen von einer gemeinsamen Wärmequelle ewärmt, die nach der anderen Seite schauenden Lötstellen alle zugleich abgekühlt werden können. Die Thermoelemente sind somit auf Intensität zu einer Batterie (Thermosäule, Thermokette) verbunden, ihre elektromotorische Kraft ist gleich der Summe der elektromotorischen Kräfte der einzelnen Elemente.

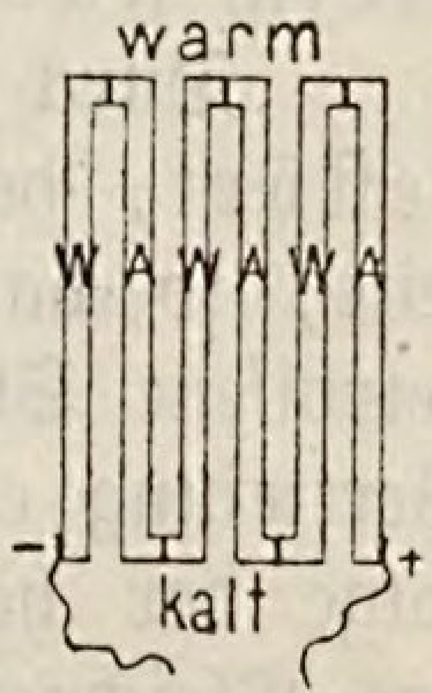


Fig. 212.

Die Anwendung der Thermoelektricität ist noch eine beschränkte. Man benützt Thermobatterien zu Schulversuchen anstatt der gewöhnlichen galvanischen Elemente, und sie sind hiezu bequem, weil sie zur Herrichtung zum Gebrauch keine größere Mühe verursachen als das Anzünden einer Lampe.

Eine sehr wichtige Anwendung haben die Thermobatterien gefunden zur Messung sehr kleiner Temperaturdifferenzen. Man nimmt nämlich eine Thermosäule von etwa 20—40 Elementen, ordnet das eine System der Lötstellen so an, daß sie ein Quadrat erfüllen, und verbindet die Enden mit einem sehr empfindlichen Galvanometer (von geringem Widerstande). So lange beide Flächen, welche die Lötstellen enthalten, gleich warm sind, zeigt das Galvanometer keinen Ausschlag, sobald aber die eine Fläche nur etwas stärker erwärmt wird, entsteht ein Thermostrom, der einen Ausschlag hervorbringt. Man benützt sie, nach Melloni, besonders zu Untersuchungen über strahlende Wärme, indem man auf die eine Fläche die Wärmestrahlen auffallen läßt und die andere Fläche durch ein Gehäuse gegen Wärmestrahlen schützt. Mit solchen Apparaten kann sogar die von Fixsternen ausgestrahlte Wärme nachgewiesen werden.

Neunter Abschnitt.

Wellenlehre und Akustik.

165. Entstehung der Wellen.

Eine eigentümliche Art von Bewegung und Fortpflanzung derselben ist die wellenförmige Bewegung, welche wir zunächst betrachten an dem bekannten Beispiele einer Welle, die im Wasser entsteht, wenn man etwa einen Stein hineinwirft. Im ruhigen Wasser ist die Oberfläche eben und horizontal, und die einzelnen Wasserteilchen sind im Gleichgewichte, weil sie von allen Seiten gleich stark gedrückt werden.

Durch Hineinwerfen des Steines wird das Gleichgewicht gestört, denn der einfallende Stein schiebt die Wasserteilchen bei seite, so daß dieselben einen ringförmigen, erhöhten Wall um die getroffene Stelle bilden, und an der getroffenen Stelle selbst eine Vertiefung entsteht. Wegen des verschieden starken Druckes, der infolge der höheren und tieferen Lage der Wasserteilchen entsteht, ist das Gleichgewicht gestört, an der erhöhten Stelle gehen die Wasserteilchen nach abwärts und an der vertieften Stelle werden sie durch den Überdruck der benachbarten, höher liegenden Teile nach aufwärts gedrückt.

Diese beiden Bewegungen setzen sich aber nicht bloß so weit fort, bis die Wasserteilchen in der natürlichen Gleichgewichtslage, wie sie beim ruhenden Wasser vorhanden ist, angekommen sind, sondern dauern noch fort vermöge des Beharrungsvermögens, ebenso wie bei einem aufgehängten schwingenden Körper. Die an den erhöhten Stellen liegenden Wasserteilchen bewegen sich also nach abwärts, nicht bloß bis zur natürlichen Gleichgewichtslage, sondern noch etwas unter dieselbe; ebenso werden die an den tieferen Stellen liegenden Teilchen nicht bloß bis zur natürlichen Gleichgewichslage gehoben, sondern bewegen sich dann noch etwas über dieselbe hinaus.

Dadurch, daß die Wasserteilchen an den erhöhten Stellen herabsinken, drücken sie aber auf die benachbarten und heben dadurch diese nach aufwärts; während also der eine Wall nach abwärts sich bewegt und eine Vertiefung bildet, entsteht rings um ihn ein anderer, etwas weiterer, erhöhter Wall. Es hat sich somit das Gleichgewicht noch nicht hergestellt, denn es sind nun andere Wasserteile einerseits oberhalb, andererseits unterhalb der natürlichen Gleichgewichtslage; es entsteht daher derselbe Vorgang wieder, der Wall sinkt nach abwärts, die vertieften Teile werden nach aufwärts gehoben, und rings um den äußeren herabsinkenden Wall entsteht ein neuer Wall und so geht es fort. Wir sehen so, daß im Wasser

der ringförmige Wall sich immer weiter ausdehnt, daß neue ringförmige Erhebungen folgen, daß das einmal gestörte Gleichgewicht nie mehr sich wieder herstellt, sondern sich auf immer andere und andere Stellen überträgt.

Eine solche Bewegung nennt man eine wellenförmige Bewegung, deren Art wir nun genauer betrachten.

166. Form der Wellen.

Wir haben gesehen, daß die einzelnen Wasserteilchen, welche die wellenförmige Bewegung machen, auf- und abgehende Bewegungen oder Schwingungen machen. Wenn wir also sehen, daß die ringförmigen Wälle der im Wasser entstehenden Wellen sich nach auswärts weiter bewegen, so geschieht dies nicht dadurch, daß die in den Wellen enthaltene Wassermenge sich nach auswärts bewegt und so gleichsam über den ruhigen Wasserspiegel hingleitet, sondern nur dadurch, daß die Wasserteilchen abwärts und aufwärts sich bewegen; man sieht ja auch, wie kleine auf dem Wasser schwimmende Gegenstände von der Welle nicht nach auswärts fortgeschoben werden, sondern nur an der auf- und abwärtsgehenden Bewegung teil nehmen.

Betrachten wir die Gestalt der Oberfläche der Wasserwelle, so nennt man denjenigen Teil, in welchem die Wasserteilchen über der natürlichen Gleichgewichtslage sich befinden, einen W e l l e n b e r g, denjenigen Teil, in welchem die Wasserteilchen sich unterhalb der Gleichgewichtslage befinden, ein W e l l e n t h a l; ein Berg und ein benachbartes Thal bilden eine Welle und ihre Länge heißt eine W e l l e n l ä n g e.

Die Form einer einfachen Welle ist aus Fig. 213 ersichtlich.

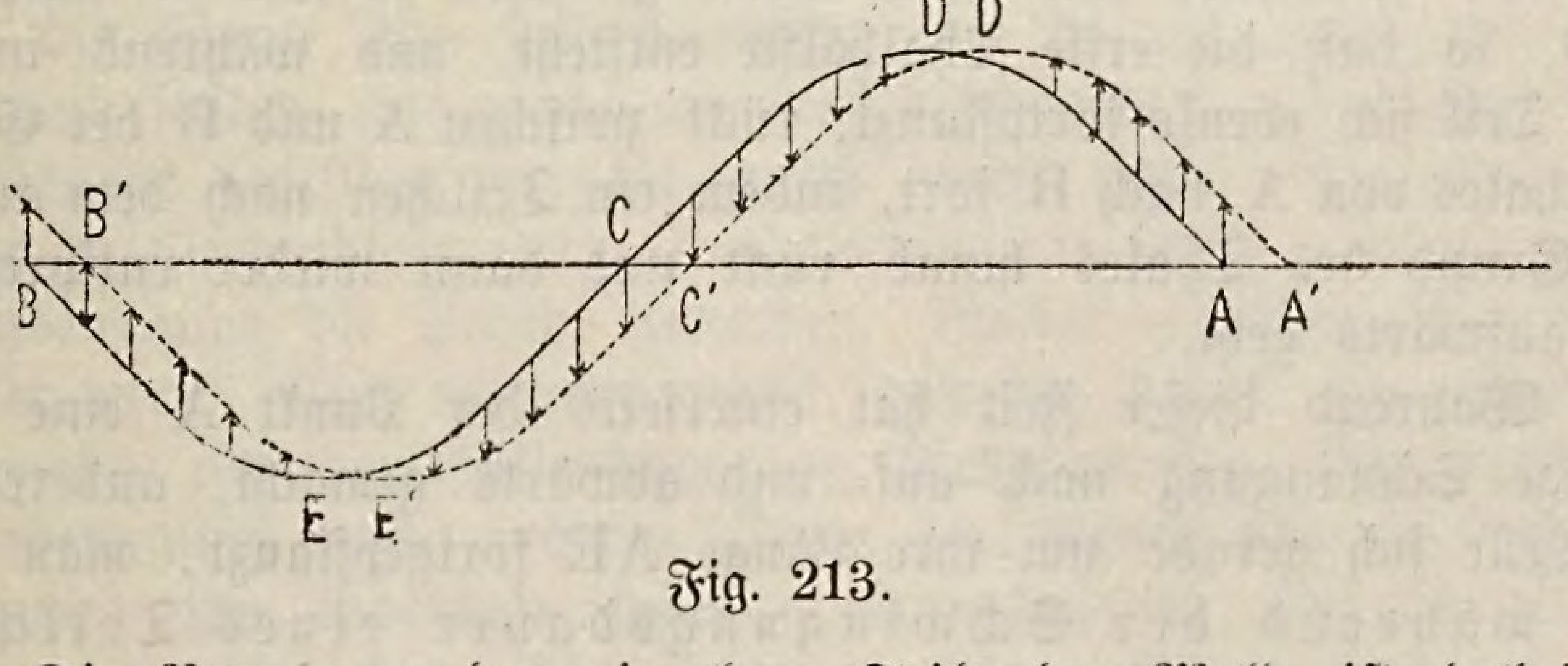


Fig. 213.

Die Bewegung der einzelnen Teile der Welle ist dabei folgende: Wenn die Welle sich in der Richtung von B nach A fortpflanzt, so sind die Punkte E und D momentan in Ruhe, die Punkte C, B und A haben eben ihre größte Geschwindigkeit, A und B nach aufwärts und C nach abwärts, die dazwischen liegenden Punkte haben um so geringere Geschwindigkeiten, je näher sie an E resp. D liegen und zwar bewegen sich die Punkte zwischen B und E nach

aufwärts, zwischen E und D nach abwärts und zwischen D und A nach aufwärts, und auch die zunächst vor A liegenden Teile werden, wenn sie noch ruhig sind in die aufwärtsgehende Bewegung eingezogen. Lassen wir jedes Teilchen eine dieser Angabe entsprechende kleine Bewegung machen, so ist die neue Form der Welle B′ E′ C′ D′ A′. Es hat sich somit sowohl der Berg als das Thal in der Richtung der Fortpflanzung der Welle etwas vorwärts verschoben, denn es ist der Kamm des Berges von D nach D′ und der Grund des Thales von E nach E′ gerückt. Auf diese Weise rückt also die Welle vorwärts, oder pflanzt sich fort, während die Wasserteilchen bloß eine auf- und abwärts gehende Bewegung machen; ist ein Teilchen am Gipfel des Berges angelangt, so verwandelt sich seine aufwärtsgerichtete Bewegung in eine abwärtsgerichtete.

In Fig. 214 ist angedeutet, wie sich eine in A ankommende Wellenbewegung nach rechts fortsetzt. Während in I. A sich zum Gipfel des Berges erhebt, erheben sich nach und nach die vor ihm liegenden Teile bis B und bilden einen halben Berg, die erste Viertelwelle. Während in II. von B aus dieselbe Bewegung sich nach C fortpflanzt, steigen nach und nach die zwischen A und B liegenden Teile bis zum Kamm des Berges, und sinken dann entsprechend herab, so daß der Kamm sich von A nach B fortgerückt hat. Während auf diese Weise in III der Berg AC fortrückt, sinken die Teile zwischen A und B nach abwärts, so daß die erste Thalhälfte entsteht, und während in IV dieser Teil sich ebenso fortpflanzt, rückt zwischen A und B der Grund des Thales von A nach B fort, indem ein Teilchen nach dem andern zum Grund des Thales hinab rückt und dann wieder entsprechend nach aufwärts geht.

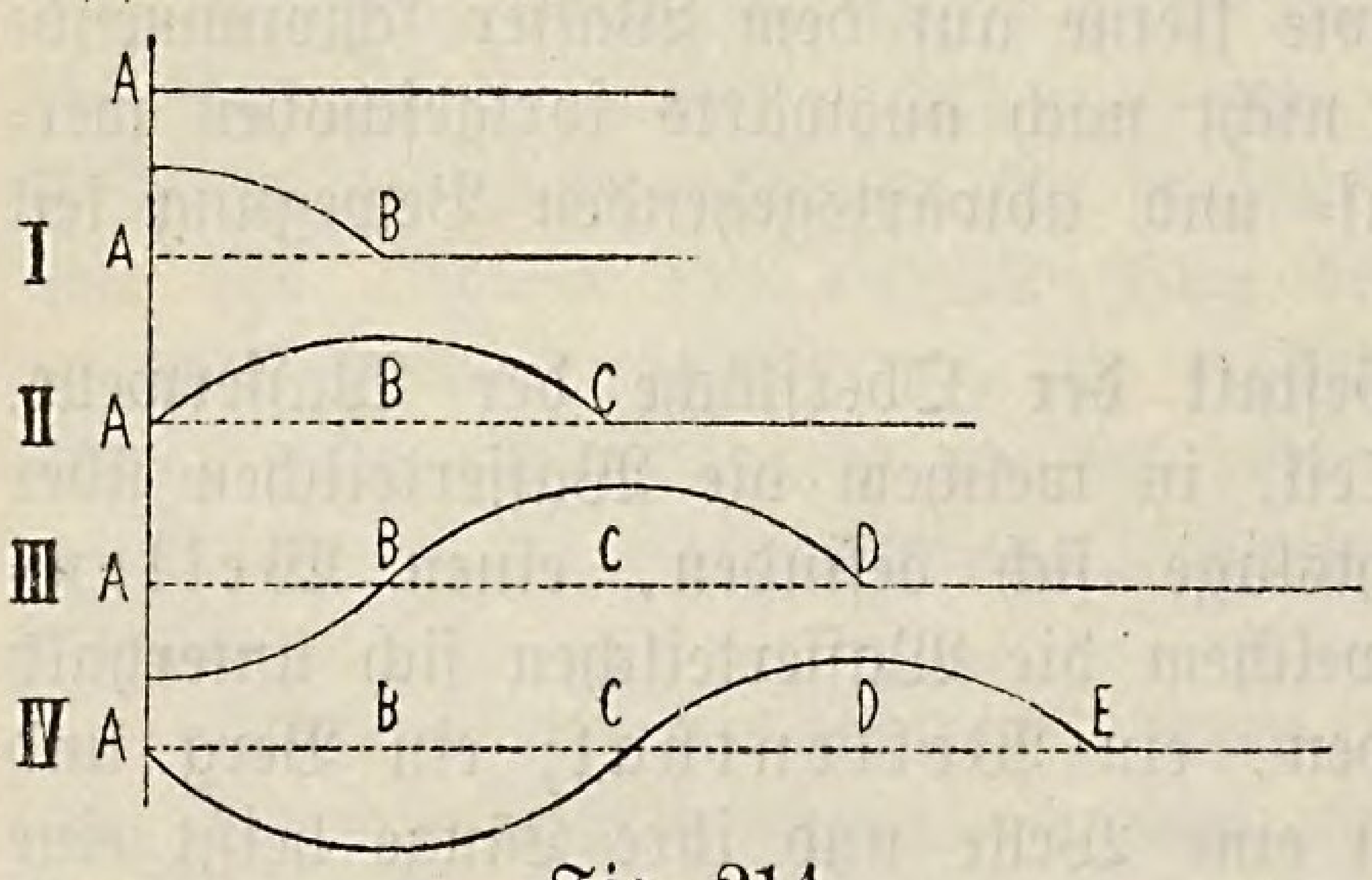


Fig. 214.

Während dieser Zeit hat einerseits der Punkt A eine vollständige Schwingung nach auf- und abwärts gemacht, andererseits die Welle sich gerade um ihre Länge AE fortgepflanzt, man sieht also: während der Schwingungsdauer eines Teilchens pflanzt sich die Welle um ihre eigene Länge fort.

167. Bedeutung der Wellen.

Die eben betrachtete Wellenbewegung ist in vielfacher Hinsicht von Wichtigkeit. Zunächst ist die eigentümliche Art der Fortpflanzung der Bewegung nochmals hervorzuheben, eigentümlich deshalb, weil diejenige Masse, welche die Bewegung zuerst macht

und dadurch die Welle verursacht, nicht eine fortschreitende, sondern nur eine hin- und hergehende, oscillierende, schwingende Bewegung macht und wenn die Ursache ihrer Bewegung aufhört zu wirken, selbst wieder in Ruhe bleibt und sich dann an derselben Stelle befindet, an welcher sie sich zuerst befand; ferner weil diese Bewegung nicht auf die erste Masse beschränkt bleibt, sondern sich auf alle folgenden Massenteile überträgt derart, daß jedes folgende Wasserteilchen dieselbe Bewegung in etwas späterer Zeit macht als das vorhergehende, und schließlich, weil in dieser Art sich die Bewegung fortpflanzt, ohne daß die Masse selbst fortrückt. Wellenbewegung ist also nicht ein Fortschreiten einer bewegten Masse, sondern eine sich durch eine Masse fortsetzende schwingende Bewegung einzelner Massenteile.

Die wellenförmige Bewegung ist deshalb von besonderer Wichtigkeit, weil sowohl der Schall, als auch die Licht- und Wärmestrahlen wellenförmige Bewegungen sind, und weil man nur durch das Verständnis der Wellenbewegung einen Einblick in den Verlauf und die Gesetze dieser wichtigen Naturerscheinungen bekommt.

Noch in anderer Hinsicht ist die Wellenbewegung von Wichtigkeit, indem sie nämlich eine Arbeit, die an einer Stelle geschieht, an andere Stellen überträgt. Wenn wir nämlich einen Stein ins Wasser werfen, und dadurch Wellen erzeugen, oder besser, wenn wir etwa mit einem Holzpflock ins Wasser stoßen, indem wir ihn in regelmäßiger Aufeinanderfolge (rhythmisch) auf und ab bewegen, so ist die von uns hiebei geleistete Arbeit nicht verloren, sondern dazu verwendet worden, um die Welle oder mehrere Wellen zu erregen. Wenn sich nun die Wellen fortpflanzen und etwa an das Ufer gelangen, so sind sie dort imstande, selbst wieder Arbeit zu leisten; wir sehen ja, wie die ans Ufer anschlagenden Meereswellen die Steine hin- und herrollen, wie sie ein Schiff, ein Floß heben und senken, und wenn wir uns denken, daß auf diesem Floße eine Stange befestigt sei, die durch einen Hebel etwa mit einer Pumpe in Verbindung steht, so erkennen wir leicht, daß durch die Wellenbewegung die Pumpe getrieben, Wasser gehoben, also Arbeit geleistet wird. Wir erkennen somit, daß die Arbeit, die aufgewendet wurde, um die Wellenbewegung hervorzurufen, sich durch die Wellenbewegung nach anderen Orten fortpflanzt und dort wieder als Arbeit zum Vorschein kommen kann dadurch, daß die Wellenbewegung verschwindet. Die ungeheuere Menge Wärme, die wir von der Sonne erhalten, haben wir anzusehen als das Resultat einer Wellenbewegung, welche von der Sonne ausgeht, sich bis zur Erde fortpflanzt, dort auf Stoffe trifft, in welchen sie sich nicht fortpflanzen kann, deshalb als Wellenbewegung verschwindet und dadurch die in ihr befindliche Arbeit leistet, welche als Erwärmung des Körpers zum Vorschein kommt.

Wenn wir einerseits erkennen, daß in der Welle eine gewisse Arbeitsfähigkeit enthalten ist, andererseits sehen, daß die Welle, etwa die ringförmige Wasserwelle sich nach allen Seiten ausbreitet, also immer größere Mengen Wasser in Bewegung setzt, so folgt, daß die Größe oder Stärke der Bewegung der einzelnen Teile nun immer kleiner werden muß. In der That beobachten wir, daß, je weiter sich die Welle ausbreitet, um so kleiner die Bewegung der Wasserteilchen wird; die Höhe der Wellenberge wird immer niedriger, und verschwindet zuletzt für unsere Wahrnehmung. Gleichwohl ist auch noch in der weit ausgedehnten Welle (fast) die ganze ursprüngliche Arbeitsfähigkeit enthalten, aber entsprechend der größeren Wassermasse, die nun an der Bewegung teil nimmt, ist die Stärke oder Intensität der Bewegung geringer, und die Teilchen machen kleinere Schwingungen mit geringerer Geschwindigkeit. Ist dagegen das Wasser in einer Rinne oder einem Kanale von stets gleicher Breite eingeschlossen, so behält die Wellenbewegung beim Fortschreiten stets dieselbe Stärke, die Welle behält stets die gleiche Höhe und überträgt so die in ihr liegende Arbeit ungeschwächt auf eine beliebig große Entfernung vorausgesetzt, daß ihr nicht durch andere Ursachen (Reibung) unterwegs etwas von ihrer Arbeitsfähigkeit genommen wird. Man findet thatsächlich, daß in einem Kanale mit glatten Wänden eine Welle sich verhältnismäßig weit fortpflanzt, ohne viel von ihrer Höhe zu verlieren. Verbreitert sich der Kanal, so wird die Höhe der Welle geringer; verengt sich der Kanal, so wird die Höhe der Welle größer.

168. Reflexion der Wellen.

Wenn die Welle an einen Stoff trifft, der seiner Natur nach die Wellenbewegung nicht machen kann, z. B. wenn die Wasserwelle an das Ufer trifft, so wird die Welle zurückgeworfen oder reflektiert, wenn der begrenzende Stoff glatt ist. Trifft die Wasserwelle an eine gerade Wand oder Mauer, so wird sie regelmäßig zurückgeworfen, und man unterscheidet hiebei leicht zweierlei Fälle: kommt ein System paralleler Wellen (Fig. 215) an die Wand, so sind die zurückgeworfenen Wellen auch wieder parallel, in der Fortpflanzungsrichtung aber geändert, so daß der Winkel, unter welchem die Welle die Mauer trifft, gleich ist dem Winkel, unter welchem die Welle die Mauer verläßt. Wenn eine von einem Punkte A ausgehende Welle (oder ein Wellensystem) Fig. 216 eine gerade Wand trifft, so wird sie so reflektiert, daß es aussieht, als wäre sie von einem hinter der Wand liegenden Punkte A′ hergekommen, der ebensoweit senkrecht hinter der Wand liegt, als A vor der Wand liegt.

169. Entstehung und Wesen des Schalles.

Ein Schall entsteht, wenn ein Körper sehr rasche hin- und hergehende Bewegungen macht; wenn sich diese Schwingungen durch die Luft bis zu unserem Ohre fortpflanzen, so hören wir den Schall.

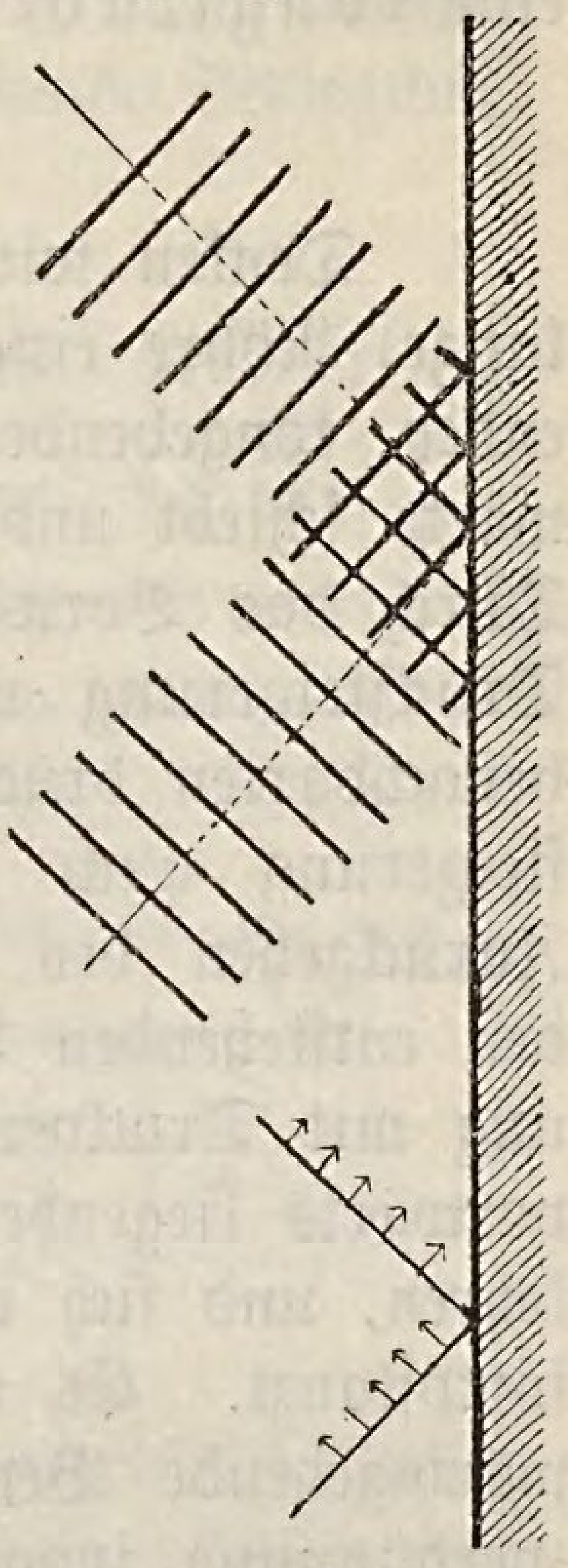


Fig. 215.

Die Fortpflanzung des Schalles in der Luft geschieht durch eine wellenförmige Bewegung der Luft, und gerade diese Wellenbewegung der Luft (oder eines anderen Stoffes) nennen wir Schall oder Ton, während wir den schwingenden Körper, welcher die Bewegung verursacht, den schallgebenden oder tönenden Körper nennen.

Die wellenförmige Bewegung der Luft unterscheidet sich wesentlich von den schon betrachteten Wasserwellen, und zwar sowohl durch die Kraft, welche infolge des gestörten Gleichgewichtes zum Vorschein kommt, als auch durch die Schwingungsrichtung der sich bewegenden Teilchen.

Wir haben bei den Wasserwellen gesehen, daß, wenn die Wasserteilchen über die natürliche Gleichgewichtslage erhoben sind, die Schwerkraft diejenige Kraft ist, welche einen verschieden starken Druck der Wassermassen verursacht und so die Ursache des gestörten Gleichgewichtes ist. Betrachten wir aber einen tönenden Körper, z. B. eine durch Anschlagen in Schwingungen versetzte Glocke, so schiebt die vorwärtsgehende Glockenwand die Luft vor sich her, bewirkt also eine Verdichtung und damit eine Drucksteigerung der Luft; die zurückgehende Glockenwand hinterläßt einen luftleeren (oder wegen des Nachstromens der Luft nun verdünnten) Raum und bewirkt so eine Druckverminderung. Diese beiden Druckänderungen bedingen aber eine Störung im Gleichgewichtszustande der Luft, der ja nur dann vorhanden ist, wenn der Druck an allen Stellen derselbe ist. Die Folge dieser Gleichgewichtsstörung ist dann eine Bewegung und Fortpflanzung der Bewegung, die sich als Luftwelle darstellt.

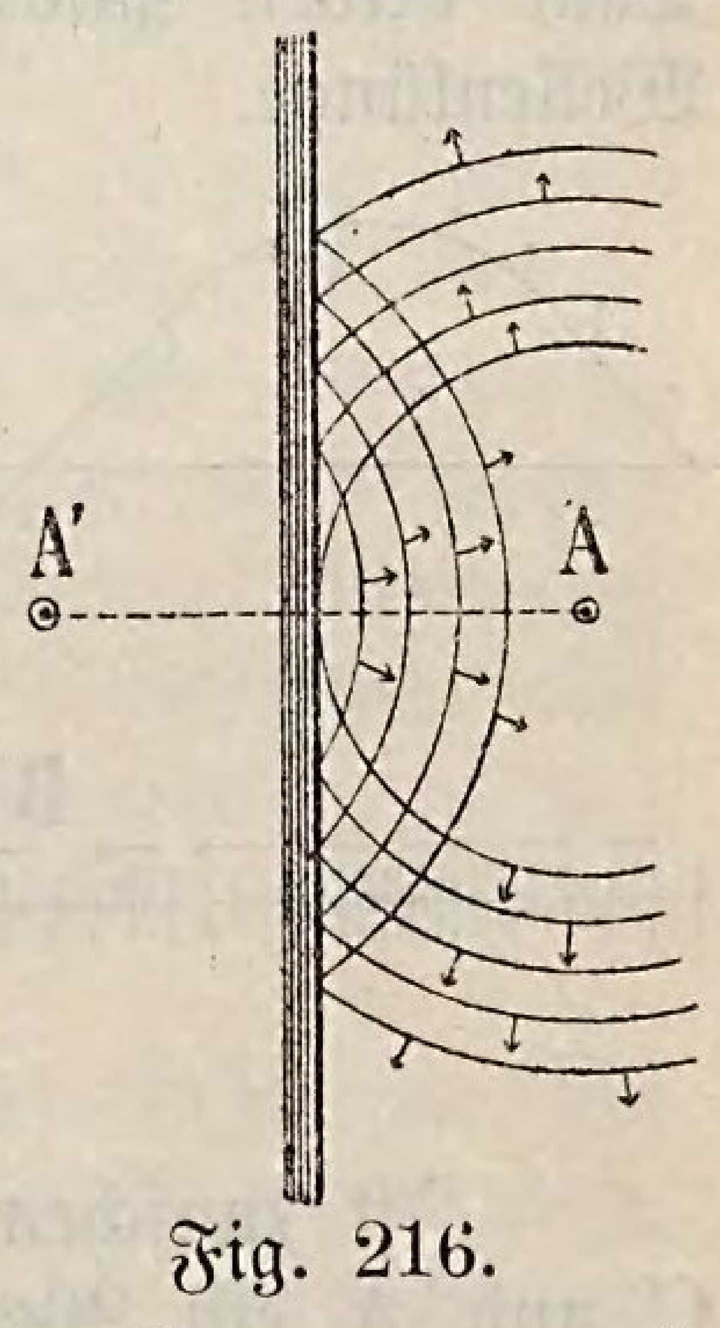


Fig. 216.

Wir haben bei den Wasserwellen gesehen, daß die Wasserteilchen sich in vertikaler Richtung auf und ab bewegen, während die Welle sich in horizontaler Richtung ausbreitet, so geschieht also die Schwingung der Teilchen in einer zur Fortpflanzungsrichtung der Welle senkrechten Richtung, und man nennt eine derartige Be-

wegung eine transversale Schwingung (Querschwingung). Bei den Luftwellen schwingen die einzelnen Luftteilchen aber gerade in der Richtung, in welcher sich die Bewegung fortpflanzt, sie machen eine longitudinale Schwingung (Längsschwingung).

170. Form der Schallwellen.

Denken wir uns der Einfachheit halber die Luft in eine (sehr lange) Röhre eingeschlossen und am Anfange derselben einen schwingenden, tongebenden Körper, der die benachbarten Luftteilchen vorwärts schiebt und ihnen dann wieder Platz macht zum Zurückfließen. Durch das Vorwärtsschieben entsteht ein luftverdichteter Raum mit Drucksteigerung und die Folge ist, daß diese Luftteilchen auf die benachbarten drücken, auch sie vorwärts schieben und so die Drucksteigerung auch an den folgenden Stellen hervorrufen. Beim Zurückgehen des schwingenden Körpers werden die Luftteilchen in den entstehenden Raum zurückkehren und dadurch eine Luftverdünnung mit Druckverminderung hervorbringen, so daß auch die weiter vorwärts liegenden Luftteilchen in den luftverdünnten Raum zurückkehren, und sich auch die Luftverdünnung nach den folgenden Stellen fortpflanzt. Es machen also die Luftteilchen eine vor- und rückwärtsgehende Bewegung und pflanzen so die Luftverdichtung und -verdünnung immer weiter fort. Den Teil, in welchem die Luft verdichtet ist, nennt man einen Wellenberg und den Teil, in welchem sie verdünnt ist, ein Wellenthal: ein Berg und ein benachbartes Thal bilden zusammen eine Luftwelle, und ihre Länge heißt die Wellenlänge.

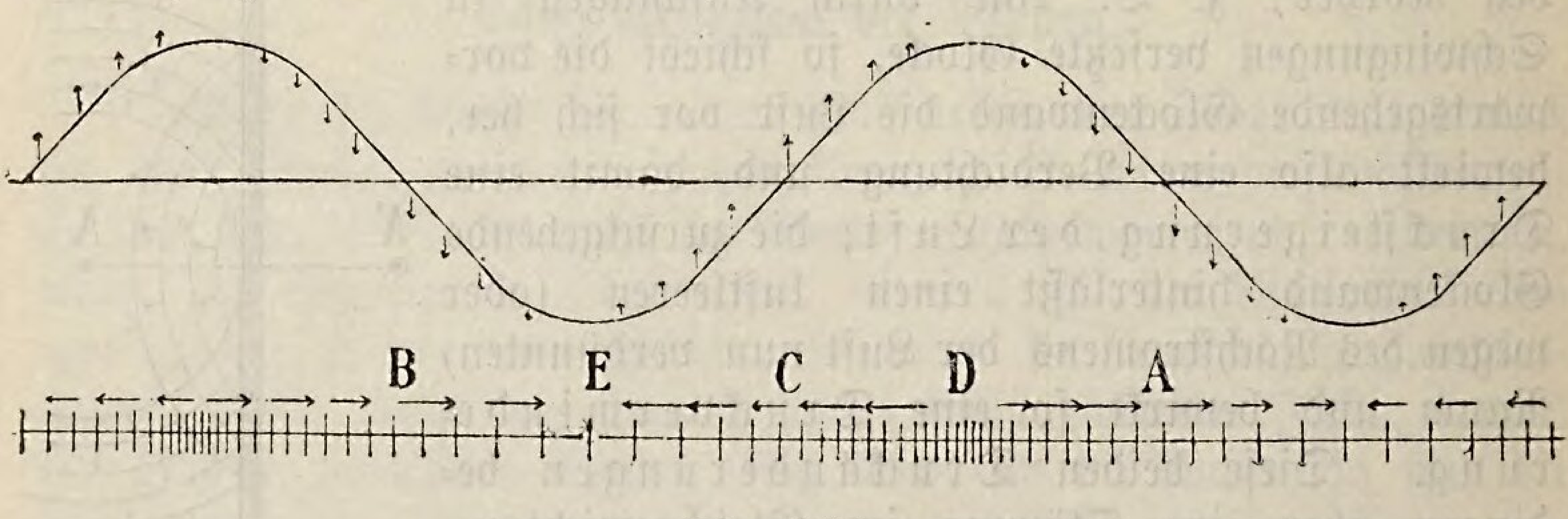


Fig. 217.

Ist zwischen B und C Fig. 217 ein Wellenthal und zwischen C und A ein Wellenberg, so ist in E die Luft am dünnsten, in D am dichtesten, in B, C und A hat sie die normale Dichte und Spannung. In B, C und A haben die Luftteilchen die größte Geschwindigkeit und zwar stets in der Richtung, daß sie von der Stelle des höheren Druckes auf die Stelle des niedrigeren Druckes hinströmen; in E und A haben sie momentan gar keine Bewegung, und die dazwischen liegenden Teilchen bewegen sich in dem Sinne, welcher der Druckverteilung entspricht, um so schwächer, je näher sie an E resp.

D liegen. Nachdem jedes Teilchen eine entsprechende kleine Bewegung gemacht hat, hat sich sowohl die Stelle C der Luftverdichtung als auch die Stelle E der Luftverdünnung um etwas nach rechts verschoben, die Welle hat sich nach rechts fortgepflanzt. Hierauf machen die Teilchen eine der neuen Druckverteilung entsprechende Bewegung, und die Welle pflanzt sich dadurch fort.

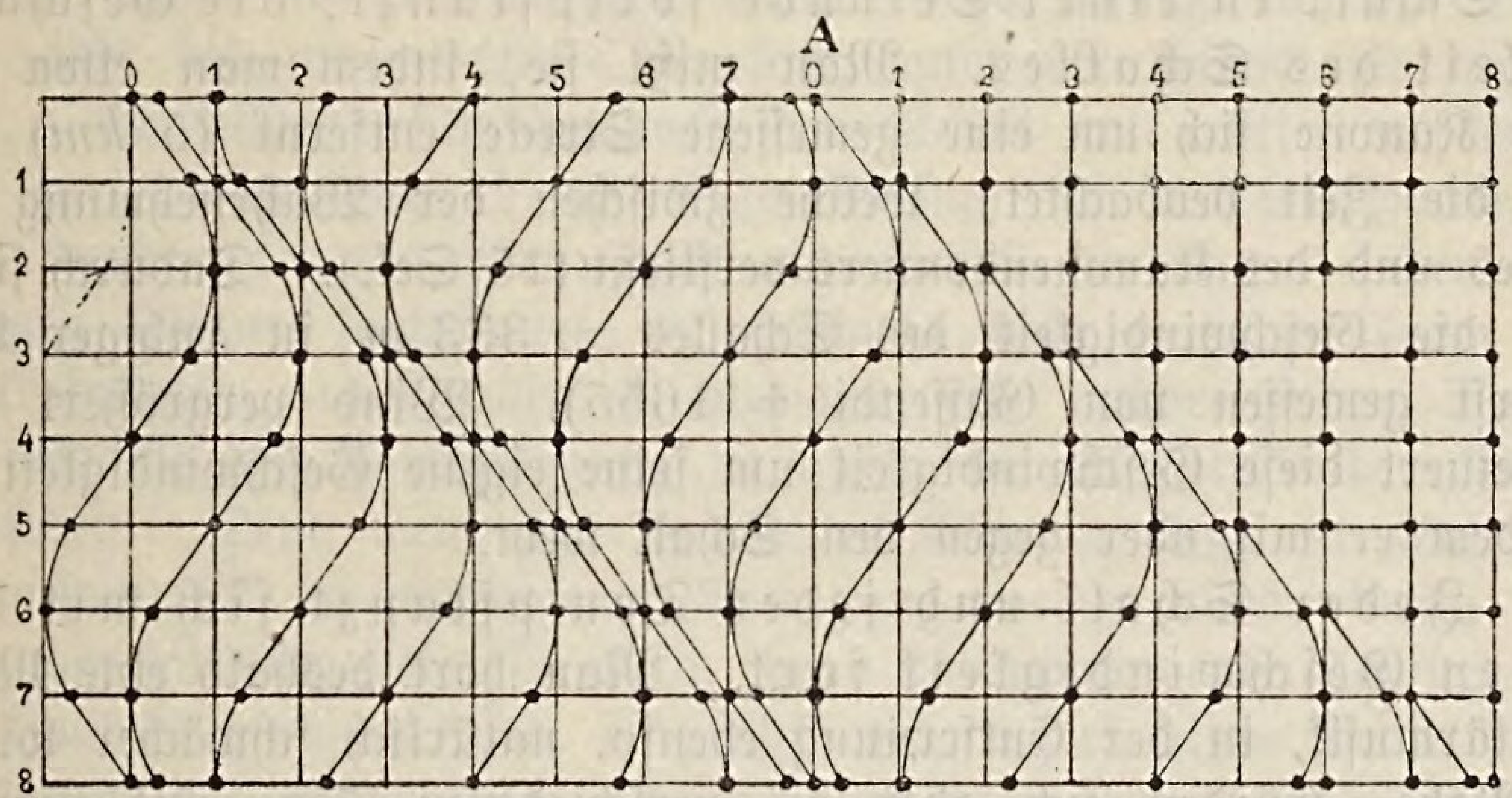


Fig. 218.

In Figur 218 ist die Lage der Luftteilchen gezeichnet, wenn in A eine Welle (ein Berg) ankommt und sich nach rechts fortpflanzt; durch die verschiedenen Lagen eines und desselben Teilchens ist je eine Linie gezogen. Man sieht dabei auch wieder, daß, während der Punkt A eine ganze Schwingung macht, die Welle sich gerade um ihre eigene Länge fortpflanzt.

Wir haben bisher angenommen, daß die Luft in einer Röhre eingeschlossen sei und gesehen, wie dann eine Luftwelle mit longitudinaler Schwingung entsteht. Befindet sich, wie das gewöhnlich der Fall ist, der tönende Körper in freier Luft, nach allen Seiten von Luft umgeben, so pflanzt sich auch die wellenförmige Bewegung der Luft nach allen Seiten fort, weil einerseits die Luftteilchen nach allen Richtungen sich bewegen können und weil andererseits bei den entstehenden Druckänderungen die Wirkung des Druckes auch nach allen Richtungen hin stattfindet.

Da sich bei gleichförmiger Beschaffenheit der Luft die Bewegung auch nach allen Richtungen gleich rasch fortpflanzen muß, so wird sich nach einer gewissen Zeit die Bewegung fortgepflanzt haben bis zu allen Punkten einer Kugeloberfläche, in deren Mitte der tönende Körper sich befindet, und wird sich auf immer größer werdende Kugelflächen ausbreiten, so daß stets alle Punkte derselben Kugelfläche die Bewegung gleichzeitig beginnen und gleichmäßig vollführen.

Eine vom schwingenden Körper ausgehende Gerade, längs deren also die Schwingungen der Luftteilchen geschehen und längs

deren sich der Schall fortpflanzt, wird wohl auch ein Schallstrahl genannt.

171. Geschwindigkeit und Stärke des Schalles.

Zur Fortpflanzung des Schalles in der Luft ist eine gewisse Zeit nötig, und man nennt die Strecke, längs welcher sich der Schall in einer Sekunde fortpflanzt, die Geschwindigkeit des Schalles. Man mißt sie, indem man etwa von einer Kanone sich um eine gemessene Strecke entfernt (5 *km*) und nun die Zeit beobachtet, welche zwischen der Wahrnehmung des Blitzes und des Kanonendonners verfließt (15 Sek.). Dadurch findet man die Geschwindigkeit des Schalles = 333 *m* in ruhiger Luft. (Zuerst gemessen von Gassendi † 1655). Wind vergrößert oder verkleinert diese Geschwindigkeit um seine eigene Geschwindigkeit, je nachdem er mit oder gegen den Schall weht.

Jeder Schall und jeder Ton pflanzt sich mit derselben Geschwindigkeit fort. Man hört deshalb eine Musik, Militärmusik, in der Entfernung ebenso, natürlich schwächer wie in der Nähe; würden sich aber die verschiedenen Töne mit verschiedener Geschwindigkeit fortpflanzen, so müßte man in der Entfernung etwa einen tiefen Ton des einen Taktes und einen hohen Ton des folgenden Taktes zugleich hören, was die ganze Musik stören würde; dies ist aber bekanntlich nicht der Fall. Der Donner entsteht dadurch, daß in allen Punkten der Blitzbahn zugleich ein heftiger Schall (Knall) entsteht, daß dessen einzelne Wellen aber verschiedene lange Zeit brauchen, um zu unserm Ohre zu gelangen, das ja von den einzelnen Teilen der Blitzbahn verschieden weit entfernt ist.

Der Schall pflanzt sich nicht bloß in der Luft, sondern in allen elastischen Körpern fort. So pflanzt sich der Schall im Wasser fort; denn man hört eine Glocke, die unter Wasser angeschlagen wird, und die Fische im Teiche hören die Glocke, die sie zur Fütterung ruft. Doch pflanzt sich der Schall im Wasser mit größerer Geschwindigkeit fort. Ebenso pflanzt sich der Schall in festen Körpern fort; wenn man die Taschenuhr an das eine Ende eines Baumstammes halten läßt, so kann man das Ticken derselben am andern Ende ganz deutlich hören, da sich der Schall hiebei vorzugsweise im Baume fortpflanzt. Wenn man sich eine angeschlagene Stimmgabel auf den Kopf stellt, hört man sie, indem die Schwingungen der Gabel sich direkt durch die Knochen des Kopfes zum Ohre fortpflanzen. Sehr hübsch ist folgender Versuch: man nimmt zwei Schachteln (ohne Deckel), befestigt die Enden einer (bis mehrere 100 *m*) langen Schnur an den Böden, zwei Personen nehmen die Schachteln und entfernen sich so weit, daß die Schnur gespannt ist; spricht nun die eine Person in ihre Schachtel, so kann die andere Person aus ihrer Schachtel das Gesprochene

hören und deutlich verstehen und umgekehrt. Der Ton pflanzt sich hiebei durch die Schnur und vorzugsweise durch sie fort. (Faden- oder Schnurtelephon).

Auch in festen Körpern pflanzt sich der Schall rascher fort als in der Luft.

Wenn zwischen dem schallgebenden (schwingenden) Körper und unserem Ohre sich kein Körper befindet, so pflanzt sich der Schall auch nicht bis zu unserem Ohre fort, und wir hören ihn deshalb nicht. Es pflanzt sich demnach der Schall im luftleeren Raume nicht fort, was leicht durch einen Versuch an der Luftpumpe gezeigt werden kann. Wenn sich ein Schall in einem festen oder flüssigen Körper fortpflanzt, so geschieht dies auch in Form von longitudinalen, nach allen Richtungen sich ausbreitenden Wellen. Als Ursache der Fortpflanzung ist hiebei die Elasticität der Körper anzusehen. Denn wenn ein Teil eines Körpers (das eine Ende des Baumstammes) in schwingende Bewegung versetzt wird (durch Aufsetzen der Stimmgabel), so wird, wenn das schwingende Teilchen dem benachbarten genähert wird, eine abstoßende elastische Kraft thätig, und wenn das schwingende Teilchen sich vom benachbarten entfernt, so wird eine anziehende Kraft thätig; beide wirken ebenso wie die Druckunterschiede in der Luft, und bewirken, daß die folgenden Teile dieselbe Bewegung nachzumachen gezwungen werden, daß also eine Welle entsteht und sich fortpflanzt. Schallwellen im Wasser sind auch longitudinale Wellen, die sich durch die ganze Wassermasse verbreiten, und also wohl zu unterscheiden von den transversalen Wellen, welche nur an der Oberfläche verlaufen und nur in verhältnismäßig geringe Tiefe hinabreichen.

Der Schall nimmt mit der Ausbreitung ab. Wir haben schon gesehen, wie und warum die Intensität jeder Wellenbewegung abnimmt, wenn sie sich von ihrem Ursprung kreis- oder kugelförmig immer weiter ausbreitet, und es lehrt auch die tägliche Erfahrung, daß der Schall mit der Entfernung abnimmt. Da wir aber kein Mittel besitzen, um Schallstärken messen zu können, so müssen wir uns mit folgender theoretischen Betrachtung begnügen. Wenn der Schall sich nach allen Richtungen ungehindert ausdehnen kann, so hat die Wellenbewegung nach einer gewissen Zeit alle Punkte einer Kugelfläche erreicht; nach zweimal (3mal ꝛc.) längerer Zeit hat sich die Wellenbewegung auf eine Kugelfläche von 2mal (3mal ꝛc.) größerem Radius, also 4mal (9mal . . . n^2mal) größerer Fläche ausgedehnt, also muß die Intensität der Wellenbewegung nun 4mal (9mal . . .n^2mal) schwächer sein. Man schließt also: die Schallstärke nimmt bei ungehinderter, allseitiger Ausbreitung ab, wie das Quadrat der Entfernung zunimmt. Da wir den Pfiff der Lokomotive in 1 *m* Entfernung noch ertragen, in 10 *km* Entfernung, wobei seine Intensität $10000^2 = 100\,000\,000$ mal schwächer

ist, noch hören können, so erkennt man daran, innerhalb wie großer Grenzen unser Ohr noch empfindlich ist.

172. Reflexion des Schalles.

Trifft der Schall auf einen festen Körper, so wird er zurückgeworfen, reflektiert, ebenso wie die am Ufer ankommende Wasserwelle zurückgeworfen wird und nun den Weg rückwärts zurücklegt, und ebenso wie jeder elastische Ball von einer Wand zurückfliegt. Der Schall wird hiebei unter demselben Winkel reflektiert, unter welchem er auffällt, also nur wenn er senkrecht auffällt, geht er auf demselben Wege zurück.

Darauf beruht das Echo oder der Wiederhall, das Zurückkommen des Schalles, wenn er auf eine entfernte Wand trifft. Bekannt ist, daß auch ein Wald ein Echo gibt, also wie eine feste Wand wirkt, obwohl er aus einzelnen Blättern, Zweigen ꝛc. besteht, die nicht in derselben Ebene liegen; ein Teil des Schalles dringt dabei in das Innere des Waldes ein.

Ein mehrfaches Echo entsteht, wenn mehrere reflektierende Flächen in verschiedenen Entfernungen sich befinden; die nächstliegende Fläche liefert das erste, stärkste Echo, die ferner liegende gibt den Ton etwas später und schwächer zurück u. s. f. Dabei ist wohl möglich, daß der Schall von der ersten Wand reflektiert wird auf eine zweite, von dieser auf eine dritte u. s. f. und daß er etwa erst von der vierten oder fünften zu uns zurückkommt und so ein spätes Echo liefert.

Um das von einer Wand reflektierte Echo zu hören, muß man ziemlich weit von der Wand entfernt sein, weil man sonst den Schall und sein Echo in so rascher Aufeinanderfolge hört, daß das Ohr sie nicht als getrennt unterscheiden kann. Für ein einsilbiges Echo oder Händeklatschen muß man etwa 15 *m* von der Wand entfernt sein, für ein zweisilbiges mindestens doppelt so weit ꝛc.

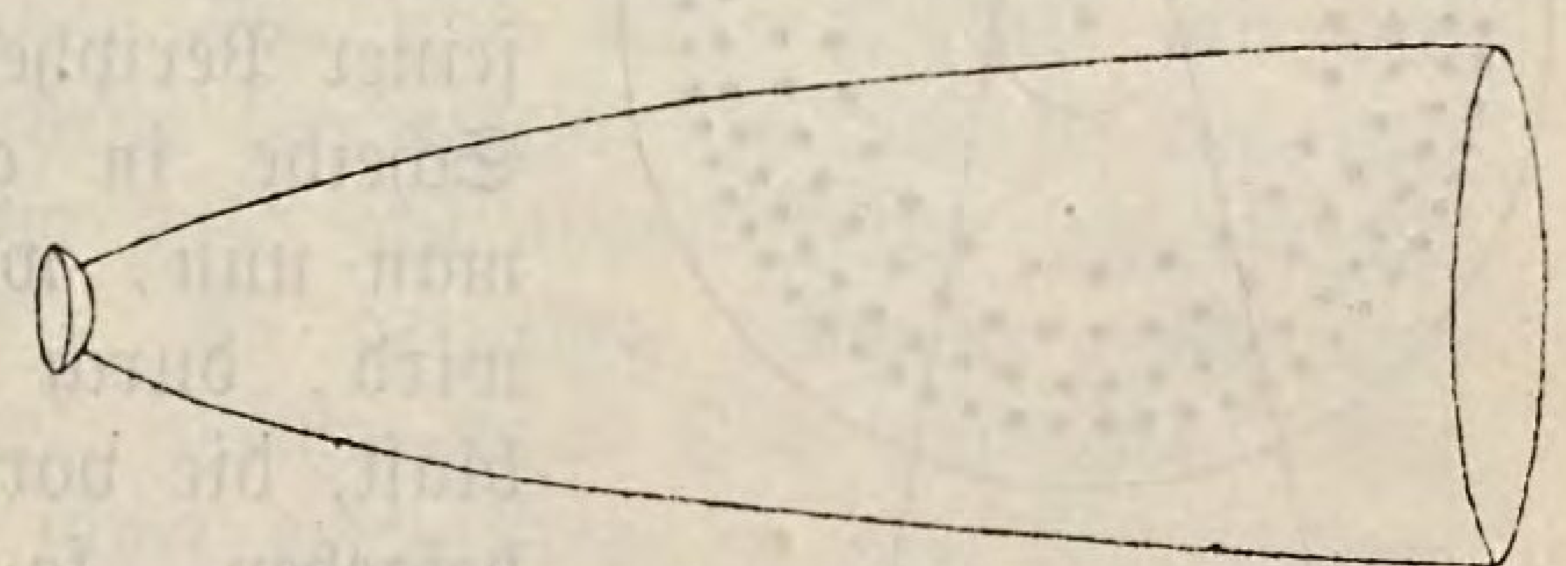
Auf der Zurückwerfung des Schalles von festen Wänden beruht auch der Nachhall in geschlossenen Räumen, Zimmern, Sälen, Kirchen ꝛc. Es wird nämlich der Ton von den Wänden, von der Decke und dem Boden vielfach reflektiert, und so kommt es, daß man außer dem direkt zum Ohr gelangenden Tone auch noch Nachklänge des Tones hört, die wegen des größeren Weges etwas später ans Ohr gelangen. Beträgt diese Verspätung nur sehr wenig, wie meistens nur bei einmaliger Reflexion, so hört man Ton und Nachklang fast zu derselben Zeit; der Nachklang verstärkt dann die Stärke des direkten Tones. Dies bewirkt, daß man in Zimmern, überhaupt in geschlossenen Räumen sich leichter verständlich machen kann als im Freien; denn es nimmt dann die Schallstärke nicht ab, wie das Quadrat der Entfernung zunimmt, sondern in viel

kleinerem Verhältnisse. Dies ist in großen Sälen, Kirchen und Theatern sehr erwünscht.

Wenn aber der Nachklang infolge mehrmaliger Reflexion auch noch zu merklich späterer Zeit kommt, so vermischt er sich mit dem folgenden Worte, mit den folgenden Tönen der Musik und bewirkt, daß beides nur undeutlich, unklar und verschwommen gehört wird. Bringt ein Raum nur einen kurzen Nachhall hervor, dessen Wellen nur so kurze Zeit nach den direkten Wellen ankommen, daß sie dieselben verstärken und dann sobald verschwinden, daß sie nicht störend in die Wellen des folgenden Tones eingreifen, so nennt man den Raum gut akustisch, sagt, er hat eine gute Akustik; ist der Nachhall aber lange dauernd, so daß man eine Rede nicht gut verstehen und die Musik nicht rein und klar vernehmen kann, so daß insbesondere rasch aufeinanderfolgende Töne sich zu einem unverständlichen Tongewirr vermischen, so nennt man den Raum schlecht akustisch.

Wie man den Raum zu bauen hat, damit er eine gute Akustik bekommt, ist bis jetzt noch nicht genau bekannt; man empfiehlt eine möglichst reiche Gliederung der Wände, Vermeidung glatter Flächen, Bekleidung der Wände mit weichem Material, also Holz und Tuch, anstatt mit harten Stoffen, wie Stein; es ist ja auch bekannt, daß ein leerer Saal stets schlechter akustisch wirkt, als ein mit Menschen gefüllter. Jedoch verhindert das nur, daß der Nachhall lang dauernd wird, bewirkt aber nicht, daß er stark ist und zugleich rasch aufhört, wie es am besten wäre.

Auf der Reflexion beruht auch das Sprachrohr (Moreland 1670). Es besteht aus einem Rohr aus Blech oder Pappe, welches am einen Ende eine der Mundweite entsprechende Öffnung hat, zu welcher man hineinspricht, und sich gegen das andere Ende derart erweitert, daß der Längsschnitt die in Fig. 219 gezeichnete Form einer Parabel hat. Die Schallwellen, welche in das Rohr eindringen, werden dann von den Wänden des Rohres so reflektiert, daß sie alle nahezu der Längsachse des Rohres parallel werden. Sie pflanzen sich dann auch, wenn sie das Rohr verlassen, vorzugsweise in dieser Richtung fort, treffen demnach einen weit entfernten Beobachter in viel größerer Stärke, als sie ihn hätten treffen können, wenn sie sich ungehindert hätten ausbreiten können. Deshalb lassen gute Sprachrohre das Gesprochene bei sonst stiller Luft bis auf $^1/_2$ Stunde Entfernung noch deutlich vernehmen.


Fig. 219.

Das Hörrohr dient dazu, um einen ankommenden schwachen Ton deutlich hörbar zu machen. Es ist trichterförmig gebogen, so

daß die bei der weiten Öffnung eindringenden Wellen durch Reflexion

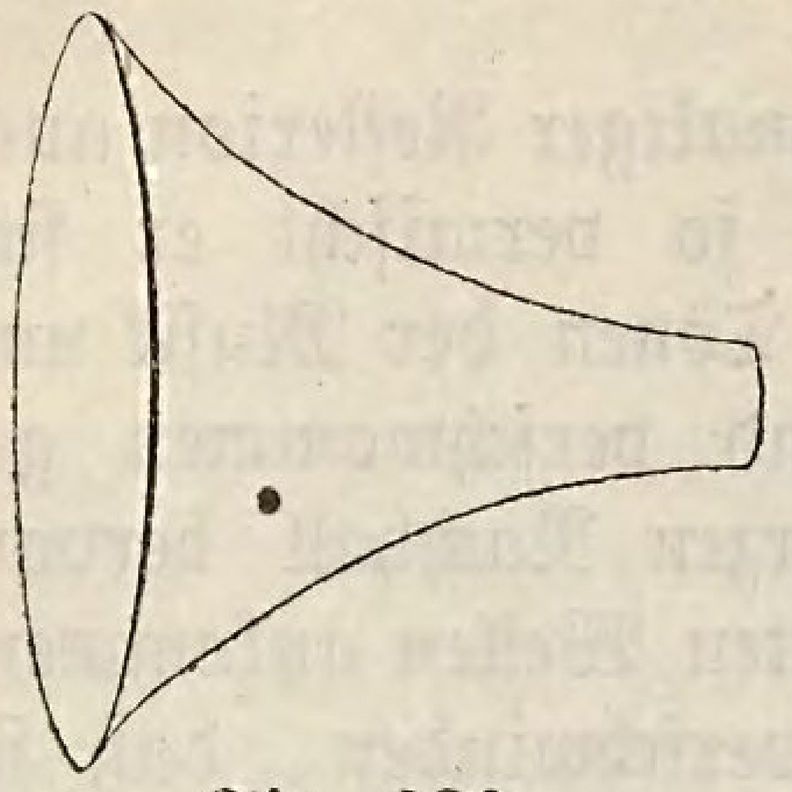


Fig. 220.

an den Wänden des Hörrohres so abgelenkt werden, daß sie (nahezu) alle durch die gegenüberliegende kleine Öffnung desselben gehen und sich so verstärken. Hält man diese kleine Öffnung ans Ohr, so ist die Stärke des Tones (nahezu) so vielmal größer, als der Querschnitt der weiten Öffnung des Hörrohres größer ist als der natürliche Eingang des Ohres.

173. Der Ton. Schwingungszahl des Tones.

Wenn die Luftschwingungen in unregelmäßiger Aufeinanderfolge entstehen, so hört man einen Schall, dessen verschiedene Arten man durch die Bezeichnungen: Knall, Klirren, Brausen, Zischen, Rasseln 2c. zu unterscheiden sucht.

Ein Ton entsteht, wenn die Luftschwingungen regelmäßig erfolgen, so daß jede Schwingung gleich viel Zeit braucht. Ein Ton kann also nur hervorgebracht werden von einem Körper, welcher im stande ist, solche regelmäßige Schwingungen zu machen, also etwa von einer Glocke, Saite, Stimmgabel 2c.

Man unterscheidet die Töne nach der Höhe, und findet, daß der Ton um so höher ist, je mehr Schwingungen die Luft macht.

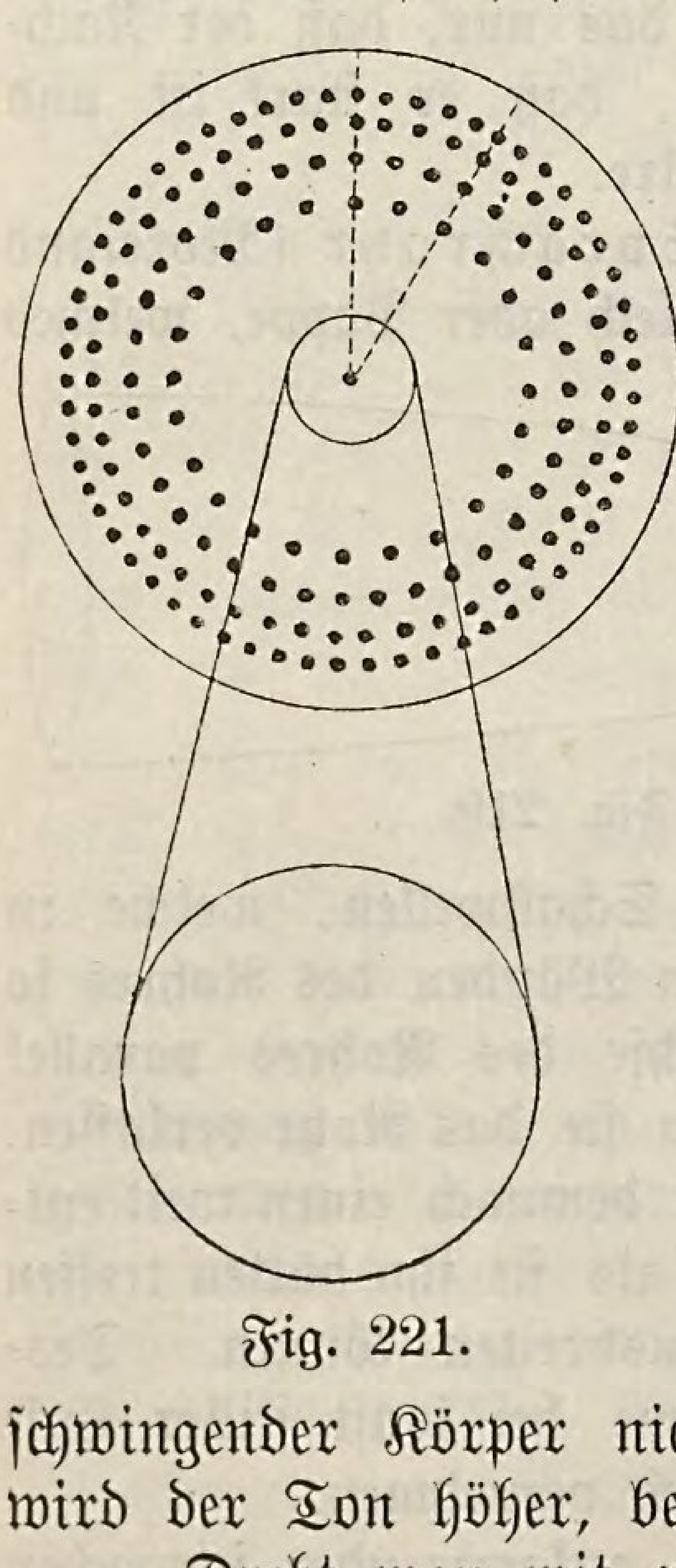


Fig. 221.

Dies ersieht man an der Sirene (nach Seebeck). Eine Metallscheibe ist auf einer Achse befestigt und kann rasch gedreht werden. Man zeichnet auf die Scheibe einen concentrischen Kreis und schlägt auf seiner Peripherie eine Anzahl Löcher in die Scheibe in gleichen Abständen. Wenn man nun, während die Scheibe gedreht wird, durch ein Rohr gegen die Löcher bläst, die vor dem Ende des Rohres vorbeigehen, so kann der Luftstrom bald durch ein Loch hindurchgehen, bald wird er von der Scheibe aufgehalten; es entstehen also abwechselnd Luftstöße, welche, da sie in rascher und gleichmäßiger Aufeinanderfolge entstehen, einen Ton hervorbringen. Dadurch ist auch bewiesen, daß der Ton aus Luftschwingungen besteht, und daß zu deren Hervorbringung ein schwingender Körper nicht notwendig ist. Bei rascherem Drehen wird der Ton höher, bei langsamerem tiefer.

Dreht man mit gleichmäßiger Geschwindigkeit, so entsteht ein Ton von gleichbleibender Höhe, und zählt man die Anzahl der

Löcher im Kreise und mißt die Anzahl der Umdrehungen der Scheibe in 1″, so kann man finden, wie viele Löcher in 1″ an der Röhre vorübergehen, wie viele Schwingungen in 1″ also der Ton macht. Man findet so die Schwingungszahl des Tones.

Wir wissen, daß in der Zeit, in welcher ein Luftteilchen eine Schwingung macht, die Welle sich um ihre eigene Länge fortpflanzt. Wenn also ein Ton in einer Sekunde n Schwingungen macht und sich dabei in der Luft um 333 m fortpflanzt, so folgt, daß die Länge der Welle $= \frac{333}{n}$ Meter ist. Bezeichnet man allgemein die Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Schalles mit c und die Wellenlänge mit l, so ist $l = \frac{c}{n}$, oder $c = n \cdot l$. Man kann also aus der mittels der Sirene gefundenen Schwingungszahl eines Tones auch die Länge seiner Welle berechnen. Je tiefer der Ton, je kleiner also seine Schwingungszahl ist, desto länger ist seine Welle.

Jeder musikalische Ton ist nach seiner Höhe genau bestimmt durch seine Schwingungszahl, und kann somit durch dieselbe wieder gefunden werden. Zur genaueren Bestimmung der Schwingungszahl bedient man sich einer anderen Art von Sirene, der Sirene von Cagniard Latour, dem Erfinder der Sirenen (1819). Sie besteht aus einem runden Metallkästchen, in welches durch den Boden Luft eingeblasen wird, so daß sie bei einem am Deckel nahe am Rande angebrachten Loche ausströmt. Dicht vor dieser vorderen Fläche und parallel derselben ist eine leicht drehbare Scheibe angebracht, welche am Rande Zähne hat und beim Drehen mit den Zähnen am Loche des Luftkästchens vorbeigeht, so daß sie den aus dem Loche kommenden Luftstrom bald mit einem Zahne unterbricht, bald mit einer Lücke frei gibt. Es entstehen dadurch rasch und gleichmäßig erfolgende Luftstöße, welche einen Ton erzeugen. Die Ränder dieser Zähne sind nun schief geschnitten, so daß der hervorbrechende Luftstrom gegen die schiefen Flächen der Zähne trifft und dadurch die Scheibe in Umdrehung versetzt und darin erhält. Je stärker der Luftstrom ist, desto rascher dreht sich die Scheibe, desto höher wird also der Ton. Erzeugt man den Luftstrom mittels eines Blasebalges, so kann man durch Auflegen von Gewichten die Stärke des Stromes regulieren, so daß auch der Ton die gewünschte Höhe erhält und, so lange man die Belastung des Blasebalges gleich stark erhält, dieselbe Tonhöhe behält. Durch ein Zählwerk kann man dann die Umdrehungsgeschwindigkeit der Scheibe mit großer Genauigkeit bestimmen und dann die Schwingungszahl des Tones berechnen. Der tiefste, in der Musik gebräuchliche Ton, das Contra-C, macht 33 Schwingungen, der höchste, das fünfgestrichene c macht 4224 Schwingungen, doch kann man noch 3 Octaven darüber

bis zum 8-gestrichenen c mit 32770 Schwingungen die Töne wahrnehmen, jedoch an dieser oberen Grenze, ebenso wie an der unteren, nicht mehr gut unterscheiden. Der Ton a der Stimmgabeln macht 435 Schwingungen.

174. Schwingungsverhältnisse musikalischer Töne.

Wichtiger als die absoluten Schwingungszahlen der Töne sind die Schwingungsverhältnisse derjenigen Töne, welche in der Musik gebräuchlich sind. Sie können leicht mittels der Sirene von Seebeck (Fig. 221) aufgefunden werden. Bringt man nämlich auf der Scheibe derselben außer der ersten kreisförmigen Lochreihe noch eine solche an, welche gerade doppelt so viele Löcher enthält, so findet man bei gleicher Umdrehungsgeschwindigkeit, daß stets die zweite Reihe die obere Oktave desjenigen Tones gibt, welchen die erste Reihe gibt. Es ist dabei gleichgültig, wie rasch man die Scheibe dreht, wenn nur beide Reihen bei derselben Geschwindigkeit angeblasen werden; denn dreht man langsam, so gibt hiebei die erste Reihe einen tiefen Ton, die zweite gibt die Oktave desselben; dreht man aber rasch, so gibt die erste Reihe einen hohen Ton und die zweite liefert wieder genau die Oktave desselben. Da sich hiebei die Schwingungszahlen stets wie 1 : 2 verhalten, so sagt man: Grundton und Oktave haben das Schwingungsverhältnis 1 : 2, oder die Oktave macht in derselben Zeit stets doppelt so viele Schwingungen als der Grundton. Aus dem Satze über die Wellenlänge folgt dann, daß die Wellenlänge der Oktave stets 2mal kleiner ist als die des Grundtons.

Ähnlich findet man, daß stets das Schwingungsverhältnis von Grundton zu Quinte, also etwa

$$c : g = 2 : 3,$$

das von Grundton zu Quarte, also etwa

$$g : \overline{c} = 3 : 4,$$

das von Grundton zur (großen) Terz, also

$$\overline{c} : \overline{e} = 4 : 5 \text{ ist.}$$

Der Dur-Dreiklang hat also folgende Schwingungsverhältnisse: $c : e : g : \overline{c} = 4 : 5 : 6 : 8$, und diese Schwingungsverhältnisse gelten

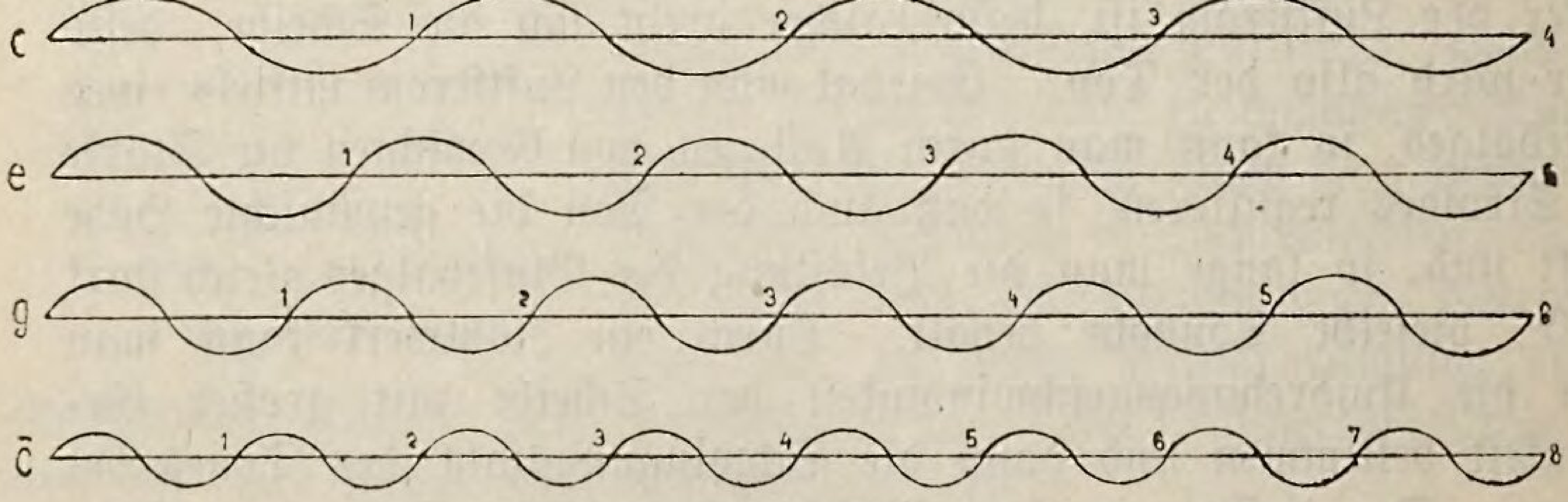


Fig. 222.

nicht bloß von dem hier als Beispiel angegebenen von c zu $\overline{c}$ ge-

henden Dreiklang, sondern von jedem über einem beliebigen Grundton liegenden Dreiklang.

In Fig. 222 sind die Wellen angedeutet, welche einem Dur-Dreiklang entsprechen.

Den Musiker werden noch folgende Verhältnisse interessieren.

Man kann die Schwingungszahlen der Töne einer Dur-Tonleiter durch folgende Zahlen darstellen:

c	d	e	f	g	a	h	$\bar{c}$
24	27	30	32	36	40	45	48

das Schwingungsverhältnis der ganzen Töne ist

$$\frac{c}{d} = \frac{24}{27} = \frac{8}{9}; \quad \frac{f}{g} = \frac{32}{36} = \frac{8}{9}; \quad \frac{a}{h} = \frac{40}{45} = \frac{8}{9}.$$

Diese Intervalle nennt man große ganze Töne; ferner ist

$$\frac{d}{e} = \frac{27}{30} = \frac{9}{10}, \quad \frac{g}{a} = \frac{30}{40} = \frac{9}{10};$$

diese Intervalle sind kleine ganze Töne. Der Unterschied beider ist $\frac{8}{9} \cdot \frac{10}{9} = \frac{80}{81}$; d. h. in diesem Verhältnis ist $\frac{9}{10}$ kleiner als $\frac{8}{9}$; den Bruch $\frac{80}{81}$ nennt man ein Komma.

Das Schwingungsverhältnis der halben Töne ist

$$\frac{e}{f} = \frac{30}{32} = \frac{15}{16} \text{ und } \frac{h}{c} = \frac{45}{48} = \frac{15}{16}.$$

Schaltet man zwischen c und d einen halben Ton ein, cis, so ist seine Schwingungszahl $24 \cdot \frac{16}{15} = 25{,}6$ und setzt man nach cis wieder einen halben Ton vom Verhältnis $\frac{16}{15}$, so wird seine Schwingungszahl $\frac{25.6 \cdot 16}{15} = 27{,}3$ also höher als d; es sind also die Intervalle der zwei halben Töne zwischen c und d, f und g, a und h kleiner als der halbe Ton zwischen e und f.

Noch größer wird der Unterschied, wenn man zwischen die kleinen ganzen Töne halbe Töne einschaltet; denn hat d die Schwingungszahl 27, so hat dis $27 \cdot \frac{16}{15} = 28{,}8$, und e hat 30, also ist das Intervall $\frac{dis}{e} = \frac{28{,}8}{30} = \frac{24}{25}$ also viel kleiner als der halbe Ton $\frac{d}{dis}$; beide sind um mehr als ein Komma verschieden.

Wir haben die Schwingungsverhältnisse der Töne der Durtonleiter kennen gelernt, nämlich

$$\begin{array}{cccccccc} & \text{d} & \text{e} & \text{f} & \text{g} & \text{a} & \text{h} & \bar{\text{c}} \\ \text{Grundton}, & \frac{9}{8}, & \frac{10}{9}, & \frac{16}{15}, & \frac{9}{8}, & \frac{10}{9}, & \frac{9}{8}, & \frac{16}{15}, \end{array}$$

c und bemerken noch, daß diese Verhältnisse nicht etwa bloß für die c-dur-Tonleiter, sondern für jede über einem beliebigen Grundton aufgebaute Tonleiter gelten. Wenn also der Musiker rein spielen will, so muß die diesen Verhältnissen entsprechende Aufeinanderfolge von großen und kleinen ganzen Tönen und von halben Tönen der angegebenen Größe stattfinden. Der Musiker achtet auch hierauf beim Singen und Geigen; aber bei Klavier und Orgel, wo die Bildung der Tonhöhe nicht in seiner Hand liegt, würden Unzuträglichkeiten entstehen, sobald man aus einer anderen Tonart spielt. Ist z. B. auf der Orgel die c-dur-Tonleiter den angegebenen Verhältnissen gemäß gestimmt, so kann man auf ihr in c-dur ganz rein spielen; geht man aber nach g-dur über, so muß zunächst der grobe Fehler beseitigt werden, daß zwischen e und f nur ein halber Ton liegt, während an dieser Stelle, wenn g Grundton ist, ein ganzer Ton liegen soll; diesem hilft man bekanntlich dadurch ab, daß man f um einen halben Ton erhöht, also zwischen f und g einen halben Ton einschaltet, mit fis bezeichnet und durch ein vorgesetztes ♯ andeutet.

Aber jetzt würde die so korrigierte Tonleiter (G-dur) wohl im groben richtig, aber noch nicht rein sein, denn schon das erste Intervall $\frac{g}{a}$ ist ein kleiner ganzer Ton, während es ein großer sein sollte, und das umgekehrte findet beim nächsten Intervall $\frac{a}{h}$ statt. Ähnliches findet statt, wenn man auf noch andere Tonarten übergeht. Wenn man also auf der Orgel die Töne für eine Tonleiter genau richtig macht, so passen sie nicht ganz für die anderen Tonarten.

Diesen Übelstand kann man nicht ganz vermeiden, sondern bloß vermindern dadurch, daß man auf ganz reine Stimmung überhaupt verzichtet und eine Universalskala einführt, welche für jede Tonart gleich gut, wenn auch für keine vollkommen paßt. Man teilt nämlich das Schwingungsverhältnis der Oktave (2 : 1) in 12 gleiche Intervalle, so daß jeder folgende halbe Ton gleich vielmal öfter schwingt als der vorhergehende, also gleichschwebende Temperatur hat. Ein halber Ton hat also das konstante Schwingungsverhältnis $\sqrt[12]{2}$, welches nahezu $=\frac{16}{15}\cdot\frac{147}{148}$ ist, sich also auch vom halben Tone $\frac{16}{15}$ sehr wenig $\left(\frac{147}{148}\right)$ unterscheidet. Den so erhaltenen halben Tönen gibt man dann die in der Musik eingeführte Bezeichnung (c, cis, d, dis, u. s. w.) und benützt sie zur Bildung jeder Tonart.

Hiebei werden die Oktaven natürlich alle ganz rein, die Quinten und Quarten fast vollkommen rein, denn für die Quinte, den siebenten halben Ton, hat man $\sqrt[12]{2^7} = \frac{3}{2} \cdot \frac{885}{886}$, also sehr nahe $\frac{3}{2}$ und für die Quarte, den 5. halben Ton, ist $\sqrt[12]{2^5} = \frac{4}{3} \cdot \frac{886}{885}$; dagegen weichen die Terzen und Sexten von den reinen Intervallen beträchtlicher ab, jedoch um weniger als ein Komma.

Aus den angegebenen Schwingungsverhältnissen musikalischer Töne erkennt man das Gesetz, daß uns das Zusammenklingen zweier oder mehrerer Töne nur dann eine angenehme Empfindung verursacht, wenn die Schwingungszahlen in einem durch kleine ganze Zahlen ausdrückbaren Verhältnisse stehen (oder nur sehr wenig davon abweichen wie bei der gleichschwebenden Temperatur). Zwei Töne, welche im Schwingungsverhältnis 1 : 2 stehen, wie Grundton und Oktave geben also den einfachsten Zusammenklang, die vollkommenste Harmonie, und diese scheint uns so groß zu sein, daß wir zwei solche Töne im Wesen gar nicht als verschieden ansehen, daß wir sagen, die Oktave ist wieder derselbe Ton, nur in höherer Lage, und daß wir sie demgemäß wieder mit demselben Buchstaben bezeichnen. Quinte, Quarte und Terz, als Zweiklänge, und den bekannten Dur-Dreiklang fühlen wir als harmonische Zusammenklänge und ihre Schwingungsverhältnisse sind auch durch einfache Zahlen ausgedrückt. Je größer diese Verhältniszahlen werden, um so unangenehmer wirkt der Zusammenklang auf unser Ohr, derart, daß wir den Zusammenklang als unbefriedigend empfinden, als etwas, das der Auflösung bedarf, oder daß wir ihn sogar als Disharmonie empfinden, die das Ohr beleidigt.

175. Schwingende Saiten.

Wird eine Saite zwischen zwei festen Punkten gespannt, wie bei den Geigen, der Zither, dem Klavier u. s. w., so gibt sie, wenn man sie mit einem Bogen streicht oder zupft oder mit einem „Hammer" schlägt, einen Ton. Sie wird dadurch nämlich aus ihrer Gleichgewichtslage gebracht, wird gebogen, erhält eine größere Länge und kehrt vermöge ihrer Elasticität in die Gleichgewichtslage zurück, schwingt vermöge des Beharrungsbestrebens über dieselbe hinaus nach der anderen Seite, kehrt zurück u. s. f.; sie macht also Schwingungen um die Gleichgewichtslage, und da diese Schwingungen regelmäßig erfolgen, so bringt sie einen Ton hervor.

Die Höhe dieses Tones ist abhängig von der Spannung der Saite, je stärker sie gespannt ist, desto höher ist der Ton; ferner vom Gewicht der Saite, je schwerer die Saite ist, desto langsamer sind die Schwingungen; deshalb benützt man auf den Saiteninstrumenten für die tieferen Töne Saiten, welche mit Draht,

oft sehr dickem Draht, umsponnen sind; dieser Draht hat nur den Zweck, der Saite ein größeres Gewicht zu geben. Schließlich ist die Tonhöhe abhängig von der Länge der Saite und zwar sind die Schwingungszahlen den Längen umgekehrt proportional.

Macht man also eine Saite zweimal kürzer, so gibt sie die Oktave, dreimal kürzer, die Quinte, viermal kürzer, die zweite Oktave 2c. Der Violinspieler verkürzt die Saiten, indem er mit den Fingern die Saiten auf das Griffbrett drückt, und bringt so die verschiedenen Töne hervor.

Sehr wichtig für alle Saiteninstrumente ist die Resonanz, das ist das Mitschwingen eines festen elastischen Körpers, um den Ton der Saite zu verstärken. Hält man nämlich eine Saite mit den zwei Händen gespannt und läßt sie nun anzupfen, so gibt sie wohl einen Ton, aber derselbe ist kaum hörbar. Zur Verstärkung dient der Resonanzboden oder -kasten. Befestigt man die Saite an zwei Punkten, die auf einer sehr gut elastischen Holzplatte, dem Resonanzboden, aufsitzen, so teilt sich die Schwingung der Saite der ganzen Holzplatte mit, das Holz gerät in ebensolche Schwingungen und teilt diese der Luft mit, und da nun das Holz eine breite, weit ausgedehnte Platte ist, so setzt sie große Massen von Luft in Bewegung und bringt dadurch einen starken Ton hervor. So besteht die Geige aus einem ganzen Resonanzkasten, die Saite ist mit beiden Enden auf Teilen desselben befestigt, und liegt noch auf dem „Steg" auf, der auf dem Resonanzboden selbst steht; auch das Klavier hat einen Resonanzboden als wichtigsten Bestandteil. Das zu Resonanzböden verwendete Holz muß sehr gut elastisch sein, so daß es jede Art von Schwingung leicht annimmt; man wählt dazu weiches Tannenholz von möglichst gleichmäßiger Struktur und frei von Ästen.

Ein physikalischer Apparat dieser Art ist das Monochord. Es besteht aus einem einfachen langen Kasten aus Holz, dessen obere Platte den Resonanzboden vorstellt; über ihn wird eine Saite gespannt, die vorn und hinten über keilförmige Holzschneiden

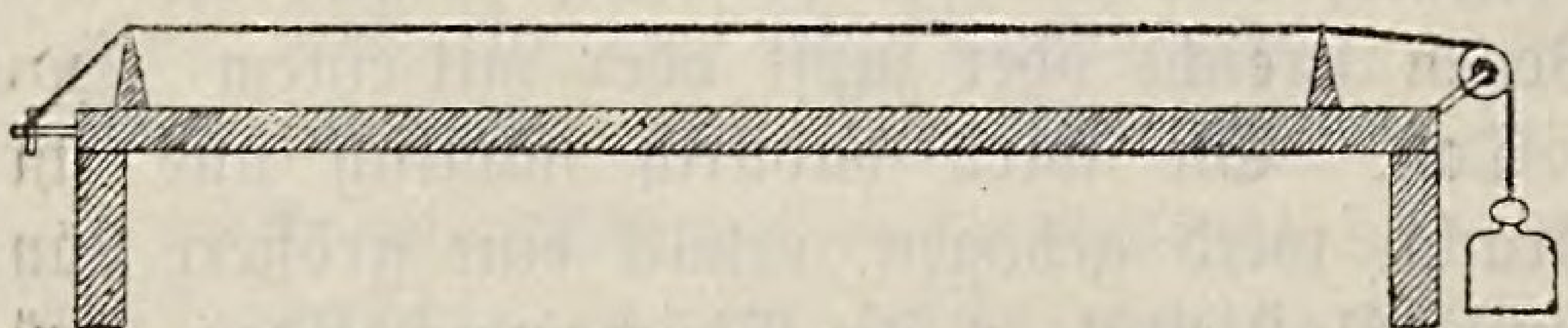


Fig. 223.

(Stege) geht. Die Länge zwischen beiden Schneiden ist die Länge der schwingenden Saite. Man hat noch einen beweglichen Steg, den man zwischen beide stellen kann, so daß die Saite verschiedene Längen bekommt. Indem man mittels des Steges die Länge der Saite 2, 3, 4 2c. mal kürzer macht und die erhaltenen Töne untersucht, findet man leicht das oben angegebene Gesetz.

176. Obertöne.

Wenn man die Saite genau in der Mitte zwischen den festen

Stegen durch den beweglichen Steg unterstützt, und die eine Hälfte der Saite anstreicht, so gibt sie einen höheren Ton als zuerst (die Oktave); dabei schwingt aber auch die andere Hälfte der Saite mit, die nicht angestrichen wurde, und zwar ebenso rasch, gibt also denselben Ton. Beide Hälften der Saite machen dabei ihre Schwingungen stets in entgegengesetzter Richtung, während die eine nach der einen Seite sich ausbiegt, bewegt sich die andere nach der andern Seite und umgekehrt. Wenn man die Saite im ersten Drittel unterstützt und das erste Drittel anstreicht, so schwingt der andere Teil

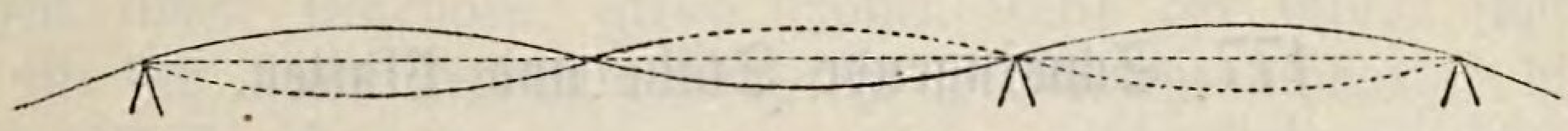


Fig. 224.

der Saite auch mit, aber nicht als Ganzes, sondern indem er sich in zwei Teile (die zwei anderen Drittel) teilt, deren jedes so rasch schwingt wie das angestrichene Drittel und also denselben Ton hervorbringt. Der Punkt zwischen den beiden Teilen schwingt hiebei gar nicht, bleibt in Ruhe und wird Schwingungsknoten genannt. Man kann das sehen, wenn man auf die Saite kleine Papierschnitzel steckt (Reiterchen); denn wenn man wie vorhin anstreicht, so werden durch die Schwingungen der Saite alle Reiterchen abgeworfen, nur das am Schwingungsknoten sitzende bleibt ruhig. Wenn man ebenso die Saite im ersten Viertel unterstützt und das erste Viertel anstreicht, so schwingt auch der größere, nicht angestrichene Teil, indem er sich in drei gleiche Teile (die anderen drei Viertel) teilt, von denen jeder so rasch schwingt wie der erste Teil; die Teile sind durch zwei Schwingungsknoten getrennt, und je zwei aufeinanderfolgende Teile schwingen stets nach entgegengesetzten Richtungen. So geht es fort, wenn man die Saite im ersten Fünftel, Sechstel rc. unterstützt. Anstatt hiebei mittels des Steges zu unterstützen, genügt es bei einiger Übung, an der betreffenden Stelle die Saite leicht mit dem Finger zu berühren. Man sagt, die Saite teilt sich in aliquote Teile und gibt Obertöne statt des Grundtones, wobei unter Oberton ein Ton zu verstehen ist, der eine ganze Anzahl mal öfter schwingt als der Grundton. Diese Versuche sowie die Benennung „Knoten und Bäuche" rühren von Saveur † 1716 her.

Aber auch wenn man die Saite nicht mit dem Finger berührt, sondern frei mit dem Bogen anstreicht, teilt sich die Saite stets zugleich in aliquote Teile, und zwar in mehreren Arten; sie schwingt also zugleich als Ganzes und als in zwei Teile geteilt, oder als Ganzes und als in zwei und zugleich als in drei Teile geteilt, oder schwingt in noch mehr Teilen. Es entstehen somit stets außer dem Grundtone zugleich ein oder mehrere Obertöne. Diese Obertöne sind meist einzeln nicht hörbar, einerseits

weil sie zu schwach sind, andrerseits weil unser Ohr nicht geübt ist, auf sie zu achten; wohl aber beeinflussen sie je nach ihrer Anzahl, Art und Stärke den Klang des Grundtones, und da es der geschickte Geiger in der Hand hat, durch verschiedenartiges Streichen mit dem Bogen verschiedene Obertöne dem Grundtone beizumischen, so ist er imstande, dem Tone verschiedenartigen Klang zu geben, insbesondere ihn weich, hart, hohl, scharf, schneidig, zart, spitzig ꝛc. zu gestalten und so dem Vortrag des Musikstückes den gewünschten Ausdruck, die richtige Empfindung zu verleihen.

177. Schwingende Stäbe und Platten.

Ist ein elastischer Stab am einen Ende festgeklemmt und wird er am anderen Ende angeschlagen, so macht er Schwingungen und erzeugt einen Ton. Ähnlich wie eine Saite kann er sich dabei auch in mehrere Teile teilen. Die bekannte Stimmgabel ist ein schwingender Stab, welcher sich in drei Teile teilt, so daß die beiden Zinken je nach entgegengesetzten Richtungen schwingen und der mittlere (krumme) Teil der Gabel auch entsprechende Schwingungen macht; diese gehen, wenn die Gabel vertikal gehalten wird, auf und abwärts, und daher kommt es, daß sie sich so leicht einer Platte mitteilen, auf welche die Stimmgabel gestellt wird; das Mitschwingen der Platte (Resonanz) verstärkt den Ton der Stimmgabel wesentlich. Doch liegen bei einer Stimmgabel die Knotenpunkte viel näher am krummen Teile als in Fig. 225 gezeichnet.

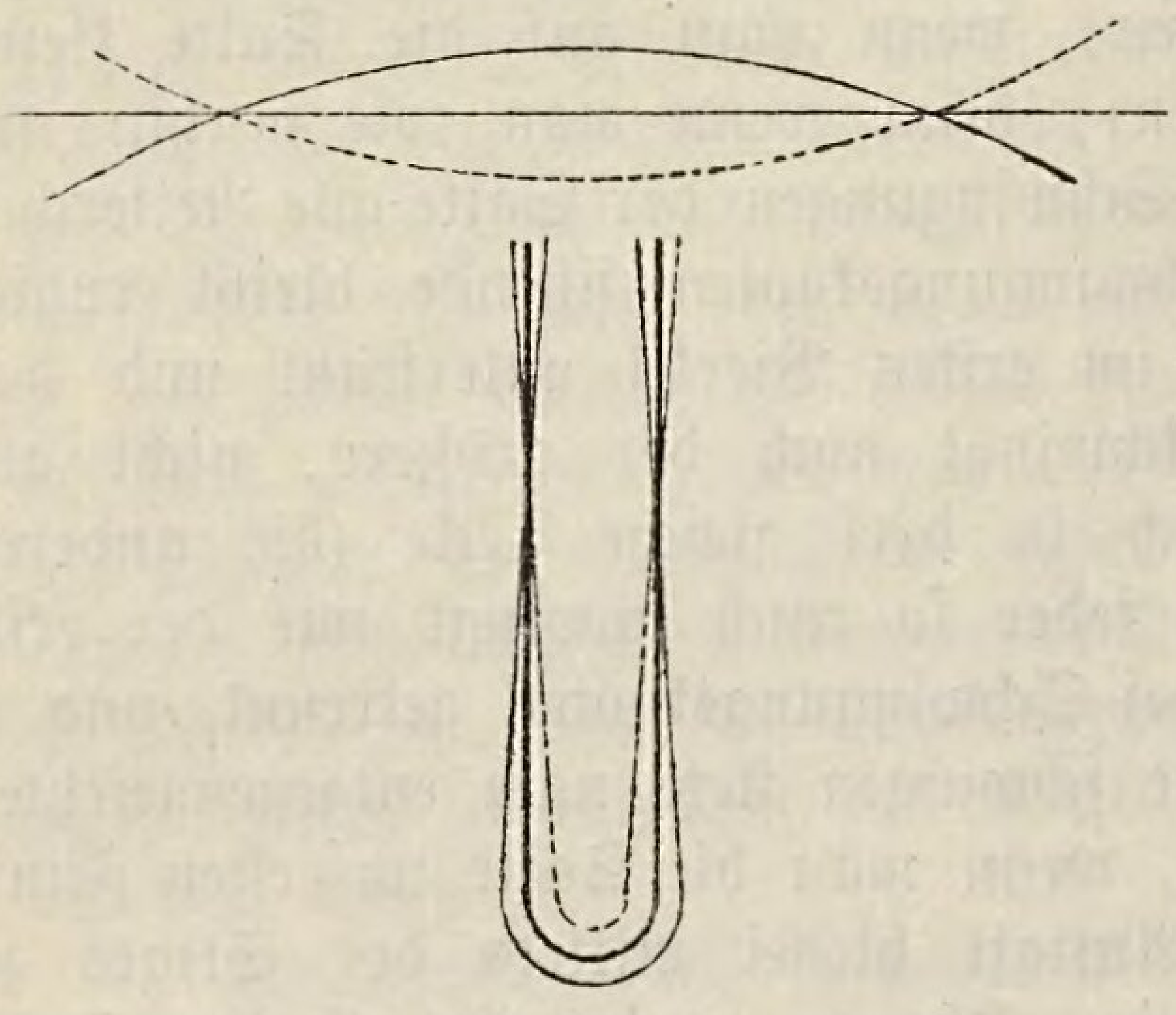


Fig. 225.

Nur wenn die Platte längs einer ganzen Seite befestigt ist, kann sie als Ganzes schwingen wie ein elastischer Stab; ist sie nur in einem Punkte befestigt, so teilt sie sich stets in mehrere Teile, von denen jeder für sich schwingt. Dies sieht man schön, wenn man eine Glasscheibe an einem Punkte, etwa in der Mitte, festklemmt durch eine Schraube, sie mit etwas Sand bestreut und nun am Rande anstreicht, etwa in der Mitte einer Seite. Sie gibt dann einen Ton, und man sieht, wie die Sandkörner von den schwingenden Teilen der Platte weggeschleudert werden und an den ruhigen Stellen sich ansammeln. Die Sandkörner sammeln sich etwa längs der Diagonalen der Scheibe und man sieht, daß sich die

Scheibe in vier schwingende Teile geteilt hat, die getrennt sind durch die Knotenlinien, Diagonalen. Streicht man andere Stellen der Platte, unterstützt eine Stelle mit dem Finger, oder klemmt die Platte an einer anderen Stelle fest, so erhält man andere Einteilungen der Platte, der Sand sammelt sich längs anderer Linien und es entstehen so die Chadni'schen Klangfiguren. Zwei benachbarte, durch eine solche Linie getrennte Felder schwingen stets gleich rasch und nach entgegengesetzten Richtungen.

Ebenso wie Platten schwingen die Glocken; bei ihnen ist der oberste Punkt der feste Punkt, durch ihn gehen die Knotenlinien, die zwischen ihnen liegenden, gleich großen Teile der Glocke schwingen jeder für sich, jeder stets entgegengesetzt wie der benachbarte; die Anzahl der Teile ist daher stets eine gerade und der Ort, wo die Glocke angeschlagen wird, befindet sich in der Mitte eines solchen Teiles. Die Glocke teilt sich am einfachsten in 4 Teile; gehen die zwei gegenüberliegenden eben nach auswärts, so gehen zugleich die beiden anderen nach einwärts, die Form der Glocke wird dadurch elliptisch; dann schwingen die Teile in die Gleichgewichtslage zurück, so daß die Form der Glocke wieder ein Kreis ist, die Teile schwingen aber je nach der entgegengesetzten Seite weiter, so daß die Form der Glocke wieder elliptisch wird aber anders liegend u. s. f. Ähnlich wie eine Saite zerlegt sich aber auch eine Glocke zugleich noch in eine andere Anzahl Teile, z. B. 6 oder 8, und bringt dadurch noch einige andere Töne, Obertöne, hervor; von diesen sind manchmal einer oder einige so deutlich, daß sie als eigene Töne gehört werden können, oder sie tragen dazu bei, dem Tone einen eigentümlichen Klang zu verleihen; je nachdem die Glocke mit verschiedenen Körpern, weichen, harten, schweren, leichten und verschieden stark oder an verschiedenen Stellen angeschlagen wird, bilden sich verschiedene solcher Obertöne aus und die Glocke gibt Töne von verschiedener Klangfarbe.

178. Stehende Wellen in gedeckten Pfeifen.

Nimmt man eine Röhre, die am einen Ende verschlossen, am andern offen ist, und erregt vor dem offenen Ende einen Ton, indem man etwa ein elastisches Stahlblech mit einem Ende festklemmt, und am freien Ende anschlägt, so daß es Schwingungen macht, so kommt auch die Luft in der Röhre in eine besondere Art schwingender Bewegung, welche man eine stehende Welle nennt. Dringt nämlich die Luftwelle in das Innere der Röhre, so wird sie vom verschlossenen Ende reflektiert und kehrt also auf demselben Wege zurück; es müßte demnach jedes in der Röhre enthaltene Luftteilchen zweierlei Bewegungen zugleichen machen, eine infolge der eindringenden Luftwelle, die andere infolge der reflektierten Luftwelle; diese beiden Bewegungen setzen sich zusammen zu einer einzigen resultierenden Bewegung nach einfachen Gesetzen; man sagt, beide Wellen, die direkte

und reflektierte, interferieren sich, und die wirkliche (resultierende) Bewegung, welche die Luftteilchen haben, nennt man eine stehende Welle.

Wir betrachten zunächst, was am Ende der Röhre geschieht. Wegen der Verschlußplatte können die letzten Luftteilchen überhaupt keinen Weg machen, bleiben also ruhig. Kommt eben ein Wellenberg, also verdichtete Luft am Ende an, so verstärkt sich die Verdichtung durch den reflektierten Teil des Wellenberges, ebenso beim Wellenthal. Also am Ende der Röhre ist die Luft ruhig, aber abwechselnd stark verdichtet und stark verdünnt. Wir betrachten einen Punkt, welcher vom Ende um eine halbe Wellenlänge entfernt ist; ist in ihm der Anfang oder irgend ein Teil des Wellenberges, so ist in ihm auch der Anfang oder der entsprechende Teil des Wellenthales, sollte also der Punkt infolge der ersten Ursache etwa nach

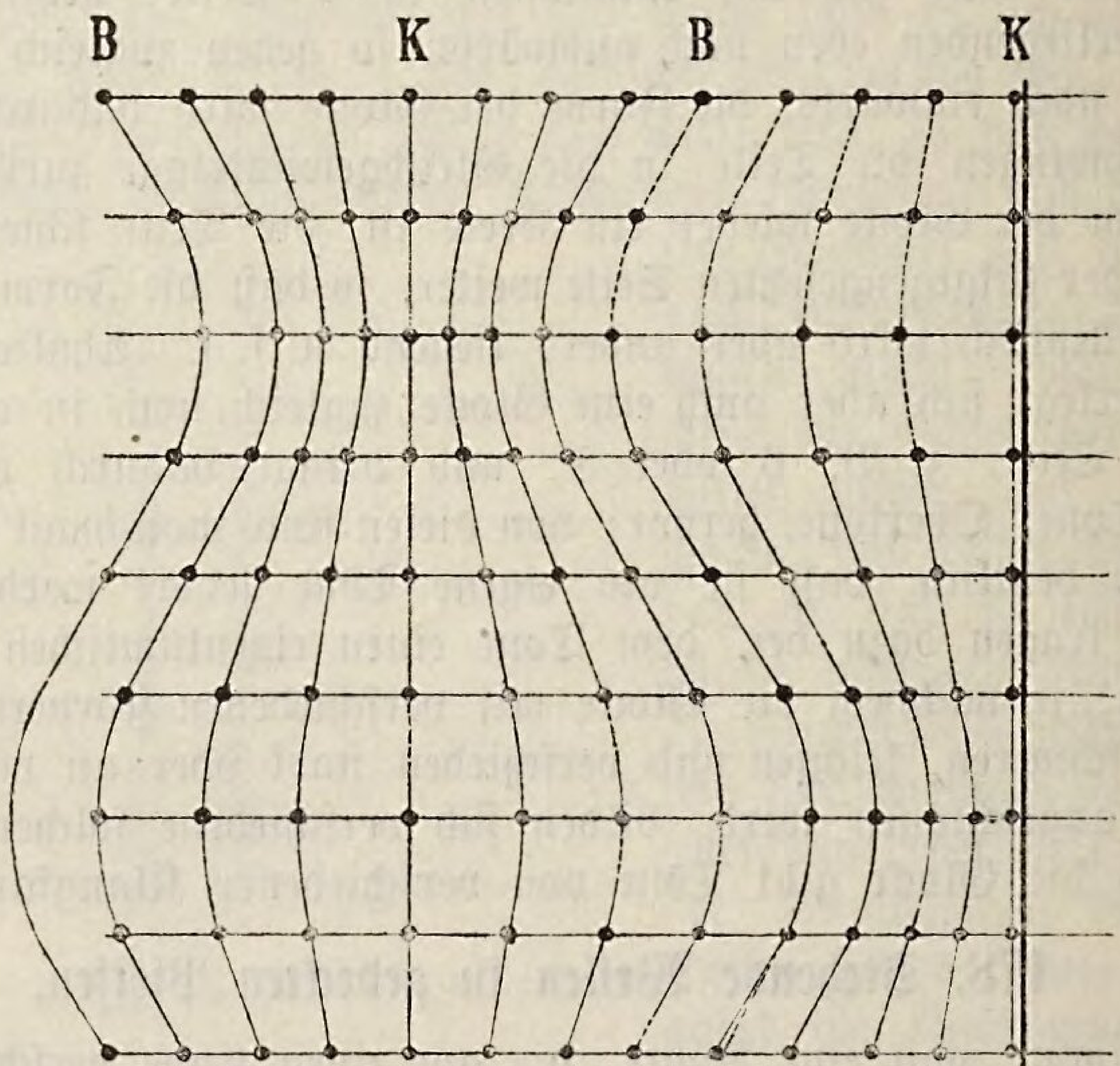


Fig. 226.

hinten gehen, so müßte er infolge der zweiten Ursache gerade mit derselben Geschwindigkeit nach vorn gehen, der Punkt macht also auch keine Bewegung, er bleibt in Ruhe. Ist in ihm eben verdichtete Luft infolge der erste Welle, so ist in ihm auch verdichtete Luft infolge der reflektierten Welle, beide verstärken sich; dasselbe gilt von der verdünnten Luft. In diesem Punkte ist also auch die Luft abwechselnd verdichtet und verdünnt und ruhig. Beide Punkte nennt man Knotenpunkte; je nach der Länge der Röhre können noch mehrere Knotenpunkte vorhanden sein, ihr gegenseitiger Abstand beträgt stets eine halbe Wellenlänge. Wir betrachten den Punkt zwischen dem letzten Knotenpunkt und dem verschlossenen Ende und zwar den, der um $^1/_4$ Wellenlänge von der Wand entfernt ist. Es

sind in ihm die beiden vorhandenen Wellenteile stets um $^1/_2$ Wellenlänge verschieden, also ist in ihm die Luft weder verdünnt noch verdichtet, da in Punkten der Welle, die um $^1/_2$ Wellenlänge verschieden sind, Verdichtung und Verdünnung stets einander der Größe nach gleich sind. Der Punkt macht eine hin- und hergehende Bewegung, da Punkte, die auf der Welle um $^1/_2$ Wellenlänge entfernt sind, entgegengesetzte, also nach der Reflexion gleich gerichtete Geschwindigkeiten haben, die sich also verstärken. Diese Stellen nennt man die Wellenbäuche, zwischenliegende Punkte machen eine der Art und Größe nach ähnliche Bewegung.

In der Röhre entstehen also Schwingungsknoten je $^1/_2$ Wellenlänge entfernt, in ihnen ist die Luft ruhig; zwischen je zwei Schwingungsknoten ist ein Wellenbauch, in welchem sich die Luft bewegt, abwechselnd auf den einen und auf den anderen Knoten zugehend. Dadurch verdichtet sich die Luft in dem Knoten, auf den sie zugeht, und verdünnt sich in dem Knoten, von dem sie weggeht. Die Luft in zwei benachbarten Bäuchen macht stets der Richtung nach entgegengesetzte Bewegungen, also geht bei einem Knoten stets die Luft von beiden Seiten zu oder von beiden Seiten weg.

Am offenen Ende der Röhre, wo sich der schwingende Körper befindet, muß die Luft die Bewegung des schwingenden Körpers mitmachen können, muß sich also wie in einem Wellenbauch bewegen können; es muß deshalb die Länge der Röhre sich nach der Wellenlänge richten oder umgekehrt. Die Länge der Röhre muß also entweder $= {}^1/_4$ der Wellenlänge des erzeugten Tones sein oder $= {}^1/_4\, l + {}^1/_2\, l$, wobei 1 freier Knoten entsteht, oder $= {}^1/_4 l + 2 \cdot {}^1/_2\, l$, wobei 2 freie Knoten entstehen, oder $= {}^1/_4\, l + 3 \cdot {}^1/_2\, l$, wobei 3 freie Knoten entstehen. In einer Röhre von gegebener Länge kann also nur eine Welle entstehen, deren Länge = 4 mal die Rohrlänge ist, oder deren Länge $= 4 \cdot {}^1/_3$ die Rohrlänge, oder $4 \cdot {}^1/_5$ die Rohrlänge ist u. s. f.

Weil hiebei die Wellen im Rohre scheinbar nicht fortschreiten, sondern die Luft zwischen festen Knoten hin- und herschwingt, so nennt man solche Wellen stehende Wellen.

Aus der Fig. 226 kann man ersehen, wie die Luftteilchen von den Bäuchen B aus auf die Knoten K zu- resp. von ihnen weggehen und dadurch abwechselnd Luftverdichtung- und -verdünnung in den Knoten hervorbringen.

Hierauf beruhen die gedeckten Orgelpfeifen. Sie bestehen aus einem Rohre von gewisser Länge ($= {}^1/_4$ der gewünschten Wellenlänge). Am oberen Ende ist es geschlossen, ebenso am unteren Ende; doch ist dort ein feiner Spalt längs einer Seitenwand offen gelassen, durch welchen Luft in das Rohr, die Pfeife, von unten geblasen wird; von der Seitenwand, welche an diesen Spalt grenzt, ist ein Teil unten weggenommen, so daß also die Pfeife dort offen

ist. Von der durch den Spalt eindringenden Luft geht ein Teil in die Röhre und bringt dort eine Luftverdichtung hervor. Diese bewirkt, daß die Luft sich ausdehnt, bei der Öffnung austritt und zugleich die aus dem Spalt kommende Luft seitwärts nach außen drückt. Ist die Luft so verdünnt, so strömt wieder Luft vom Spalt in das Innere, die Luft verdichtet sich wieder und so geht es fort. Die Luft in der Pfeife bewegt sich wie eine stehende Welle von $^1/_4$ Wellenlänge und dadurch, daß bei der unteren Öffnung bald Luft heraus und hineingeht, entstehen in der äußeren Luft Schwingungen, also ein Ton. In gewissen Fällen (bei stärkerem Blasen, geringerer Weite des Rohres) kann sich die Luft in der Pfeife auch so bewegen, daß ein freier Knoten entsteht, die Wellenlänge ist dann dreimal kürzer, der Ton hat dreimal mehr Schwingungen.

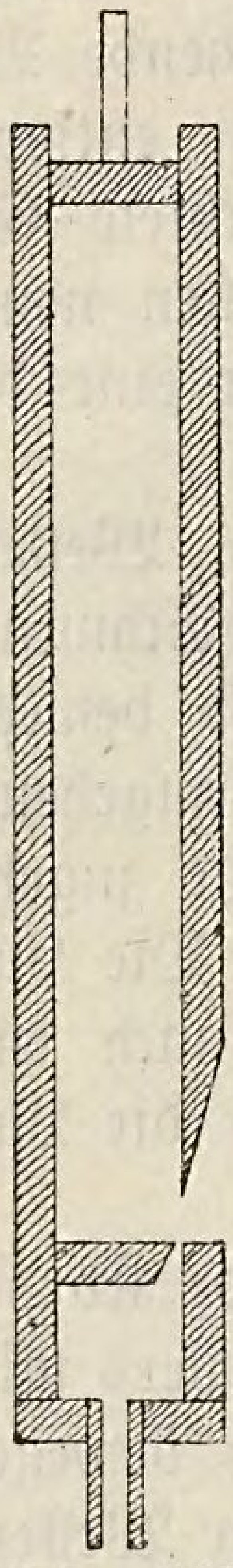


Fig. 227.

179. Stehende Wellen in offenen Pfeifen. Blasinstrumente.

Ist die Röhre (Pfeife) offen, so können auch stehende Wellen entstehen, doch muß stets mindestens ein freier Knoten in der Pfeife sein. Bildet sich nur ein Knoten, so liegt er in der Mitte und die Wellenlänge ist gleich der doppelten Pfeifenlänge; bilden sich zwei Knoten oder mehrere, so sind sie stets um $^1/_2$ Wellenlänge entfernt und liegen so, daß die Enden der Röhre Schwingungsbäuche sind; bei zwei Schwingungsknoten z. B. ist die Wellenlänge gleich der Pfeifenlänge, und die Schwingungszahl doppelt so groß als bei einem Knoten. Zudem sieht man, daß bei gleicher Pfeifenlänge die Wellenlänge in der offenen zweimal kürzer, also die Schwingungszahl zweimal größer ist als in der gedeckten; *demnach gibt die offene Pfeife die Oktave der gedeckten.*

Eine solche offene Pfeife ist die Flöte, bei welcher durch Öffnen oder Schließen der Löcher die Länge der Pfeife geändert und so dem Ton eine verschiedene Höhe gegeben werden kann.

Nahe verwandt sind Klarinett, Hoboe und Fagott; sie sind auch offene Pfeifen, die Luftschwingung am Anfang derselben wird aber hervorgebracht durch die Schwingungen eines elastischen Holzblättchens, das für die einströmende Luft nur einen schmalen Spalt offen läßt, selbst in Schwingungen gerät und so die Luft bald einläßt, bald nicht einläßt; die Schwingungen dieses weichen elastischen Blättchens (*weiche Zunge*) richten sich aber nach den Schwingungen, die in der Röhre entstehen, so daß, wenn die Röhre kürzer wird (durch Öffnen der Klappen), also die Luft in der Röhre rascher schwingt, auch das Blättchen genau ebenso rasche Schwingungen macht. Durch kräftigeres oder schwächeres Andrücken der Lippen unterstützt der Bläser diese Wirkung.

Harte Zungen, wie federnde Metallbleche die an einem Ende festgemacht sind und mit dem andern Ende frei schwingen, können sich in ihrer Schwingungszahl nicht nach der Länge des Rohres richten; hiebei wird die Länge des Rohres entsprechend der Schwingungszahl der Feder gemacht. Ist eine solche harte Zunge gerade vor einem Ausschnitt in einem Stück Holz angebracht, so daß sie diesen Ausschnitt gerade bedeckt, und bläst man nun durch dieses Loch, so gerät die Zunge (Feder) in Schwingungen, verschließt und öffnet so den Ausschnitt, so daß die Luft bald heraus kann, bald nicht, und bringt so Stöße in der Luft hervor, die einen Ton erzeugen. Frei in der Luft schwingend wäre der von der Feder allein erzeugte Ton sehr schwach. Solche harte Zungen sind angewandt bei der Mundharmonika, der Ziehharmonika, dem Harmonium und vielen Orgelregistern.

Alle Blechblasinstrumente (Trompete, Horn, Piston, Posaune, Bombardon u. s. w.) sind sehr lange, oft vielfach gewundene, offene Pfeifen von verhältnismäßig geringer Weite. Die Luftschwingung wird erzeugt, indem der Bläser die geschlossenen Lippen gegen das Mundstück preßt und nun durchbläst; die zuerst eindringende Luft bringt eine Verdichtung hervor; dadurch sucht sich die Luft auch nach rückwärts auszudehnen, drückt gegen die Lippen und schließt dieselben, so daß der Luftstrom nun unterbrochen ist; erst wenn die Luftverdichtung sich fortgepflanzt hat, kommt wieder Luft durch die Lippen u. s. f. Es geraten also auch die Lippen des Bläsers in schwingende Bewegung; die Luft im Rohre schwingt nun wie in einer offenen Röhre, indem sich ein, meistens jedoch mehrere freie Knoten bilden; die Lippen des Bläsers schwingen dabei gerade so rasch, als es ihnen die Schwingungen im Rohre gestatten, und es ist Sache des Bläsers, die Lippen gerade so stark anzudrücken und anzuspannen, daß sie diese Schwingungen genau und gut mitmachen können. Indem man das Rohr bald länger bald kürzer macht durch Ausziehen (Posaune) oder durch Klappen, bekommt man verschiedene Töne. Aber auch schon bei derselben Rohrlänge versteht es der Bläser, verschiedene Töne hervorzubringen, indem er durch Spannung der Lippen die Wellenlänge im Rohre beeinflußt, so daß sich mehr oder weniger Knoten bilden. So bildet er leicht zu jedem Ton die Oktave (zweimal mehr Knoten) oder wie bei den Signaltrompeten 4 oder 5 Töne, die in naher Verwandtschaft stehen, deren Schwingungszahlen sich etwa wie 2 : 3 : 4 : 5 : 6 : 8 verhalten, die also 2, 3, 4, 5, 6, 8 Knoten haben.

180. Das Mitschwingen.

Treffen die Luftschwingungen eines Tones eine gespannte Saite, welche genau auf denselben Ton gestimmt ist, so wird dadurch die Saite selbst in Schwingungen versetzt, sie schwingt mit.

Dies erklärt man sich folgendermaßen: Wenn die Tonwelle an der Saite ankommt, so wird diese durch den Druck der verdichteten Luft beiseite gedrückt; bei der folgenden Luftverdünnung schwingt sie zurück auch infolge ihrer eigenen Elasticität, und setzt nun die erhaltene Schwingung nach dem Trägheitsgesetze fort. Wenn nun die folgende Luftverdichtung gerade zu der Zeit kommt, in welcher die Saite wieder die Bewegung in der ersten Richtung macht, so wird diese Bewegung durch den Druck der verdichteten Luft verstärkt, und wenn dies jedesmal, bei jeder folgenden Luftverdichtung stattfindet, so wird die Saite jedesmal in ihrer Schwingung verstärkt, so daß sie bald in wahrnehmbare Schwingungen versetzt ist. Diese Verstärkung findet aber nur dann statt, wenn jedesmal die Luftverdichtung und die entsprechende Bewegung zusammenfallen, d. h. also, wenn die Anzahl der Schwingungen der ankommenden Tonwelle gleich ist der Anzahl der Schwingungen, welche die Saite vermöge ihrer Spannung (Länge, Gewicht u. s. w.) zu machen imstande ist, wenn also die Höhe des ankommenden Tones gleich ist dem Eigentone der Saite. Sind beide aber von einander verschieden, so wird es bald dahin kommen, daß die Saite, welche nach dem ersten Impulse infolge ihrer Spannung schwingt, eine Bewegung macht, die der Wirkung der Luftwelle gerade entgegengesetzt ist; es wird also dann die schon vorhandene (noch kleine und unfühlbare) Bewegung der Saite wieder gehemmt und aufgehoben, die Saite kommt nicht in fühlbare Schwingungen, schwingt also nicht mit.

Leicht kann man dies Mitschwingen beobachten, wenn man gegen eine Geige oder ein Monochord hin einen Ton singt, auf den eine Saite gestimmt ist; man hört dann, wenn man aufhört zu singen, daß die Saite des Monochords noch denselben Ton gibt, erkennt also, daß sie in Mitschwingungen versetzt war. Ebenso wenn man bei einem Klavier alle Dämpfer aufhebt und den Ton einer bestimmten Taste ins Klavier singt, so hört man hernach denselben Ton wieder aus dem Klavier nachklingen, und erkennt, daß die Saite, die auf diesen Ton gestimmt ist, in Schwingungen versetzt war. Von den anderen Saiten schwingen nur diejenigen, welche dadurch, daß sie sich in aliquote Teile teilen, den angesungenen Ton geben, und sie schwingen, indem sie sich in solche Teile teilen.

Wenn man zwei gleichgestimmte Stimmgabel auf kleinen Resonanzkästchen befestigt, denen eine Seitenwand fehlt, diese Resonanzkästchen so aufstellt, daß die fehlenden Seiten einander zugewendet sind, und nun die eine Stimmgabel anschlägt oder mit dem Bogen anstreicht, so gerät die andere in Mitschwingungen, welche man hören kann, wenn man die erste dämpft. Da hiebei die Schallwellen den

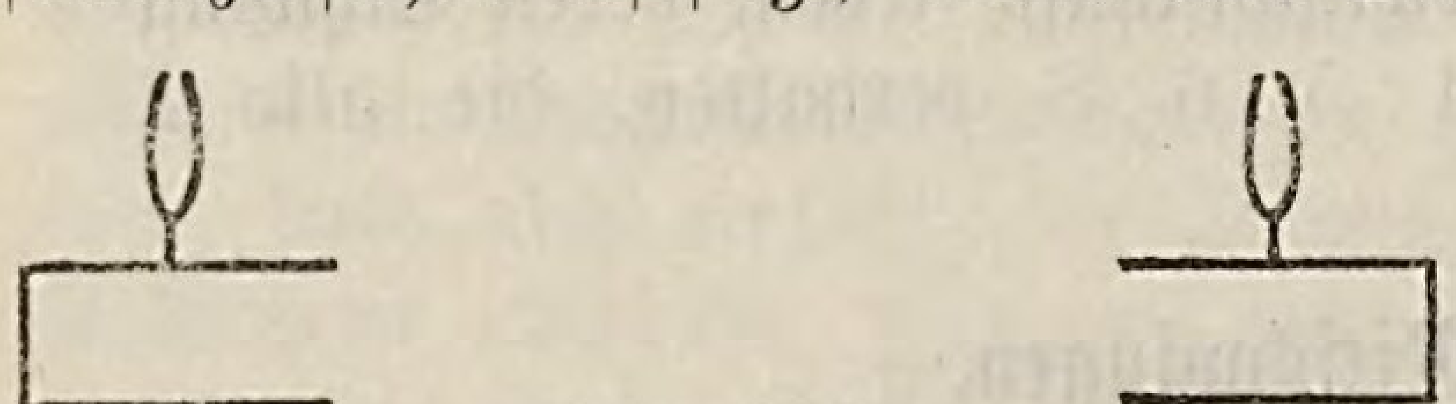


Fig. 228.

einen Resonanzkasten an der unbedeckten Seite fast parallel verlassen und so fast ungeschwächt in den zweiten eindringen, so entsteht das Mitschwingen sogar auf ziemlich große Entfernungen.

Das Mitschwingen ist ein lehrreiches Beispiel von der Kraftübertragung durch Wellenbewegung, von welcher in der Einleitung gesprochen wurde. Die Schwingungen des tönenden Körpers leisten Arbeit, indem sie die Luftwelle erzeugen. Die Luftwelle selbst verliert diese in sie gelegte Arbeitsfähigkeit (Energie), nicht, sondern überträgt sie an andere Orte und auf immer andere Massenteile; trifft sie nun einen Körper, der seiner Natur nach gerade diese Art der Bewegung machen kann, so überträgt sie diesem Körper die Bewegung, teilt ihm die Bewegung mit, versetzt ihn in Mitschwingungen, so daß der nun schwingende Körper die Kraft oder einen Teil der Kraft besitzt, welche der erste Körper zur Erregung der Wellen aufgewendet hat.

181. Resonatoren.

Wenn man eine tönende Stimmgabel über die Öffnung eines (ziemlich engen) cylindrischen Glasgefäßes hält, so kann man oft beobachten, daß das Glas nun selbst einen Ton gibt, oder besser, daß die Luft im Glase selbst in Schwingungen gerät, welche den Ton der Gabel verstärken. Indem man durch Eingießen von Wasser die Höhe (Länge) des Gefäßes verkürzt, kann man leicht bewirken, daß ein solches Gefäß für einen bestimmten Ton passend wird. Dies ist nämlich nur dann der Fall, wenn die Luft im Gefäße schwingen kann wie in einer gedeckten Pfeife, wenn also die Länge des Gefäßes gleich $^1/_4$ Wellenlänge des erregenden Tones ist. Nur in diesem Falle entsteht nämlich eine stehende Luftwelle in dem Gefäße, welche verstärkt wird durch die erregenden Wellen des tönenden Körpers und dadurch das Tönen, *Mittönen* der eingeschlossenen Luftmasse hervorbringt.

Bei manchen Glasgefäßen gelingt es, durch lautes Hineinrufen die Kraft der stehenden Welle derart zu steigern, daß das Gefäß zersprengt wird (Zerschreien von Gläsern).

Auf dem Mittönen eingeschlossener Luftmassen beruhen auch die *Resonatoren*. Es sind das trichterförmige, häufig jedoch bauchige oder kugelige Gefäße aus Blech oder Glas, welche vorn eine weite Öffnung haben, welche dem ankommenden Tone entgegengehalten wird, und gegenüber eine kleine, gerade ins Ohr passende Öffnung, mit welcher sie dicht ans Ohr gehalten werden. Wenn nun ein Ton eindringt, der die Luftmasse des Resonators in Schwingungen zu versetzen vermag, für welchen also der Resonator seiner Größe nach paßt, für welchen er gestimmt ist, so verstärkt sich durch

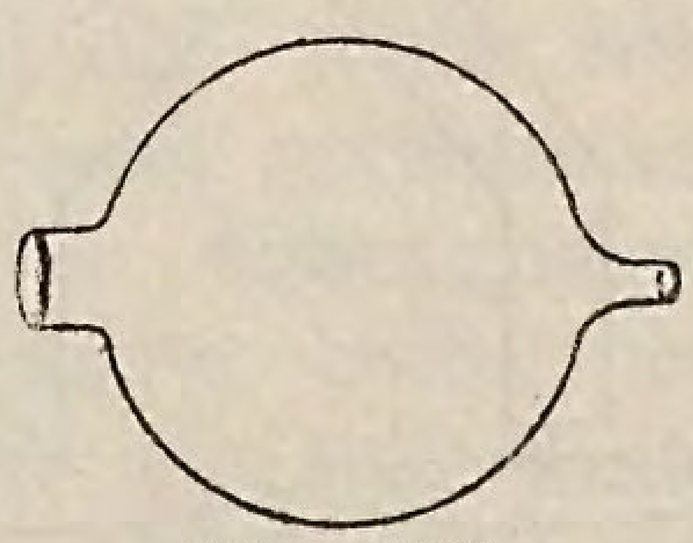


Fig. 229.

Mittönen der eingeschlossenen Luft der Ton und wird dadurch im Ohre deutlich vernehmbar. Dringt irgend ein anderer Ton ein, so kommt die Luft des Resonators nicht in Schwingungen, so daß man den Ton fast nicht hört.

Man macht sich eine Reihe solcher Resonatoren, deren jeder für einen anderen Ton gestimmt ist, und kann sie dann benützen, um die Obertöne eines Tones zu untersuchen. Sind nämlich einem Tone Obertöne beigemischt, so kann das Ohr dieselben nur selten und nie alle getrennt wahrnehmen. Hält man aber den Resonator, der etwa auf den ersten Oberton (die Oktave) gestimmt ist, ans Ohr, so hört das Ohr den Grundton gar nicht mehr oder nur schwach, diesen Oberton aber, falls er vorhanden ist, verstärkt; so untersucht man den Ton dann für die folgenden Obertöne, indem man Resonatoren benützt, die für diese Obertöne abgestimmt sind.

Auf solche Weise ist es Helmholtz gelungen, die Klangfarbe zu analysieren, d. h. zu untersuchen, welcher Art und Stärke die Obertöne bei bestimmten Klangfarben sind, und nachzuweisen, daß die Verschiedenartigkeit der Klangfarbe nur darin ihren Grund hat, daß dem Grundtone bestimmte Obertöne beigemischt sind. Umgekehrt gelang ihm auch die Synthese (Zusammensetzung) der Klangfarben; indem er nämlich einem Grundtone, welcher keine Obertöne besitzt, gewisse Obertöne in entsprechender Stärke beimischte (z. B. durch gleichzeitiges Anstreichen entsprechender Stimmgabeln) gelang es ihm einen Klang von der gewünschten Farbe nahezu herzustellen.

182. Interferenz der Schallwellen.

Da wir den Schall als wellenförmige Bewegung der Luft erkannt haben, so ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß zwei solche wellenförmige Bewegungen, wenn sie von verschiedenen Orten her an demselben Punkte ankommen, sich gegenseitig aufheben, es ist ja hiezu nur notwendig, daß die zwei Wellen den Punkt zugleich nach entgegengesetzten Richtungen zu bewegen versuchen; es muß dann der Punkt in Ruhe bleiben, wenn beide Impulse gleich stark sind, oder er muß sich mit geringerer Geschwindigkeit bewegen, wenn die Impulse verschieden stark sind. Man sagt dann: beide Wellen heben sich in diesem Punkte auf, interferieren sich, oder stören sich gegenseitig.

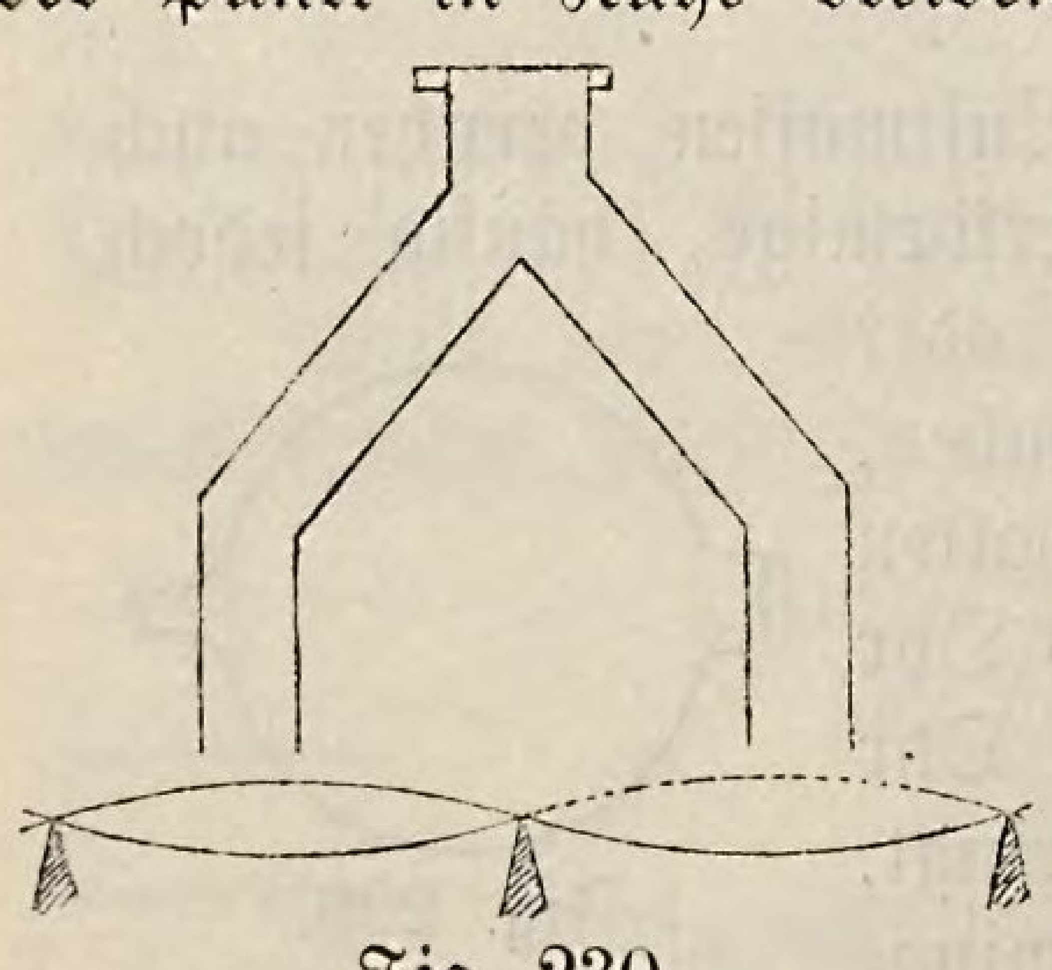


Fig. 230.

Am einfachsten beobachtet man die Interferenz an einem Rohre, das oben mit einer elastischen Membran überspannt ist und nach unten sich gabelt (Fig. 230). Hält man die unteren Enden über benachbarte Teile einer in aliquoten Teilen schwingenden Saite, die ja stets nach entgegengesetzten

Richtungen schwingen, so heben sich die in die Röhren eindringenden Wellen derart auf, daß die Membran oben gar nicht schwingt, was man daran sieht, daß aufgestreute Sandkörner in Ruhe bleiben. Denn wenn infolge der einen Welle die Luft an der Membran aufwärts schwingen sollte, so sollte sie infolge der Welle, die beim anderen Schenkel eindringt, nach abwärts schwingen. Beide Impulse heben sich also auf, wenn sie gleich stark sind.

Hat man eine Röhre, welche sich in der aus Figur 231 ersichtlichen Weise verzweigt, und läßt unten einen Ton eindringen, dessen halbe Wellenlänge gleich dem Unterschiede der beiden Wege acb und ab ist, so interferieren sich die Wellen in b; denn wenn in b direkt von a ein Wellenberg (=thal) ankommt, so kommt auf dem Umweg acb gerade das vorhergehende Thal (Berg) an, so daß beide sich stets aufheben, was man daran sieht, daß der Streusand auf der Membran in Ruhe bleibt. Läßt man einen anderen Ton eindringen, so heben sich die Wellen nicht auf, wenigstens nicht vollständig, können sich sogar verstärken, d. h. wieder bis zur ursprünglichen Stärke vereinigen (z. B. wenn die Oktave des Tones eindringt), was man daran sieht, daß der Sand in hüpfende Bewegung gerät.

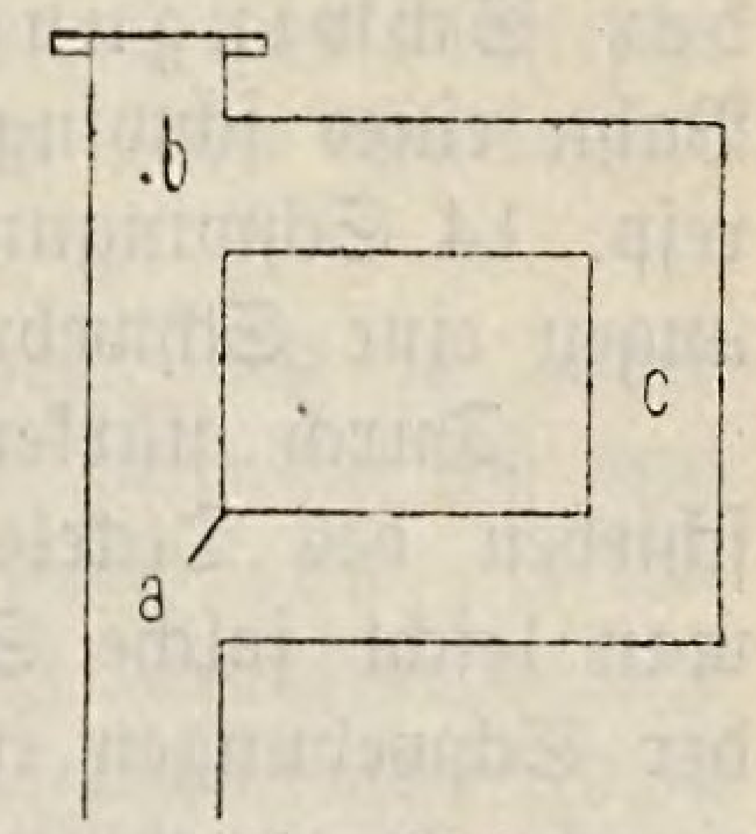


Fig. 231.

Wenn zwei Saiten oder zwei Orgelpfeifen nahezu auf denselben Ton gestimmt sind, so daß die eine nur um 1 oder 2 Schwingungen in der Sekunde mehr macht als die andere, so hört man nur einen Ton, aber man bemerkt an demselben ein gleichmäßiges Anschwellen und Nachlassen der Tonstärke, was man **Schwebung** nennt.

Nehmen wir an, die erste Saite schwinge langsamer um eine Schwingung in der Sekunde, und es schwingen jetzt eben beide Saiten in derselben Richtung, so verstärken sich ihre Wellen, und man hört den Ton stark; aber die zweite Saite wird mit ihren Schwingungen voraus eilen, so daß nach einer halben Sekunde die Saiten gerade nach entgegengesetzten Richtungen schwingen; wenn also nun von der einen ein Wellenberg am Ohre anlangt, trifft von der anderen eben ein Thal ein; beide schwächen sich, so daß man den Ton schwach hört, oder heben sich ganz auf, wenn beide Saiten gleich stark schwingen, so daß der Ton ganz verschwindet. Da die zweite Saite aber fortfährt, mit ihren Schwingungen vorauszueilen, so wird sie am Ende der Sekunde wieder die Schwingungen in derselben Richtung machen wie die erste Saite, ihre Töne verstärken sich also wieder, und so geht es fort. Es entsteht also durch Interferenz dieser Wellen ein beständiges Anschwellen und Nachlassen der Tonstärke. Ist die Schwingungszahl der 2. Saite um 2 pro 1″ größer als die der ersten, so hört man das An-

schwellen und Nachlassen des Tones zweimal in der Sekunde, man hört zwei Schwebungen in der Sekunde, u. s. f. *Die Anzahl der Schwebungen in 1″ ist also gleich der Differenz*

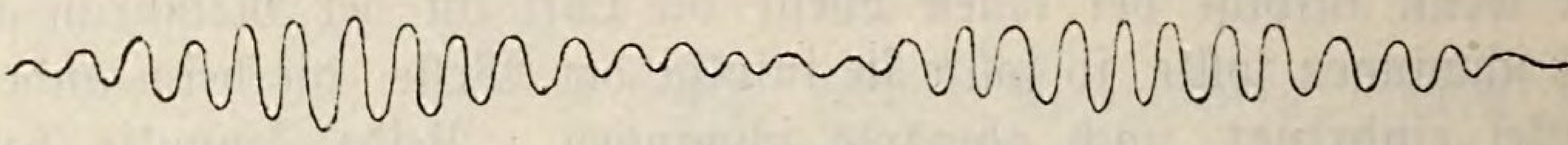


Fig. 232.

der Schwingungszahlen in 1″. Die Figur 232 zeigt die Bahn eines schwingenden Punktes, welcher von zwei Wellen à 13 resp. 14 Schwingungen getroffen wird, der also bei je 14 Schwingungen eine Schwebung macht.

Durch stärkeres Spannen der einen Saite oder durch Verschieben des Deckels der einen gedeckten Pfeife (Verstimmen) kann man leicht solche Schwebungen erzeugen. Wächst hiebei die Zahl der Schwebungen in 1″ über 12, so kann man sie nicht mehr gut einzeln wahrnehmen, es entsteht bei etwa 20 Schwebungen ein Schwirren, bei noch mehr der Eindruck einer schreienden Dissonanz.

Steigt die Anzahl der Schwebungen in 1″ über 48, so hört man nicht nur die beiden erzeugenden Töne getrennt, jeden für sich, sondern man hört *noch einen tieferen Ton, dessen Schwingungszahl eben dieser Anzahl der Schwebungen entspricht.* Da nämlich das Ohr nun von einer großen Anzahl Schwebungen getroffen wird, die in ihrem Anschwellen und Nachlassen ebenso regelmäßig verlaufen wie die Schwingungen eines Tones, so erzeugen diese Schwebungen selbst den Eindruck eines Tones, den man den *Differenzton* nennt. Dieselben sind leicht wahrzunehmen besonders an Orgelpfeifen; läßt man irgend einen Grundton, etwa c und die Quinte (g) zugleich tönen, so hört man zugleich die untere Oktave (C) des Grundtones (c) als Differenzton. Denn bei je 2 Schwingungen des c und den gleichzeitigen 3 Schwingungen des g entsteht 1 Schwebung, also ein Differenzton, der die untere Oktave des Grundtones ist, und als solcher gehört wird, wenn er nicht unterhalb der Grenze der wahrnehmbaren Töne liegt (48 in 1″). Ebenso gibt Grundton ($\bar{c} = 4$) und Terz ($\bar{e} = 5$) einen Differenzton (1), welcher die zweit-tiefere Oktave (C) des Grundtones ist. Grundton ($g = 6$) und Quart ($\bar{c} = 8$) geben als Differenzton (2) die untere Oktave der unter dem Grundton liegenden Quinte (C).

183. Die menschliche Sprache.

Der Ton der menschlichen Sprache wird hervorgebracht im Kehlkopfe, einem knorpeligen Ansatz an dem oberen Ende der Luftröhre. Derselbe ist durch zwei elastische Membranen, die *Stimmbänder*, verschlossen bis auf einen schmalen Spalt zwischen denselben, die *Stimmritze*. Gewöhnlich sind die Stimmbänder nicht gespannt, sondern schlaff und gewähren der Luft beim Atmen ungehinderten

Durchgang. Beim Sprechen aber werden durch Muskeln, welche sich am Kehlkopfe befinden, die Stimmbänder angespannt, die Stimmritze schließt sich bis auf einen schmalen Spalt und die durchgehende Luft setzt die Stimmbänder in schwingende Bewegung. Da nun dadurch die Öffnung zwischen den Stimmbändern bald größer, bald kleiner wird, also die Luft selbst bald durchgehen kann, bald daran verhindert ist, so kommt die Luft dadurch selbst in Schwingungen und erzeugt so den Ton. Durch zwei elastische Gummiplatten, welche man ähnlich über das Ende einer Glasröhre spannt, kann man solche Töne leicht nachahmen.

Je stärker die Stimmbänder gespannt werden, um so höher wird der Ton. Vom Kehlkopf bis zur freien Luft befinden sich nun noch die Rachenhöhle und die Mundhöhle und bilden ein eigentümlich geformtes Ansatzrohr, dem durch die verschiedene Lage der Zunge, Wangen, Zähne und Lippen die verschiedenartigste Form gegeben werden kann. Dies beeinflußt nicht die Tonhöhe, denn diese wird nur durch die Spannung der Stimmbänder hervorgebracht, wohl aber die Tonfarbe, den Klang des Tones, und bildet so die Sprache. Es bilden sich nämlich je nach dieser verschiedenartigen Mundstellung Obertöne, die nach Art, Höhe und Stärke verschieden sind, sich dem Grundton beimischen und so dessen Klang verändern. Zwei verschiedene Vokale, z. B. a und e, in derselben Tonhöhe gesprochen oder gesungen, unterscheiden sich nur durch die verschiedene Art, Höhe, Anzahl und Stärke der demselben

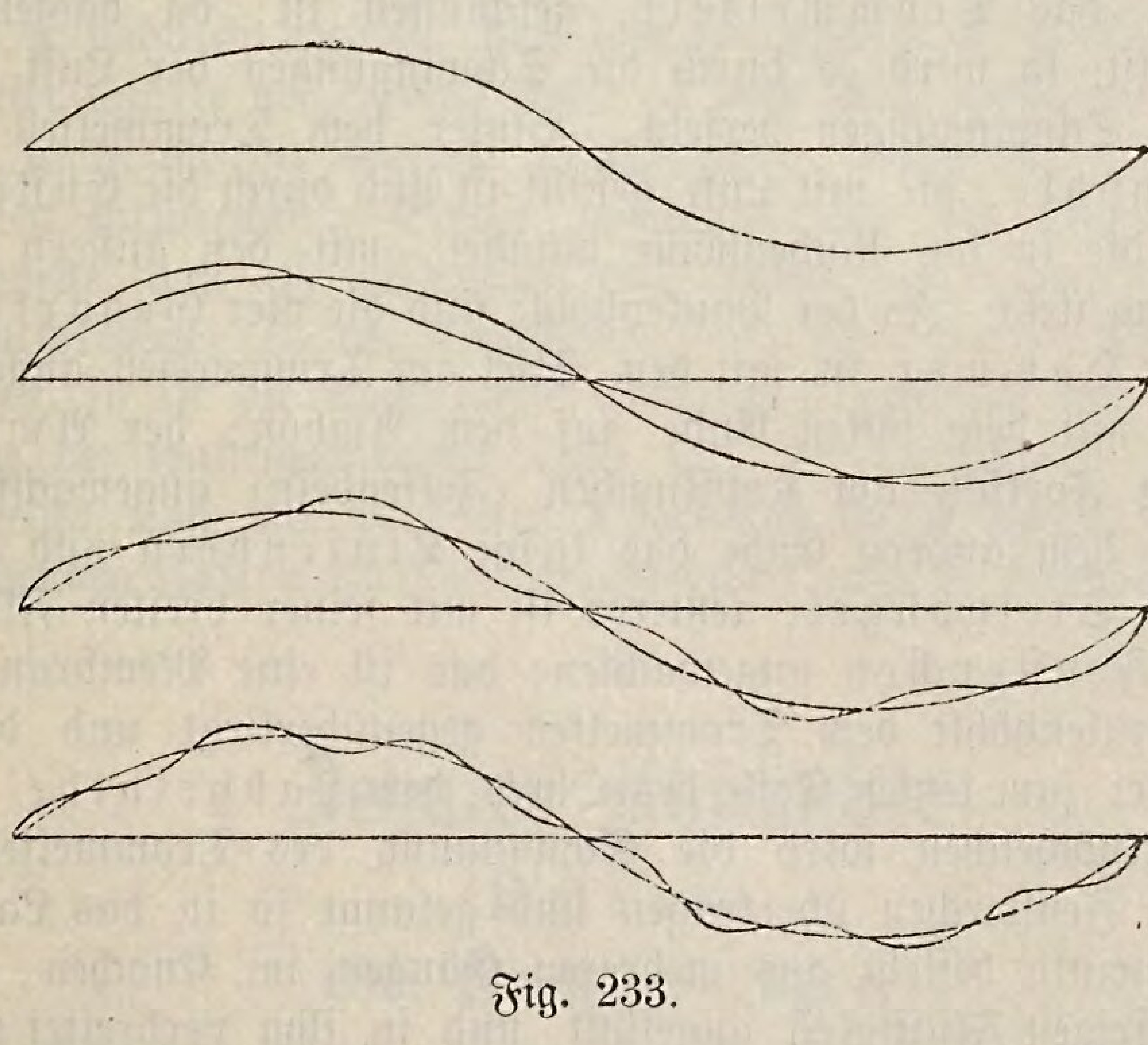


Fig. 233.

Grundton beigemischten Obertöne. Bei manchen Vokalen ist es (Helmholtz) sogar gelungen, die wichtigsten dieser Obertöne zu finden. Überhaupt unterscheiden sich die gleich hohen Töne verschiedener In=

strumente z. B. Geige, Flöte, Horn, Trompete u. s. w., die ja das Ohr als gleich hohe anerkennt, aber doch als verschieden klingende empfindet, nur durch die verschiedene Anzahl, Art und Stärke der Obertöne, die demselben Grundton beigemischt sind. Diese Obertöne sind stets viel schwächer als der eigentliche Grundton, deshalb wird durch ihre Anwesenheit die Hauptwellenbewegung des Grundtons nicht vernichtet oder bis zur Unkenntlichkeit verändert oder in eine wesentlich andere verwandelt, sondern es wird nur die Form der Grundwelle etwas verändert. Wenn im Wasser ein System großer, breiter, regelmäßiger Wellen vorhanden ist (Grundton), und ich im Wasser noch ein oder mehrere Systeme niedrigerer (schwächerer) Wellen von kleinerer Länge (höhere Töne) errege, so werden dadurch die Hauptformen der ersten Wellen nicht verwischt, wohl aber wird ihre Gestalt etwas verändert, ähnlich wie in Fig. 233, wobei die gestrichelte Linie stets die Hauptform der Welle, also die Form der Welle des Grundtones angibt. In ähnlicher Weise wird die Form der Luftwellen eines Tones durch Beimischung der Luftwellen der Obertöne etwas verändert, so daß dadurch die verschiedenen Laute entstehen.

184. Das Ohr.

Das Ohr hat außen die Ohrmuschel, welche wie ein Hörrohr zum Auffangen der Schallschwingungen dient; sie setzt sich fort in den äußeren Gehörgang, der am Ende durch eine elastische Membran, das Trommelfell, geschlossen ist; da dasselbe stets gespannt ist, so wird es durch die Schwingungen der Luft in entsprechende Schwingungen versetzt. Hinter dem Trommelfell ist die Paukenhöhle, die mit Luft gefüllt ist und durch die Eustachische Röhre, die in die Rachenhöhle mündet, mit der äußern Luft in Verbindung steht. In der Paukenhöhle sind die vier Gehörknöchelchen; der Hammer ist mit dem Stiel am Trommelfell angewachsen und liegt mit dem dicken Ende auf dem Amboß; der Amboß ist mit einem Fortsatz am Kopfknochen (Felsenbein) angewachsen, berührt mit dem andern Ende das kleine Linsenbein und dies berührt den Steigbügel; letzterer ist mit seiner breiten Fläche am ovalen Fensterchen angewachsen; das ist eine Membran, welche in der Paukenhöhle dem Trommelfell gegenüberliegt und den Eingang bildet zum letzten Teile des Ohres, dem Labyrinthe. Durch die Gehörknöchelchen wird die Schwingung des Trommelfelles auf das ovale Fensterchen übertragen und gelangt so in das Labyrinth. Das Labyrinth besteht aus mehreren Gängen im Knochen, ist mit einer wässrigen Flüssigkeit angefüllt, und in ihm verbreitet und verzweigt sich der vom Gehirn kommende Gehörnerv. Im Labyrinth befinden sich erstens drei kreisförmige Bogengänge, deren Ebenen nahezu auf einander senkrecht stehen, und deren Bedeutung

noch sehr wenig klar ist, und zweitens die Schnecke. Letztere ist ein schneckenförmiger Gang; in ihm befinden sich kleine Stäbchen (die Corti'schen Fasern), wie die Stufen einer Wendeltreppe neben und über einander liegend; die untersten sind die längsten und dicksten, nach oben werden sie immer kürzer und dünner und sind von Nervenfasern durchzogen. Man glaubt nun, daß diese Fasern für Schwingungen von verschiedener Schwingungszahl eingerichtet sind, und jedes nur dann in Schwingungen gerät, wenn ein Ton ankommt, der dieselbe Schwingungszahl hat. Es gerät dann, wenn ein bestimmter Ton in's Ohr gelangt, nur diejenige Faser (und höchstens noch die nächst benachbarten) in Schwingungen, welche im stande ist, dieselbe Schwingungszahl zu machen; dadurch wird dann das in dem Stäbchen liegende Nervenende gereizt und so der Ton empfunden.

Da nun die meisten Töne nicht einfache Töne, sondern mit Obertönen vermischt sind, so muß man annehmen, daß bei einem solchen zusammengesetzten Tone nicht bloß diejenigen Fasern mitschwingen, welche dem Grundtone entsprechen, sondern auch diejenigen, welche den vorhandenen Obertönen entsprechen. Daß das möglich ist, ersieht man, wenn man in ein Klavier, dessen Dämpfung entfernt ist, einen Vokal a, oder e, singt; man hört dann nicht bloß einen Ton von gleicher Höhe aus dem Klavier wiederklingen, sondern der Ton hat die Klangfarbe des Vokales a oder e; man hört also ein a oder e aus dem Klavier nachklingen. Da nun die Klangfarbe des Vokales a dadurch entsteht, daß dem Grundtone a gewisse Obertöne in gewisser Stärke beigemischt sind, so muß man annehmen, daß im Klavier auch alle die Saiten mitschwingen, welche den vorhandenen Obertönen entsprechen. Ebenso schwingen von den Gehörfasern in der Schnecke auch alle diejenigen mit, welche den vorhandenen Obertönen entsprechen. Da die Anzahl der Corti'schen Fasern sehr groß ist, ca. 3000, so ist die Möglichkeit vorhanden, daß bei dem bekannten Umfange der wahrnehmbaren Töne (ca. 10 Octaven = 120 halbe Töne) jeder Ton mit all seinen Obertönen durch Mitschwingen von entsprechenden Fasern im Ohre nachgebildet und so empfunden wird.

Zehnter Abschnitt.

Optik.

185. Wesen des Lichtes.

Licht ist eine von einem Körper ausgehende Thätigkeit, welche, wenn sie bis in unser Auge gelangt, in demselben die Empfindung des Sehens hervorbringt. Man nahm früher an, von dem leuchtenden Körper

werde ein ungemein feiner Stoff ausgesandt, Lichtstoff, der nach allen Richtungen hin geradlinig weiterfliegt und so auch in unser Auge kommt. Man nannte diese Annahme die Emissionstheorie, und insbesondere Newton bildete sie (1669) sehr vollkommen aus, so daß es ihm gelang, durch sie alle damals bekannten Erscheinungen zu erklären.

Man fand aber später noch einige Erscheinungen, welche sich durch die Emissionstheorie nicht erklären ließen, und stellte deshalb eine neue Theorie auf, die Undulationstheorie, Wellen- oder Schwingungstheorie. Sie wurde zuerst von Huyghens aufgestellt 1678, doch fand sie keine Beachtung und wurde von Newton's Emissionstheorie zurückgedrängt. Thomas Young (1802) und Fresnel stellten sie wieder auf. Man nimmt an: Das ganze Weltall, jeder Raum desselben, ist angefüllt mit einem äußerst feinen Stoffe, dem Äther; dieser hat kein wahrnehmbares Gewicht, ist so fein, daß er jeden Körper durchdringt, so daß also zwischen den einzelnen Molekülen des Glases, Wassers ꝛc. noch ungemein viele Ätherteilchen, Ätheratome vorhanden sind. Der Äther ist elastisch, ähnlich wie die Luft; wenn also ein Ätherteilchen seine Stelle verläßt, so wirkt es ziehend und drückend auf die benachbarten, so daß diese auch in Bewegung kommen, und nun ihrerseits wieder ebenso auf ihre Nachbarn einwirken, so daß die Bewegung eines Ätherteilchens sich auf sämtliche vorhandenen Ätherteilchen fortpflanzt. Man nimmt nun an: Das Licht besteht in einer wellenförmigen Bewegung des Äthers: Ein leuchtender Körper ist im stande, die Ätherteilchen in eine schwingende Bewegung zu versetzen, und diese Bewegung pflanzt sich nach allen Richtungen hin in geraden Linien auf alle andern Ätherteilchen fort. Eine solche in Schwingungen befindliche Reihe von Ätherteilchen oder auch ein ganzes Bündel paralleler solcher Ätherreihen nennt man einen Lichtstrahl.

Die Bewegung der Ätherteile ist nicht eine longitudinale wie die Bewegung der Luftteile beim Schalle, sondern eine transversale: die Ätherteile schwingen senkrecht zur Richtung des Lichtstrahles.

186. Durchsichtigkeit.

Das Licht pflanzt sich in gerader Linie fort. Trifft es hiebei auf einen Körper, so kann zweierlei eintreten: Entweder es ist im stande, durch den Körper durchzugehen, ihn zu durchdringen; dann nennen wir den Körper durchsichtig, wie Luft, Wasser, Glas, Diamant ꝛc.; oder es ist nicht im stande, den Körper zu durchdringen; dann nennen wir den Körper undurchsichtig (opak), wie die Metalle, Steine, Holz ꝛc.

Es gibt allerdings weder einen vollständig durchsichtigen, noch

einen vollständig undurchsichtigen Körper; denn auch die hellsten, klarsten, durchsichtigsten Körper lassen nicht alles in sie eingedrungene Licht durchdringen, sondern verschlucken, vernichten (absorbieren) immer mehr Licht, je tiefer es in sie eindringt. So läßt das Meerwasser, obwohl es stellenweise so klar ist, daß man bei 100 *m* Tiefe noch jeden Stein am Boden deutlich sehen kann, das Licht nicht in seine größten Tiefen eindringen; in Tiefen von über 3—400 *m* dringt kein Sonnenlicht mehr. Ebenso gibt es aber auch keinen vollständig undurchsichtigen Körper, sondern jeder läßt das Licht wenigstens in geringe Tiefen eindringen, wenn er es auch bei einigermaßen größerer Dicke ganz vernichtet (absorbiert). So scheint Gold ganz undurchsichtig zu sein; aber wenn man es zu einem sehr dünnen Blättchen ausschlägt, so sieht man, wie nun wenigstens etwas (grünliches) Licht hindurchgeht (Robert Boyle), und schließt, daß auch bei dickem Golde das Licht wenigstens etwas ins Innere eindringt. Körper, die bei mäßiger Dicke etwas Licht durchdringen lassen, nennt man durchscheinend (transparent); solche sind: Fett, Wachs, Alabaster, weißer Marmor, Milchglas, Achat 2c. Bei sehr geringer Dicke sind solche Körper fast ganz durchsichtig, bei großer Dicke undurchsichtig.

Auf der geradlinigen Fortpflanzung des Lichtes beruht die hübsche Erscheinung in einer Dunkelkammer, einem Zimmer, das man ganz verfinstert hat. Bringt man in einem Fensterladen eine kleine (*mm* weite) Öffnung an, so bringen durch dieselbe die von den außenliegenden Gegenständen ausgehenden Lichtstrahlen in das Zimmer, treffen dort einen (etwa 1 *m* entfernten) Schirm aus weißem Papier oder die gegenüberstehende Wand und erzeugen auf derselben ein Bild der äußeren Gegenstände. Das Bild ist verkehrt, sehr lichtschwach, aber sehr deutlich. Durch Vergrößerung der Öffnung wird das Bild lichtstärker, aber undeutlicher. Sonnenstrahlen, die zwischen den Blättern eines Baumes zum Boden fallen, erzeugen dort kreisrunde oder rundlich begrenzte Bilder; bei einer Sonnenfinsternis dagegen Bilder, die der Form der verfinsterten Sonne entsprechen.

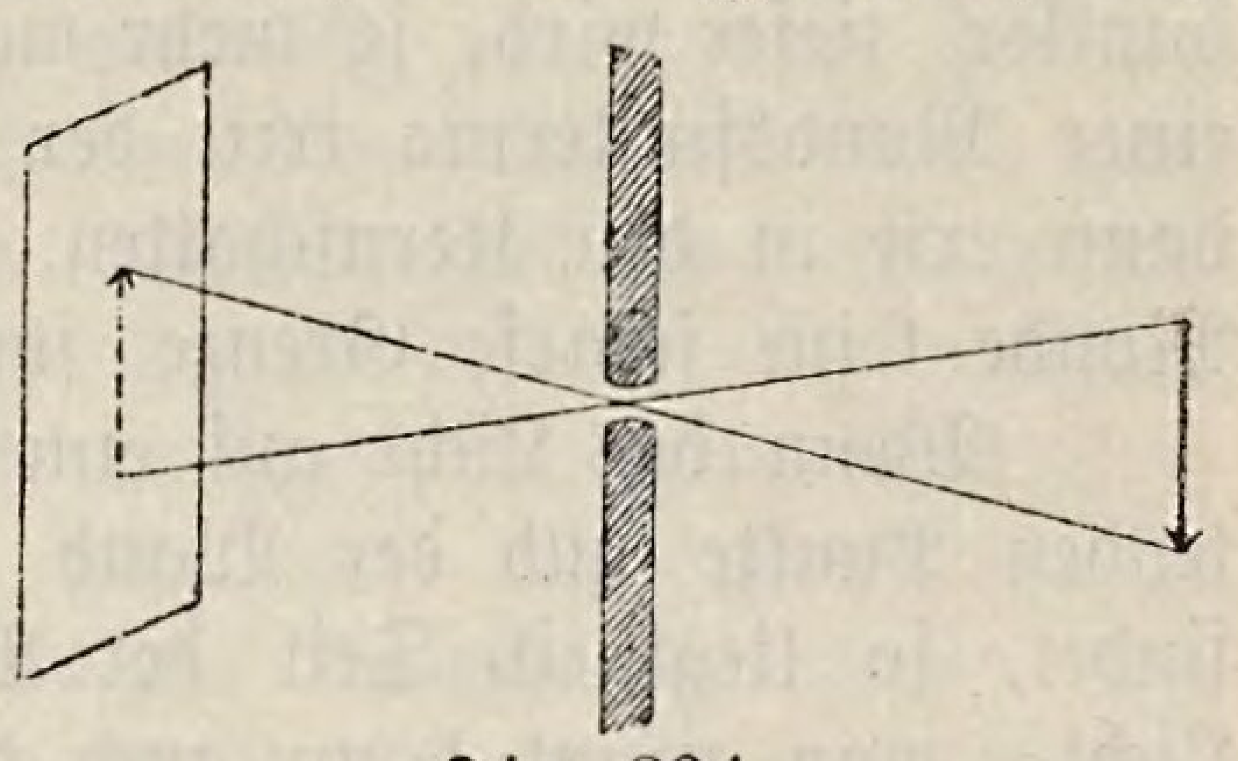


Fig. 234.

187. Schatten.

Geht Licht von einem leuchtenden Körper aus, und wird in den Gang des Lichtes ein undurchsichtiger Körper gestellt, so erhält der Raum hinter dem undurchsichtigen Körper kein Licht von dem leuchtenden Körper; diesen lichtleeren Raum nennt man den Schatten. So befinden wir uns nachts im Erdschatten, d. h. in dem Raume, in welchen das Sonnenlicht nicht kommen

kann, weil es von der undurchsichtigen Erde aufgefangen wird; bei einer Mondsfinsternis tritt der Mond in den Erdschatten, bei einer Sonnenfinsternis befinden wir uns im Mondschatten.

Ist der leuchtende Körper ein Punkt, so hat der Schatten die Form eines Kegels, der vom undurchsichtigen Körper nach rückwärts sich immer mehr erweitert (Schattenkegel). Hat aber der leuchtende Körper eine größere Ausdehnung, so gibt der undurchsichtige Körper nicht bloß einen Kernschatten, d. i. einen Raum, in welchen gar kein Licht vom leuchtenden Körper eindringt, sondern auch einen Halbschatten, d. i. einen Raum, in welchen nur ein Teil des Lichtes des leuchtenden Körpers eindringt.

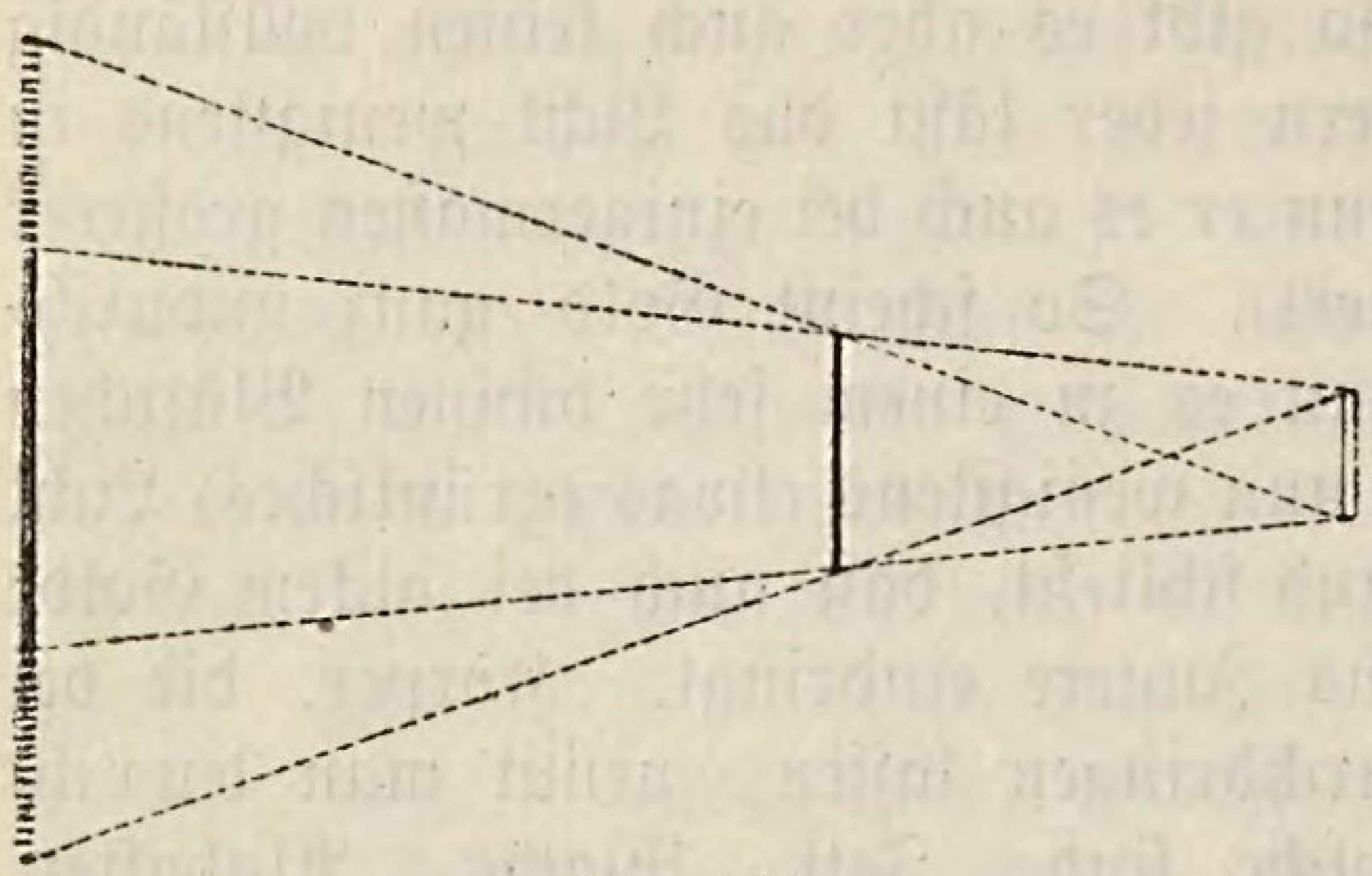


Fig. 235.

So gibt die Erde, von der Sonne beschienen, einen Kernschatten, der in eine Spitze ausläuft, also kegelförmig ist (weil ja die Erde kleiner ist als die Sonne), und einen diesen Kernschatten umgebenden Halbschatten, der außen noch am meisten Licht enthält und um so dunkler, tiefer wird, je mehr man sich dem Kernschatten nähert. Bei einer Mondsfinsternis tritt der Mond zuerst in den Halbschatten und dann erst in den Kernschatten. Der Erdschatten zeigt also auf dem Monde keine scharfe Grenze, sondern einen verwaschenen Rand.

Wenn das Licht auf eine Wand fällt, und zwischen dem leuchtenden Punkte und der Wand ein undurchsichtiger Körper sich befindet, so liegt ein Teil der Wand im Schatten und erhält kein Licht; man nennt dann auch diesen unbeleuchteten Teil der Wand den Schatten des undurchsichtigen Körpers (Schatten an der Wand).

188. Geschwindigkeit des Lichtes.

Das Licht, die wellenförmige Bewegung des Äthers, braucht, wie jede Bewegung, eine gewisse Zeit, um sich von einem Orte zu einem andern fortzupflanzen. Diese Zeit ist, so lange bloß irdische Erscheinungen berücksichtigt werden, so kurz, daß man sie für gewöhnlich vernachlässigen kann; man kann also sagen, in demselben Momente, in welchem der Blitz in der Wolke aufleuchtet, sehen wir ihn schon; oder den Blitz der Kanone sieht man im Moment des Abfeuerns, gleichgültig, wie weit man von ihr entfernt ist 2c.

Die Geschwindigkeit des Lichtes wurde zuerst gemessen durch Olaf Römer, einen dänischen Astronomen, und zwar durch Beobachtung der Verfinsterung der Jupitertrabanten (1676). Der Planet Jupiter wird nämlich von 4 Monden umkreist, vom innersten sehr rasch, in $46^1/_2$ Stunden. Da der Jupiter ein sehr

großer Planet ist, und die Ebene der Mondbahn nahezu mit der Ebene der Jupiterbahn zusammenfällt, so kommt dieser innerste Mond bei jedem Umlaufe in den Schatten des Jupiter, wird also verfinstert. Eintritt und Austritt dieser Verfinsterung können von der Erde aus leicht beobachtet werden. Die Zeit zwischen dem Beginne einer Verfinsterung und dem Beginne der nächsten ist offenbar gleich der (synodischen) Umlaufszeit des Trabanten, und sollte demnach stets dieselbe sein. Nun fand O. Römer: Wenn die Erde in Konjunktion oder Opposition mit dem Jupiter, also in E oder E_2 steht,

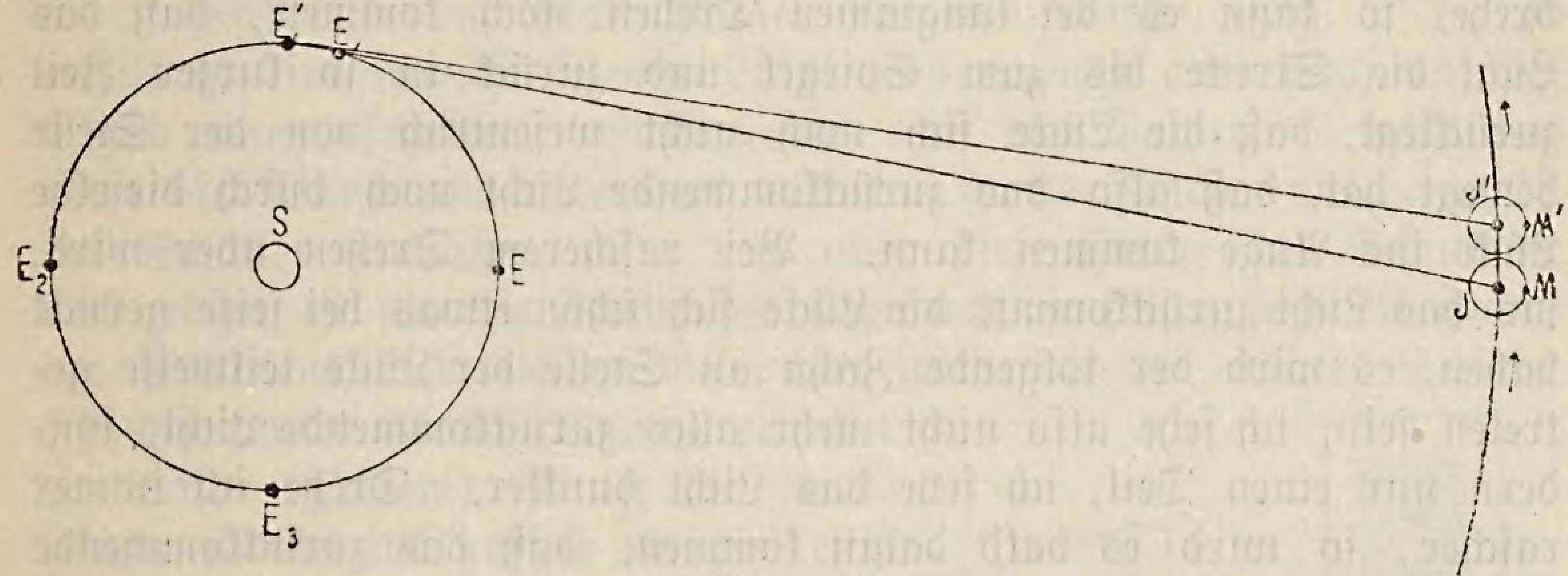


Fig. 236.

so beträgt diese Zeit $46^1/_2$ Stunden (ca.), befindet sich aber Jupiter im Quadranten, also die Erde in E_1 oder E_2, so ist diese Zeit um 14 Sekunden länger oder kürzer, je nachdem sich die Erde vom Jupiter weg oder auf ihn zu bewegt. Römer fand auch die Erklärung hiefür: Wenn nämlich die Erde sich in E oder E_2 befindet, so hat sie in den $46^1/_2$ Stunden, die zwischen den zwei Verfinsterungen verfließen, sich nahezu parallel zum Laufe des Jupiter bewegt, also ist ihre Entfernung von ihm nahezu dieselbe geblieben. Befindet sich die Erde aber in E_1 so bewegt sie sich gerade vom Jupiter weg, entfernt sich also in den $46^1/_2$ Stunden um ca. 590000 geogr. Meilen von ihm; denn eine solche Strecke legt sie in $46^1/_2$ Stunden zurück. Da nun beim Beginne der zweiten Verfinsterung das Licht die Erde nicht mehr an demselben Orte, sondern an einem um 590000 geographische Meilen weiter entfernten Orte trifft, so braucht es noch eine gewisse Zeit, um diese 590000 geographischen Meilen zurückzulegen, und um soviel erscheint der Eintritt der zweiten Verfinsterung verzögert. Diese Verzögerung beträgt 14″, also legt das Licht in 14 Sekunden 590000 geographische Meilen zurück, also in 1″ 42100 geographische Meilen. Daß in E_3, wo sich die Erde gerade auf den Jupiter zu bewegt, die Verfinsterung um 14″ verfrüht erscheint, erklärt sich ähnlich.

Wir wollen auch noch wenigstens die Methode betrachten, nach welcher der französische Physiker Fizeau die Geschwindigkeit des Lichtes messen konnte durch Verwendung von verhältnismäßig kurzen irdischen Entfernungen. Sein Apparat bestand im wesentlichen

aus einem Rade, das auf seinem Umfange eine große Anzahl (720) Zähne und ebensoviele gleichweite Lücken hatte. Dieses Rad konnte durch ein Räderwerk in eine rasche und meßbare Umdrehung versetzt werden. Man läßt nun, während das Rad noch ruhig ist, ein Bündel paralleler Lichtstrahlen durch eine Lücke gehen bis zu einem weit (8630 *m*) entfernten Spiegel; von diesem werden sie zurückgeworfen, so daß sie durch (dieselbe oder durch) eine andere Lücke gerade wieder hindurchkommen. Halte ich mein Auge hinter diese Lücke, so kann ich das zurückkommende Licht sehen. Wenn ich nun das Rad drehe, so kann es bei langsamen Drehen noch kommen, daß das Licht die Strecke bis zum Spiegel und zurück in so kurzer Zeit zurücklegt, daß die Lücke sich noch nicht wesentlich von der Stelle bewegt hat, daß also das zurückkommende Licht noch durch dieselbe Lücke ins Auge kommen kann. Bei rascherem Drehen aber wird, bis das Licht zurückkommt, die Lücke sich schon etwas bei seite gerückt haben, es wird der folgende Zahn an Stelle der Lücke teilweise getreten sein, ich sehe also nicht mehr alles zurückkommende Licht, sondern nur einen Teil, ich sehe das Licht dunkler. Drehe ich immer rascher, so wird es bald dahin kommen, daß das zurückkommende Licht die Lücke gar nicht mehr, sondern an deren Stelle den folgenden Zahn trifft, daß ich also vom zurückkommenden Lichte gar nichts mehr sehe. Messe ich die hiebei stattfindende Umdrehungsgeschwindigkeit des Rades ($12^1/_2$ Umdrehungen in der Sekunde), berechne, wie viele Zähne und Lücken in 1″ an meinem Auge vorbeigingen ($720 \cdot 2 \cdot 12^1/_2 = 18000$), welche Zeit also verfließt, bis ein Zahn die Stelle der vorhergehenden Lücke einnimmt ($^1/_{18000}$ Sek.), so kann ich sagen: In dieser Zeit durchläuft das Licht den Weg zum Spiegel und zurück ($2 \cdot 8630 = 17260$ *m*), und daraus berechne ich dann den Weg des Lichtes in 1 Sek. ($18000 \cdot 17260\,m = 310680$ Kilometer). Dreht man das Rad noch rascher, so trifft das zurückkommende Licht die nächste Lücke und wird also bei ca. 25 Umdrehungen pro 1″ wieder so hell gesehen wie zuerst. Dreht man noch rascher, so trifft es den folgenden Zahn, es wird dunkel, und bei $37^1/_2$ Umdrehungen pro 1″ ist es wieder ganz verschwunden u. s. f. So fand Fizeau eine Geschwindigkeit von 315364 *km* pro 1″.

Die Geschwindigkeit des Lichtes ist also eine enorm große, so daß irdische Entfernungen stets in ungemein kleinen Zeiten durchlaufen werden. Um aber die großen Entfernungen des Weltraumes zu durchlaufen, braucht das Licht auch eine entsprechend große Zeit. So braucht das Licht von der Sonne zur Erde 8′ 11″, und bis zum äußersten Planeten Neptun 4 St. 19 M.; wir sehen also die Vorgänge auf der Sonne um 8′ 11″ später, als sie wirklich eintreten. Ungemein weit sind die Fixsterne entfernt; doch hat man bei einigen die Entfernung messen können; so hat ein Stern im Schwan eine Entfernung von 592200 Erdweiten und das Licht

braucht 9 J. 3 M., um zu uns zu gelangen. Ein in Europa nicht sichtbarer Stern im Centauren ist 223000 Erdweiten entfernt, und das Licht braucht 3 J. 6 M.

189. Stärke des Lichtes und deren Messung. Photometer.

Während das Licht sich von einem Punkte nach allen Seiten ausbreitet, nimmt es an Stärke ab; man erkennt leicht, daß eine Lampe das in die Nähe gehaltene Buch stark, dagegen die weit entfernte Wand schwach beleuchtet.

Hält man ein Blatt Papier vor die Lampe (Fig. 237), so erhält es eine gewisse Menge Licht. Es erzeugt aber auch auf der Wand einen Schatten. Entferne ich nun das Papier, so trifft das Licht die Wand und beleuchtet nun die ganze Fläche, welche zuerst der Schatten einnahm. Da nun aber diese Fläche des Schattens, viel größer ist als die Fläche des Schirmes, so folgt, daß die Fläche des Schattens viel weniger beleuchtet wird als der nähere Schirm. Ist die zweite Fläche (Wand) parallel der ersten (Schirm), so ist die zweite Fläche so vielmal größer als die erste, als das Quadrat ihres Abstandes vom Lichte größer ist als das Quadrat des Abstandes der ersten Fläche vom Lichte. Daraus folgt, daß auf ihr das Licht eben so vielmal schwächer ist. Ist also die zweite Fläche 2, 3, 4 mal weiter entfernt als die erste, so bekommt 1 *qcm* der zweiten Fläche 4, 9, 16 mal weniger Licht als ein *qcm* der ersten Fläche. Man sagt deshalb: die Lichtstärke nimmt ab, wie das Quadrat der Entfernung zunimmt, oder die Lichtstärke ist umgekehrt proportional dem Quadrat der Entfernung.

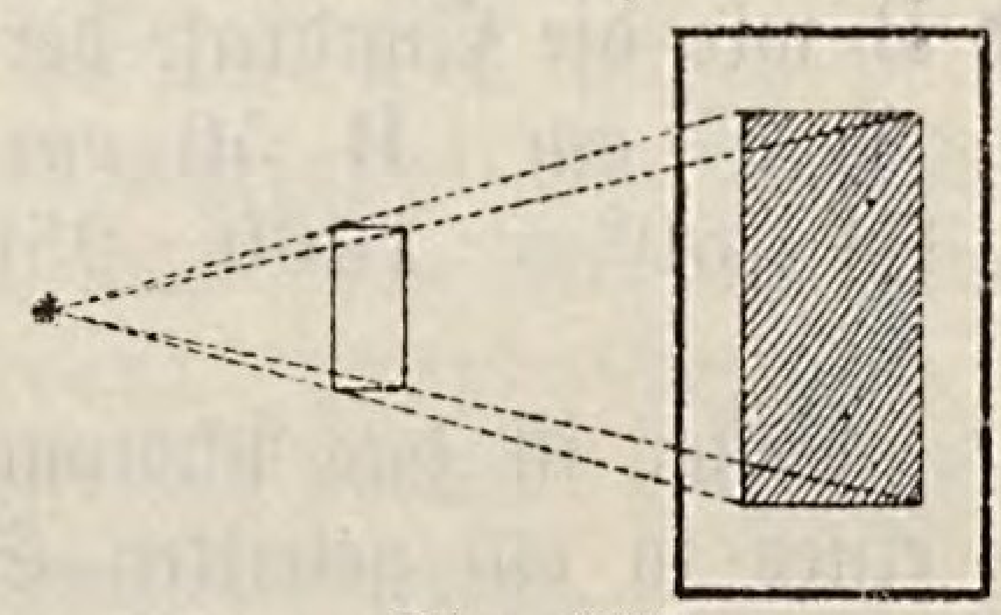


Fig. 237.

Deshalb ist das Sonnenlicht auf dem Mars 2,3 mal, auf dem Jupiter 27 mal, Saturn ca. 90 mal, Uranus ca. 400 mal und auf dem Neptun ca. 900 mal schwächer als bei uns, dagegen auf der Venus 1,9 mal, auf dem Merkur zwischen 4,6 und 10,6 mal stärker.

Daß wir ein Gaslicht in einer Entfernung von $^1/_2$ *m* ohne Schaden und in der Entfernung von 10 *km* (bei reiner Luft noch viel weiter) also bei 400000000 mal geringerer Stärke noch sehen können, zeugt von der vorzüglichen Einrichtung unseres Auges.

Soll eine Fläche von zwei verschiedenen Flammen, die sich in verschiedenen Entfernungen befinden, gleich stark erleuchtet werden, so ergibt sich leicht, daß die Lichtstärken sich verhalten müssen wie die Quadrate ihrer Entfernungen von der beleuchteten Fläche; die 2 mal weiter entfernte Flamme muß 4 mal stärker sein.

Photometrie ist die Vergleichung und Messung der Lichtstärke zweier Lichtquellen.

Will man die Stärke zweier irdischen Lichtquellen vergleichen,

so bedient man sich des Photometers von Rumford (Fig. 238), das sehr einfach eingerichtet ist. Vor einem weißen (Papier-) Schirm befindet sich ein Holzstab, und vor diesen werden die zwei Flammen so gestellt, daß die Schatten, die sie von dem Stabe auf dem Schirme entwerfen, ziemlich nahe beisammen stehen. Man verrückt (durch Annähern und Entfernen) die eine Flamme so lange, bis beide Schatten gleich dunkel erscheinen. Es wird dann der Schatten, den A entwirft, von B beleuchtet, und ebenso wird der Schatten des B von A beleuchtet. Erscheinen beide Schatten gleich hell, so sind die Beleuchtungen von A und B gleich stark, also verhalten sich die Lichtstärken der Quellen A und B wie die Quadrate der Abstände beider Flammen vom Schirme. Ist A 37 *cm*, B 50 *cm* vom Schirme entfernt, so ist A : B $= 37^2 : 50^2 = 1369 : 2500$; also B ist nicht ganz zweimal heller als A.

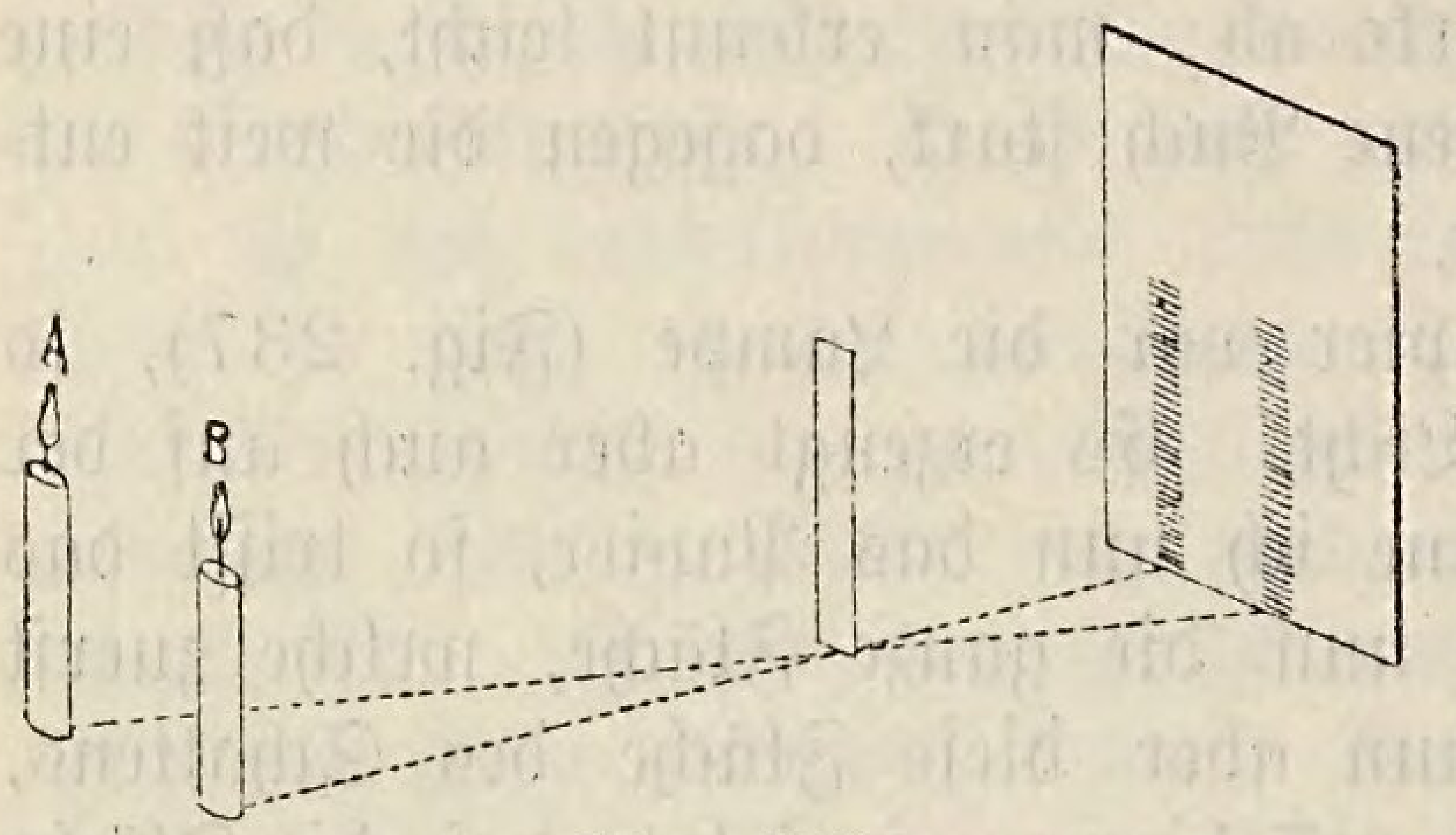


Fig. 238.

Besser ist das Photometer von Bunsen. An den beiden Enden eines in *cm* geteilten Stabes sind die zwei Lichtquellen aufgestellt, und auf dem Stabe ist ein verschiebbarer Schirm aus Papier angebracht, der in der Mitte einen Ölfleck oder Stearinfleck hat. An diesem Stearinfleck ist der Schirm durchscheinend. Betrachte ich daher den Schirm auf der Seite, die von A beschienen wird, und ist der Schirm dem A sehr nahe, so geht von dem Lichte des A sehr viel durch den Stearinfleck, und von dem (weit entfernten) Lichte B kommt nur wenig Licht durch den Stearinfleck: der Fleck erscheint demnach dunkel auf dem hellen Schirme. Verschiebe ich aber den Schirm sehr nahe an B, so trifft auf dieselbe betrachtete Fläche nur wenig Licht von A, aber von B dringt viel Licht durch den Stearinfleck; derselbe erscheint demnach als heller Fleck auf dunklem Grunde. Schiebe ich also den Schirm von A und B, so komme ich an eine Stelle, an welcher der Fleck verschwunden zu sein scheint, unsichtbar ist, weil er gerade so hell erscheint als der Schirm. Dies ist dann der Fall, wenn von dem Lichte des A ebenso viel durch den Fleck geht, also für mein Auge verloren geht, als von B durch den Fleck in mein Auge kommt. An dieser Stelle wird also der Fleck von A und B gleich stark beleuchtet. Mißt man die Entfernungen des A und B vom Schirme, etwa 49 und 71 *cm*, so verhalten sich die Lichtstärken wie die Quadrate dieser Abstände, also A : B $= 49^2 : 71^2 = 2401 : 5041$, also B ist etwas mehr als doppelt so hell als A.

So würde das Verfahren aber ungenau sein, weil der Stea-

rinfleck an verschiedenen Stellen verschwindet, je nachdem man ihn von der einen oder von der anderen Seite her betrachtet. Man bringt deshalb jenseits des Schirmes ein beliebiges, aber konstantes Licht A an, und bringt vor dem Schirme zuerst das Licht B und dann das Licht B′ an, und nähert sie dem Schirme so weit, bis der Fleck verschwindet, so verhalten sich die Lichtstärken von B und B′ wie die Quadrate ihrer Abstände vom Schirme.

Zur Messung von Lichtstärken hat man sich Lichtstärkeeinheiten gemacht; solche sind die Normalkerzen, der Carcelbrenner und andere. Man vergleicht die Lichtstärke verschiedener Flammen, etwa der Gasflammen an verschiedenen Tagen, mit dem Lichte der Normalkerze und findet so ein Maß für die Lichtstärke derselben. Jedoch sind die Lichtstärkeeinheiten noch sehr unzuverlässig.

190. Reflexion des Lichtes.

Stets wenn das Licht auf die Grenzfläche zweier Stoffe (Medien) trifft, teilt es sich in zwei Teile; der eine Teil dringt in das zweite Medium ein (und wird entweder durchgelassen oder verschluckt, wovon später), der andere Teil kehrt in das erste Medium zurück, wird zurückgeworfen oder reflektiert. Wenn also Licht auf eine Metallfläche (Grenzfläche zwischen Luft und Metall) oder Wasser- oder Glasfläche u. s. w. fällt, wird es zurückgeworfen.

Ist diese Grenzfläche rauh, voll kleiner, unregelmäßiger Unebenheiten, wie bei Holz, Stein, Erde, Papier, rauhem Metalle, mattgeschliffenem Glase, einer Wolke u. s. w., so wird das auffallende Licht nach allen Seiten hin zurückgeworfen, gleichgültig, wie es einfällt. Man nennt dies eine zerstreute Zurückwerfung oder diffuse Reflexion. Sie bewirkt, daß wir solche Gegenstände überhaupt sehen; denn die von einer oder mehreren Seiten auf solche Gegenstände fallenden Lichtstrahlen werden nach allen Seiten hin zurückgeworfen und kommen so in unser Auge, wo es sich auch befinden mag, so daß wir von überall her den Gegenstand, d. h. das von ihm zurückgeworfene Licht sehen. Wir nennen dabei einen Gegenstand hell, wenn er verhältnismäßig viele Lichtstrahlen zurückwirft (weißes Papier, Kreide, helle Kleider, hellgrüne, junge Blätter, lichte Blumen u. s. w.), dagegen dunkel, wenn er sehr wenig Licht zurückwirft (braune Stoffe, Erde u. s. w.) und schwarz, wenn derselbe fast gar kein Licht zurückwirft. Einen absolut schwarzen Körper, der gar kein Licht zurückwirft, gibt es nicht; ein solcher müßte auch bei der stärksten Beleuchtung ganz unsichtbar sein, da er gar kein Licht in unser Auge zurückwirft; sehr schwarze Körper sind Tusch und Lampenruß.

191. Definition des optischen Bildes.

Das Auge sieht einen Punkt, wenn von den Lichtstrahlen, die von dem Punkte ausgehen, ein (kegelförmiges) Bündel ins Auge fällt.

Wenn nun sämtliche Strahlen eines solchen Bündels durch irgend welche Ursachen auf ihrem Wege von ihrer Bahn abgelenkt werden, so daß sie nachher wieder in einem Punkte A′ oder A‴ (Fig. 239) zusammentreffen, so nennt man diesen Punkt A′ oder A‴ ein optisches Bild des Punktes A. Die Lichtstrahlen setzen, nachdem sie in diesem Punkte zusammengekommen sind, ihren grad-

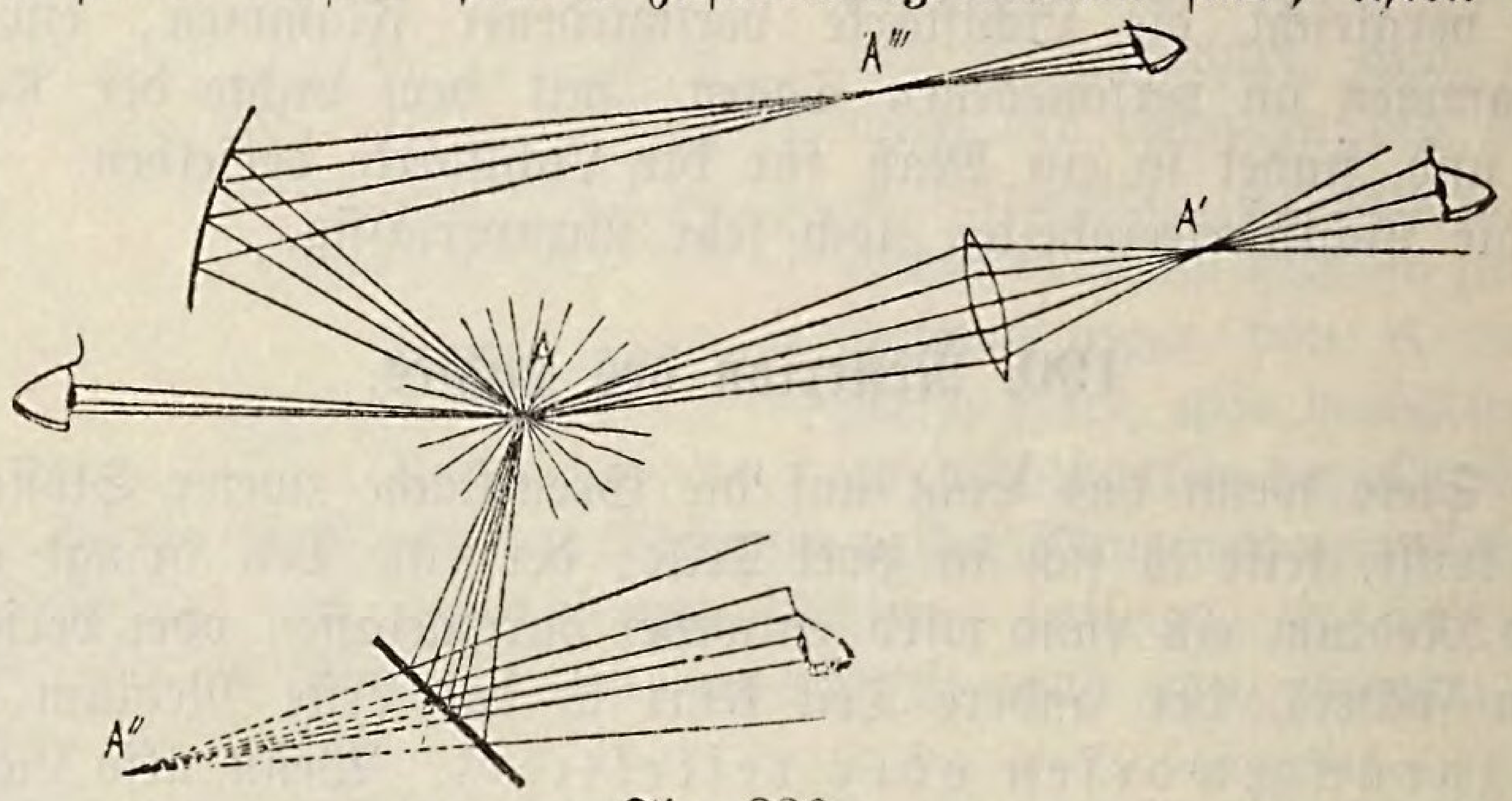


Fig. 239.

linigen Weg fort und bilden wieder ein (kegelförmiges) Strahlenbündel; stellt sich nun das Auge in den Gang dieser Lichtstrahlen, so wird es von diesem Strahlenbündel getroffen und hat also denselben Eindruck, wie wenn es von dem von einem leuchtenden Punkte ausgehenden Strahlenbündel getroffen würde; das Auge glaubt also, in A′ den leuchtenden Punkt zu sehen. Deshalb nennt man A′ das Bild von A, und zwar ein reelles Bild, ebenso A‴.

Werden jedoch sämtliche Strahlen eines solchen Bündels durch irgend welche Ursache von ihrer Bahn so abgelenkt, daß sie nicht wirklich in einem Punkte sich schneiden, aber doch so laufen, als wenn sie alle von einem Punkte A″ herkämen, so nennt man auch diesen Punkt A″ ein Bild von A, aber ein virtuelles Bild. Wird nämlich ein Auge in den Gang dieser Lichtstrahlen gebracht, so hat es den Eindruck, als wenn die Strahlen wirklich von A″ herkämen, es glaubt, in A″ den leuchtenden Punkt A zu sehen; deshalb nennt man A″ auch ein Bild von A, und zwar, da die Lichtstrahlen nicht wirklich von A″ herkommen, ein virtuelles Bild.

Werden aber die Strahlen eines solchen Bündels so abgelenkt, daß sie nach der Ablenkung keinen solchen Vereinigungsort (weder einen reellen noch virtuellen) haben, so hat das Auge, das man in den Gang dieser Lichtstrahlen bringt, wohl noch den Eindruck von Licht, Helligkeit, Farbe, aber nicht mehr den Eindruck, als sehe es den Punkt A. Es entsteht kein optisches Bild.

192. Reflexionsgesetze.

Ist die Grenzfläche zweier Medien glatt, so erfolgt die Reflexion nach bestimmten Gesetzen, den Reflexionsgesetzen (regelmäßige Reflexion):

1) Jeder Lichtstrahl wird nur nach einer Richtung reflektiert,

2) der einfallende Strahl, der reflektierte und das Einfallslot liegen in einer Ebene, Reflexionsebene. Einfallslot ist eine senkrechte Linie, die man auf der reflektierenden Ebene errichtet und zwar in dem Punkte, in welchem sie der einfallende Strahl trifft. Die Reflexionsebene steht demnach senkrecht auf der reflektierenden Ebene.

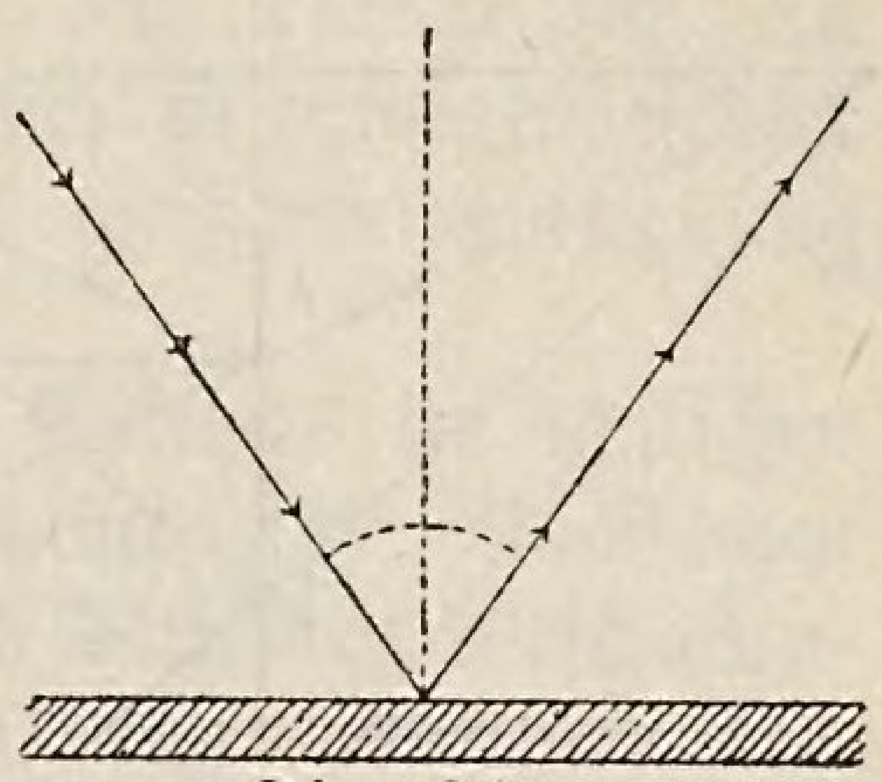


Fig. 240.

3) Der Einfallswinkel ist gleich dem Reflexionswinkel, d. h. der Winkel, welchen der einfallende Strahl mit dem Einfallslot bildet, ist gleich dem Winkel, welchen der reflektierte Stahl mit dem Einfallslot bildet.

Man beweist diese Sätze leicht durch Versuche mit dem Reflexionsapparate: Auf einem Brettchen ist ein im Halbkreise gebogenes Blech befestigt, in Grade geteilt und in der Mitte des Halbkreises mit einem feinen Spalte versehen. Im Mittelpunkte des Kreises (Fig. 241) ist ein kleiner Spiegel drehbar aufgestellt und mit einem Zeiger verbunden, welcher auf ihm senkrecht steht, also die Spiegelnormale oder das Einfallslot darstellt, und mit seinem Ende längs des Halbkreises sich bewegt. Läßt man nun durch den Spalt einen Lichtstrahl auf den Spiegel fallen, dreht diesen etwas, so daß der Zeiger etwa auf 32° zeigt, also der Einfallswinkel 32° beträgt, so wird das Licht reflektiert und trifft den Halbkreis bei 64°; man sieht daraus, daß auch der reflektierte Strahl vom Einfallslote (Zeiger) um 32° absteht. Man macht den Versuch mit verschiedenen Einfallswinkeln, und findet das Gesetz bestätigt, daß Einfallswinkel = Reflexionswinkel.

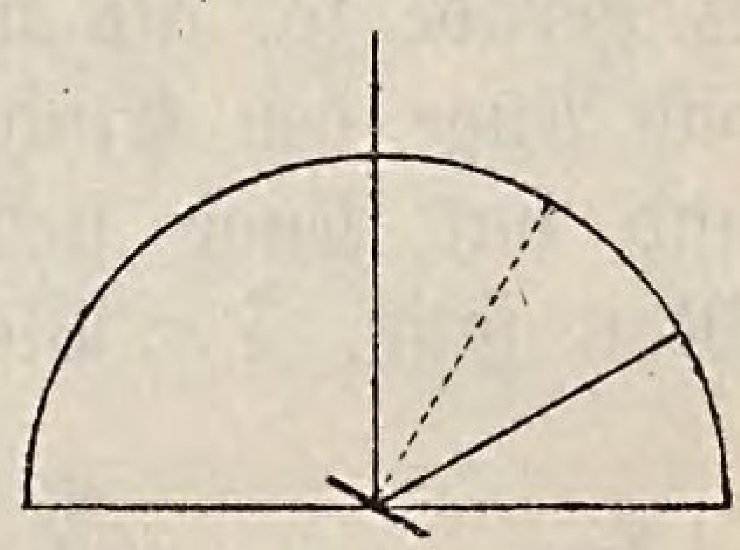


Fig. 241.

193. Planspiegel.

Eine glatte Grenzfläche zweier Medien nennt man Spiegel, und zwar Planspiegel, wenn die Fläche eben ist.

Wenn ein Bündel paralleler Lichtstrahlen auf einen Planspiegel fällt, so sind auch die reflektierten Strahlen unter sich parallel.

Wenn Lichtstrahlen von einem leuchtenden Punkte ausgehen, also divergent den Spiegel treffen, so divergieren auch die reflektierten Strahlen und zwar so, als ob sie von einem Punkte herkämen, der hinter

dem Spiegel liegt eben so weit wie der leuchtende Punkt vor demselben, und zwar in der Verlängerung der vom leuchtenden Punkte auf den Spiegel gezogenen Senkrechten (Spiegelnormale).

Dieser physikalische Satz läßt sich mittels des Reflexionsgesetzes mathematisch ableiten.

Es sei (Fig. 242) SS' der ebene Schnitt des Spiegels und L der leuchtende Punkt; ich mache LS ⊥ SS', verlängerte LS, so daß L'S = LS, und beweise, daß jeder reflektierte Strahl durch L' geht. Sei LA ein beliebiger Strahl, so ziehe ich L'A und verlängere ihn nach AA', so ist

△ LAS ≅ △ L'AS;
[denn SL = SL', SA = SA,
∢ LSA = ∢ L'SA = R];
also ∢ LAS = ∢ L'AS;
aber ∢ L'AS = ∢ S'AA',
demnach ∢ LAS = ∢ S'AA'

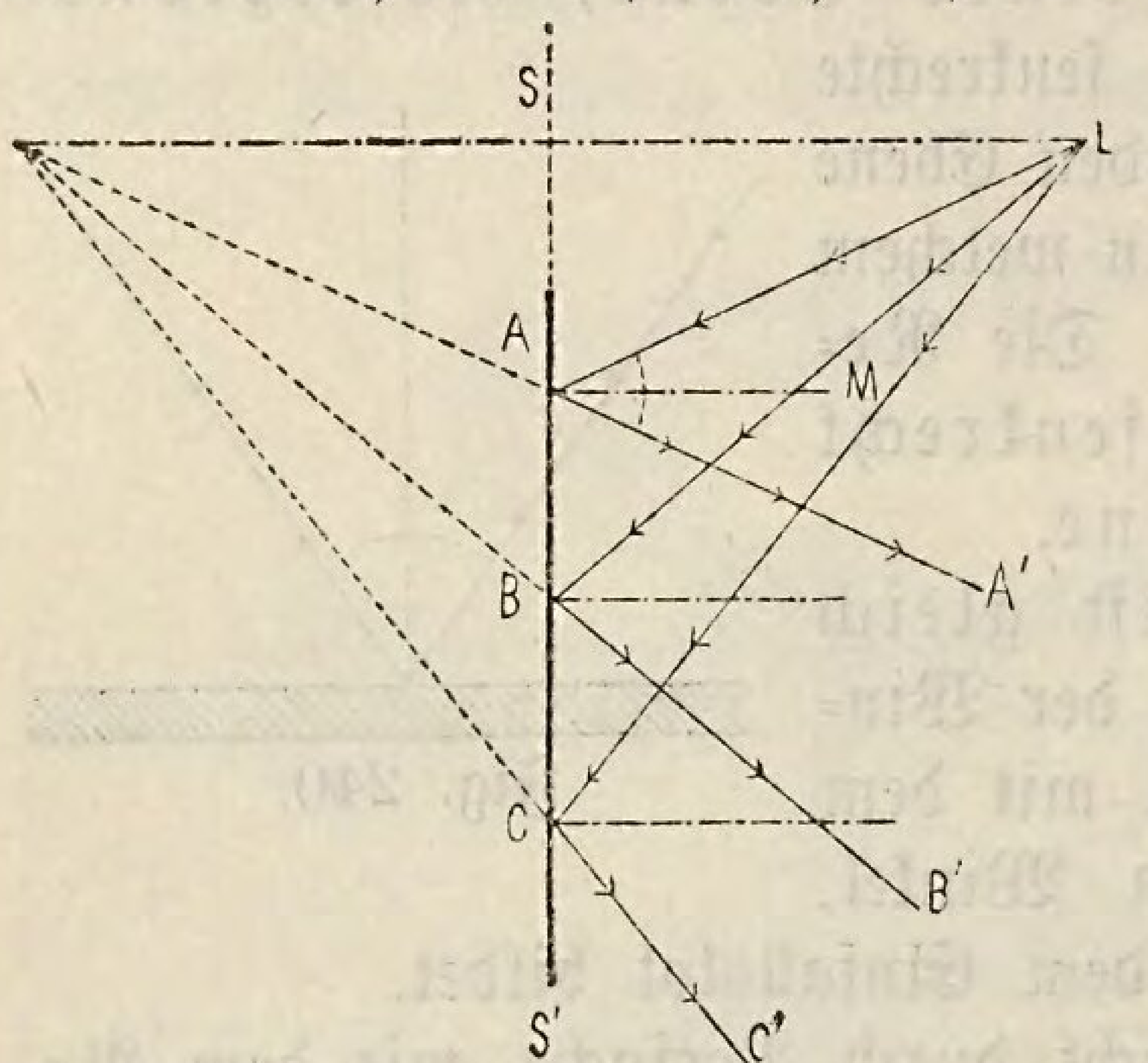


Fig. 242.

also auch, wenn MA ⊥ SS' (Einfallslot, LAM = A'AM; AA' ist also, da Einfallsw. = Reflexionsw., der reflektierte Strahl von LA. Was von LA bewiesen wurde, kann ebenso von jedem beliebigen anderen Strahle LB, LC ꝛc. bewiesen werden; also gehen die reflektierten Strahlen wirklich so, als wenn sie von L' herkämen. Bringe ich mein Auge in den Gang der reflektierten Strahlen, so ist es gerade so, als wenn die Strahlen von L' herkämen; deshalb hat das Auge den Eindruck, als wenn in L' der leuchtende Punkt wäre, und das Auge sieht ein Bild des leuchtenden Punktes L in L'. Man sagt: Der Planspiegel entwirft von dem leuchtendem Punkte L ein virtuelles Bild in L', das also in der Verlängerung der Spiegelnormale eben so weit hinter dem Spiegel liegt als der leuchtende Punkt vor dem Spiegel. Das angegebene Gesetz gilt nicht bloß von Strahlen, welche in der Ebene LSS' liegen. Läßt man, wie in Figur 243 angedeutet, von L Strahlen ausgehen, die nicht in einer Ebene liegen, so werden sie auch so reflektiert, als wenn sie vom Punkte L' herkämen, dessen Lage dem angegebenen Gesetze entspricht. Beweis leicht. Damit der Spiegel das Bild entwirft, ist

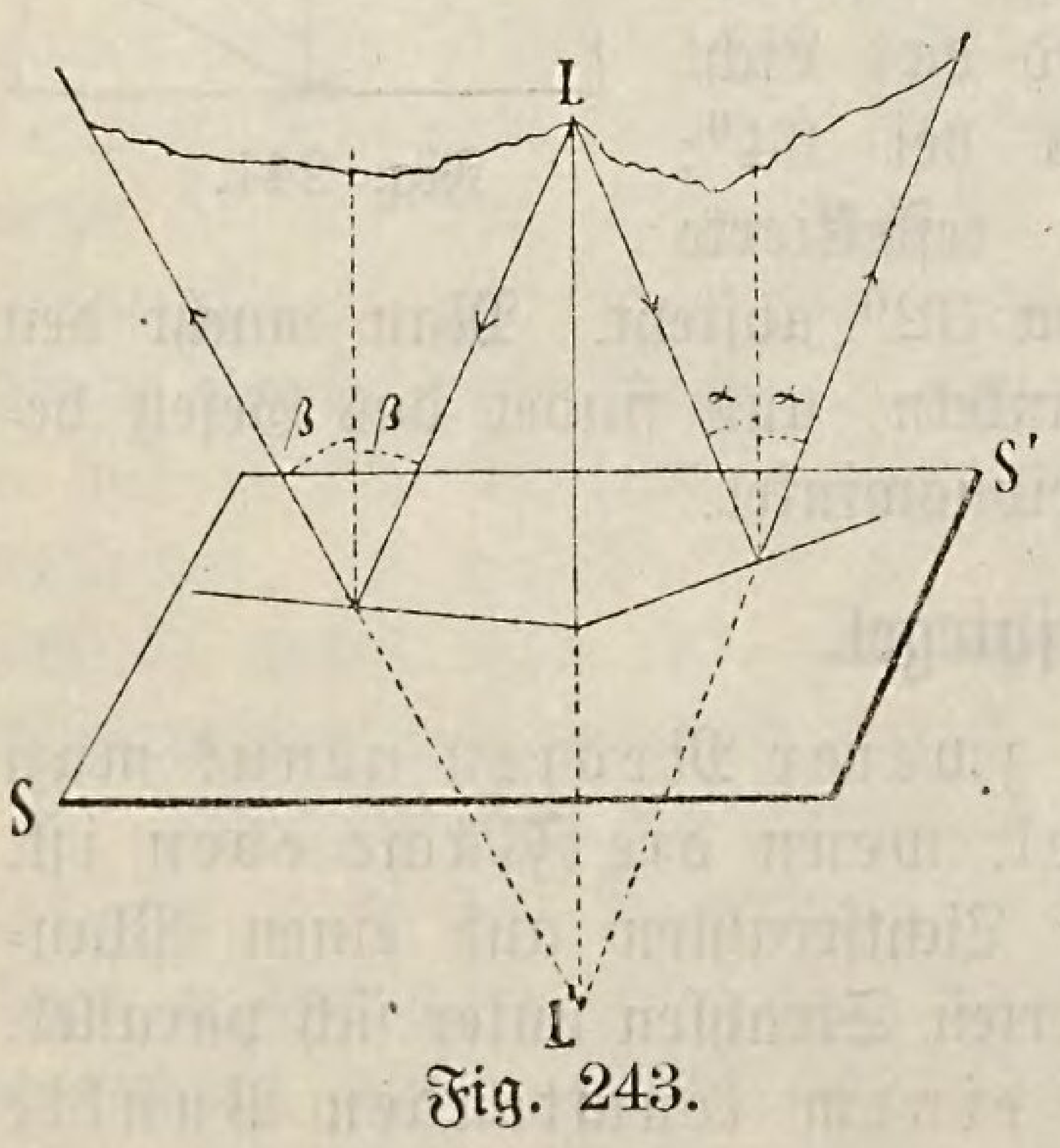


Fig. 243.

nicht notwendig, daß die vom leuchtenden Punkte auf die Spiegelebene gefällte Senkrechte den Spiegel selbst trifft, sie darf auch die Verlängerung des Spiegels treffen; soll aber das Auge das Bild sehen, so muß es in den Gang der reflektierten Lichtstrahlen gebracht werden.

Mittels des angegebenen Gesetzes ist es nicht schwer, von einem gegebenen Gegenstande das Spiegelbild zu konstruieren; man zieht von einer genügenden Anzahl von Punkten die Spiegelnormalen und macht deren Länge hinter dem Spiegel gleich ihrer Länge vor dem Spiegel. Leicht ist hieraus zu ersehen, daß, wenn sich ein Punkt auf den Spiegel zu bewegt, das Bild sich in entgegengesetzter Richtung zu bewegen scheint, indem es aus größerer Entfernung hinter dem Spiegel näher an denselben rückt.

Bekannt ist die Anwendung des ebenen Spiegels im täglichen Leben. Soll ein solcher Spiegel gut sein, so müssen die Glasflächen vollständig eben, und das Glas von durchaus derselben Beschaffenheit sein; um zu untersuchen, ob dies der Fall ist, betrachtet man das Bild einer geraden Linie, z. B. einer Fensterkante im Spiegel und zwar aus etwa fünf Schritt Entfernung, so muß die Fensterkante als gerade, wellenlose, nicht verzerrte Linie wieder erscheinen, wie man auch das Auge bewegen mag. Das Glas sollte eigentlich möglichst dünn sein, denn es spiegelt nicht bloß die hintere, mit Metall belegte Fläche, sondern auch die vordere, allerdings schwächer. Es entstehen also stets zwei Bilder von einem Gegenstande; beide liegen nicht an derselben Stelle, sondern sind um die doppelte Spiegeldicke von einander entfernt, decken sich also nicht vollständig, besonders wenn man etwas schräg auf den Spiegel schaut, und verwischen also einander; deshalb erscheinen die Bilder nicht scharf. Bei Metallspiegeln, die nur an ihrer vorderen Fläche spiegeln, fällt dieser Mißstand weg; sie geben scharf begrenzte Bilder und werden deshalb für manche Zwecke vorgezogen. Das Spiegelglas soll farblos sein; hält man ein Stück weißer Leinwand vor den Spiegel und vergleicht dieses mit seinem Spiegelbilde, so erkennt man an der Farbe des letzteren (grünlich oder rötlich) die Farbe des Spiegelglases.

194. Winkelspiegel.

Sind zwei Planspiegel unter einem Winkel gegen einander geneigt, so nennt man sie einen W i n k e l s p i e g e l. Befindet sich ein leuchtender Punkt zwischen beiden, so entsteht von ihm eine R e i h e v o n B i l d e r n. Es sei A der leuchtende Punkt (Fig. 244), so entwirft Spiegel I das Bild A′; da dies Bild vor Spiegel II liegt, also seine Strahlen den Spiegel II treffen, so entwirft dieser das Bild A″; dies Bild liegt vor I, also entwirft I das Bild A‴; dies liegt vor II, also entwirft II das Bild A⁗; A⁗ liegt hinter I, also spiegelt es sich nicht mehr. Nun spiegelt sich A auch in II;

II entwirft also das Bild B; von ihm entwirft I das Bild B'; von ihm entwirft II das Bild B''; von ihm I das Bild B''', das bei der in der Figur angenommenen Anordnung (∢ v. 45°) mit A'''' zusammenfällt.

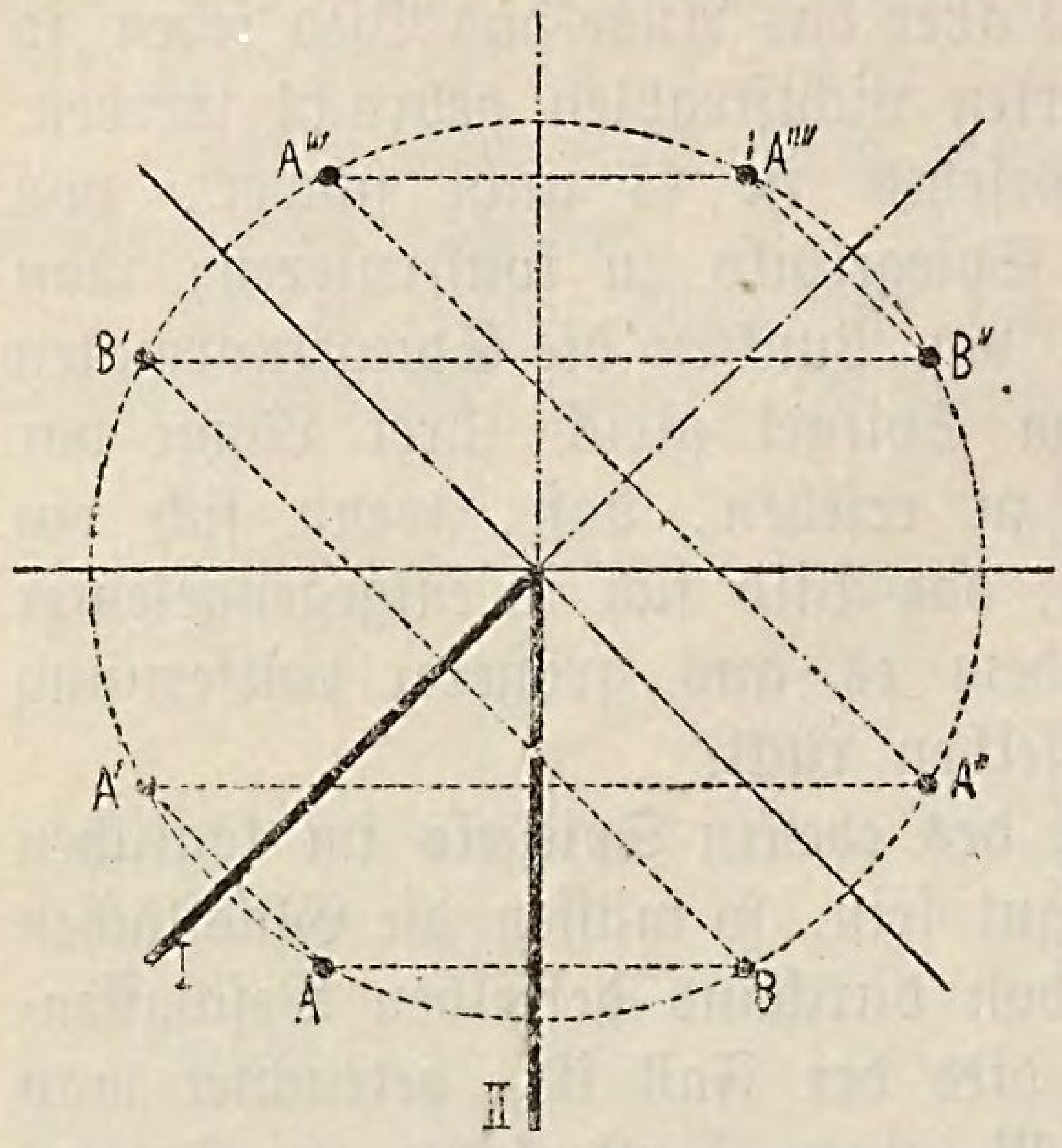


Fig. 244.

Leicht ist zu beweisen, daß die Bilder in einem *Kreise* liegen, dessen Ebene senkrecht zur Schnittlinie der Spiegel ist; leicht ist zu sehen, daß ihre Anzahl, den Gegenstand mitgerechnet, = 8 ist, und allgemein $= \frac{360}{a}$, wenn die Neigung der beiden Spiegel a° ist. Die Anzahl der Bilder wächst also, wenn der Winkel kleiner wird. Ist der Winkel klein, wie etwa wenn zwei Spiegel an zwei gegenüberliegenden parallelen Wänden aufgehängt und nur ein wenig geneigt sind, so ist die Zahl der Bilder sehr groß. Die Bilder liegen in immer größeren Entfernungen auf der Peripherie eines Kreises von sehr großem Radius, und werden immer lichtschwächer und kleiner. Eine Anwendung ist das bekannte Spielzeug *Kaleidoskop*, bestehend aus drei unter je 60° gegen einander geneigten Spiegeln, die in eine Röhre gefaßt sind; vor derselben zwischen zwei Gläsern liegen kleine Stückchen farbigen Glases, welche durch Drehen und Schütteln immer in andere Lage gebracht werden können. Durch die Spiegel setzen sich aus diesen Glasstückchen und deren Spiegelbildern 6seitige Sternfiguren zusammen, die durch ihre Regelmäßigkeit gefallen und durch ihre Wandelbarkeit ergötzen.

Das *Debuskop* ist ein Winkelspiegel aus zwei Silberspiegeln zusammengestellt; sein Winkel kann beliebig verändert werden; stellt man ihn auf eine Zeichnung, so sieht man dieselbe zu einem regelmäßigen Stern vervielfältigt, und kann sich so aus unregelmäßigen Strichen Motive zu gefälligen Sternmustern suchen.

195. Sphärische Spiegel.

Unter einem *sphärischen Spiegel* versteht man einen Spiegel, der so gekrümmt ist, wie die *Oberfläche einer Kugel*; ist dabei die *innere, hohle* Seite der Fläche spiegelnd, so heißt er ein *Hohlspiegel* oder *concaver sphärischer Spiegel*; ist die *äußere* Seite spiegelnd, so heißt er ein *convexer Spiegel*

Brennpunkt des Hohlspiegels.

Die *Hohlspiegel* sind gewöhnlich rund, und man nennt

dann die Linie, welche den Krümmungsmittelpunkt mit der Mitte des runden Spiegels verbindet, also OM, die Hauptachse; jede andere durch O gehende Linie heißt eine Nebenachse des Spiegels.

Wir lassen ein Bündel paralleler Lichtstrahlen der Hauptachse MO parallel auf den Spiegel fallen (Fig. 245) und untersuchen den Gang der reflektierten Strahlen. Es sei LJ ein solcher Strahl, so kann ich das in J liegende Flächenstückchen des Spiegels als eben betrachten, das Einfallslot ist dann der Krümmungsradius JO, da er senkrecht auf der Fläche steht. Ich mache nun den Reflexionswinkel gleich dem Einfallswinkel, und nenne den Schnittpunkt des reflektierten Strahles mit der Achse F. Nun ist

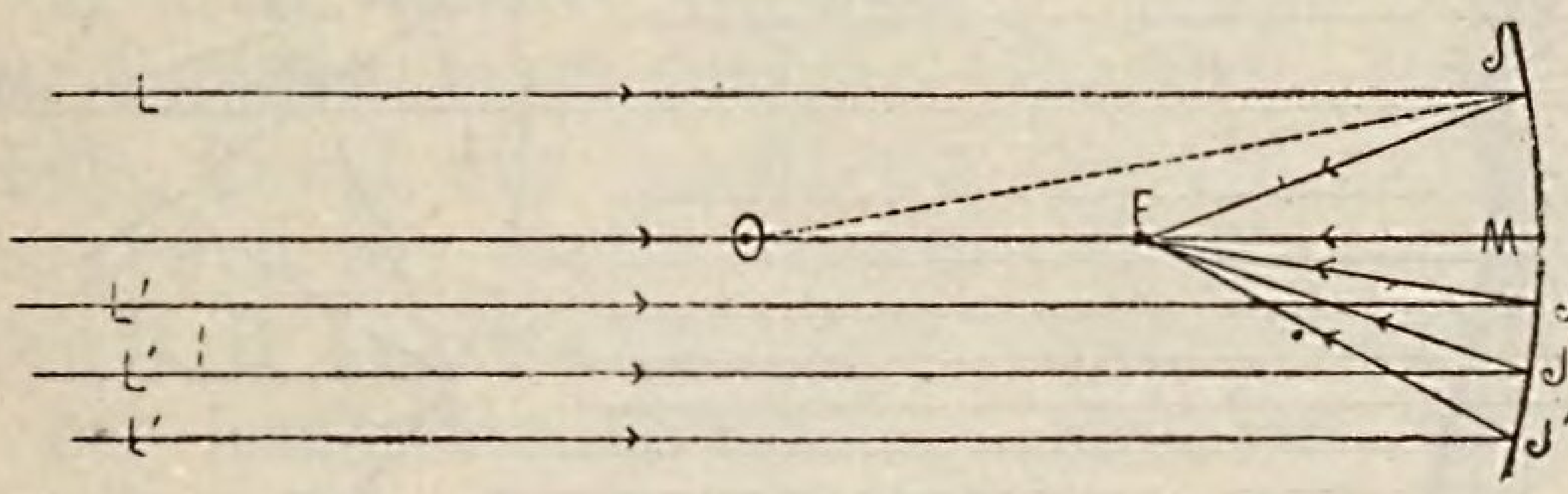


Fig. 245.

LJO = OJF (Reflexionsges.), LJO = JOF (Wechselwinkel), also OJF = JOF, somit △FJO gleichschenklig, oder JF = FO. Wir nehmen nun an, J liege so nahe an M, daß man, ohne einen nennenswerten Fehler zu begehen, JF = FM setzen kann, so ist auch FM = FO, d. h. der Punkt, in welchem der reflektierte Strahl die Achse schneidet, liegt in der Mitte des Radius. Nehme ich nun noch beliebige andere parallele Strahlen L'J', so gilt für jeden dieselbe Ableitung und dasselbe Resultat. Es gilt dies nicht bloß von den Strahlen, welche in dem in der Figur gezeichneten Schnitte liegen, sondern von allen Strahlen, da alle durch die Achse gehenden Schnitte dieselbe Figur liefern. Also alle parallel der Hauptachse auffallenden Strahlen gehen nach der Reflexion durch denselben Punkt F, zwar nicht ganz genau, aber um so genauer, je näher sie an der Mitte M auffallen (solche Strahlen JL nennt man Zentralstrahlen).

Läßt man Sonnenlicht auf den Hohlspiegel fallen, so wird alles auf den Hohlspiegel fallende Licht in einen kleinen Fleck vereinigt, ebenso aber auch alle Wärmestrahlen; es ist deshalb in diesem Punkte (Flecke) sehr viel Wärme vereinigt, so daß, wenn man einen leicht entzündlichen Körper, wie Papier, dorthin hält, derselbe entzündet wird. Man nennt deshalb diesen Punkt F den Brennpunkt oder Fokus, seinen Abstand vom Spiegel, also FM, die Brennweite oder Fokaldistanz, f, und den Hohlspiegel auch Brennspiegel.

Ist die Öffnung eines Hohlspiegels einigermaßen groß im Verhältnis zum Radius, so weichen die reflektierten Strahlen beträchtlich von dem eben beschriebenen Gange ab, gehen also nicht

mehr alle durch den Brennpunkt, sondern berühren, wie man durch geometrische Konstruktion der reflektierten Strahlen findet, eine krumme Linie, welche im Brennpunkte eine Spitze hat. Die Punkte dieser Linie haben auch die Eigenschaft, daß sich in ihnen sehr viele benachbarte reflektierte Strahlen (nahezu) schneiden, deshalb wird diese Linie eine Brennlinie oder katakaustische Linie genannt.

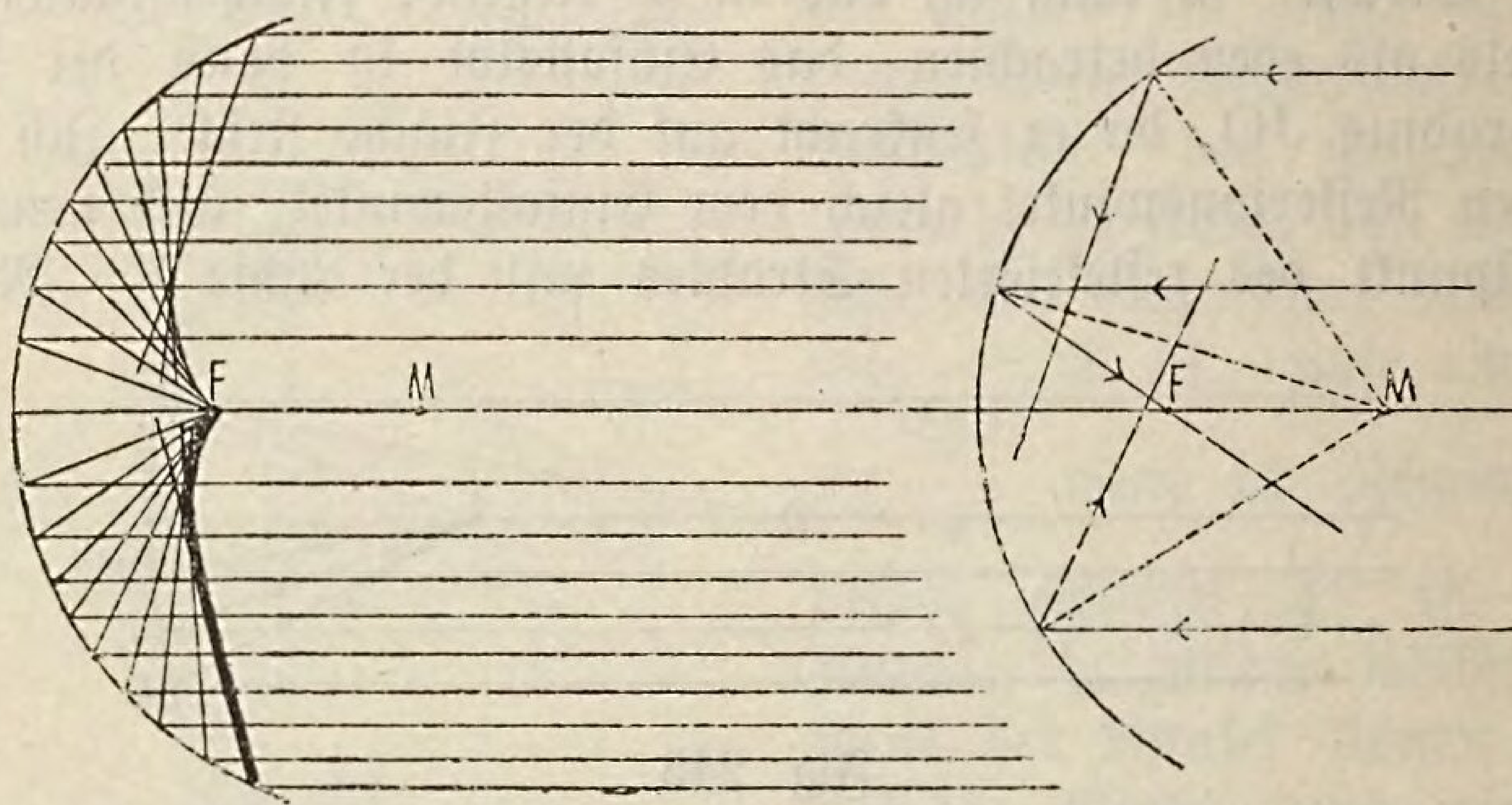


Fig. 246.

Betrachtet man nicht nur den in der Figur gezeichneten Achsenschnitt, sondern alle Achsenschnitte, so ergibt sich für jeden Schnitt eine Brennlinie; sie erfüllen eine Brennfläche, die katakaustische Fläche.

196. Bildgleichung des Hohlspiegels.

Wir lassen das Licht ausgehen von einem auf der Hauptachse im Endlichen liegenden Punkte L und untersuchen den Gang der reflektierten Strahlen (Fig. 247). Es sei LJ der einfallende Strahl,

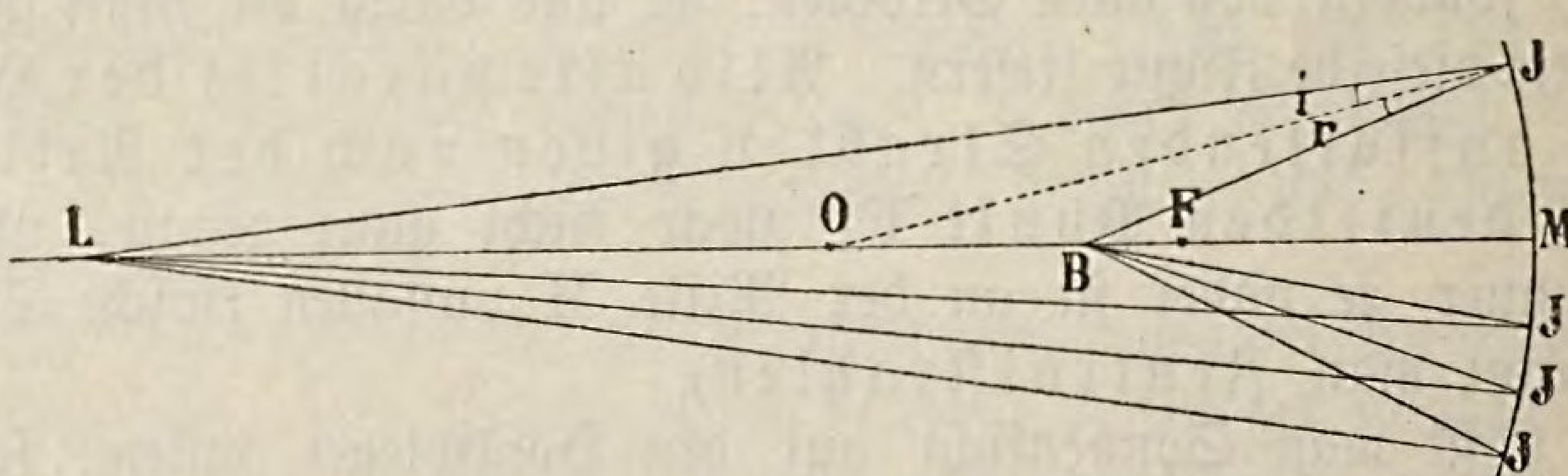


Fig. 247.

so ist wieder OJ das Einfallslot; ich ziehe nach dem Reflexionsgesetze den reflektierten Strahl JB so, daß LJO = OJB, und bezeichne den Schnittpunkt des reflektierten Strahles mit der Achse mit B. Es ist dann in △ BJL der Winkel an der Spitze halbiert, daher nach einem bekannten geometrischen Lehrsatze:

$$LJ : JB = LO : OB.$$

Betrachten wir nun auch wieder nur Zentralstrahlen, d. h. solche, die so nahe an M auffallen, daß ohne nennenswerten Fehler gesetzt werden kann: LJ = LM und BJ = BM, so ist

$$LM : BM = LO : OB.$$

Bezeichne ich den Abstand des leuchtenden Punktes vom Spiegel, also LM, mit a, den Abstand des Punktes B vom Spiegel mit b und setze r = 2 f, so wird aus obiger Proportion:

$a : b = (a - 2f) : (2f - b)$; hieraus:

$2af - ab = ab - 2bf$,

$2af + 2bf = 2ab$, und durch Division mit 2abf wird

$\frac{1}{a} + \frac{1}{b} = \frac{1}{f}$. Aus dieser Gleichung kann b berechnet werden. Betrachte ich noch beliebige andere Zentralstrahlen LJ', so kann für jeden dieselbe Ableitung gemacht werden, und es ergibt sich also für jeden dieselbe Gleichung. Daraus folgt, daß alle reflektierten Strahlen durch denselben Punkt B gehen. Man hat also den Satz: Liegt der leuchtende Punkt auf der Hauptachse, so gehen die reflektierten Strahlen alle durch einen Punkt B der Hauptachse. Dieser Punkt B ist deshalb ein Bild des leuchtenden Punktes L, und sein Abstand b vom Spiegel berechnet sich aus der Gleichung

$$\frac{1}{a} + \frac{1}{b} = \frac{1}{f} \quad \text{(Bildgleichung).}$$

197. Größe, Art und Lage der Bilder beim Hohlspiegel.

Halte ich in B einen kleinen Schirm (ein kleines Papierstückchen), so wird ein Punkt desselben von allen reflektierten Strahlen getroffen, also beleuchtet; man sagt, dies Bild ist auf einem Schirm auffangbar.

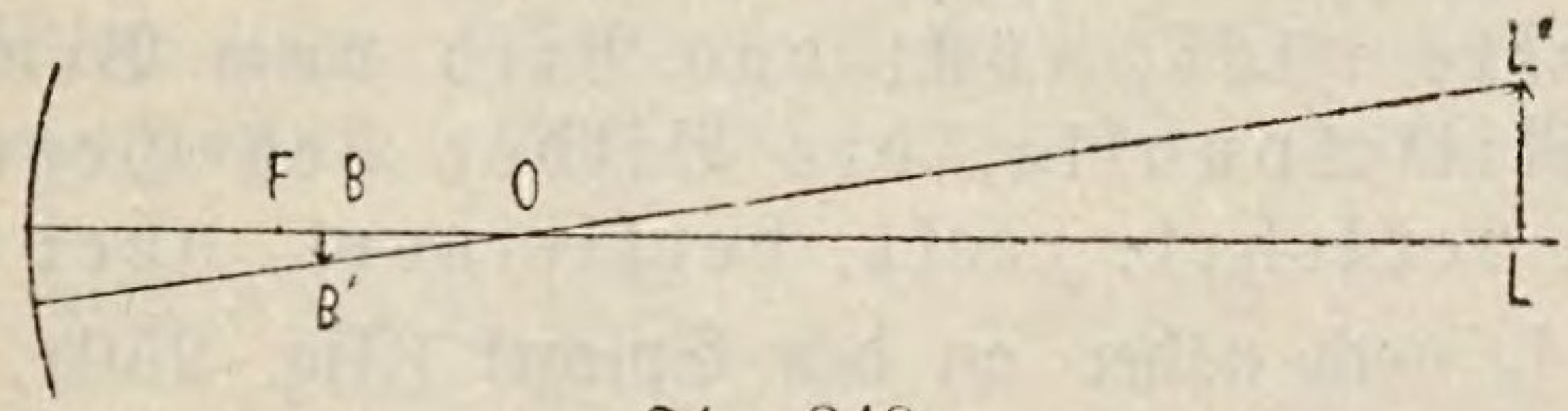


Fig. 248.

Liegt der leuchtende Punkt nicht in L (Fig. 248), sondern senkrecht zur Achse etwas entfernt in L', so kann man L'O als dessen Achse ansehen und findet sein Bild in B', wobei auch B'B senkrecht zur Achse. Besteht der leuchtende Körper aus der Linie LL', so ist deren Bild BB'.

Vergleicht man die Größe des Bildes BB' mit der Größe des Gegenstandes LL', so hat man LL' : BB' = LO : BO; aber LO : BO = LM : BM = a : b (siehe Ableitung), also LL' : BB' = a : b; d. h. die Größen von Gegenstand und Bild verhalten sich wie ihre Abstände vom Spiegel.

Wir betrachten an der Hand der Bildgleichung $\frac{1}{a} + \frac{1}{b} = \frac{1}{f}$ oder $\frac{1}{b} = \frac{1}{f} - \frac{1}{a}$ die Bilder, welche entstehen, wenn der leuch-

tende Punkt vom Unendlichen immer näher an den Spiegel rückt, und kontrollieren die Richtigkeit durch einfache Versuche mittels eines Hohlspiegels, einer Flamme und eines beweglichen Papierschirmes.

Liegt der Punkt im Unendlichen, so ist $a = \infty$, $\frac{1}{a} = 0$, also $\frac{1}{b} = \frac{1}{f}$, also $b = f$; das Bild liegt im Brennpunkte. Rück L vom Unendlichen gegen den Spiegel (Fig. 249), so wird

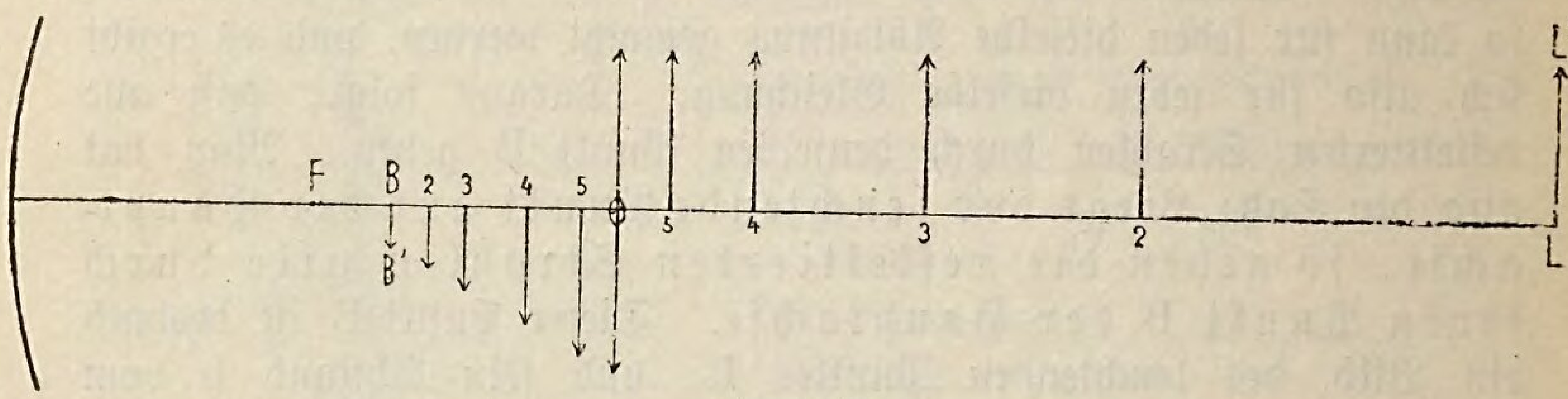


Fig. 249.

a kleiner, $\frac{1}{a}$ größer, demnach $\frac{1}{b}$ kleiner, also b größer; das Bild rückt vom Brennpunkte aus vom Spiegel weg, anfangs sehr langsam, später rascher. Rückt L bis in den Mittelpunkt O, so ist $a = 2f$, also $\frac{1}{b} = \frac{1}{f} - \frac{1}{2f} = \frac{1}{2f}$ also $b = 2f$, d. h. auch das Bild ist im Mittelpunkt angekommen und ist dann ebenso groß wie der Gegenstand. Während also L vom Unendlichen bis zum Mittelpunkte rückt, rückt das Bild vom Brennpunkte bis zum Mittelpunkte, die Bilder des Gegenstandes sind dabei verkehrt, reell, verkleinert, aber wachsend.

Rückt L noch näher an den Spiegel (Fig. 250), so wird a noch kleiner, $\frac{1}{a}$ größer, somit $\frac{1}{b}$ kleiner, also b größer, d. h. das Bild rückt noch weiter vom Spiegel. Kommt dabei der leuchtende Punkt in den Brennpunkt, so ist $a = f$, also $\frac{1}{b} = 0$ und $b = \infty$,

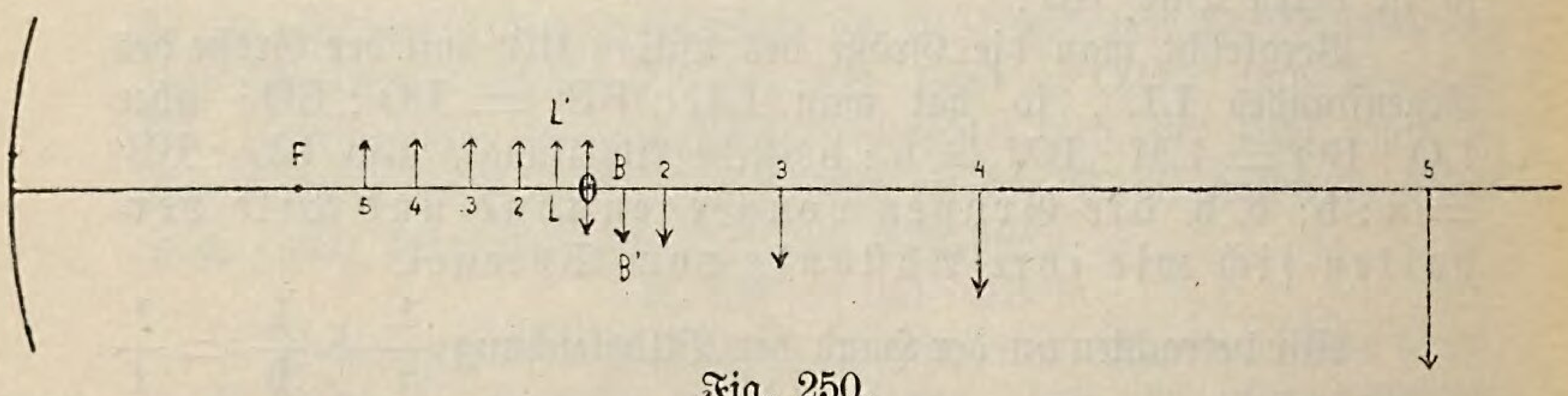


Fig. 250.

d. h. das Bild liegt im Unendlichen; die reflektierten Strahlen laufen deshalb parallel. Während also der leuchtende Punkt vom

Mittelpunkte bis zum Brennpunkte rückt, rückt das Bild vom Mittelpunkte ins Unendliche, die Bilder des Gegenstandes sind verkehrt, reell, vergrößert und wachsend. Der Brennpunkt selbst bekommt dadurch noch eine weitere Bedeutung: es ist der Punkt, von dem die Strahlen ausgehen müssen, damit sie nach der Reflexion parallel der Achse laufen.

Rückt L noch näher an den Spiegel (Fig. 251), so wird $a < f$, also $\frac{1}{a} > \frac{1}{f}$, somit b negativ; das bedeutet, das Bild liegt nicht mehr vor, sondern hinter dem Spiegel (wie beim Planspiegel), ist demnach virtuell, d. h. die Lichtstrahlen laufen nach der Reflexion so, als wenn sie von einem hinter dem Spiegel liegenden Punkte herkämen. Diese Bilder können also nicht mehr auf dem Schirme aufgefangen werden.

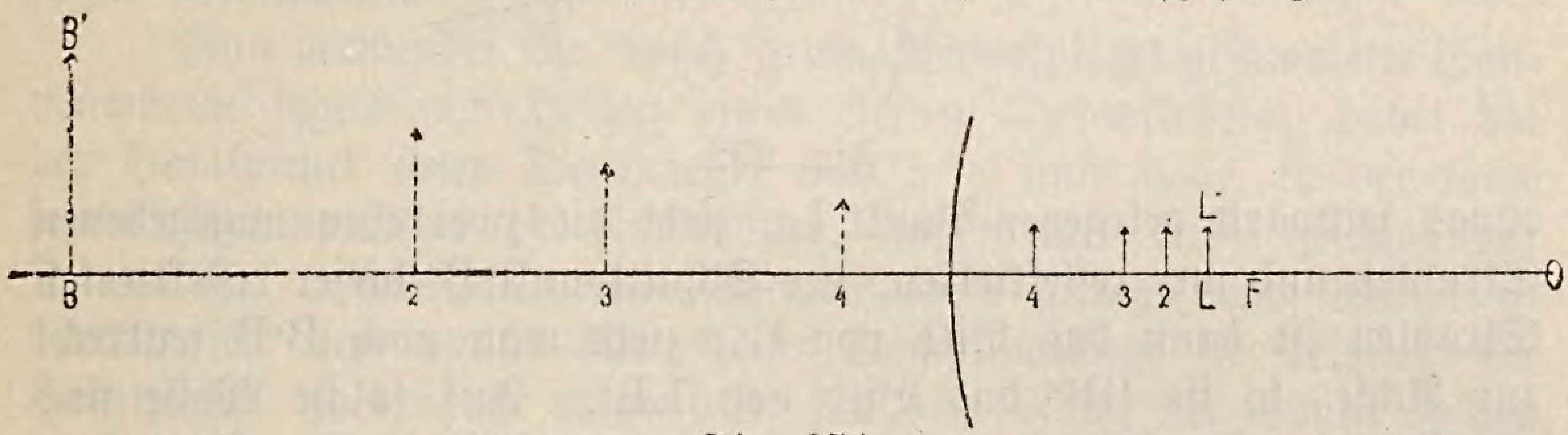


Fig. 251.

So lange a noch nahezu $= f$ ist, ist $\frac{1}{b}$ sehr klein, also b sehr groß, die Bilder liegen sehr weit hinter dem Spiegel und sind deshalb stark vergrößert. Rückt der leuchtende Punkt ganz an den Spiegel, ist also $a = 0$, also $\frac{1}{a} = \infty$, so ist $\frac{1}{b} = -\infty$, also $b = 0$, d. h. auch das Bild liegt am Spiegel. Während also der leuchtende Punkt vom Brennpunkte an den Spiegel rückt, liegt das Bild hinter dem Spiegel und rückt vom Unendlichen auch bis zum Spiegel; die Bilder sind dabei virtuell, aufrecht und vergrößert, aber abnehmend.

198. Konstruktion der Bilder beim Hohlspiegel.

Man kann Ort, Art und Größe dieser Bilder auch durch eine geometrische Konstruktion finden durch Benützung der beiden Sätze: Ein parallel der Achse auffallender Strahl geht nach der Reflexion durch den Brennpunkt, und ein durch den Krümmungsmittelpunkt gehender Strahl geht auf demselben Wege zurück, da er den Spiegel senkrecht trifft. Man kann, obwohl diese zwei Sätze genügen, noch den dritten dazu nehmen: ein durch den Brennpunkt gehender Strahl

wird nach der Reflexion parallel der Achse. Man wählt nämlich zu dem gegebenen leuchtenden Punkte L einen senkrecht zur Achse

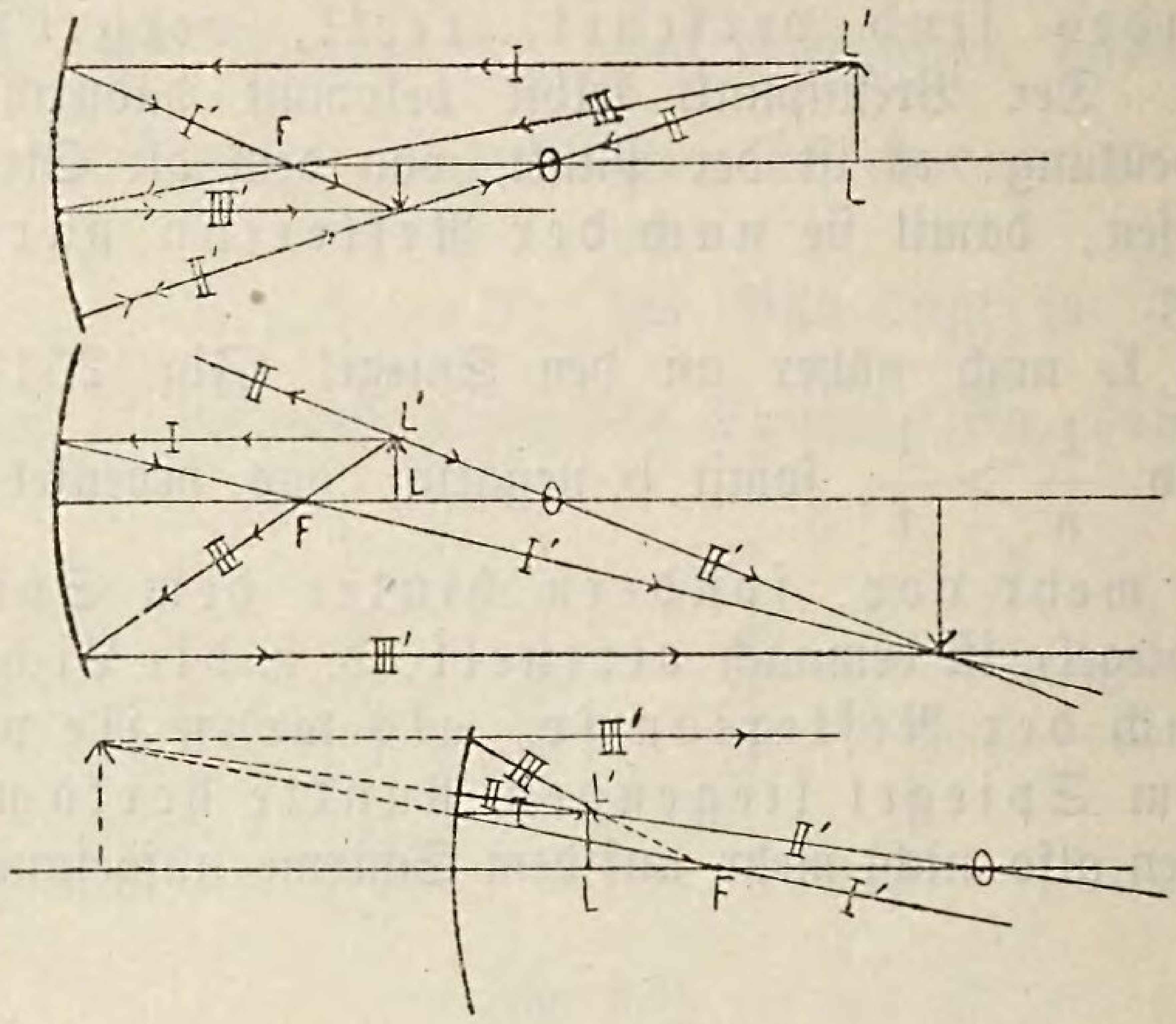


Fig. 252.

etwas seitwärts gelegenen Punkt L', zieht die zwei eben angegebenen Strahlen und ihre reflektierten, der Schnittpunkt B' dieser reflektierten Strahlen ist dann das Bild von L'; zieht man noch B'B senkrecht zur Achse, so ist BB' das Bild von LL'. Auf solche Weise sind obenstehende Konstruktionen Fig. 252 ausgeführt unter Benützung aller drei Sätze. Jedoch ist zu beachten, daß man nur Zentralstrahlen benützen darf, wenn man eine einigermaßen brauchbare Konstruktion bekommen will, daß aber gerade bei Benützung von Zentralstrahlen der Schnittpunkt der reflektierten Strahlen sehr unsicher wird. Die Ausführung solcher Konstruktionen ist deshalb zwar gut, wenn man sich den Gang der Lichtstrahlen und das Zustandekommen des Bildes betrachten und klar machen will; aber für praktische Zwecke zieht man die leichte Berechnung mittels der Bildgleichung vor.*)

199. Anwendung des Hohlspiegels; Brennspiegel.

Der Hohlspiegel wird als Brennspiegel verwendet. Die Sonne hat einen Durchmesser von 192608 geogr. M. und eine Entfernung von 20680000 geogr. M.; das Bild der Sonne, das der Hohlspiegel erzeugt, liegt im Brennpunkte; ist die Brennweite etwa 100 *cm*,

*) Man kann auch leicht eine geometrische Construktion angeben, so daß b dem aus der Bildgleichung entspringenden Wert $\frac{af}{a-f}$ entspricht. Z. B. Auf den Schenkeln eines beliebigen Winkels XOY trage man von O aus OF = OF' = f, vervollständige damit den Rhombus OFMF' und zieht durch M eine beliebige Gerade, welche OX in A, OY in B schneidet, so ist, wenn OA = a, OB = b. Beweis?

so ist der Durchmesser des Sonnenbildes $= x$ zu berechnen aus $20680000 : 192608 = 100 : x$; $x = 0,93$ *cm*. Alle auf den Spiegel fallenden Sonnenstrahlen werden demnach auf eine Kreisfläche von 0,93 *cm* Durchmesser vereinigt. Hat der runde Hohlspiegel etwa einen Durchmesser von 50 *cm*, so ist seine Fläche $\frac{50^2 \cdot 3,14}{4}$ *qcm*, die Fläche des Bildes ist $\frac{0,93^2 \cdot 3,15}{4}$ *qcm*, also $\frac{50^2}{0,93^2}$ mal kleiner; die Brennfläche erhält also ca. 2900 mal mehr Licht und Wärme als eine direkt von der Sonne beschienene, gleichgroße Fläche; allerdings geht davon ein großer Teil, etwa die Hälfte, bei der Reflexion verloren; doch bleibt genug übrig, um eine intensive Erhitzung eines in den Brennpunkt gebrachten Körpers zu erzielen. Mit großen solchen Hohlspiegeln kann man Platin schmelzen, sogar verdampfen.

Man verwendet die durch große Brennspiegel gesammelte Sonnenwärme sogar zum Heizen eines kleinen Dampfkessels; dabei hat der Hohlspiegel einen Durchmesser von 2 *m* und mehr, in der Nähe seines Brennpunktes ist ein kleiner, außen mit Ruß geschwärzter Dampfkessel angebracht. Die Sonnenwärme genügt, das Wasser zu verdampfen und damit eine kleine Dampfmaschine zu treiben; der Hohlspiegel ist drehbar aufgestellt, um dem Gang der Sonne folgen zu können. Tschirnhaus machte 1687 zuerst einen großen Brennspiegel aus Kupfer mit drei Leipziger Ellen Durchmesser, zwei Ellen Brennweite und erzielte mächtige Wirkung. Als die Akademie von Florenz vor dem Brennspiegel große Eismassen aufstellte und in den Brennpunkt ein empfindliches Thermometer brachte, sank dieses.

200. Beleuchtungsspiegel.

Der Arzt verwendet den Hohlspiegel, um das Innere des Auges oder des Ohres oder den hintern Teil der Rachenhöhle oder den Kehlkopf stark zu beleuchten und so auf Krankheit untersuchen zu können, indem er durch ein kleines in der Mitte des Spiegels angebrachtes Loch blickt; ein solcher Spiegel heißt dann je nach seinem Zwecke Augenspiegel u. s. w.

Man verwendet den Hohlspiegel zur Beleuchtung fern liegender Gegenstände. Stellt man eine stark leuchtende Lampe in den Brennpunkt des Hohlspiegels, so wird alles auf den Hohlspiegel fallende Licht (das nicht absorbiert wird) in einer zur Achse parallelen Richtung reflektiert, kann demnach einen fern liegenden Punkt gut beleuchten. Dies vom Hohlspiegel reflektierte Licht ist jedoch nicht vollkommen parallel, sondern divergiert etwas; denn 1) es ist nicht möglich, die Lampe genau in den Brennpunkt zu stellen; 2) die Flamme ist nicht nur ein leuchtender Punkt, sondern ein leuchtender Fleck; die von den verschiedenen Punkten derselben

ausgehenden Lichtstrahlen werden demnach auch nach verschiedenen Richtungen reflektiert; 3) um möglichst viel Licht mit einem solchen Reflektor aufzufangen und fortzuschicken, macht man den Hohlspiegel möglichst groß; aber die nahe am Rande auffallenden Strahlen werden dann nicht mehr in derselben (zur Achse parallelen) Richtung reflektiert wie die Zentralstrahlen. Es ist demnach das vom Hohlspiegel reflektierte Licht etwas divergent, beleuchtet demnach nicht bloß eine dem Hohlspiegel gleich große, sondern eine verhältnismäßig viel größere Fläche, etwa ein ganzes Haus.

Wollte man, um recht viel Licht aufzufangen und zu reflektieren, den Hohlspiegel recht groß, etwa in Form einer halben Kugelfläche wählen, so sieht man leicht, daß das nichts nützt; denn die nahe am Rande auffallenden Strahlen weichen nun so weit von der gewünschten Richtung ab, daß sie wertlos sind. Man wendet deshalb sphärische Hohlspiegel von mehr als etwa 60° Weite nicht an, sondern benützt dann parabolische Hohlspiegel (Fig. 253). Das sind solche Hohlspiegel, die wie eine Parabel gekrümmt sind, besser, die gekrümmt sind wie das Rotationsparaboloid; das ist die Fläche, welche entsteht, wenn man eine Parabel um ihre Achse dreht. Die Parabel hat die Eigenschaft, daß die vom Brennpunkte ausgehenden Lichtstrahlen genau parallel der Achse reflektiert werden. Ist das Licht eine Flamme, deren Punkte nicht alle im Brennpunkte stehen können, so divergiert das reflektierte Licht auch beträchtlich. Benützt man aber elektrisches Licht, indem man die Kohlenstäbe durch zwei Löcher des Spiegels eintreten läßt, so hat ja der elektrische Lichtbogen nur geringe Ausdehnung (einige *mm*), deshalb divergiert das reflektierte Licht nur wenig; noch dazu wird ein sehr großer Teil des elektrischen Lichtes vom Spiegel aufgefangen und reflektiert; deshalb wird sehr viel Licht mit geringer Divergenz fortgeschickt und so erreicht, daß auch sehr weit entfernte Gegenstände noch sehr gut beleuchtet werden können. So wendet man das elektrische Licht auf Leuchtthürmen, im Kriege u. s. w. an.

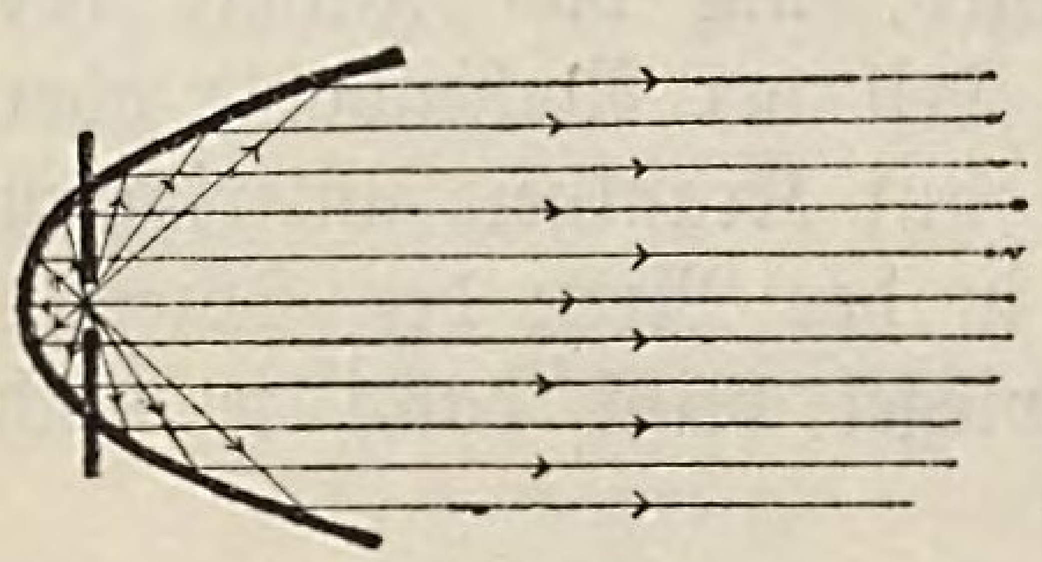


Fig. 253.

Die Stirnlampen der Lokomotiven, durch welche ein großer Teil der vorliegenden Bahnstrecke beleuchtet werden soll, sind meist aus sehr vielen kleinen Planspiegeln zusammengesetzt, die so auf einem gekrümmten Bleche festgekittet sind, daß sie möglichst gut mit einer Parabelfläche übereinstimmen. Der Beleuchtungszweck wird dadurch recht gut erreicht.

Hohlspiegel von geringer Krümmung benützt man als Toilette-, Rasierspiegel u. s. w., indem man sich so nahe vor den Spiegel stellt, daß man sich zwischen Brennpunkt und Spiegel

befindet und nun, ähnlich wie beim Planspiegel sein eigenes, virtuelles, aufrechtes, aber nun vergrößertes Bild betrachtet.

Eine weitere wichtige Anwendung des Hohlspiegels beim Fernrohre werden wir später besprechen.

201. Convexe Spiegel.

Ist von einer sphärischen Fläche die äußere Fläche spiegelnd, so nennt man sie einen convexen Spiegel. Da die Anwendung sehr unbedeutend ist, so genügen folgende Andeutungen. Er hat auch einen Brennpunkt in der Brennweite $f = \frac{1}{2} r$; er liegt aber hinter

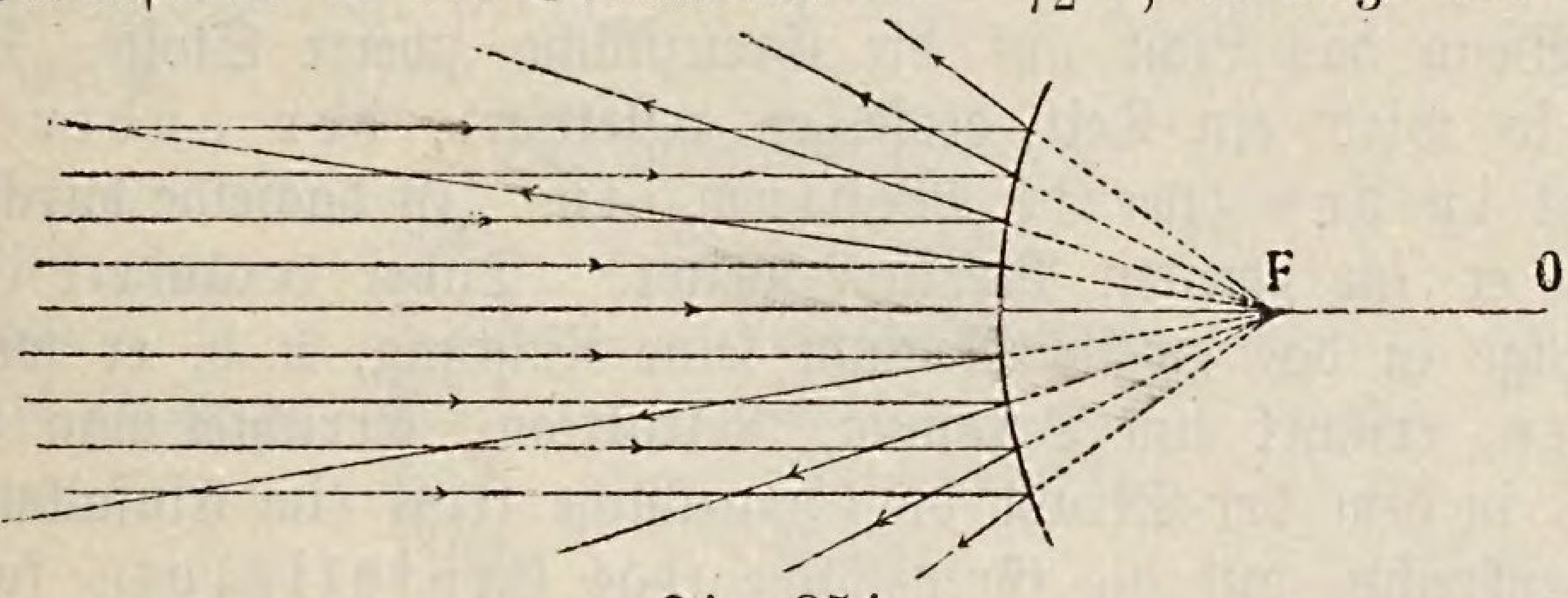


Fig. 254.

dem Spiegel und ist virtuell; das heißt, nach der Reflexion gehen die Strahlen so auseinander, als wenn sie von dem hinter dem Spiegel liegenden Punkte herkämen. In der mathematischen Ableitung setze man den Krümmungsradius, der diesmal die entgegengesetzte Richtung hat wie beim concaven Spiegel, $= -r$, so wird auch f negativ.

Man findet dieselbe Bildgleichung $\frac{1}{f} = \frac{1}{a} + \frac{1}{b}$ wobei aber f negativ zu nehmen ist; thun wir dies, so ist $\frac{1}{b} = -\frac{1}{f} - \frac{1}{a}$, also b stets negativ und dem absoluten Betrag nach kleiner als f; wenn also der leuchtende Punkt vom Unendlichen bis an den Spiegel rückt, so befindet sich das Bild stets hinter dem Spiegel und rückt vom Brennpunkte gegen den Spiegel; die Bilder des Gegenstandes sind vir-

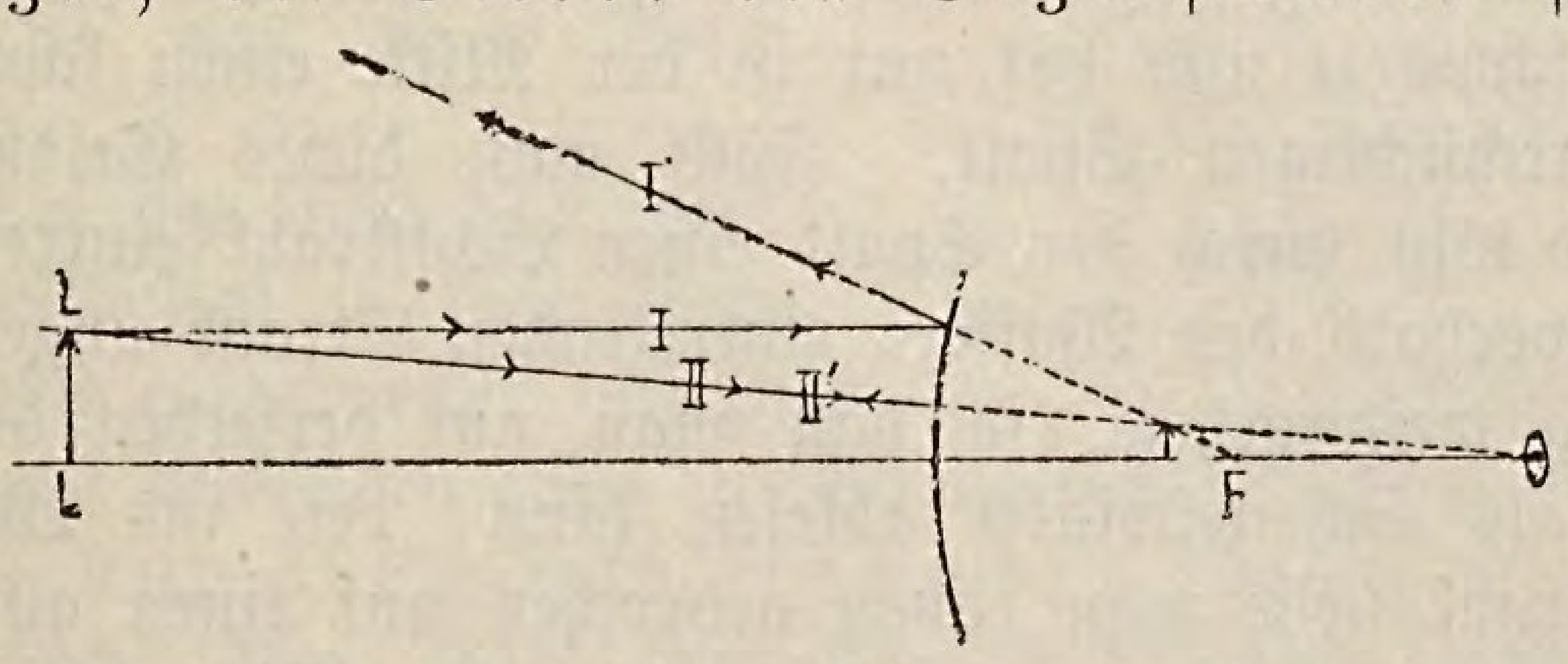


Fig. 255.

tuell, aufrecht und verkleinert, können also von einem vor dem Spiegel befindlichen Auge als solche wahrgenommen werden. Auf dieselbe Weise wie früher können die Bilder auch konstruiert

werden. (Fig. 255). Man benützt convexe Spiegel als kleine, auf Taschenkämmen und ähnlichem angebrachte Toilettespiegel, da man in ihnen trotz ihres kleinen Umfangs doch das ganze Gesicht, wenn auch verkleinert, auf einmal sehen kann. Man stellt auch große spiegelnde Glaskugeln in Gärten, an Aussichtspunkten u. s. w. auf, weil man in ihnen ein sehr hübsches, kleines Bild der ganzen Umgebung auf einmal sehen kann; naheliegende Gegenstände, z. B. die eigene Figur erscheinen aber darin arg verzerrt.

202. Brechung des Lichtes. Brechungsgesetze.

Wenn das Licht auf die Grenzfläche zweier Stoffe, Medien, trifft, so wird ein Teil desselben reflektiert, der andere Teil dringt in das zweite Medium ein. Ist dasselbe durchsichtig, so geht er im zweiten Medium weiter. Dabei verändert er beim Übergange in das zweite Medium seine Richtung, d. h. er wird gebrochen, erfährt eine Brechung, Refraktion. Errichtet man in dem Punkte, in dem der Strahl die Grenzfläche trifft (im Einfallspunkte), eine Senkrechte auf die Grenzfläche (das Einfallslot), so findet man folgende Gesetze:

1) Der einfallende, der gebrochene Strahl und das Einfallslot liegen in einer Ebene (Brechungsebene), die auf der Grenzfläche (der brechenden Fläche) senkrecht steht.

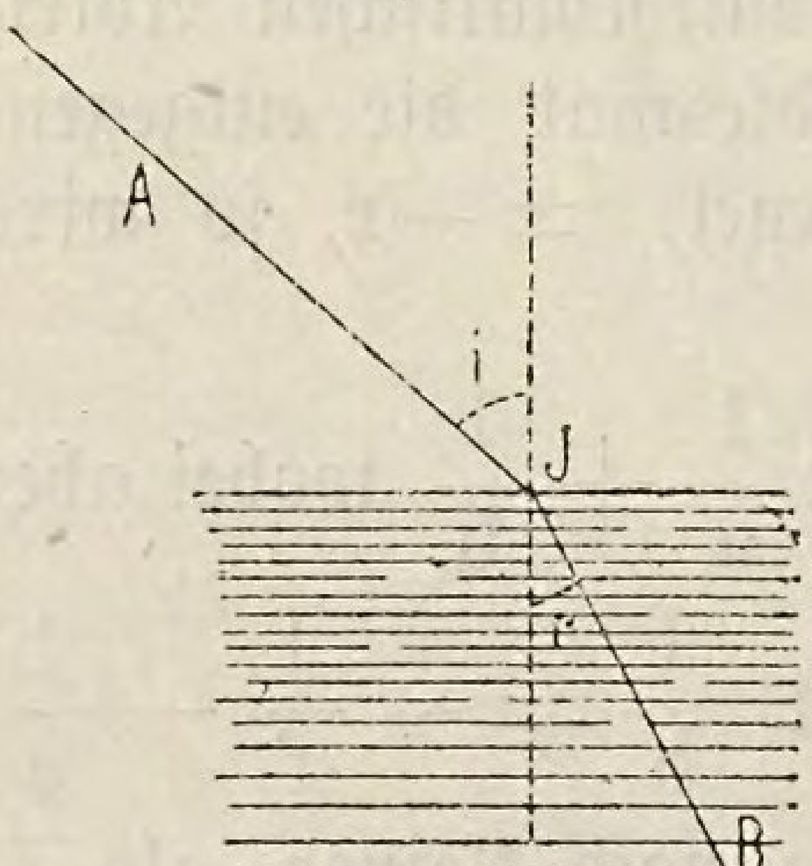


Fig. 256.

2) Das Verhältnis des sinus des Einfallswinkels zum sin. des Brechungswinkels ist für jedes Paar Medien eine Konstante und wird der Brechungskoefficient oder Brechungsexponent genannt (Descartes 1637).

Zur Erläuterung dieses Satzes diene folgendes: Man nimmt ein flaches Gefäß, dessen eine Wand halbkreisförmig, dessen andere Wand längs des zugehörigen Durchmessers verläuft. Auf der halbkreisformigen Wand ist eine Kreisteilung angebracht; die gerade Wand besteht aus Glas, ist aber geschwärzt und hat nur in der Mitte einen schmalen, senkrechten, durchsichtigen Spalt. Füllt man dieses Gefäß halb voll Wasser und läßt durch den Spalt einen Lichtstrahl eintreten, so sieht man den oberhalb des Wassers eintretenden Strahl ungebrochen zur Kreisteilung weitergehen, so daß man auf derselben den Einfallswinkel (i) als Scheitelwinkel ablesen kann; den ins Wasser eingetretenen Strahl sieht man etwas gebrochen auf einen anderen Punkt der Kreisteilung zugehen und zwar näher der Mitte des Halbkreises, und kann so den Brechungswinkel (r) ablesen. Zu jedem Einfallswinkel gehört ein gewisser Brechungswinkel; je zwei so zusammengehörige Winkel hängen nun derart zusammen, daß $\frac{\sin i}{\sin r} = 1{,}33$.

Der Brechungsexponent vom Wasser ist also 1,33. Fülle ich das Gefäß mit Öl, so gehört zu jedem Einfallswinkel ein anderer, etwas kleinerer Brechungswinkel, so daß $\frac{\sin i}{\sin r} = 1,47$. Untersucht man so alle möglichen brechenden Substanzen, so findet man, daß es für jede eine ganz bestimmte Zahl n, Brechungskoefficient gibt, so daß $\frac{\sin i}{\sin r} = n$. Jede Substanz hat einen besonderen Brechungskoefficienten. Ist er groß, so sagt man, die Substanz bricht das Licht stark; ist er klein, d. h. nahe an 1, so bricht sie schwach.

Brechungskoefficienten.

Diamant	2,47—2,75	Olivenöl	1,47
Phosphor	2,22	Schwefelsäure	1,43
Schwefel (kryst.)	2,11	Alkohol	1,37
Rubin	1,78	Schwefeläther	1,36
Topas	1,61	Wasser	1,33
Quarz	1,54	Luft	1,00029
Steinsalz	1,54	Sauerstoff	1,00027
Flußspat	1,43	Stickstoff	1,00030
Kronglas	1,53	Wasserstoff	1,00014
Flintglas	1,70	Chlor	1,00077
Schwefelkohlenstoff	1,63	Schwefelkohlenstoffdampf	1,0015
Kanadabalsam	1,53		

Man kann den gebrochenen Strahl leicht geometrisch konstruieren. Ist in Fig. 257 JN das Einfallslot, AJN der Einfallswinkel, so mache man AC ⊥ JN, so ist AC = sin i (Radius = 1). Ist etwa der Brechungsexponent = $^4/_3$ so teile man AC, in vier gleiche Teile, und trage drei derselben nach BD, so ist JB der gebrochene Strahl; denn sin r = BD; es ist also sin i : sin r = 4 : 3.

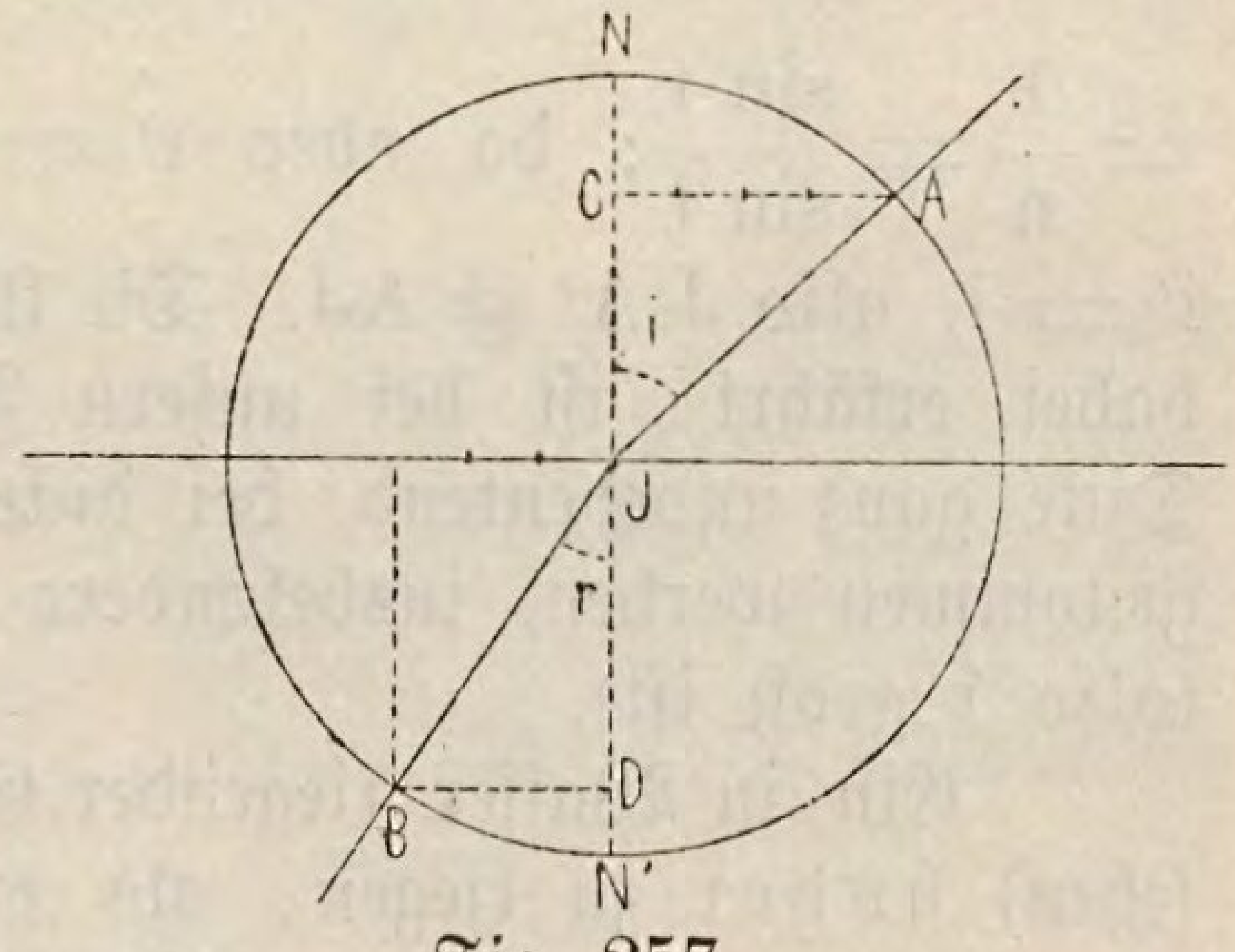


Fig. 257.

Auch wenn das Licht aus einer Substanz (Wasser) in Luft übertritt, so wird es gebrochen und zwar so, daß es ausschaut, als wäre das Licht auf demselben Weg zurückgegangen. (Das Licht legt vorwärts und rückwärts denselben Weg zurück). Wenn also das Licht (Fig. 256) den Weg AJB von Luft in Wasser macht, so macht es den Weg BJA von Wasser in Luft. Ist also $\frac{\sin i}{\sin r} = n$ der Brechungskoefficient von Luft in Wasser, so ist

$\frac{\sin r}{\sin i} = \frac{1}{n}$ der Brechungskoefficient von Wasser in Luft. Ist (wie beim Eintritte aus Luft in Wasser) der Brechungswinkel kleiner als der Einfallswinkel, so sagt man: das zweite Medium ist optisch dichter als das erste, oder, das Licht wird zum Einfallslot gebrochen und der Brechungskoefficient ist größer als eins. Ist (wie beim Austritt von Wasser in Luft) der Brechungswinkel größer als der Einfallswinkel, so sagt man, das zweite Medium ist optisch dünner als das erste, oder das Licht wird vom Einfallslot gebrochen und der Brechungskoefficient ist kleiner als eins.

203. Gang des Lichtes durch Platten.

Geht Licht durch eine von zwei parallelen, ebenen Flächen begrenzte Substanz (Fensterscheibe) und befindet sich vor und hinter der Substanz derselbe Stoff (Luft) so hat der austretende Lichtstrahl dieselbe Richtung wie der eintretende, nur ist er ein wenig verschoben. Geht nämlich (Fig. 258) der Strahl AJ aus Luft in Glas, so ist $\frac{\sin i}{\sin r} = n$; nachdem der Strahl von J nach J′ im Glas gegangen ist, tritt er nun aus Glas in Luft, wird also vom Einfallslot gebrochen, so daß $\frac{\sin r'}{\sin i'} = \frac{1}{n} = \frac{\sin r}{\sin i}$; da aber $r' = r$ als Wechselwinkel, so ist auch $i' = i$, also J′A′ ⋕ AJ. Die kleine Verschiebung, welche der Strahl dabei erfährt, ist bei unsern Fensterscheiben wegen ihrer geringen Dicke ganz unbedeutend, bei dicken Glasplatten kann sie leicht wahrgenommen werden, insbesondere wenn man sehr schräg gegen sie sieht (also i groß ist).

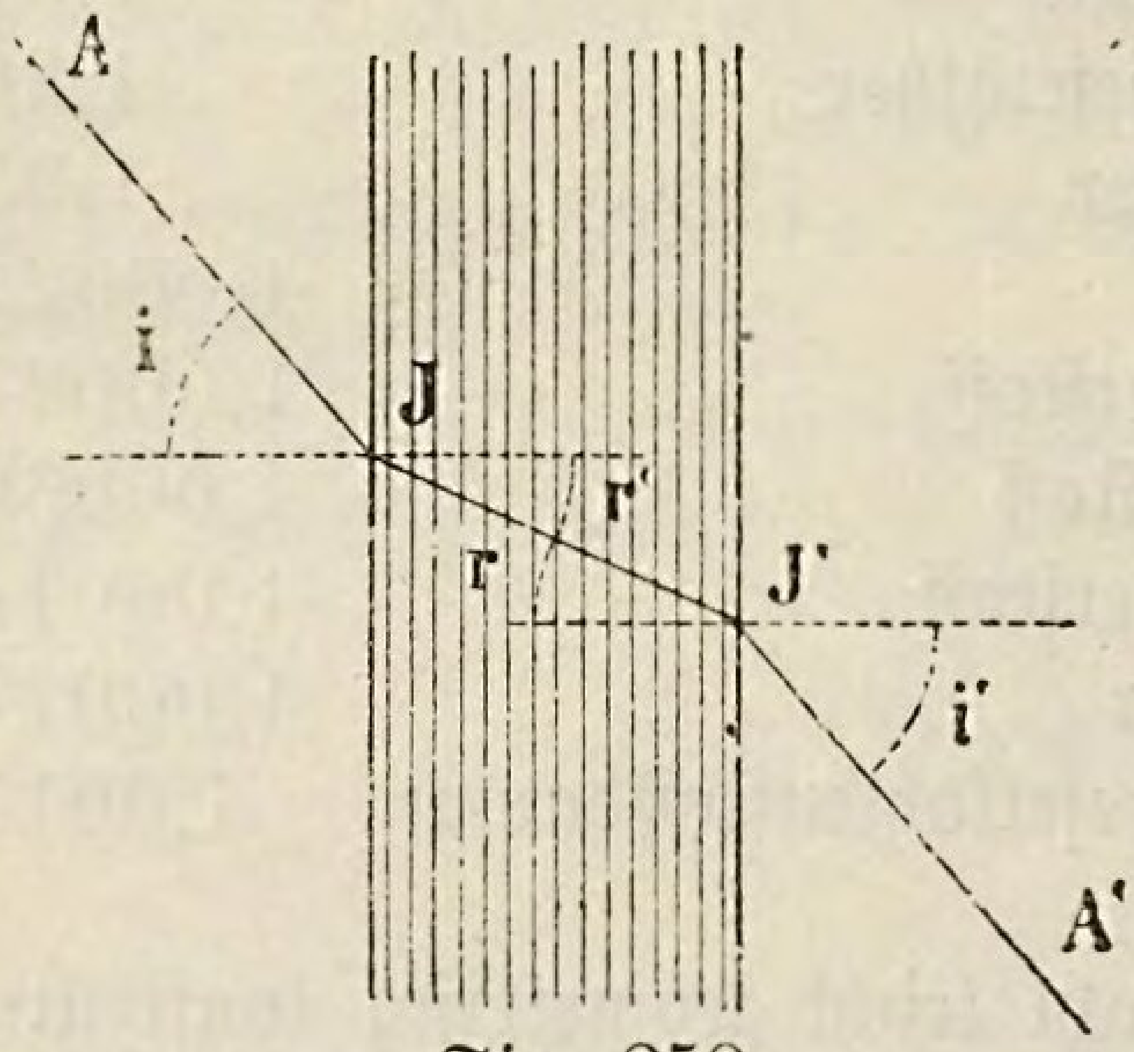


Fig. 258.

Ein in Wasser liegender Gegenstand scheint uns (von oben gesehen) höher zu liegen, als er in Wirklichkeit liegt. Das in A befindliche Auge Fig. 259 sieht den Punkt P nicht in der Richtung AP, denn so kann das Licht nicht gehen; sondern der Strahl PJ wird, wenn er von Wasser in Luft geht, vom Einfallslot gebrochen und kommt ins Auge in der Richtung JA; das Auge glaubt daher, der Punkt P befinde sich in der Verlängerung von JA, etwa in P′.

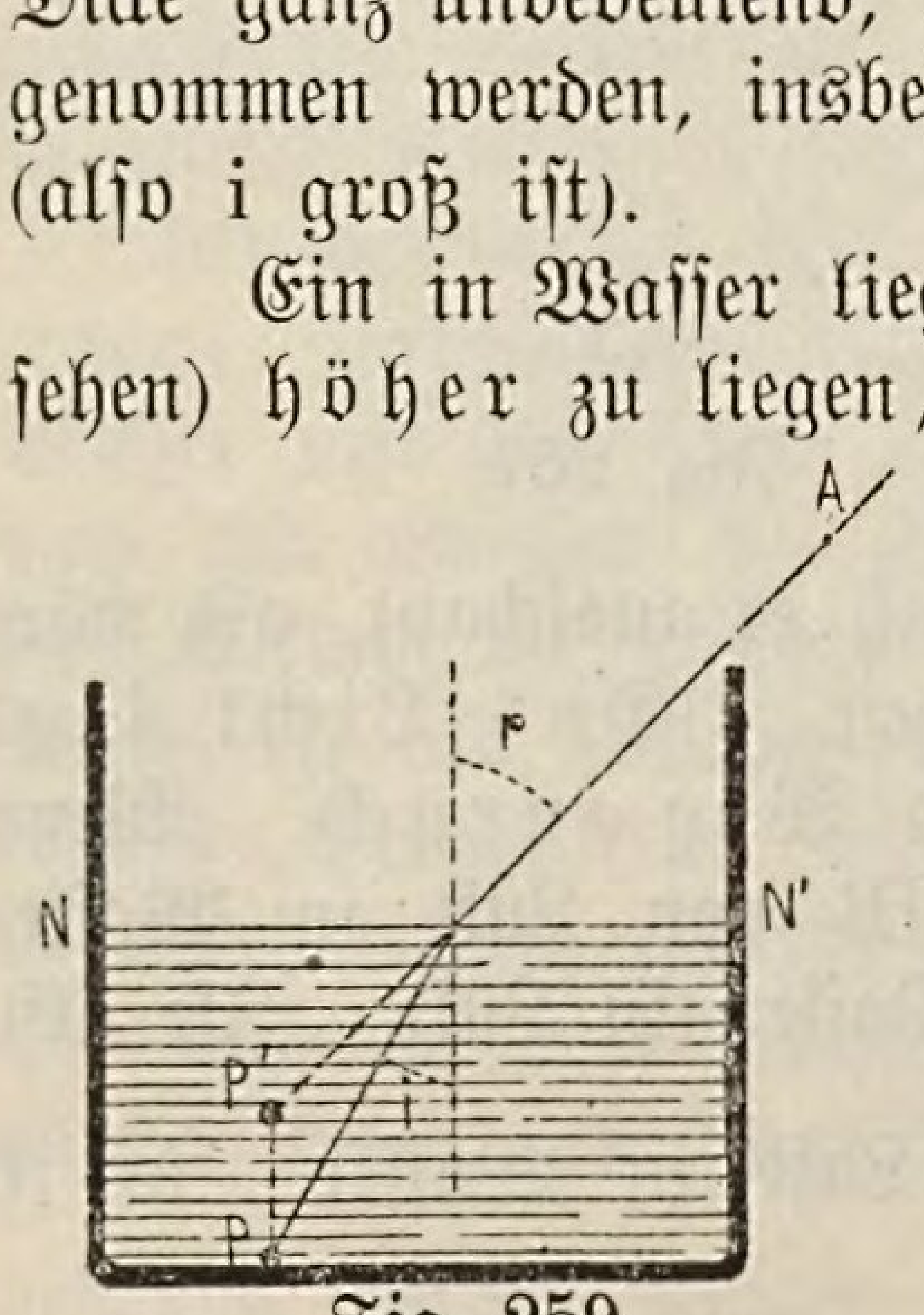


Fig. 259.

Sehr lehrreich ist folgender Versuch

(Fig. 259). Man nimmt ein leeres Gefäß (Schüssel ꝛc.) und hält das Auge so, daß es, über den Rand wegblickend, eine auf dem Boden liegende Münze P nicht sehen kann. Man gießt Wasser in das Gefäß, so wird man bei derselben Stellung des Auges die Münze sehen können, wenn man das Gefäß etwa bis NN′ gefüllt hat. Wenn wir in einen klaren Bach oder See vom Ufer aus schräg hineinsehen, so sehen wir die am Boden liegenden Steine höher, halten also auch das Wasser für weniger tief, als es ist. Ebenso erklärt sich auch, warum man einen Fisch nicht trifft, wenn man in der Richtung auf ihn schießt, in der man ihn sieht; man muß etwas tiefer zielen.

Wir hatten den Satz, daß das Licht beim Durchgang durch eine Platte seine erste Richtung wieder erlangt; es findet sich auch folgender allgemeinere Satz bestätigt. *Liegen mehrere verschiedene Substanzen hinter einander, so daß sie alle durch parallele, ebene Flächen begrenzt sind, und ist die letzte Substanz dieselbe wie die erste, so hat das Licht in der letzten Substanz wieder dieselbe Richtung wie in der ersten* (Fig. 260). Geht Licht von Luft in Wasser, dann in Glas, dann wieder in Luft, so hat es wieder dieselbe Richtung AJ ‡ MA′. Bezeichne ich den Brechungsexponent von Luft in Wasser mit $n_{\frac{L}{W}}$, und ähnlich die anderen, so ist $\frac{\sin i}{\sin r} = n_{\frac{L}{W}}$,

$\frac{\sin r}{\sin r} = n_{\frac{W}{G}}$, $\frac{\sin r'}{\sin i} = n_{\frac{G}{L}}$, also durch Multiplikation:

$$n_{\frac{L}{W}} \cdot n_{\frac{W}{G}} \cdot n_{\frac{G}{L}} = 1; \text{ oder da } n_{\frac{G}{L}} = 1 : n_{\frac{L}{G}},$$

so ist $n_{\frac{L}{W}} \cdot n_{\frac{W}{G}} = n_{\frac{L}{G}}$.

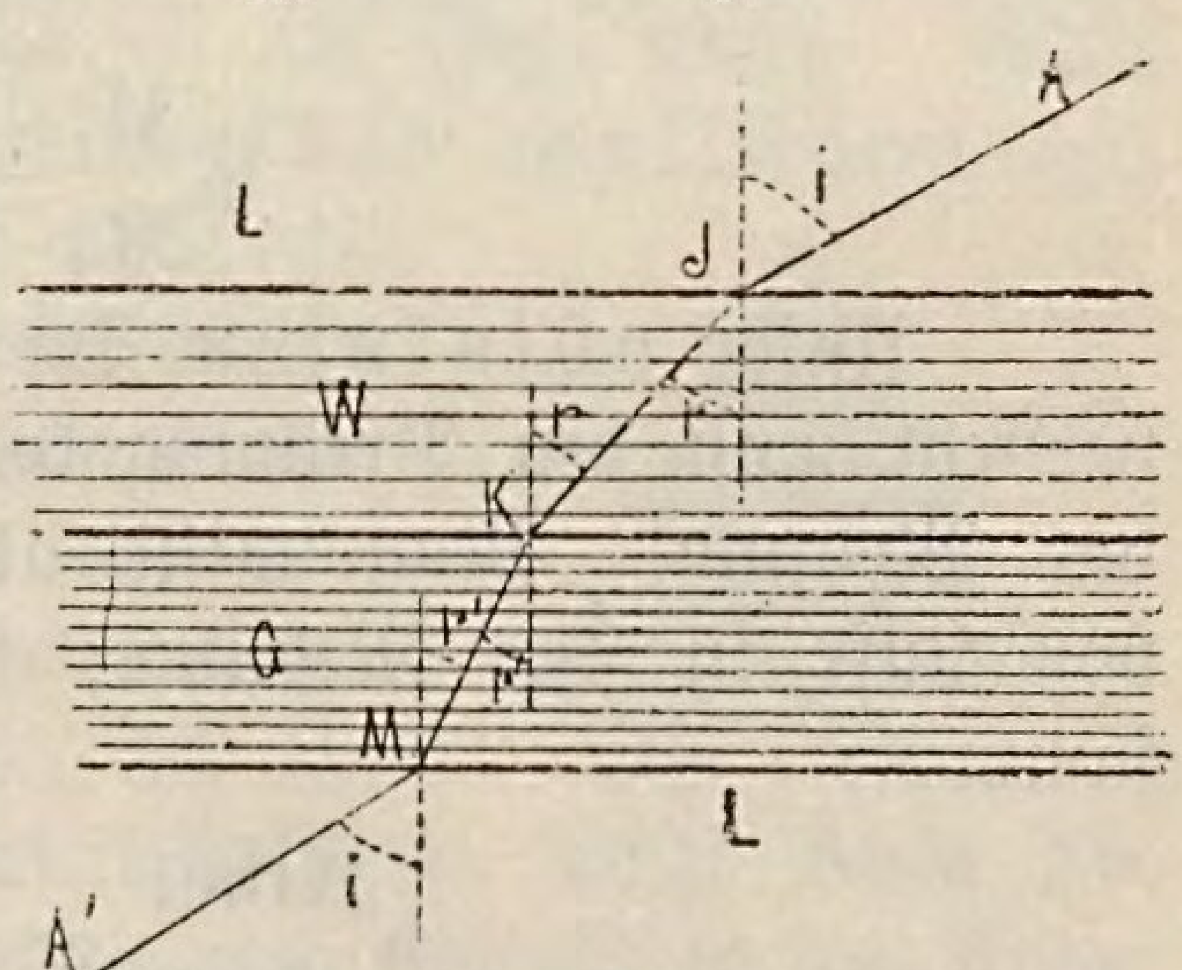


Fig. 260.

Aus diesem Satze folgt: Geht Licht aus einem Medium I (Luft) durch mehrere, parallel begrenzte Medien in ein Medium II, so hat es in Medium II dieselbe Richtung, wie wenn es direkt vom Medium I in das Medium II gegangen wäre; z. B. der aus Luft durch Wasser in Glas gegangene Strahl KM hat dieselbe Richtung, wie wenn er direkt aus Luft in Glas gegangen wäre.

204. Atmosphärische Strahlenbrechung.

Wenn das Licht der Himmelskörper zu uns kommt, so geht es aus dem leeren Weltraume (aus dem Äther) in die atmosphärische Luft und wird dabei gebrochen. Die Luft ist nach oben zu

immer dünner; denken wir uns dieselbe in horizontale Schichten zerlegt, so trifft der Lichtstrahl zuerst die oberste, dünnste und wird ein klein wenig abgelenkt; dann tritt er aus der obersten in die nächste, etwas dichtere, wird wieder etwas zum Einfallslot gebrochen u. s. f.; er beschreibt also, von Schichte zu Schichte gehend, eine krummlinige Bahn; *die Richtung, die er schließlich hat, ist dieselbe, wie wenn er direkt aus dem Äther in die unterste dichteste Schichte der Luft übergetreten wäre.*

Man nennt diese Ablenkung die *atmosphärische Strahlenbrechung* oder *atmosphärische Refraktion.* Eine Folge derselben ist, daß wir die Gestirne *höher* sehen, als sie in Wirklichkeit stehen, besonders wenn sie noch nahe am Horizonte stehen; da hiebei auch noch die Kugelgestalt der Erde mitwirkt, so kommt es, *daß wir Sonne und Mond sogar schon sehen, wenn sie noch unter dem mathematischen Horizonte liegen,* oder daß wir sie noch sehen, wenn sie schon untergegangen sind. In besonders günstigen Fällen ist es sogar möglich, bei einer totalen Mondsfinsternis den verfinsterten, eben aufgehenden Mond und die eben untergehende Sonne zugleich zu sehen (*Galileische Mondsfinsternis*). Der Mond ist deshalb auch bei totaler Verfinsterung, wenn er sich also vollständig im Kernschatten der Erde befindet, nicht ganz finster, da etwas von dem Sonnenlichte, das durch die Erdatmosphäre aus seiner Bahn abgelenkt wird, auf ihn trifft; es gibt ihm das oft ein blutrotes Ansehen.

Obiger Satz über den Gang des Lichtes durch parallele Schichten gibt auch ein Mittel, um den Brechungskoefficienten etwa vom Wasser in Glas zu bestimmen, denn es ist $n\frac{W}{G} = n\frac{W}{L} \cdot n\frac{L}{G}$, allgemein

$$n\frac{M_1}{M_2} = n\frac{M_1}{L} \cdot n\frac{L}{M_2}.$$

Unter *absolutem Brechungskoefficient* eines Mediums versteht man den Brechungskoefficient vom leeren Raum (Äther) in das Medium. Man mißt aber gewöhnlich den Brechungskoefficient von Luft in das Medium; beide hängen durch die Gleichung zusammen:

$$n\frac{\text{Äther}}{\text{Stoff}} = n\frac{\text{Äther}}{\text{Luft}} \cdot n\frac{\text{Luft}}{\text{Stoff}}.$$

205. Grenzwinkel. Totale Reflexion.

Geht Licht vom *dünneren ins dichtere* Medium, so wird es zum Einfallslot gebrochen, der Brechungswinkel ist kleiner als der Einfallswinkel. Zum Einfallswinkel von 90^0 gehört ein Brechungswinkel r, bestimmt aus $\frac{\sin 90}{\sin r} = n$, also $\sin r = \frac{1}{n}$; *dies ist der*

größte Winkel, unter dem das Licht in das zweite Medium gelangt, er wird deshalb auch Grenzwinkel genannt. Dringt etwa Licht bloß durch eine kleine Öffnung in das zweite Medium, so wird das von allen Seiten her einfallende Licht in einen Lichtkegel vereinigt, dessen Kante mit der Achse den Grenzwinkel bildet (Strahl 6 in Figur 261); jenseits dieses Winkels dringt kein Licht in das zweite Medium. Umgekehrt, wenn Licht aus dem dichteren in das dünnere Medium geht, so wird es vom Einfallslote gebrochen, der Brechungswinkel ist größer als der Einfallswinkel; da aber der Brechungswinkel höchstens 90⁰ sein kann,

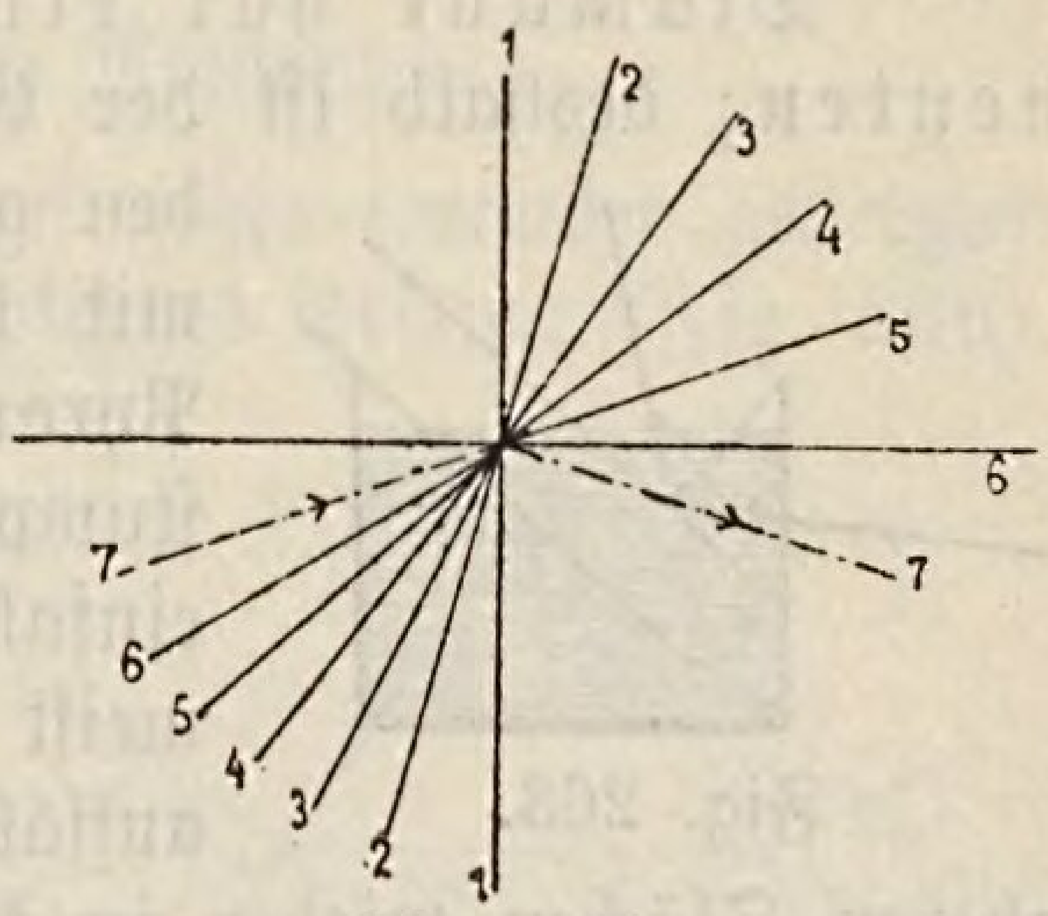
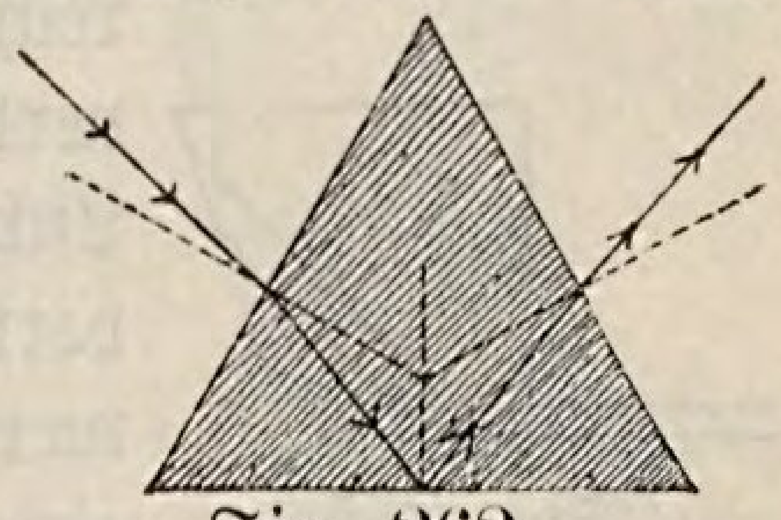


Fig. 261.

und hiezu ein Einfallswinkel i gehört, so daß $\frac{\sin i}{\sin 90} = \frac{1}{n}$, also $\sin i = \frac{1}{n}$, so folgt, daß alles Licht, das unter einem noch größeren Einfallswinkel auffällt, gar nicht mehr in das dünnere Medium gelangt. Auch dieser Winkel wird Grenzwinkel genannt und ist derselbe wie der vorher so benannte. Der Grenzwinkel beträgt in Diamant (gegen Luft) 23^0, Quarz $40^0 29'$, Flintglas 36^0, Kronglas $40^0 49'$ und Wasser $48^0 45'$, und in Luft (gegen den luftleeren Raum) $88^0 24'$. Alles jenseits des Grenzwinkels auffallende Licht wird, da es nicht mehr ins zweite, dünnere Medium gelangen kann, reflektiert nach den gewöhnlichen Reflexionsgesetzen (Strahl 7 in Fig. 261). Man nennt dies innere Reflexion oder totale (vollständige) Reflexion, da das ganze Licht reflektiert wird. Man beobachtet diese totale Reflexion leicht an einem dreiseitigen Glasprisma (Fig. 262). Das Licht tritt bei der ersten Prismenfläche ein, wird etwas gebrochen, trifft so die untere Fläche und wird, da es


Fig. 262.

jenseits des Grenzwinkels auffällt, total reflektiert, trifft dann die dritte Prismenfläche, wird etwas gebrochen und kommt so ins Auge. Das Auge sieht daher die jenseits des Prismas liegenden Gegenstände in der unteren Prismenfläche gespiegelt, und zwar sehr stark gespiegelt, d. h. sehr lichtstark, da alles auffallende Licht reflektiert wird; es sieht aus, als wenn die untere Prismenfläche aus Metall, Quecksilber wäre. Hält man ein leeres Reagenzgläschen schräg ins Wasser (Fig. 263) und blickt von oben auf dasselbe, so spiegelt es, als wenn es bis zur Wasserhöhe mit Quecksilber gefüllt wäre; denn die von der Seite (vom Fenster) her einfallenden Lichtstrahlen

sollten aus dem Wasser in die Luft (im Innern des Reagenzgläschens) übertreten und werden, da sie jenseits des Grenzwinkels auffallen, total nach oben (ins Auge) reflektiert. Deshalb spiegeln und glänzen auch Luftbläschen im Wasser so stark.

Diamant hat einen sehr großen Brechungsexponenten; deshalb ist der Grenzwinkel sehr klein. Diamanten werden geschliffen, so daß sie die Form zweier mit den Grundflächen auf einander sitzenden Pyramiden haben (Fig. 264), die obere ist stumpfer, die untere spitzer. Fast alles oben einfallende Licht trifft nun die unteren Flächen meist so, daß es jenseits des Grenzwinkels auffällt, also total reflektiert und bei den oberen Flächen wieder in die Luft zurückgeworfen wird; auf diesem Zurückwerfen alles auf ihn fallenden Lichtes beruht das Blitzen, Funkeln, Brillieren des Diamanten; schleift man Glas, Bergkrystall u. s. w. ebenso wie Diamant, so fehlt diesen viel von dem Feuer desselben, weil der Grenzwinkel dieser Stoffe größer ist, also ziemlich viele der unten auffallenden Strahlen nicht zurückgeworfen, sondern durchgelassen werden, also verloren gehen.

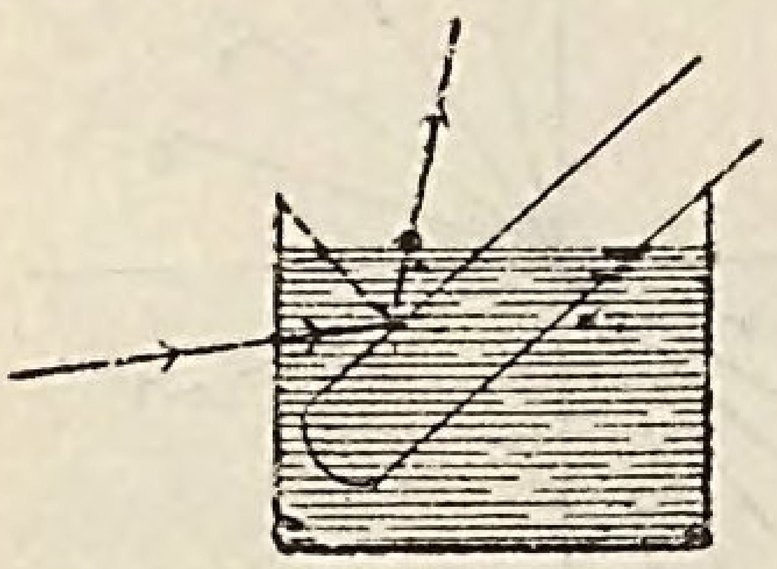


Fig. 263.

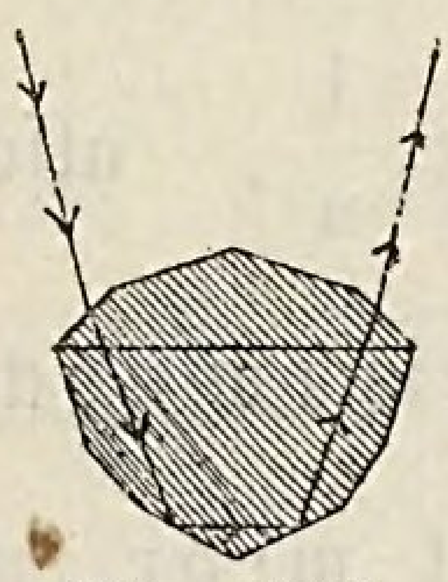


Fig. 264.

Auf der totalen Reflexion beruht auch die Camera lucida (oder camera clara) von Wollaston, die das Abzeichnen von Gegenständen erleichtert (Fig. 265).

Sie besteht aus einem vierseitigen Glasprisma, von dem zwei Flächen auf einander senkrecht stehen, die beiden andern wie die Seiten eines regulären Achtecks geneigt sind. Das Prisma wird so gestellt, daß sie eine der beiden senkrechten Flächen dem Gegenstande zugekehrt, also nahezu vertikal, die andere oben und horizontal steht. Die Lichtstrahlen vom Gegenstande dringen durch die vertikale Fläche (ohne wesentlich gebrochen zu werden) ein, treffen die eine schräge Seite unter einem Winkel, der größer ist als der Grenzwinkel, können also nicht aus dem Glase in die Luft, sondern werden total reflektiert; so treffen sie die zweite schräge Seite, werden wieder total reflektiert, treffen dann auf die obere Fläche fast senkrecht und treten dort aus dem Prisma aus. Ein oben befindliches Auge sieht also das Spiegelbild des Gegenstandes unten. Wird dieses Prisma auf einem stabförmigen Träger befestigt, und dieser an ein Zeichenbrett angeschraubt, so sieht das Auge das Spiegelbild unter sich auf der Papierfläche. Man muß nun das Auge recht nahe an die Kante des Prismas halten, so daß man mit der einen Hälfte des Auges das Spiegelbild des Gegenstandes und mit der anderen Hälfte

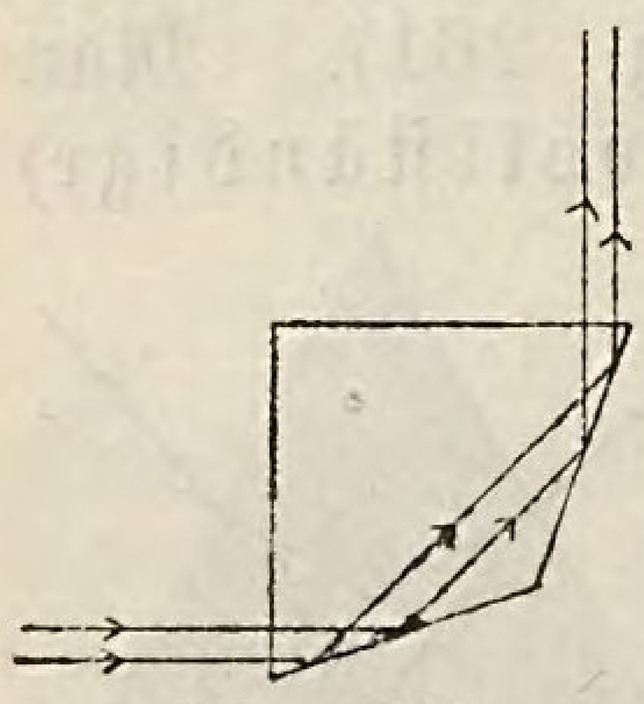


Fig. 265.

des Auges, am Prisma vorbeischauend, zugleich das Papier unten und die Spitze des Bleistiftes sieht; dann kann man mit dem Stifte die Umrisse des Bildes (bei einiger Übung) leicht und richtig nachfahren und so mechanisch den Gegenstand abzeichnen.

206. Brechung durch ein Prisma.

Ist ein durchsichtiger Stoff von zwei gegen einander geneigten Flächen begrenzt, so nennt man ihn ein optisches Prisma (Fig. 266). Trifft der Lichtstrahl unter dem Winkel i die erste Fläche, so wird er unter dem Winkel r gebrochen, so daß $\frac{\sin i}{\sin r} = n$; er trifft dann unter dem Winkel i′ ($= \alpha - r$) die zweite Fläche, wird dort nochmals gebrochen, so daß $\frac{\sin i'}{\sin r'} = \frac{1}{n}$,

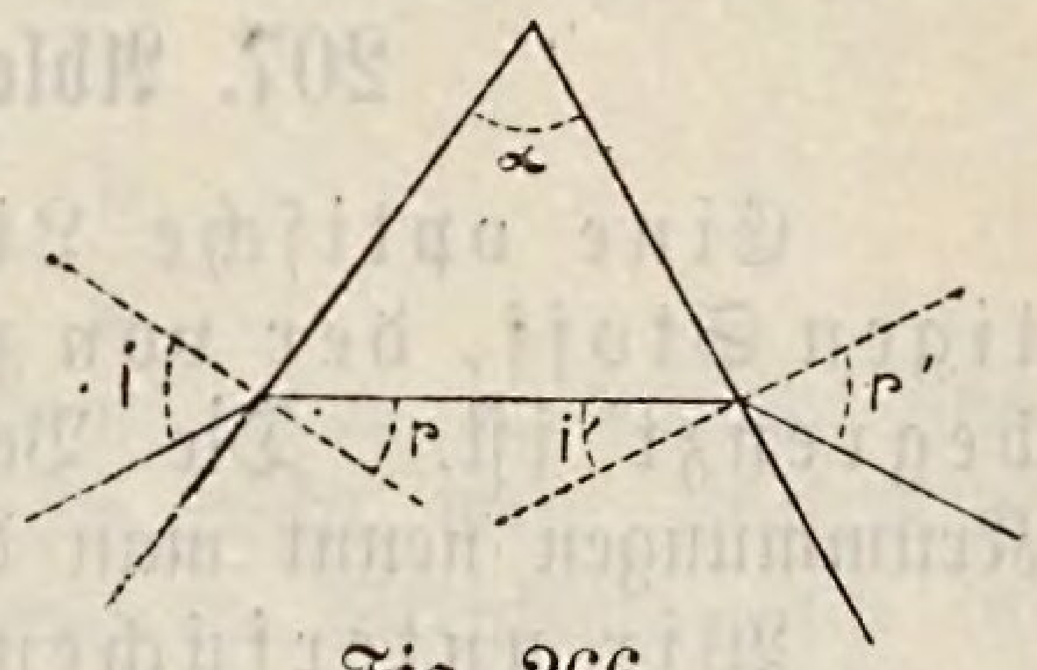


Fig. 266.

hat also beim Austritte aus dem Prisma eine ganz andere Richtung als beim Eintritte. Man sagt, der Lichtstrahl ist durch das Prisma von seiner Bahn abgelenkt worden. Man nennt den Winkel α den brechenden Winkel des Prismas, und benützt solche Prismen zur Bestimmung des Brechungskoefficienten der Substanz, aus der sie hergestellt sind, und zwar nach folgenden zwei Methoden:

1) Methode der senkrechten Incidenz (Fig. 267). Man läßt den Lichtstrahl senkrecht auf die erste Fläche fallen, so wird er nicht von dieser, sondern nur von der zweiten gebrochen. Man mißt den brechenden Winkel α und die Ablenkung δ, welche der Strahl durch das Prisma erfahren hat, so ist $i = \alpha$, $r = \alpha + \delta$, also $\frac{\sin i}{\sin r} = \frac{1}{n}$, also $n = \frac{\sin(\alpha + \delta)}{\sin \alpha}$.

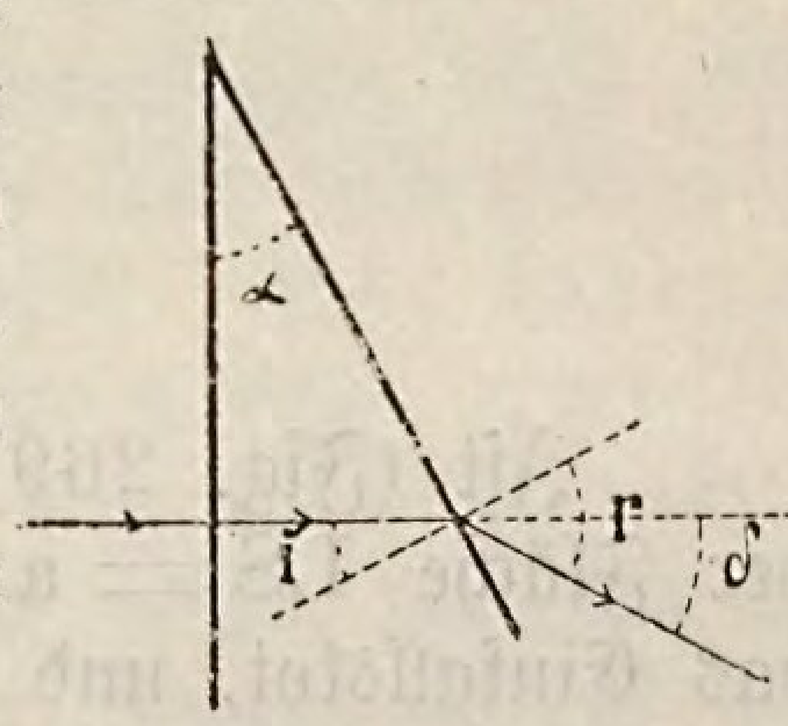


Fig. 267.

2) Methode durch das Minimum der Ablenkung (Fig. 268). Stellt man das Prisma so, daß der Lichtstrahl beim Ein- und Austritt gleiche Winkel mit den Prismenflächen macht, so findet man, daß er dann gerade am wenigsten abgelenkt ist; dreht man das Prisma ein wenig nach der einen oder anderen Seite, so wird der Lichtstrahl stärker abgelenkt. Man kann es also auch durch Drehen des Prismas leicht dahin bringen, daß der Lichtstrahl gerade am wenigsten abgelenkt ist, das Minimum der Ablenkung zeigt. Man mißt den brechenden Winkel α

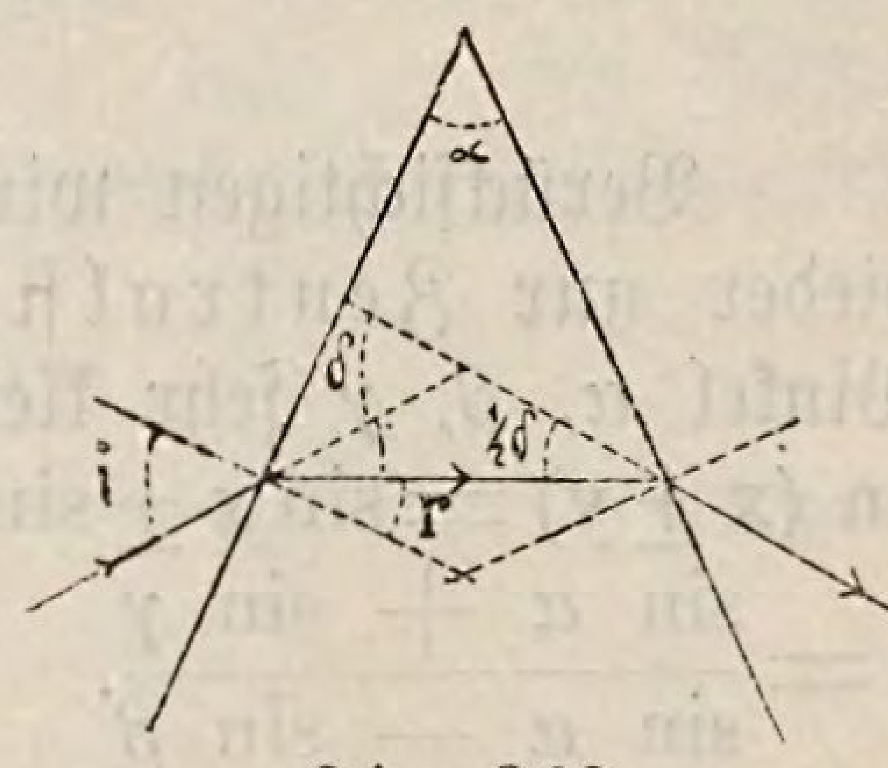


Fig. 268.

des Prismas und diese Ablenkung δ, so ist $\frac{\sin i}{\sin r} = n$, aber $i = \frac{\alpha}{2} + \frac{\delta}{2}$, $r = \frac{\alpha}{2}$, also $n = \frac{\left(\frac{\alpha+\delta}{2}\right)}{\sin\frac{\alpha}{2}}$.

Sphärische Linsen.

207. Ableitung der Bildgleichung.

Eine optische Linse nennt man einen durchsichtigen Stoff, der von zwei sphärisch gekrümmten Flächen begrenzt ist. Die Verbindungslinie der Mittelpunkte beider Krümmungen nennt man die Achse der Linse.

Wir untersuchen den Gang der Lichtstrahlen, die von einem Punkte der Achse ausgehen. Wir nehmen an, Licht komme von Luft und dringe in ein zweites Medium ein von Brechungskoefficienten n bei einer sphärischen Fläche, deren Krümmungsradius $= r_1$ ist; r_1 soll dann als positiv genommen werden, wenn das Licht die convexe Seite der Krümmung trifft.

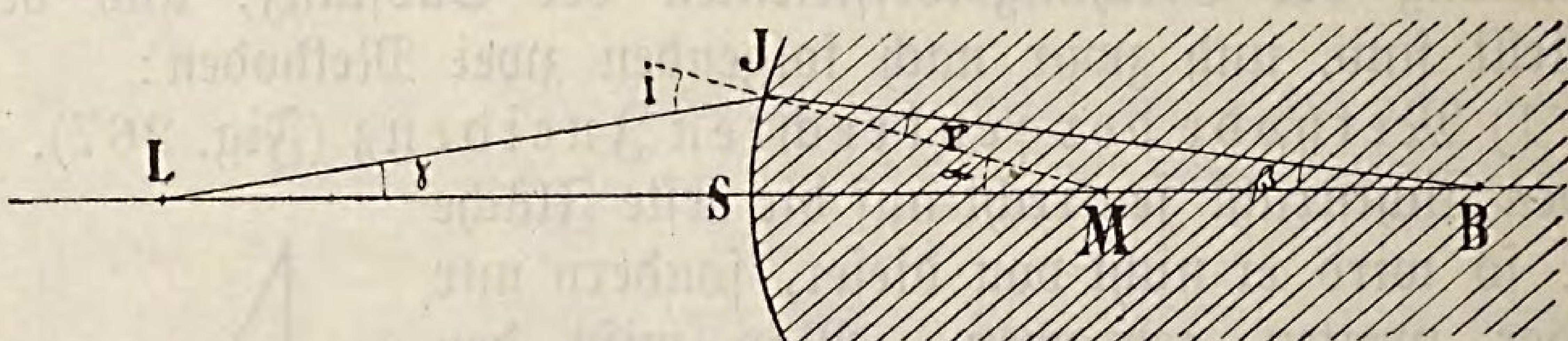


Fig. 269.

Ist (Fig. 269) L der leuchtende Punkt, dessen Abstand von der Fläche $LS = a$ ist, LJ ein einfallender Strahl, so ist JM das Einfallslot, und es sei JB der gebrochene Strahl, der die Achse im Punkte B schneidet, so daß $SB = b$.

Dann ist: $n = \frac{\sin i}{\sin r}$; da $i = \alpha + \gamma$, $r = \alpha - \beta$, so ist

$$n = \frac{\sin(\alpha+\gamma)}{\sin(\alpha-\beta)}.$$

Berücksichtigen wir, ähnlich wie bei den sphärischen Spiegeln, wieder nur Zentralstrahlen, so sind alle hier vorkommenden Winkel α, β, γ sehr klein, so daß man ohne beträchtlichen Fehler $\sin(x \pm y) = \sin x \pm \sin y$ setzen kann; es ist dann:

$n = \frac{\sin\alpha + \sin\gamma}{\sin\alpha - \sin\beta}$. Bezeichnet man JS mit x, so kann man, ohne einen beträchtlichen Fehler zu machen, setzen $\sin\alpha = \frac{JS}{MS} =$

$\frac{x}{r_1}$, $\sin\gamma = \frac{JS}{LJ} = \frac{JS}{LS} = \frac{x}{a}$, $\sin\beta = \frac{JS}{JB} = \frac{JS}{SB} = \frac{x}{b}$; dies eingesetzt gibt:

$$n = \frac{\frac{x}{r_1} + \frac{x}{a}}{\frac{x}{r_1} - \frac{x}{b}};\quad n = \frac{b\,(a + r_1)}{a\,(b - r_1)}, \text{ oder}$$

$$abn - anr_1 = ab + br_1;\ (n - 1)\,ab - br_1 = anr_1;$$

dividiert man mit abr_1, so ist:

$$\text{A)}\quad \frac{n}{b} = \frac{n-1}{r_1} - \frac{1}{a}.$$

Aus dieser Gleichung kann man, wenn a, n, r_1 bekannt sind, b berechnen; da in ihr die Größe $x = JS$ nicht mehr vorkommt, so erkennt man, daß alle von A ausgehenden Strahlen nach der Brechung durch denselben Punkt B gehen, gleichgültig, wo sich J befindet, wenn es nur so nahe an S liegt, daß wir die Strahlen noch als Zentralstrahlen ansehen können; denn für alle diese Strahlen gilt dieselbe Gleichung A und liefert, da a, n, r_1 dieselben sind, auch dieselben Werte von b. Also: *Gehen Lichtstrahlen vom Punkte L aus, so schneiden sie sich nach der Brechung alle (mit sehr großer Genauigkeit) in demselben Punkte B, dessen Abstand b von der Fläche durch die Gleichung A gefunden werden kann.*

Bei einer Linse verläuft aber das eingedrungene Licht nicht lange im Innern des Mediums (Glas), sondern tritt bald wieder in die Luft aus, indem es nochmals gebrochen wird. *Wir betrachten den Gang der Lichtstrahlen nach dieser zweiten Brechung* (Fig. 270). Wir wissen schon, daß die Lichtstrahlen, da sie auch wieder durch eine sphärische Fläche gehen, sich nach der Brechung in einem Punkte der Achse schneiden, dessen Abstand von der Fläche S′B′ = b′ aus A berechnet werden kann. Man hat dazu in Gleichung A zu setzen: Statt n, $\frac{1}{n}$, da das Licht diesmal aus dem Medium (Glas) wieder in Luft geht, statt r_1 den Krümmungsradius der zweiten Fläche r_2; statt a, das ja den Abstand des leuchtenden Punktes von der Fläche bedeutet, hat man zu setzen

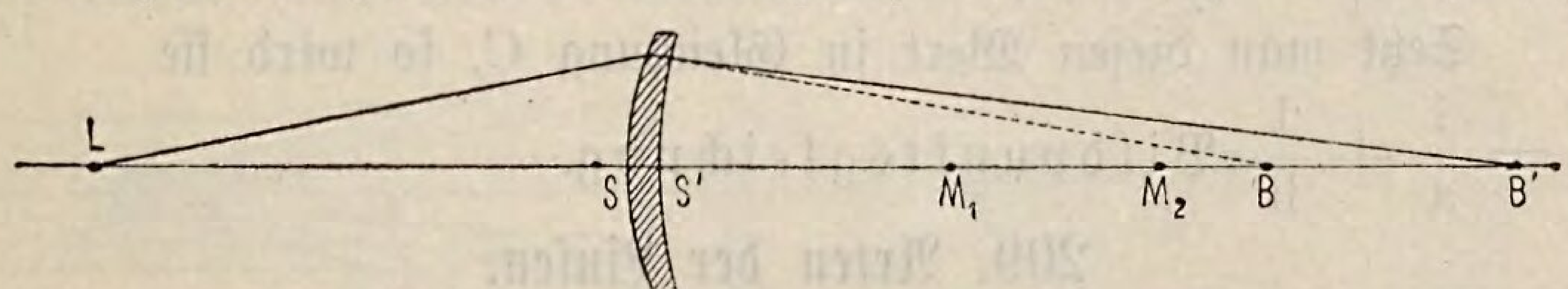


Fig. 270.

— b; denn die Lichtstrahlen treffen die zweite Fläche nicht so, als wenn sie von einem vor der Fläche liegenden Punkte herkämen,

sondern so, als wenn sie auf einen hinter der Fläche liegenden Punkt B hin wollten; deshalb muß man dessen Abstand negativ nehmen; dieser Abstand ist b, wenigstens kann er ohne merklichen Fehler = b angenommen werden, wenn die Dicke der Linse verhältnismäßig gering ist.

Macht man diese Einsetzungen in Gleichung A, so wird

$$B) \quad \frac{1}{nb'} = \frac{\frac{1}{n} - 1}{r_2} + \frac{1}{b} \quad \text{oder} \quad B) \quad \frac{1}{b'} = \frac{1-n}{r_2} + \frac{n}{b}.$$

Eliminiert man b aus A und B durch Addition, so wird:

$$C) \quad (n-1)\left(\frac{1}{r_1} - \frac{1}{r_2}\right) = \frac{1}{a} + \frac{1}{b'}.$$

Diese Gleichung C gibt also an: **Wenn das Licht von einem Punkte der Achse (Abstand = a) die Linse durchdringt, so schneiden sich die gebrochenen Strahlen alle in einem Punkte B' der Achse, dessen Abstand b' von der Linse aus dieser Gleichung C berechnet werden kann.** Dies gilt aber nur, wenn wir **Zentralstrahlen** betrachten und die **Dicke** der Linse **verhältnismäßig klein** ist.

Man findet ferner durch ähnliche Ableitung, daß dieselbe Gleichung C gilt, wenn etwa die sphärische Fläche dem einfallenden Lichte die **concave** Seite zuwendet (nur ist dann der Krümmungsradius als **negativ** einzusetzen), und wenn die Lichtstrahlen sich nach der Brechung nicht in einem Punkte B' **hinter** sondern **vor** der Linse schneiden (nur ist dann b' als — einzusetzen).

208. Brennpunktsgleichung.

Die Gleichung C kann noch weiter vereinfacht werden durch Einführung der **Brennweite**. Fallen nämlich parallele (vom Unendlichen kommende) Lichtstrahlen parallel der Achse auf, so gehen sie nach der Brechung auch durch einen Punkt. Nennt man ihn den **Brennpunkt** und bezeichnet seinen Abstand von der Linse mit f, so findet man die Größe von f, wenn man in Gleichung C statt a $= \infty$, also $\frac{1}{a} = 0$ und $b' = f$ setzt, also

$$(n-1)\left(\frac{1}{r_1} - \frac{1}{r_2}\right) = \frac{1}{f} \quad \textbf{Brennpunktsgleichung.}$$

Setzt man diesen Wert in Gleichung C, so wird sie

$$\frac{1}{f} = \frac{1}{a} + \frac{1}{b} \quad \textbf{Bildpunktsgleichung.}$$

209. Arten der Linsen.

Wir betrachten zunächst die **Brennpunktsgleichung** $(n-1)\left(\frac{1}{r_1} - \frac{1}{r_2}\right) = \frac{1}{f}$. Wir können aus derselben die Brennweite

f berechnen, wenn n r_1 r_2 bekannt sind. Es sei $n > 1$, also die Linse, wie es gewöhnlich der Fall ist, aus einem stärker brechenden Stoffe als Luft gemacht, z. B. aus Glas. Man unterscheidet zweierlei Arten von Linsen:

a) Die positiven Linsen, Brenngläser oder Sammellinsen; das sind solche, die eine positive Brennweite haben, bei denen der Brennpunkt hinter der Linse liegt, bei denen die gebrochenen Strahlen sich wirklich in einem Punkte schneiden (reeller Brennpunkt). Läßt man etwa Sonnenlicht auf solche Linsen auffallen, und hält in den Brennpunkt einen Schirm, so zeigt sich im Brennpunkt ein sehr heller Fleck, welcher auch sehr heiß ist.

Solche positive Linsen sind (Fig. 271):

1) Die biconvexe: Bei ihr ist r_1 positiv, weil das Licht die convexe Seite der ersten Fläche trifft, r_2 ist negativ, weil das Licht die concave Seite der zweiten Fläche trifft, also $-\frac{1}{r_2}$ ist auch positiv; demnach ist $(n-1)\left(\frac{1}{r_1}-\frac{1}{r_2}\right)$ positiv; also f ist positiv.

2) Die concavconvexe: Bei ihr ist $r_1 = +$, $r_2 = +$, und $r_1 < r_2$, also $\frac{1}{r_1} > \frac{1}{r_2}$, also die Differenz $\frac{1}{r_1} - \frac{1}{r_2}$ ist positiv, also ist f positiv.

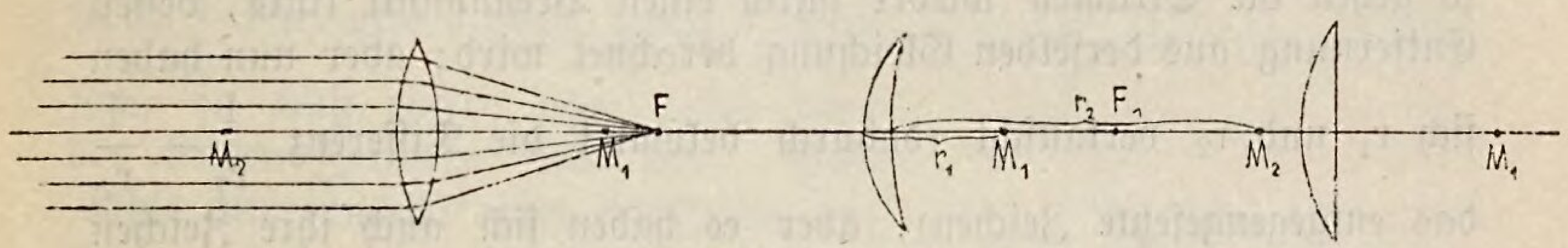


Fig. 271.

3) Die planconvexe, bei der die eine Fläche eben ist, so daß $r_2 = \infty$, $\frac{1}{r_2} = 0$ zu setzen ist; r_1 ist positiv, somit f positiv.

Alle positiven Linsen sind in der Mitte dicker als am Rande.

b) Die negativen Linsen (Zerstreuungsgläser) haben eine negative Brennweite, der Brennpunkt liegt vor der Linse, die gebrochenen Strahlen gehen nicht wirklich durch den Brennpunkt, sondern divergieren so, als wenn sie vom Brennpunkte herkämen (virtueller Brennpunkt).

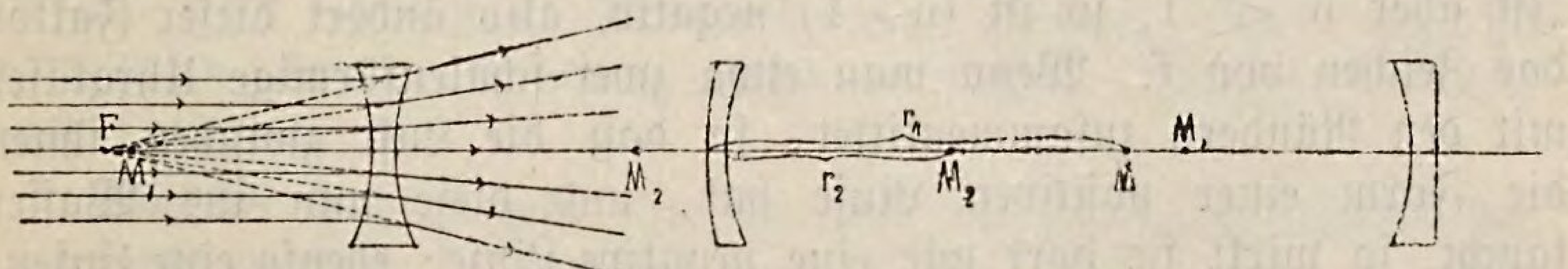


Fig. 272.

Solche negative Linsen sind (Fig. 272):

1) Die biconcave: bei ihr ist r_1 negativ, weil die erste Fläche auf der concaven Seite vom Lichte getroffen wird; r_2 ist positiv, aber $\frac{1}{r_2}$ wird subtrahiert, also ist $\left(\frac{1}{r_1} - \frac{1}{r_2}\right)$ negativ, somit f negativ.

2) Die convexconcave: bei ihr ist r_1 und r_2 positiv, aber $r_1 > r_2$, $\frac{1}{r_1} < \frac{1}{r_2}$, also $\frac{1}{r_1} - \frac{1}{r_2}$ negativ, also f negativ.

3) Die planconcave: bei ihr ist eine Fläche eben, also etwa $r_1 = -$ und $r_2 = \infty$, also $\frac{1}{r_2} = 0$, also $\left(\frac{1}{r_1} - \frac{1}{r_2}\right) = -\frac{1}{r_1}$, also negativ, somit f negativ. Die negativen Linsen sind in der Mitte dünner als am Rande.

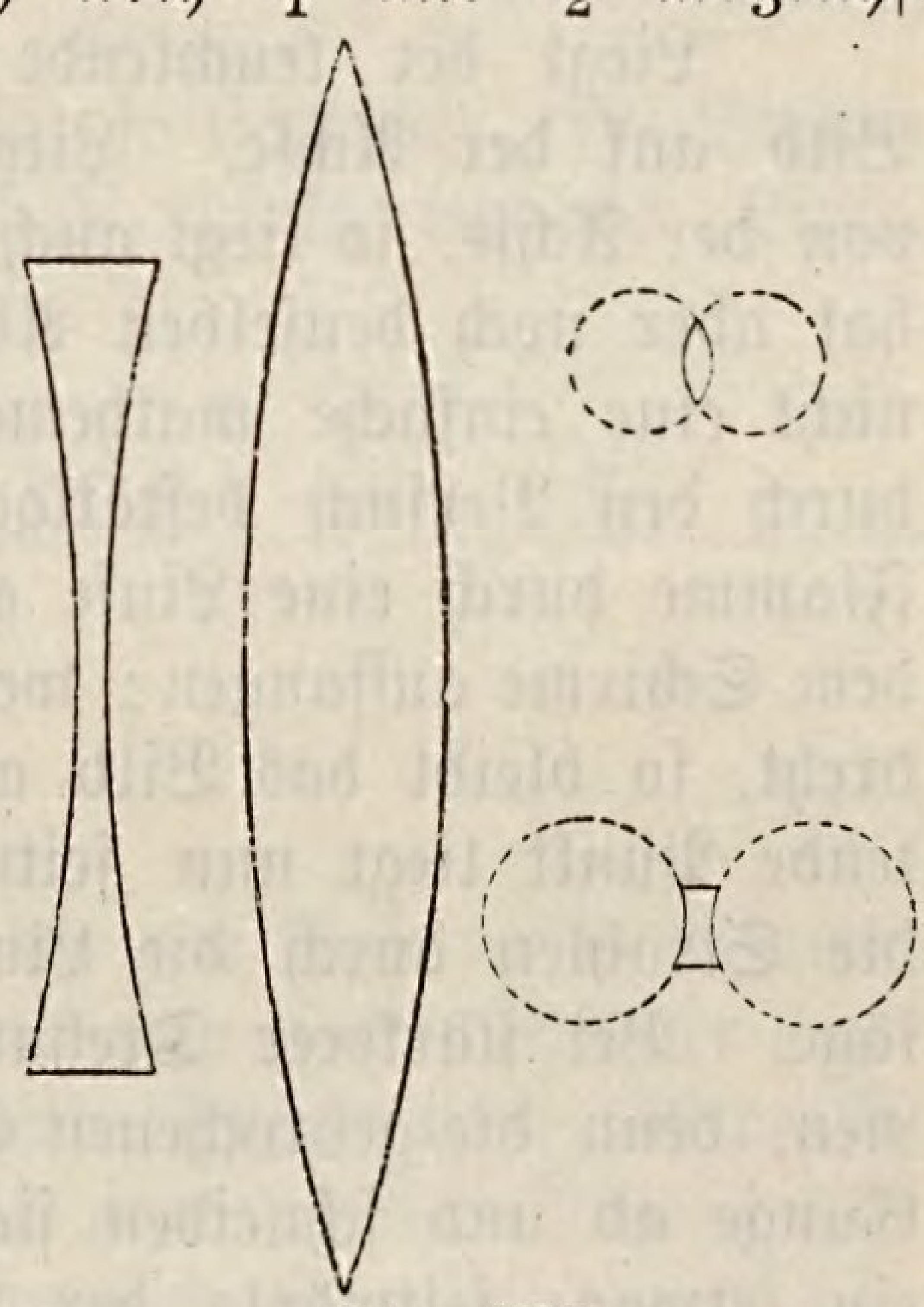
210. Anzahl und Art der Brennpunkte.

Jede Linse hat zwei Brennpunkte. Läßt man das Licht von der einen (etwa linken) Seite auf die Linse fallen, so gehen die gebrochenen Strahlen durch den einen Brennpunkt rechts, dessen Entfernung berechnet wird aus $(n-1)\left(\frac{1}{r_1} - \frac{1}{r_2}\right) = \frac{1}{f}$. Läßt man das Licht nun von der andern (rechten) Seite auf die Linse fallen, so gehen die Strahlen wieder durch einen Brennpunkt links, dessen Entfernung aus derselben Gleichung berechnet wird; aber nun haben sich r_1 und r_2 vertauscht (dadurch bekommt die Differenz $\frac{1}{r_1} - \frac{1}{r_2}$ das entgegengesetzte Zeichen), aber es haben sich auch ihre Zeichen vertauscht, da jede Fläche nun auf der entgegengesetzten Seite vom Licht getroffen wird; deshalb hat die Brennweite wieder denselben Wert und dasselbe Zeichen. Die zwei Brennpunkte liegen also auf verschiedenen Seiten der Linse, beide in gleichen Abständen. Das Umkehren der Linse ändert also ihre Art und den Gang der Lichtstrahlen nicht. Denjenigen Brennpunkt, der den eben einfallenden Lichtstrahlen angehört, nennt man den ersten Brennpunkt, den andern nennt man den zweiten.

Wir haben bisher vorausgesetzt, daß $n > 1$, also der Faktor $(n-1)$ positiv sei, z. B. bei einer Glaslinse in Luft oder Wasser. Ist aber $n < 1$, so ist $(n-1)$ negativ, also ändert dieser Faktor das Zeichen von f. Wenn man etwa zwei schalenförmige Uhrgläser mit den Rändern zusammenkittet, so daß die Luft zwischen ihnen die Form einer positiven Linse hat, und diese nun ins Wasser taucht, so wirkt sie dort wie eine negative Linse; ebenso eine linsenförmige Luftblase in Glas, wie man sie in Fensterscheiben findet.

211. Größe der Brennweite.

Soll eine Linse eine sehr kurze Brennweite haben, also f klein, demnach $\frac{1}{f}$ groß sein, so muß man einen, oder besser beide Faktoren $(n-1)\left(\frac{1}{r_1}-\frac{1}{r_2}\right)$ groß machen. Man macht also n groß, indem man einen Stoff wählt, der das Licht sehr stark bricht. Um $\frac{1}{r_2}-\frac{1}{r_2}$ groß zu machen, ist es am besten, dem r_1 und r_2 verschiedene Zeichen zu geben, so daß ihre Werte addiert werden (also biconvex oder biconcav) und dann auch noch r_1 und r_2 möglichst klein zu machen. Sind aber diese Krümmungsradien klein, so folgt von selbst, daß auch die Linse sehr klein sein muß. Also Linsen von sehr kurzer Brennweite haben meist entgegengesetzt gerichtete Krümmungsflächen, sehr kleine Krümmungsradien und können nicht groß sein (Fig. 273).


Fig. 273.

Soll die Linse eine große Brennweite haben, also f groß, somit $\frac{1}{f}$ klein sein, so muß einer, oder besser jeder der beiden Faktoren klein sein. Man wählt also zunächst einen Stoff, der das Licht schwach bricht. Um ferner $\frac{1}{r_1}-\frac{1}{r_2}$ klein zu machen, kann man dem r_1 und r_2 gleiche Zeichen geben, so daß ihre Werte subtrahiert werden (also convex-concav oder concav-convex); man thut dies jedoch selten, doch macht man gerne eine Fläche eben. Man macht die Krümmungsradien r_1 und r_2 beide sehr groß, so wird $\frac{1}{r_1}$ und $\frac{1}{r_2}$ sehr klein, also sogar ihre Summe noch recht klein. Hiebei ist es möglich, die Linse selbst groß zu machen, ohne daß ihre Dicke verhältnismäßig zu groß wird. Also Linsen von großer Brennweite haben sehr große Krümmungsradien und können (aber müssen nicht) groß sein.

Wie bei Hohlspiegeln, so ist auch bei (positiven) Linsen der Brennpunkt deshalb so benannt worden, weil wenn man Sonnenstrahlen auf die Linse fallen läßt, nicht bloß die Licht-, sondern auch die Wärmestrahlen in einem Punkt (kleinen Fleck) vereinigt werden und dort eine große Hitze erzeugen.

Das war bald nach Erfindung der Brenngläser bekannt; Mariotte machte positive Linsen aus Eis und entzündete damit Schießpulver; Tschirnhaus machte Linsen von 90 *cm* Durchmesser und 4,34 *m* Brennweite, in deren Brennpunkt alle Metalle schmolzen, Wasser ins Kochen kam und die Verbrennlichkeit des Diamanten nachgewiesen wurde (1687). Für optische Zwecke waren diese Linsen ganz unbrauchbar, denn sie waren voll „Schlieren".

212. Art, Lage und Größe der Bilder.

Wir untersuchen die Bilder von Gegenständen, welche von den Linsen entworfen worden, und führen zunächst folgende allgemeine Sätze an.

Liegt der leuchtende Punkt auf der Achse, so liegt auch das Bild auf der Achse. Liegt der leuchtende Punkt etwas seitwärts von der Achse, so liegt auch das Bild etwas seitwärts von der Achse; hat aber noch denselben Abstand von der Linse. Man kann hiefür nicht eine einfache mathematische Ableitung machen, aber es leicht durch den Versuch bestätigen. Läßt man nämlich das Licht einer Flamme durch eine Linse gehen, so kann man ihr Licht leicht auf dem Schirme auffangen; wenn man nun die Linse etwas (nur wenig) dreht, so bleibt das Bild auf dem Schirme unverändert. Der leuchtende Punkt liegt nun seitwärts der Achse; gleichwohl gehen aber die Strahlen durch die Linse ebenso, wie wenn er auf der Achse läge. Bei stärkerer Drehung der Linse wird das Bild verschwommen, denn die gebrochenen Strahlen weichen dann weit vom früheren Gange ab und schneiden sich keineswegs mehr in einem Punkte. Da ein (etwas) seitwärts der Achse liegender Punkt ein Bild entwirft, wie wenn er auf der Achse läge, so nennt man die Verbindungslinie des Punktes mit der Mitte der Linse eine Nebenachse der Linse; auf ihr oder ihrer Verlängerung liegt das Bild des Punktes.

Rückt also der leuchtende Punkt L etwas seitswärts der Achse nach L′, so daß LL′ $\perp$ Achse, so entfernt sich auch das Bild B etwas seitwärts der Achse nach B′, so daß BB′ $\perp$ Achse. Ist also LL′ ein leuchtender Gegenstand, so ist BB′ sein Bild.

Aus der Ähnlichkeit der Dreiecke (Fig. 274) ersieht man, daß **die Größen von Gegenstand und Bild sich verhalten wie ihre Abstände von der Linse.**

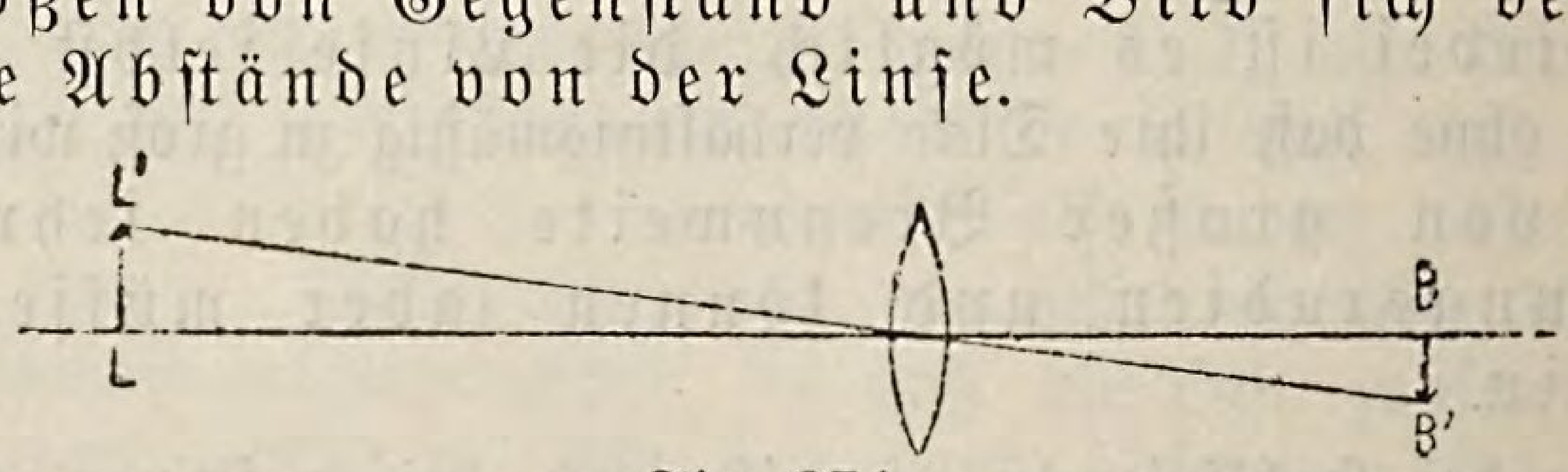


Fig. 274.

Der von L′ aus durch die Mitte der Linse gehende Strahl geht ungebrochen durch nach B′; dies ist jedoch nur dann der Fall, wenn die Dicke der Linse verhältnismäßig sehr klein ist, und erklärt

sich dann leicht daraus, daß der Strahl durch parallele Flächen ein- und austritt.

Liegt das Bild hinter der Linse, so ist es stets reell, liegt es vor der Linse, so ist es virtuell.

Liegen Gegenstand und Bild auf verschiedenen Seiten der Linse, so sind sie der Stellung nach verschieden, das Bild ist verkehrt; liegen beide auf derselben Seite der Linse, so haben sie auch die gleiche Stellung; das Bild ist aufrecht.

213. Bilder von positiven Linsen.

Zur Untersuchung der Lage der Bilder benützen wir die Bildgleichung $\frac{1}{f} = \frac{1}{a} + \frac{1}{b}$, woraus $\frac{1}{b} = \frac{1}{f} - \frac{1}{a}$. Wir nehmen an, das Licht komme von links (Fig. 275), so liegt der erste Brennpunkt F_1 rechts, der zweite Brennpunkt F_2 links von der Linse.

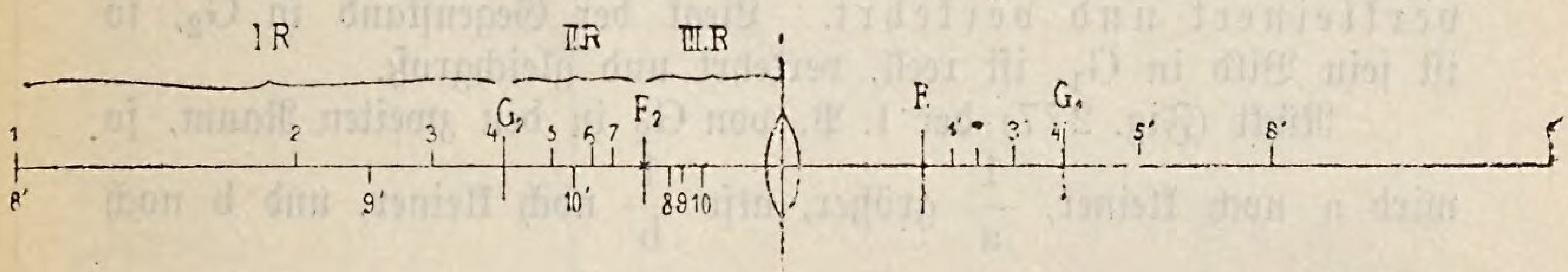


Fig. 275.

Wir teilen den Raum vom Unendlichen bis zur Linse in 3 Räume; der erste Raum reicht vom Unendlichen bis zum Endpunkte der doppelten zweiten Brennweite (G_2), der zweite Raum vom Endpunkte der doppelten zweiten Brennweite (G_2) bis zum zweiten Brennpunkte (F_2), der dritte Raum vom zweiten Brennpunkte bis zur Linse. Ebenso wird der Raum hinter der Linse geteilt: der dritte Raum von der Linse bis F_1, der zweite von F_1 bis G_1, der erste von G_1 bis ins Unendliche.

Liegt nun der leuchtende Punkt im Unendlichen, so ist in der Bildgleichung $a = \infty$, $\frac{1}{a} = o$, also $\frac{1}{b} = \frac{1}{f}$, $b = f$; also liegt das Bild im Brennpunkte und ist reell. Das Bild eines endlichen Gegenstandes wäre demnach ein Punkt, also selbst unendlich klein; nur ein unendlich großer Gegenstand könnte also ein Bild von meßbarer Größe haben. Zwei Sterne geben zwei Bilder von meßbarem Abstande; da wir sie in Bezug auf die Linse als im Unendlichen liegend betrachten, so müssen wir auch ihren Abstand als unendlich groß ansehen. Ihre Bilder entstehen dort, wo die Achsen der die Linsen treffenden Büschel von parallelen Strahlen die in F_1 zur Achse senkrechte Ebene (Brennpunktsebene) treffen (wobei der Winkel zwischen den beiden Achsen als klein vorausgesetzt wird).

Rückt (Fig. 276) der leuchtende Punkt vom Unendlichen gegen G_2, so wird a kleiner, also $\frac{1}{a}$ größer, also wird aus der Bild-

gleichung $\frac{1}{b}$ kleiner, also b größer; das Bild rückt somit von F_1

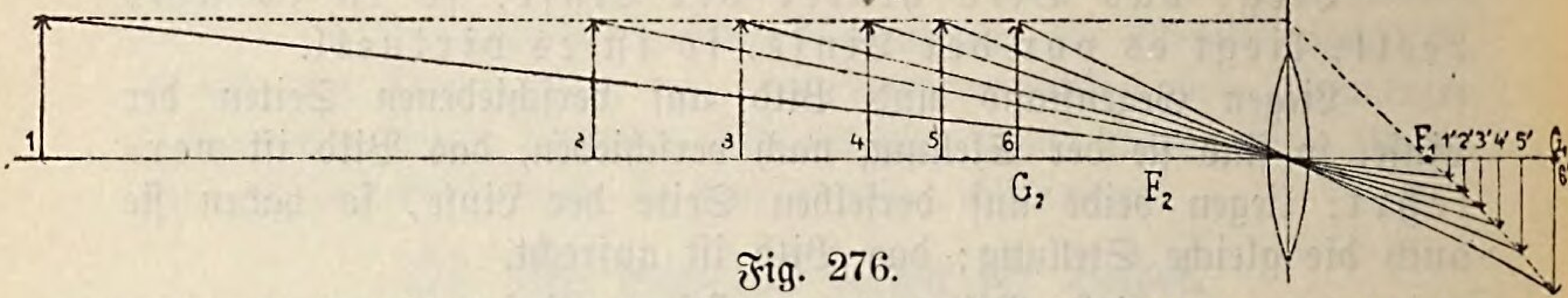


Fig. 276.

aus von der Linse weg in den zweiten Raum. Ist der l. P. in G_2 angekommen, so ist $a = 2f$, also auch $b = 2f$, deshalb liegt das Bild in G_1. Während also der leuchtende Punkt den ersten Raum vom Unendlichen bis G_2 durchläuft, durchläuft das Bild von F_1 aus den zweiten Raum bis G_1 und ist reell. Das Bild eines Gegenstandes ist dabei verkleinert und verkehrt. Liegt der Gegenstand in G_2, so ist sein Bild in G_1, ist reell, verkehrt und gleichgroß.

Rückt (Fig. 277) der l. P. von G_2 in den zweiten Raum, so wird a noch kleiner, $\frac{1}{a}$ größer, also $\frac{1}{b}$ noch kleiner, und b noch

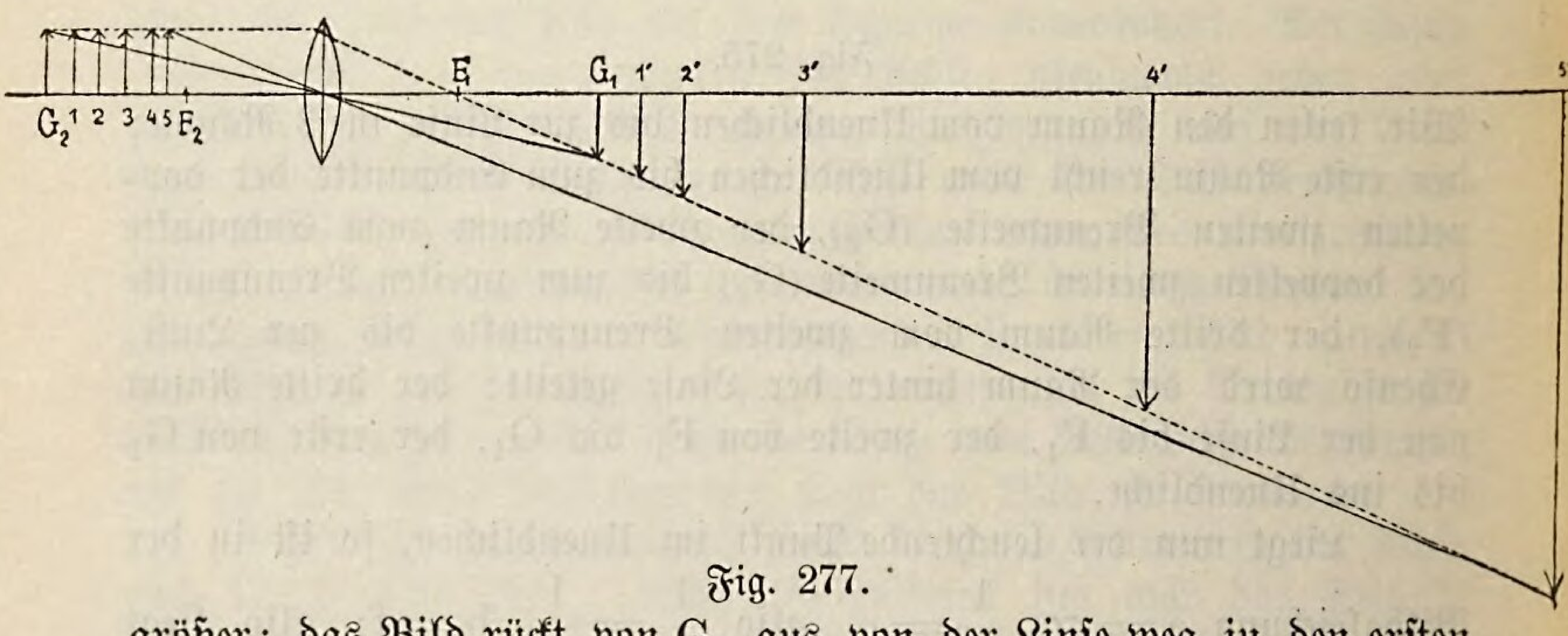


Fig. 277.

größer: das Bild rückt von G_1 aus von der Linse weg in den ersten Raum. Ist der l. P. in F_2 angekommen, so ist $a = f$, also $\frac{1}{b} = 0$, also $b = \infty$: das Bild liegt im Unendlichen, die Lichtstrahlen sind nach der Brechung parallel der Achse. Der zweite Brennpunkt hat also die Eigenschaft, daß, wenn von ihm Lichtstrahlen ausgehen, sie nach der Brechung der Achse parallel sind. Während also der leuchtende Punkt den zweiten Raum von G_2 nach F_2 durchläuft, durchläuft das Bild den ersten Raum von G_1 bis ins Unendliche und ist reell. Die Bilder eines Gegenstandes sind dabei vergrößert und verkehrt.

Rückt (Fig. 278) den l. P. von F_2 in den dritten Raum, so wird $a < f$, also $\frac{1}{a} > \frac{1}{f}$; deshalb ergibt sich $\frac{1}{b}$ negativ. Das

bedeutet, daß das Bild nicht hinter, sondern vor der Linse liegt. So lange dabei a noch nahezu $= f$ ist, ist auch b noch sehr groß; wird a kleiner und schließlich $= 0$, so wird auch b kleiner und schließlich $= 0$. Während also der leuchtende Punkt von F_2 aus den dritten Raum durchläuft, durchläuft das Bild den ganzen Raum vor der Linse vom Unendlichen bis zur Linse und ist virtuell. Die Bilder eines Gegenstandes sind dabei vergrößert und aufrecht.

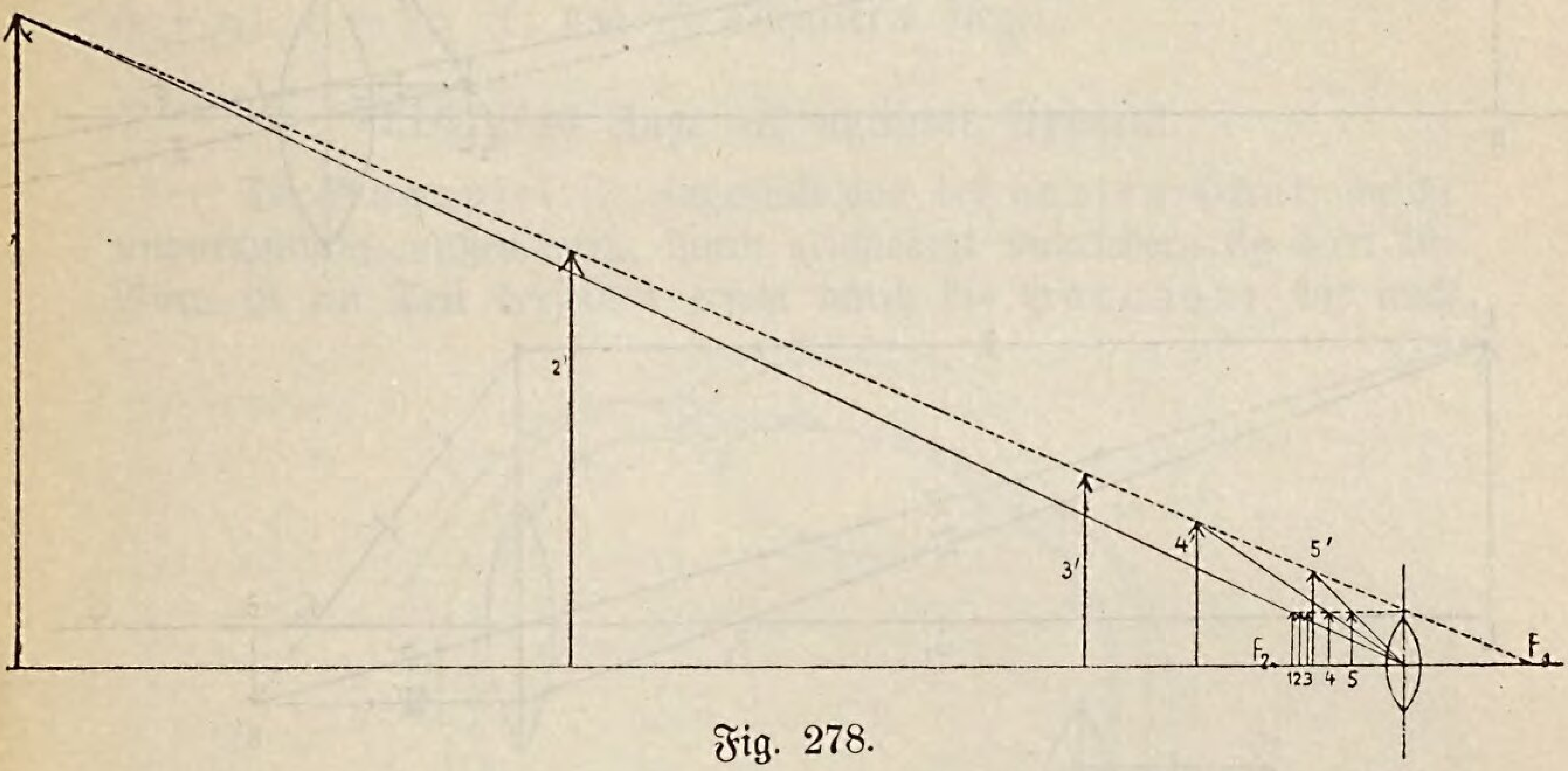


Fig. 278.

Mit einer Kerzenflamme und einer positiven Linse kann man leicht die reellen Bilder erzeugen, auf einem Schirme auffangen und ihre Lage und Größe ersehen.

214. Konstruktion der Bilder.

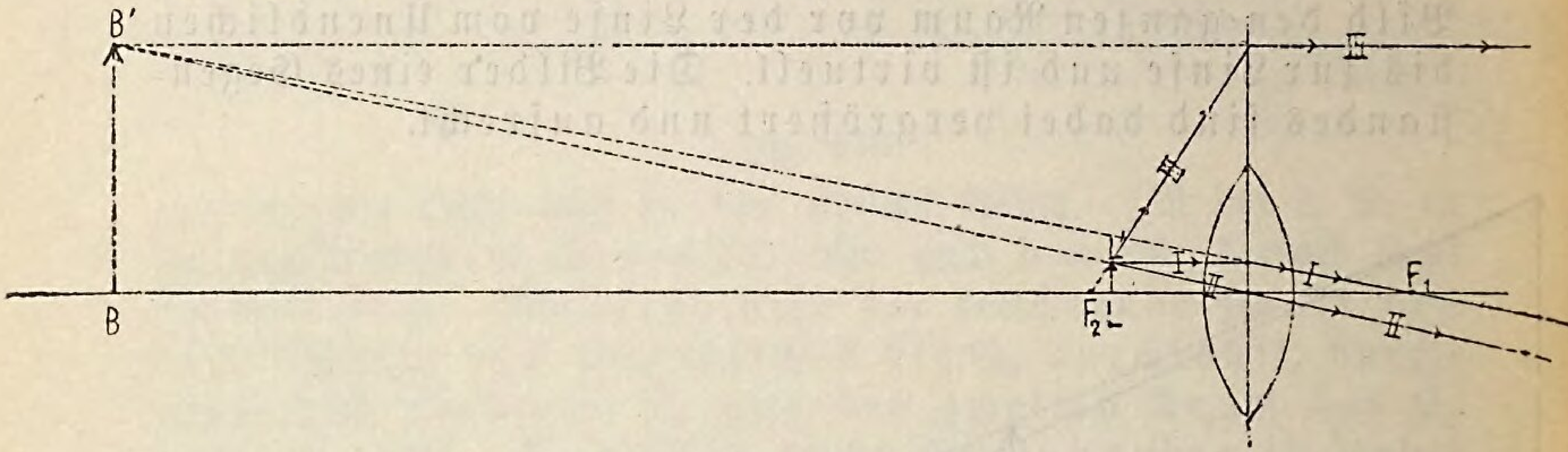
Diese Bilder kann man auch durch geometrische Konstruktion finden, indem man einen etwas seitwärts der Achse liegenden Punkt als leuchtenden annimmt und von ihm aus folgende Strahlen zieht: 1) einen parallel der Achse; er geht nach der Brechung durch den ersten Brennpunkt; 2) einen durch die Mitte der Linse; er geht ungebrochen weiter; man kann noch dazufügen 3) einen Strahl, welcher durch den zweiten Brennpunkt geht; er geht nach der Brechung parallel der Achse. Der Schnittpunkt von zwei (zur Kontrolle drei) gebrochenen Strahlen gibt dann das Bild des leuchtenden Punktes.

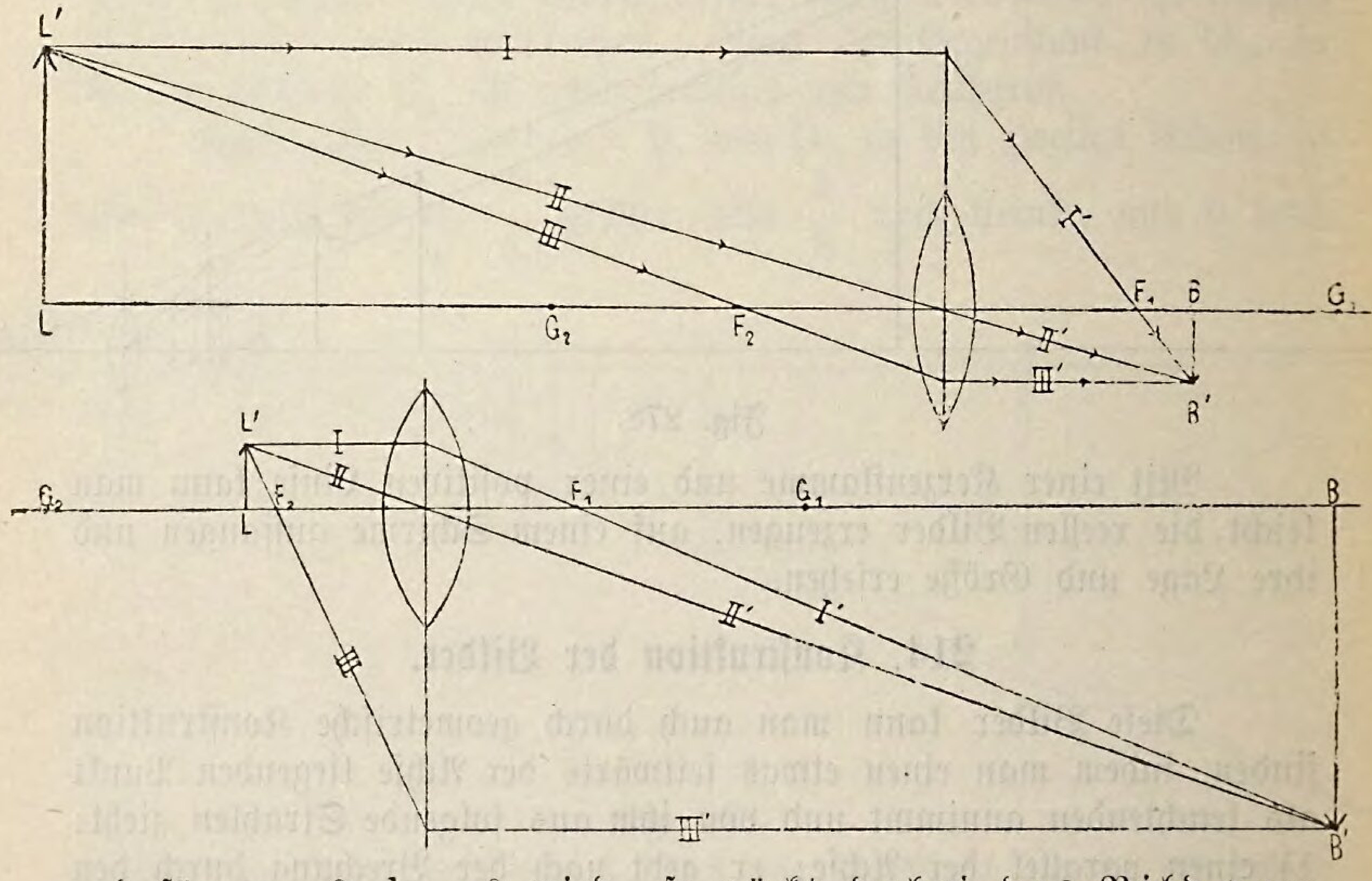
Auf solche Art sind die Bilder in Fig. 279 konstruiert, doch gilt über den Wert solcher Bilder ähnliches wie beim Hohlspiegel.

215. Bilder von negativen Linsen.

Für die Linsen mit negativer Brennweite gilt dieselbe Gleichung $\frac{1}{f} = \frac{1}{a} + \frac{1}{b}$, wobei aber f einen negativen Wert hat. Schrei-

ben wir also $-f$, so ist $\frac{1}{b} = -\frac{1}{f} - \frac{1}{a}$. Hieraus folgt: So lange a positiv ist, also wenn der leuchtende Punkt vom Unendlichen bis zur Linse rückt, ist b **stets negativ, das Bild liegt vor der Linse und ist virtuell;** und da für $a = \infty$, $b = -f$,





und für $a = 0$, $b = 0$ wird, so **rückt dabei das Bild vom Brennpunkt an die Linse, ist verkleinert und aufrecht.** Man kann solche Bilder durch Konstruktion finden (Fig. 280) durch

Fig. 279.

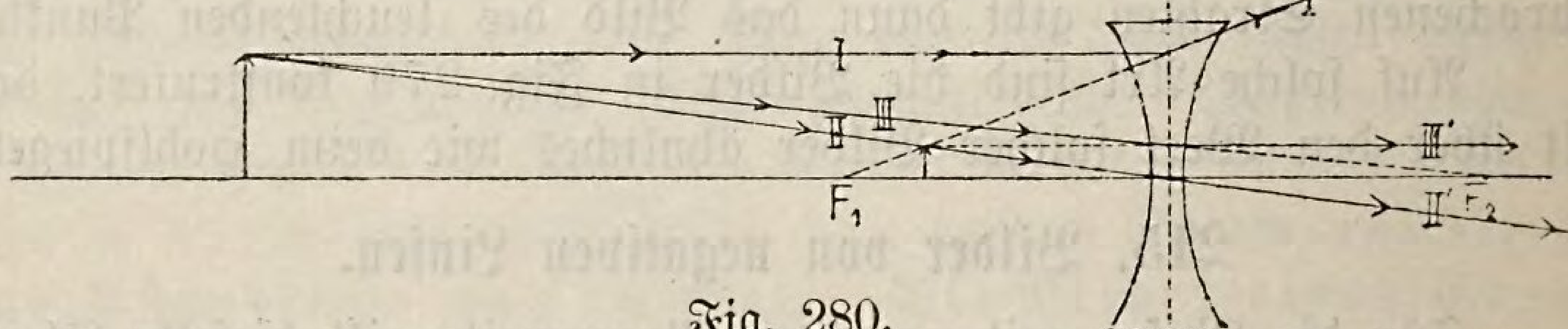


Fig. 280.

Anwendung derselben Sätze, nur ist zu beachten, daß der erste Brennpunkt vor der Linse liegt, der zweite hinter ihr.

Barrow († 1677) gab eine geometrische Methode an, um bei

jeder Linse die Lage des Bildes zu finden für jede Lage des leuchtenden Punktes. Cavalieri stellte 1647 die erste Brennpunktsgleichung auf; nimmt man nämlich $n = \frac{3}{2}$, wie es für Glas im allgemeinen paßt, so ist unsere Gleichung $\frac{1}{f} = (n-1)\left(\frac{1}{r} \pm \frac{1}{r_1}\right)$,

$$\text{oder } f = \frac{r r_1}{(n-1)(r \pm r_1)}, \text{ also } f = \frac{2 r r_1}{r \pm r_1}, \text{ oder}$$

$(r \pm r_1) : r = 2r_1 : f$; das ist Cavalieris Regel.

216. Das Auge als optischer Apparat.

Der Augapfel ist eingehüllt von der harten Haut, welche undurchsichtig, außen weiß, innen geschwärzt und lederartig hart ist. Vorn ist ein Teil derselben ersetzt durch die Hornhaut, die auch

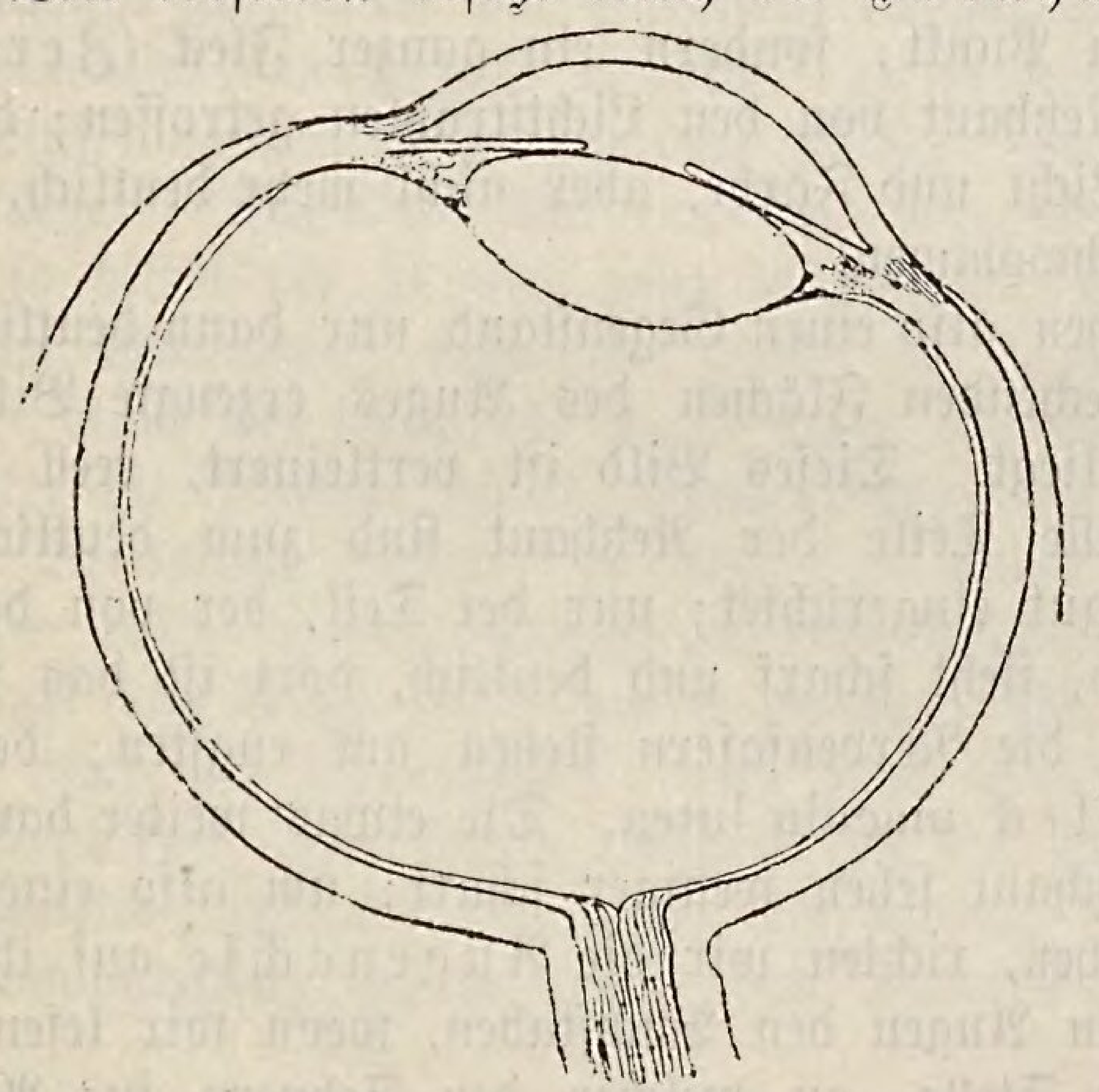


Fig. 281.

lederartig zähe, aber durchsichtig und etwas stärker gewölbt ist. Das Innere des Auges ist durch die Regenbogenhaut in zwei Teile geschieden: die vordere, kleinere Augenkammer, welche angefüllt ist mit einer klaren, wässerigen Flüssigkeit, und die hintere, größere Augenkammer, welche mit einer gallertartigen Masse gefüllt ist, die ganz klar ist, das Licht stark bricht und Glaskörper heißt. In der hinteren Augenkammer sitzt auch noch gleich hinter der Regenbogenhaut die Krystallinse, eine klare, das Licht stark brechende, positive Linse von kurzer Brennweite, bestehend aus einer knorpelähnlichen, aber ganz durchsichtigen Masse. Die Regenbogenhaut, Iris, ist undurchsichtig, vorn braun oder blau oder grau, und hat in der Mitte eine Öffnung, das Sehloch oder die Pupille; nur durch dieses Loch dringt Licht ins Auge; sieht man

ins Dunkle, so erweitert sich die Pupille, um viel Licht eindringen zu lassen; sieht man ins Helle, so verengt sie sich, spielt also die Rolle einer Blende. Die hintere Wand der Augenkammer ist mit der Netzhaut (retina) ausgekleidet, in welche sich der Sehnerv verbreitet; dieser kommt vom Gehirne, dringt seitwärts ins Auge ein, verzweigt sich in sehr viele Fasern, und diese endigen in sehr kleinen Stäbchen, die dicht nebeneinander stehend dem einfallenden Licht ihre Enden zukehren. Werden diese Nervenenden vom Lichte getroffen, so empfinden wir das Licht, wir sehen.

Ist nun das Auge auf einen fern liegenden leuchtenden Punkt gerichtet, so werden die von demselben ausgehenden Lichtstrahlen zuerst von der Hornhaut, dann von der Krystallinse gebrochen und in einem Punkt hinter der Linse vereinigt. Liegt nun dieser Bildpunkt genau auf der Netzhaut, so sehen wir den Punkt klar und deutlich, liegt aber der Punkt vor oder hinter der Netzhaut, so wird nicht bloß ein Punkt, sondern ein ganzer Fleck (Zerstreuungskreis) der Netzhaut von den Lichtstrahlen getroffen; das Auge empfindet noch Licht und Farbe, aber nicht mehr deutlich, sondern verwaschen, verschwommen.

Wir sehen also einen Gegenstand nur dann deutlich, wenn das durch die brechenden Flächen des Auges erzeugte Bild genau auf der Netzhaut liegt. Dieses Bild ist verkleinert, reell und verkehrt. Aber nicht alle Teile der Netzhaut sind zum deutlichen, scharfen Sehen gleich gut eingerichtet; nur der Teil, der von der Augenachse getroffen wird, sieht scharf und deutlich, dort ist das Nervengeflecht am dichtesten, die Nervenfasern stehen am engsten; der Teil heißt der gelbe Fleck macula lutea. Die etwas weiter davon entfernten Teile der Netzhaut sehen weniger scharf; um also einen Gegenstand deutlich zu sehen, richten wir die Augenachse auf ihn, z. B. wir folgen mit den Augen den Buchstaben, wenn wir lesen.

An der Stelle, an welcher der Sehnerv ins Auge tritt, ist er noch nicht verzweigt, dort ist kein Nervengeflecht, an dieser Stelle ist also das Auge blind. Macht man auf ein Papier zwei (dicke) Punkte, horizontal etwa 5 *cm* entfernt, betrachtet mit dem rechten Auge den links liegenden, senkrecht auf die Papierfläche sehend, so findet man, wenn man näher hin oder weiter weg geht, daß man den rechts liegenden Punkt nicht mehr sieht, sein Bild liegt dann an dieser Eintrittsstelle des Sehnerves. (Mariotte.)

217. Accommodation.

Die verschiedenen brechenden Medien des Auges, Hornhaut, wässerige Flüssigkeit, Krystallinse, Glaskörper wirken wie eine einzige Linse (oder wie eine einzige brechende Fläche). Da dieselbe von Gegenständen, die sich in verschiedenen Entfernungen vom Auge befinden, auch Bilder erzeugt, die in verschiedenen Entfernungen

hinter der Linse liegen, und wir den Gegenstand nur dann deutlich sehen, wenn das Bild genau auf der Netzhaut liegt, so folgt, daß wir nicht Gegenstände, die in verschiedenen Entfernungen liegen, zugleich deutlich sehen können, ja daß, wenn das Auge sonst keine Vorrichtung hätte, wir nur Gegenstände in ganz bestimmter Entfernung deutlich sehen könnten, in der Entfernung nämlich, bei welcher die zugehörigen Bilder genau auf der Netzhaut liegen.

Das Auge hat aber innerhalb gewisser Grenzen die Fähigkeit, sich so einzurichten, daß es Gegenstände in verschiedenen Entfernungen nacheinander deutlich sehen kann, das Auge kann accommodieren (sich anbequemen, anpassen). Diese Accommodationsfähigkeit beruht auf Folgendem: Die Krystallinse ist befestigt an einem sie rings umgebenden Band, und dessen Spannung kann durch den im Auge befindlichen, ringsum am Rande der Hornhaut entspringenden Muskel, den Ciliarmuskel, verringert werden. Dann wölben sich die Flächen der Linse, namentlich die vordere stärker, und die Brennweite wird kürzer. Befindet sich nun der betrachtete Punkt im Unendlichen, so bleibt der Muskel ganz schlaff, die Linie ist möglichst flach, ihre Brennweite möglichst groß, sie reicht gerade bis zur Netzhaut. Rückt der leuchtende Punkt gegen das Auge, so würde das Bild hinter die Netzhaut fallen; durch Anspannung des Muskels wird nun die Brennweite kürzer, so daß das hinter dem Brennpunkte liegende Bild wieder gerade auf der Netzhaut liegt. Je näher der Punkt ans Auge rückt, um so stärker wirkt der Muskel, um so kürzer wird die Brennweite. Auf diese Weise richtet das Auge seine Brennweite stets genau entsprechend der Entfernung des betrachteten Punktes, eine staunenswerte Einrichtung. Diese Erklärung der Accommodation wurde zuerst von Thomas Young 1800 gegeben.

Das Auge kann aber nicht auf zwei Punkte in verschiedenen Entfernungen zugleich accommodieren. Dies sieht man gut, wenn man den Finger vor das Auge hält (etwa 30 *cm* weit) und am Finger vorbei zugleich einen fernen Gegenstand (die Tafel) betrachtet. Betrachtet man den Finger, so hat das Auge auf ihn accommodiert, das Bild der Tafel liegt vor der Netzhaut und ist auf der Netzhaut so verwaschen, daß man die Schrift auf der Tafel nicht lesen kann; betrachtet man aber die Tafel, so hat das Auge auf diese größere Entfernung accommodiert; nun liegt das Bild des Fingers hinter der Netzhaut und der Finger erscheint verschwommen.

Die Accommodationsfähigkeit des Auges ist nicht unbeschränkt. Ein normales Auge sieht die unendlich fernen Punkte (die Sterne) deutlich und auch alle Punkte bis in eine Nähe von ca. 20 *cm*; auf noch näher liegende Punkte kann das Auge nicht mehr accommodieren.

Man nennt den fernsten Punkt, den das Auge noch deutlich sehen kann, den Fernpunkt, und den nächsten den Nahepunkt, die Strecke zwischen beiden die Accommodationsbreite.

218. Fehler in der Accommodation. Brillen.

Das kurzsichtige Auge. Durch angestrengtes, lange dauerndes Sehen in große Nähe, besonders in der Jugend, wird das Auge kurzsichtig, d. h. es verliert die Fähigkeit, ferne Gegenstände deutlich zu sehen; der Fernpunkt liegt nicht mehr im Unendlichen, sondern sehr nahe 2 *m*, 1 *m*, 50 *cm* am Auge. Es kommt das daher, daß infolge des angestrengten und andauernden Sehens in die Nähe, insbesondere noch bei vorgebeugtem Kopfe (schlechter Haltung beim Lesen und Schreiben und schlechter Beleuchtung) im Auge Blutandrang, starker Blutdruck entsteht, der die besonders in der Jugend noch weichen Teile der hinteren Netzhaut (am gelben Flecke) nach auswärts drückt, so daß die Entfernung der Netzhaut von der Linse größer, die Augenachse länger wird. Deshalb können die Bilder fern liegender Gegenstände nicht mehr auf der Netzhaut liegen. Einen (kleinen) Vorteil hat das kurzsichtige Auge dadurch, daß es auch noch Gegenstände näher als 20 *cm* sehen kann, der Nahepunkt rückt näher ans Auge (bis 5 *cm*). Die Accommodationsbreite eines kurzsichtigen Auges reicht also etwa von 1 *m* bis 5 *cm*.

Man hilft dem kurzsichtigen Auge durch eine Brille mit negativen Gläsern und wählt deren Brennweite gleich dem Abstand des Fernpunktes vom Auge; denn dann entwirft diese Brille von den Punkten, die zwischen dem Unendlichen und dem Fernpunkte (Brennpunkte) liegen, Bilder, die zwischen dem Brennpunkte (Fernpunkte) und dem Auge liegen; das Auge kann also auf diese Bilder accommodieren, sie also deutlich sehen. Auch noch von Punkten, die innerhalb des Brennpunktes liegen, entwirft die Brille Bilder, die noch jenseits des Nahepunktes liegen, also auch noch gesehen werden können. Da aber das Auge solche innerhalb des Fernpunktes liegende Punkte auch ohne Brille sehen kann, mit der Brille aber sich mehr anstrengen muß, da die Bilder sehr nahe liegen, so wird empfohlen, bei Betrachtung naher Gegenstände, also beim Lesen und Schreiben (wenn die Kurzsichtigkeit noch nicht hochgradig ist) die Brille zu entfernen und sie nur für ferne Gegenstände zu benützen; auch soll man sich die Brille von einem augenkundigen Arzte aussuchen lassen.

Das weitsichtige Auge. Bei vorgerücktem Alter wird manchmal die Krystallinse etwas härter, so daß sie sich bei Betrachtung naheliegender Punkte nicht mehr stark genug wölben kann, wohl auch wird die Wölbung der Hornhaut etwas flacher; dadurch wird das Auge weitsichtig, d. h. es verliert die Fähigkeit, auf

naheliegende Punkte zu accommodieren; der Nahepunkt rückt weiter weg, bis 40, bis 60, bis 100 *cm*. Fernliegende Gegenstände sieht das Auge noch ganz gut, oft ausgezeichnet; denn der Fernpunkt liegt im Unendlichen.

Zur Betrachtung naheliegender Gegenstände (zum Lesen und Schreiben) bedient sich der Fernsichtige einer Brille mit positiven Gläsern, hält sie so, daß der Gegenstand im dritten Raume der Linse liegt, also zwischen zweitem Brennpunkt und Linse; so entwirft die Linse ein vergrößertes, virtuelles, aufrechtes Bild vor der Linse, das aber in größerer Entfernung liegt; wird nun die Brennweite der Linse so gewählt, daß das Bild jenseits des Nahepunktes liegt, so kann das Auge darauf accommodieren. Bei Betrachtung fern liegender Punkte muß die Brille stets entfernt werden.

219. Das scharfe Sehen.

Will man einen Gegenstand möglichst gut sehen, d. h. die einzelnen Teile, die Punkte und Linien desselben möglichst gut von einander unterscheiden können, so muß der Gegenstand jedenfalls in der Accommodationsbreite liegen; aber es ist dabei nicht gleichgültig, wo er liegt. Sind z. B. zwei Punkte recht nahe beisammen, z. B. 1 *mm*, und vom Auge recht weit entfernt, z. B. eine Meile, so liegen die Bilder dieser Punkte wohl beide ganz klar auf der Netzhaut, aber so nahe beisammen, daß sie etwa auf ein und dasselbe oder sehr benachbarte Nervenenden treffen; man hat also auch nur eine Empfindung, man sieht die Punkte nicht getrennt. Sie müssen näher am Auge liegen, damit ihre Bilder auf verschiedenen oder ziemlich weit entfernten Nervenenden der Netzhaut liegen, damit man sie also als getrennte Punkte wahrnehmen kann. Man sieht daher um so mehr Einzelheiten (Details) an dem betrachteten Gegenstand, je näher er dem Auge ist, also unter je größerem Gesichtswinkel man ihn sieht. So nimmt man an, daß für ein gutes Auge eine Schrift von 1 *mm* Höhe der kleinen Buchstaben in 1 *m* Entfernung noch lesbar ist, also bei 2 *mm* Höhe in 2 *m* Entfernung u. s. w.

220. Die Lupe oder das einfache Mikroskop.

Wollen wir einen Gegenstand möglichst gut sehen, so müssen wir ihn möglichst nahe ans Auge halten, um den Sehwinkel groß zu machen; aber wir können ihn nicht näher als bis an den Nahepunkt bringen, sonst kann das Auge nicht mehr accommodieren, und der Gegenstand erscheint undeutlich. Um nun den Gegenstand gleichwohl näher ans Auge bringen zu können, bedient man sich der Lupe oder des Vergrößerungsglases. Das ist eine positive Linse von sehr kurzer Brennweite (etwa 1 *cm*).

Man hält sie so, daß der Gegenstand im dritten Raume, also

zwischen dem zweiten Brennpunkte und der Linse liegt (Fig. 282); dann entwirft die Linse ein Bild, welches vergrößert, virtuell, aufrecht, vor der Linse und weiter entfernt ist. Hält man nun das Auge hinter die Lupe und liegt das Bild in der Accommodationsbreite des Auges, so kann das Auge dieses Bild deutlich sehen.

Das Auge sieht aber dieses Bild größer als den Gegenstand. Denn würde ich den Gegenstand ohne Lupe betrachten, so müßte ich ihn mindestens in den Nahepunkt halten, also 20 *cm* vom Auge; er erscheint dann unter einem kleinen Gesichtswinkel, etwa 1°. Be-

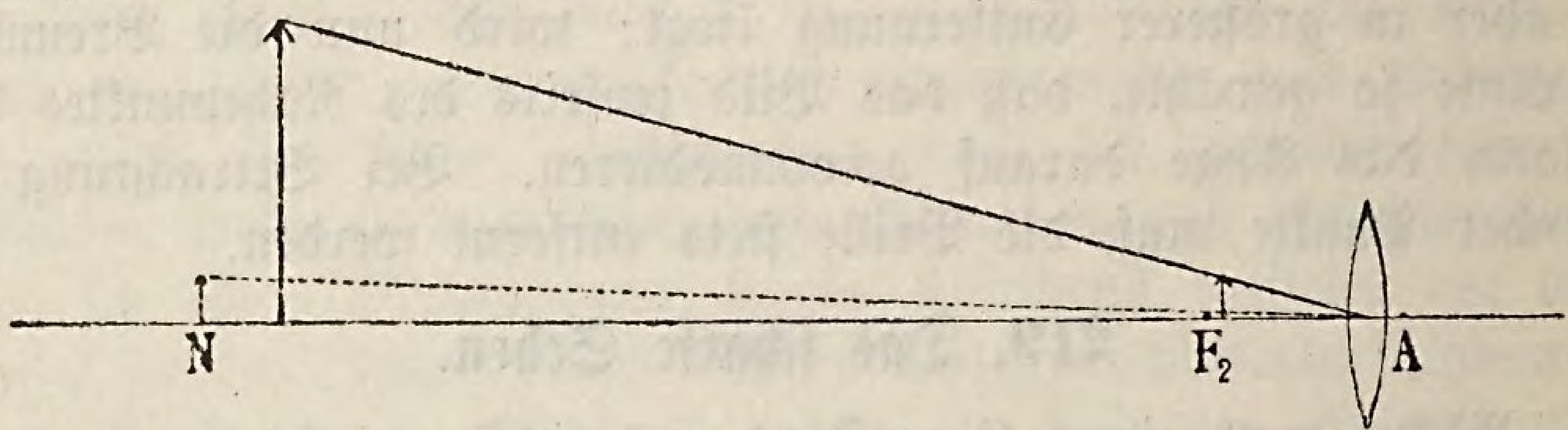


Fig. 282.

trachte ich ihn aber mit der Lupe, so ist er, da deren Brennweite etwa 1 *cm* beträgt, 1 *cm* (oder etwas weniger) von der Lupe entfernt, also auch, wenn das Auge sich unmittelbar hinter der Lupe befindet, 1 *cm* (ca.) vom Auge entfernt, ist also zwanzigmal näher am Auge, erscheint demnach unter (nahezu) zwanzigmal größerem Gesichtswinkel (20°), also zwanzigmal vergrößert.

Dabei ist noch Folgendes zu beachten:

1. Will ich mittels der Lupe den Gegenstand möglichst stark vergrößert sehen, so muß ich das Auge möglichst nahe (ganz) an die Lupe halten. Denn (Fig. 283) das von der Linse ent-

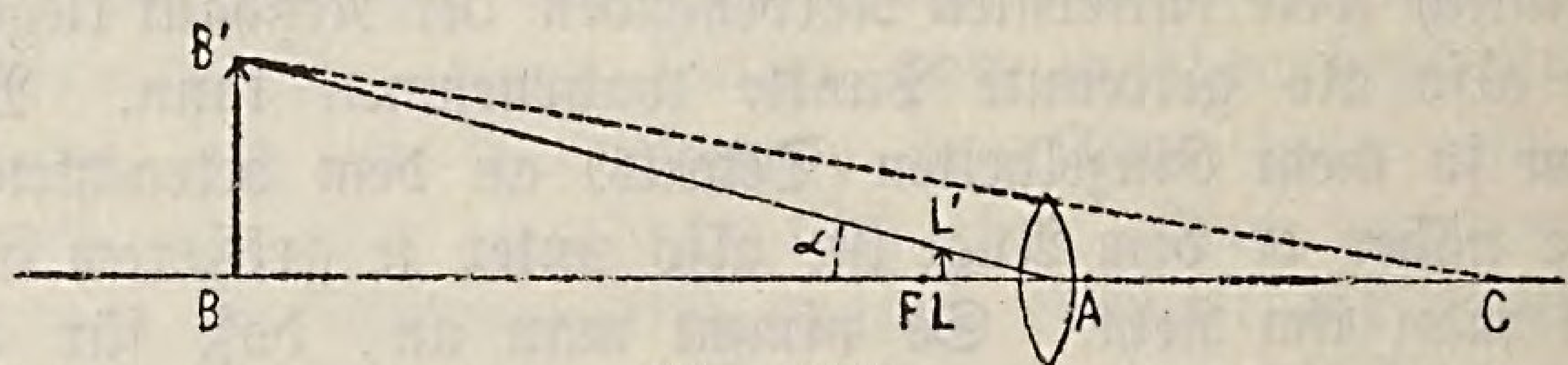


Fig. 283.

worfene Bild BB′ sehe ich vom Punkte A aus offenbar unter größerem Gesichtswinkel (α) als von dem weiter entfernten Punkte C.

2. Halte ich das Auge ganz nahe an die Lupe, deren Dicke an sich sehr gering ist, so verändert die Lupe den Gesichtswinkel nicht (nur unmerklich). Dann allerdings entwirft die Lupe ein vergrößertes Bild; aber so vielmal dasselbe größer ist, ebensovielmal ist es weiter entfernt; ein in A befindliches Auge sieht also den Gegenstand LL′ ohne Lupe unter demselben Gesichtswinkel α, unter welchem es das Bild BB′ sieht. Es wird also durch die Lupe der Gesichtswinkel α des in der Entfernung LA vor dem Auge befindlichen Gegenstandes nicht verändert, wohl aber wird durch sie die Accommodation ermöglicht; denn während L so nahe am Auge A liegt, daß das Auge darauf nicht mehr accommo-

dieren kann, kann es auf das in größerer Entfernung liegende Bild BB′ accommodieren. Die Lupe ermöglicht demnach das deutliche Sehen sehr nahe liegender Gegenstände, indem sie von denselben weiter entfernte, in der Accommodationsbreite liegende Bilder entwirft, ohne den Winkel (wesentlich) zu verändern.

3. Um möglichst starke Vergrößerung zu erzielen, muß man den Gegenstand so halten, daß das Bild gerade im Nahepunkt liegt; denn je näher ich den Gegenstand

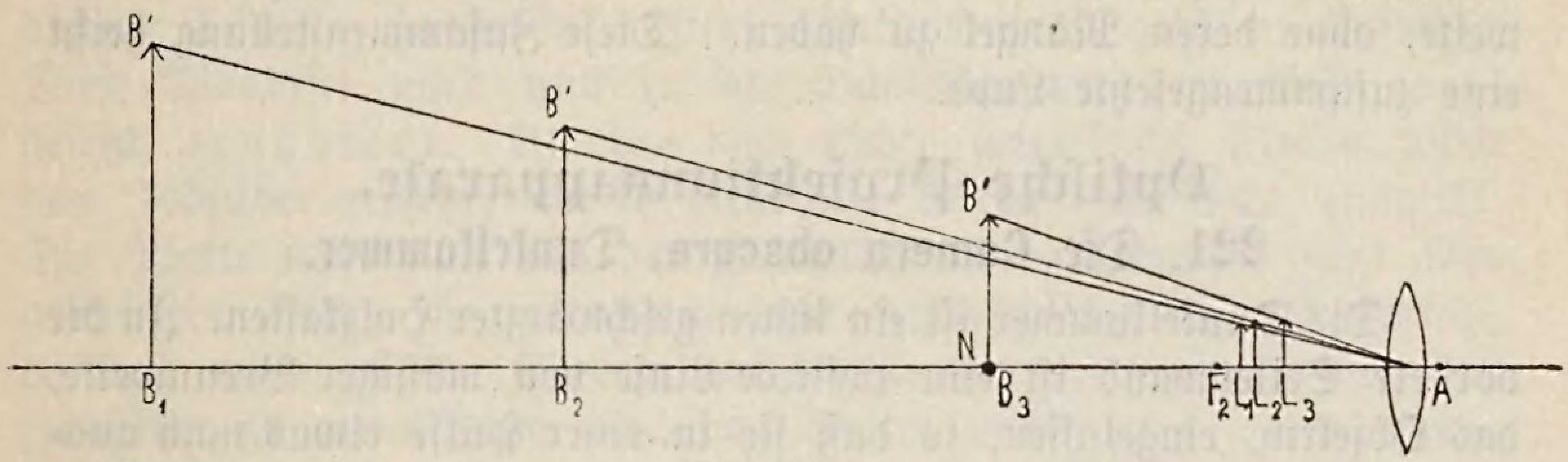


Fig. 284.

an die Lupe halte, unter um so größerem Gesichtswinkel erscheint er; um aber noch auf ihn accommodieren zu können, muß das Bild noch in der Accommodationsbreite liegen, darf also höchstens in den Nahepunkt rücken. So sehe ich den Gegenstand in Fig. 284 in L_3 am größten, obwohl sein Bild B_3 das kleinste ist. Um also mit einer Lupe einen Gegenstand möglichst deutlich zu sehen, muß man das Auge möglichst nahe an die Lupe, und den Gegenstand so halten, daß das Bild gerade in den Nahepunkt fällt.

4. Die Vergrößerung einer Lupe ist um so beträchtlicher, je kleiner ihre Brennweite ist; der Gegenstand erscheint (nahezu) so vielmal größer, als die Brennweite in der Entfernung des Nahepunktes enthalten ist. Denn nehmen wir wieder an, der Gegenstand erscheine im Nahepunkt (20 *cm*) ohne Lupe unter dem Winkel 1′, und nehmen wir eine Lupe von etwa 1 *cm* (2 *mm*) Brennweite, so wird der Gegenstand 1 *cm* (2 *mm*) und um ein kleines näher an die Linse gehalten; er erscheint daher unter einem zwanzigmal (hundertmal) größeren Sehwinkel. Besonders Leeuwenhoek † 1723 verstand es, einfache Mikroskope von bedeutender Kraft herzustellen und erzielte dabei bis 160fache Vergrößerung. Er machte beiderseits sehr stark gekrümmte, stecknadelkopfgroße Linsen. Man verwendet gegenwärtig nur Lupen von mäßiger Vergrößerung (Uhrmacher, Xylograph u. s. w.). Sind stärkere Vergrößerungen erwünscht, so bedient man sich des Mikroskopes.

Auch die Brille des Fernsichtigen kann als Lupe aufgefaßt werden. Auch der Fernsichtige (ebenso wie der Kurzsichtige) sieht die Gegenstände mit Brille nicht größer (oder kleiner) als ohne Brille; denn allerdings sind die Bilder größer (oder kleiner), aber

so vielmal sie größer (oder kleiner) sind, ebensovielmal sind sie weiter (weniger weit) entfernt, so daß der Sehwinkel derselbe ist, wenn das Auge unmittelbar hinter der Linse sich befindet.

Lupen von starker Vergrößerung also kurzer Brennweite sind stets sehr klein, deshalb unbequem in der Handhabung und bringen auch nur wenig Licht ins Auge. Man nimmt deshalb zwei positive Linsen von etwas größerer Brennweite, welche also ziemlich groß sein können, und befestigt sie in kurzem Abstande hinter einander in einer Hülse; sie wirken dann wie eine Lupe von kurzer Brennweite, ohne deren Mängel zu haben. Diese Zusammenstellung heißt eine zusammengesetzte Lupe.

Optische Projektionsapparate.

221. Die Camera obscura, Dunkelkammer.

Die Dunkelkammer ist ein innen geschwärzter Holzkasten. In die vordere Seitenwand ist eine positive Linse von mäßiger Brennweite, das Objektiv, eingelassen, so daß sie in einer Hülse etwas nach auswärts oder einwärts geschoben werden kann. (Auf der Hülse ist oft auch eine Zahnstange angebracht, in welche ein kleiner Trieb eingreift, so daß die Hülse durch Umdrehen des Triebes verschoben, und die Linse dadurch sehr genau in die gewünschte Stellung gebracht werden kann). Die der Linse gegenüberliegende Wand besteht aus einer mattgeschliffenen Glasplatte, die meist auch verschiebbar ist, so daß sie der Linse genähert oder von ihr entfernt werden kann.

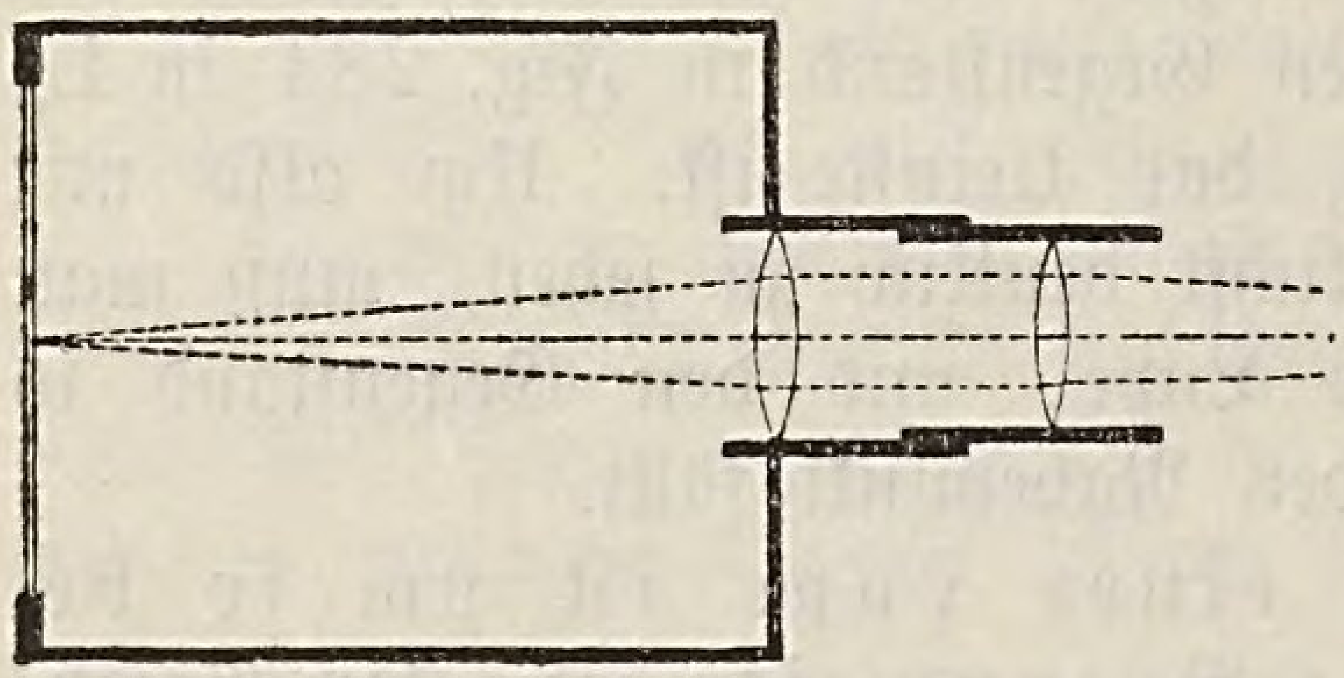


Fig. 285.

Von ferne liegenden Gegenständen, die sich im ersten Raume vor der Linse befinden, entwirft die Linse ein reelles, verkehrtes, verkleinertes Bild hinter der Linse im zweiten Raume. Durch richtige Stellung der Linse und Glastafel kann man es dahin bringen, daß das Bild genau auf der Glastafel liegt und so auf derselben gesehen werden kann. Sind mehrere Gegenstände in verschiedenen Entfernungen vom Objektiv vorhanden, so liegen auch ihre Bilder in verschiedenen Entfernungen hinter der Linse, können also nicht zugleich deutlich auf der Glastafel aufgefangen werden; man stellt so ein, daß das wichtigste Bild scharf erscheint; die anderen sind dann verschwommen.

Legt man auf die Glastafel ein mit Öl getränktes, also durchscheinendes Papier, so können die Umrisse des Gegenstandes auf demselben leicht nachgezeichnet werden.

Die meiste Anwendung findet diese camera obscura beim Photographieren. Nachdem nämlich der Photograph diese

Dunkelkammer (den photographischen Apparat) so gerichtet hat, daß das Bild genau auf der Glastafel erscheint, wird die Glastafel entfernt und genau an ihre Stelle eine andere Glastafel gestellt, die mit einer lichtempfindlichen Schichte versehen ist. Es wird nämlich eine Glastafel mit einer Auflösung von Kollodium und Jodkalium in Äther übergossen; der Äther verdunstet und es bleibt eine Schichte, ein dünnes Häutchen von Kollodium, das etwas Jodkalium enthält, zurück. Die Platte wird nun in eine Lösung von Silbernitrat getaucht, wobei durch Wechselzersetzung auf ihr eine dünne Schichte Jodsilber entsteht (Kaliumnitrat geht in Lösung). Diese Glastafel wird nun in der Dunkelkammer dem Lichte ausgesetzt, exponiert. An den vom Lichte getroffenen Stellen wird das Jodsilber zersetzt, um so mehr, je stärker das Licht einwirkt. Die Platte wird nun aus der Dunkelkammer genommen, zeigt aber noch kein Bild; sie wird nun mit Eisensulfatlösung übergossen; dadurch wird an den Stellen, auf welche das Licht gewirkt hat, das Jodsilber zu metallischen (undurchsichtigen) und wegen seiner feinen, staubförmigen Verteilung dunkel erscheinendem Silber reduziert um so mehr, je stärker das Licht eingewirkt hat. Das unzersetzt zurückgebliebene Jodsilber wird durch Eintauchen in schwefligsaures Natrium aufgelöst und entfernt. Man hat nun ein negatives Bild, an welchem die hellen Stellen des Gegenstandes dunkel erscheinen wegen des metallischen Silbers, und die dunklen Stellen durchsichtig sind. Die Platte wird gewaschen, getrocknet retouchiert und gefirnißt. Von diesem Negativ werden nun die photographischen Bilder gemacht (abgezogen, kopiert). Man nimmt ein eigens präpariertes Papier (photographisches Papier, mit Albumin, Eiweiß getränkt und mit einer Schichte Chlorsilber überzogen), legt ein Blatt desselben auf die Bildfläche des Negativs und läßt durch das Glas der negativen Platte das zerstreute Tageslicht auf das Papier wirken, so wird durch dasselbe das Chlorsilber zersetzt, geschwärzt, dort am stärksten, wo das Negativ am hellsten, durchsichtigsten ist; es entsteht also auf dem Papier ein positives Bild. Dies wird fixiert, d. h. durch Eintauchen in schwefligsaures Natrium von dem unzersetzten Chlorsilber befreit, gewaschen, vergoldet (um ihm eine schönere Farbe zu geben), gewaschen, getrocknet, aufgeklebt, retouchiert und satiniert. Vom Negativ kann man beliebig viele Bilder (Abzüge) machen.

222. Die Laterna magica, Zauberlaterne.

Die Zauberlaterne besteht aus einem Beleuchtungs- und dem Projektionsapparate. Der Beleuchtungsapparat besteht nur aus einer stark leuchtenden Flamme (Petroleumlicht), in einem innen geschwärzten Kasten befindlich. An einer Seite des Kastens ist eine Öffnung angebracht, durch welche das Licht heraus kann, und an

der gegenüberliegenden Seite ist als Reflektor ein Hohlspiegel angebracht, der das auf ihn fallende Licht auch zu der Öffnung schickt.

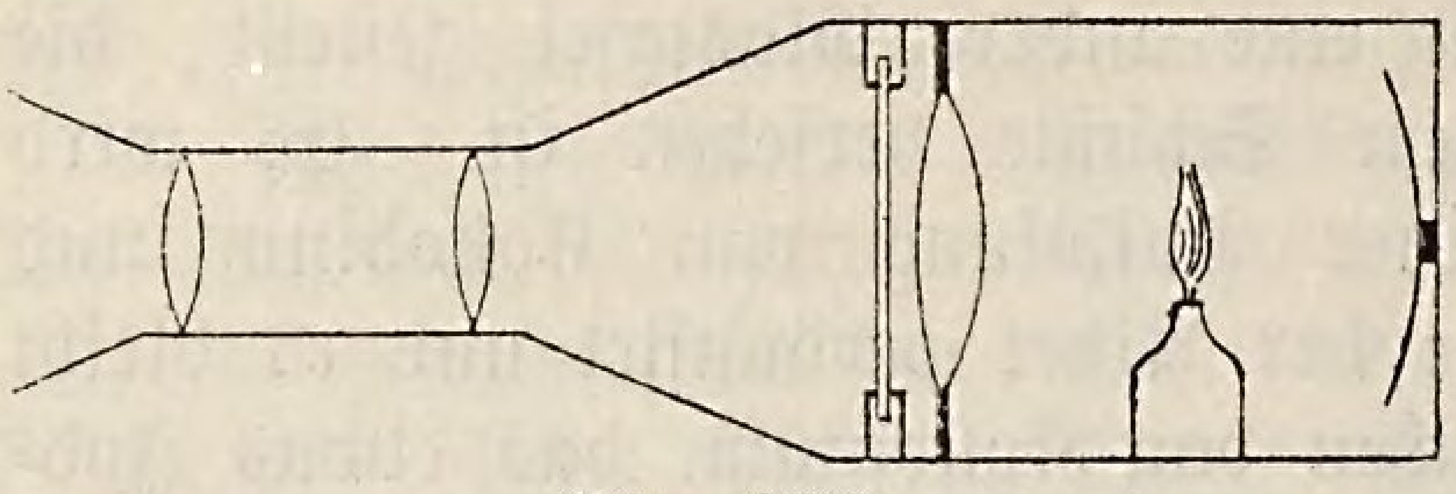


Fig. 286.

Direkt vor dieser Öffnung wird nun ein auf Glas gemaltes, gezeichnetes oder photographiertes Bild angebracht, das durchsichtig, an den farbigen Stellen mindestens durchscheinend ist, und durch die auffallenden Lichtstrahlen selbst leuchtend wird, also Licht aussendet.

Vor diesem leuchtenden Gegenstand wird nun die Projektionslinse, eine positive Linse von mäßiger Brennweite, so aufgestellt, daß der Gegenstand im zweiten Raume und zwar gewöhnlich dem zweiten Brennpunkte ziemlich nahe liegt. Dann entwirft die Linse von dem Gegenstande ein reelles, verkehrtes, vergrößertes und weiter entferntes Bild. Da das Bild reell ist, kann es auf einem Schirme aufgefangen und, wenn es sonst im Zimmer dunkel ist, von vielen Personen zugleich gesehen werden; daß das Bild verkehrt erscheint, würde dem Verständnisse desselben schaden, man darf aber bloß die Zeichnung verkehrt in den Apparat einstellen, so erscheint das Bild aufrecht.

Das Bild ist vergrößert, denn es ist weiter von der Linse entfernt. Man könnte eigentlich die Vergrößerung beliebig weit treiben; um aber deutliche, scharf begrenzte Bilder zu erhalten, muß man innerhalb gewisser Entfernungen bleiben. Ist man auf ein Zimmer beschränkt, wobei der Abstand des Apparates (der Linse vom Schirm) etwa = 4 *m* gemacht werden kann, und hat die Linse eine Brennweite etwa von 20 *cm*, so ist der Abstand des Gegenstandes von der Linse auch nahezu 20 *cm* (die Berechnung aus der Bildgleichung ergibt 21 *cm*); also ist die Vergrößerung ca. 20fach; hat man Linsen von 10 *cm* Brennweite, so ist die Vergrößerung 40fach u. s. w. So vielmal der Abstand des Schirmes größer ist als die Brennweite, so vielmal (nahezu) ist das Bild größer als der Gegenstand. Auch die Lichtstärke ist zu berücksichtigen, denn da bei 10maliger Vergrößerung das durch das transparente Bild gehende Licht auf eine 100mal größere Fläche, (bei n maliger Vergrößerung auf eine n^2 mal größere Fläche) ausgebreitet wird, so wird die Helligkeit des Bildes rasch kleiner, und dadurch das Bild undeutlich.

In seiner einfachsten Form wird dieser Apparat vielfach als Spielzeug zur Unterhaltung (Zauberlaterne) angewendet. Verbessert dient er als Lehrmittel, um vielen Personen deutliche Bilder interessanter und lehrreicher Abbildungen zu zeigen, und heißt dann wohl auch Skioptikon. Man verwendet zur Beleuchtung dann häufig Drummondsches Kalklicht oder elektrisches Licht und kann dann auch

von kleinen Gegenständen große Bilder erzeugen. So wird es dann nahe verwandt mit dem Sonnenmikroskop.

223. Das Sonnenmikroskop.

Der Beleuchtungsapparat desselben besteht aus einem Planspiegel, der durch ein Loch im Fensterladen eines verfinsterten Zimmers so ins Freie hinausgesteckt wird, daß auf ihn die Sonne scheint.

Er wird so gestellt, daß die reflektierten Strahlen auf eine Sammellinse fallen parallel der Achse, und kann durch Schrauben in seiner Stellung und Neigung so reguliert werden, daß er dem

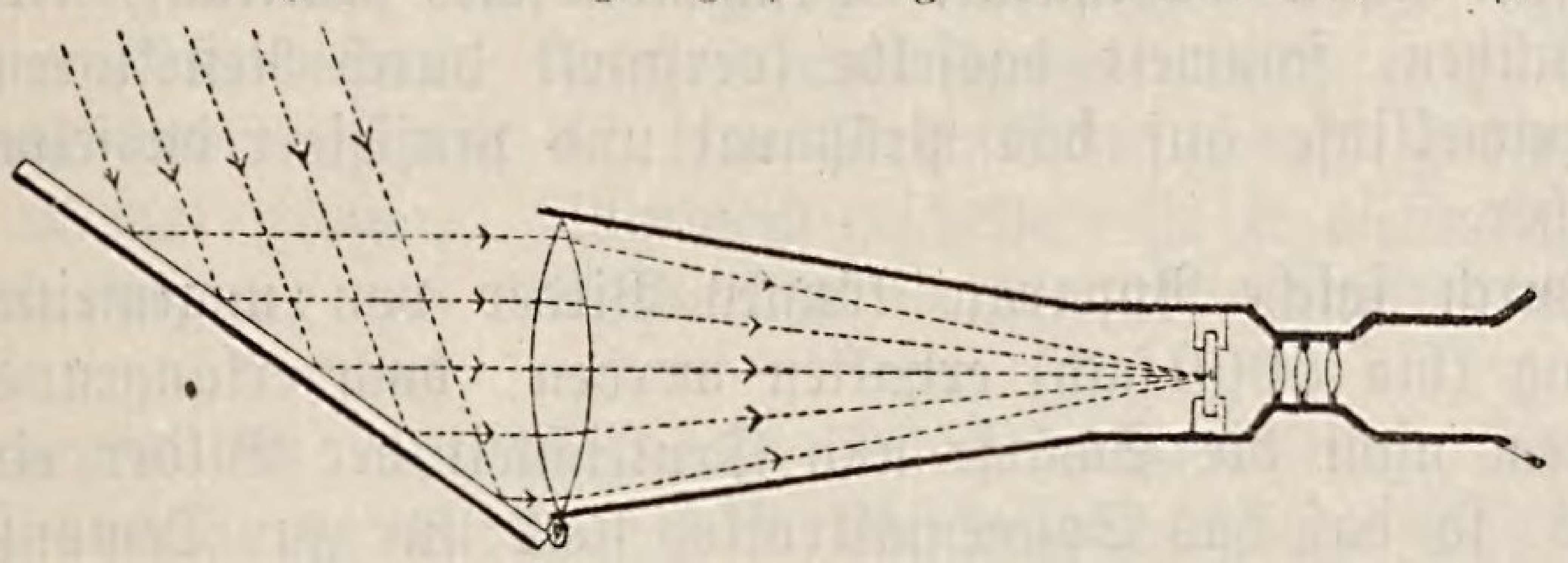


Fig. 287.

Lauf der Sonne folgt und die Strahlen stets in der gewünschten Richtung reflektiert. Durch diese Sammellinse, die in der Öffnung des Fensterladens sitzt, werden die Sonnenstrahlen im Brennpunkte vereinigt. In diesen Brennpunkt wird nun ein mikroskopisches Präparat gestellt; das ist ein kleiner, interessanter Gegenstand, ein kleines Tierchen, ein Pflanzenteil, kleine Krystalle u. s. w. zwischen zwei Glasplatten eingeschlossen; für starkes Licht ist es meist durchsichtig, wenigstens durchscheinend. Dieser kleine Gegenstand, von dem vereinigten Sonnenlichte beschienen, wird selbst zum leuchtenden Gegenstand, von dem nun ein vergrößertes Bild entworfen werden soll. Dies geschieht durch die Projektionslinse, das ist eine positive Linse von sehr kurzer Brennweite, so gestellt, daß das Präparat im zweiten Raum liegt; dann entwirft die Linse ein reelles, verkehrtes, vergrößertes Bild, das im verfinsterten Zimmer auf dem Schirme aufgefangen werden kann.

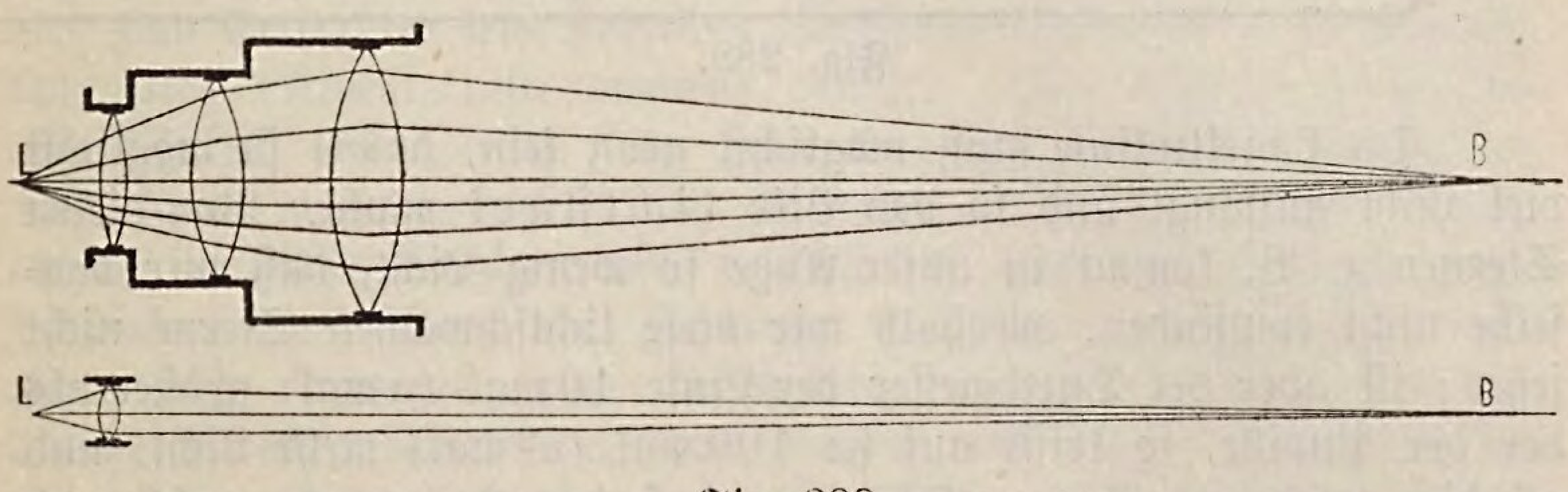


Fig. 288.

Macht man die Brennweite dieser Linse sehr klein, dann kann schon bei mäßiger Entfernung des Schirmes (Zimmerbreite) eine sehr

starke Vergrößerung erzielt werden, insbesondere da durch das Sonnenlicht eine starke Lichtquelle zur Verfügung steht. Aber bei sehr kurzer Brennweite müßte die Linse sehr klein sein, könnte also nur ein kleines Objekt, oder von einem größeren nur einen beschränkten Teil auf einmal projizieren. Man benützt deshalb meist eine zusammengesetzte Linse (Fig. 288) als Projektionslinse, bestehend aus zwei oder drei positiven Linsen von etwas größerer Brennweite, nahe neben einander gestellt; diese wirken ebenso wie eine Linse von sehr kurzer Brennweite, ohne deren Mängel zu haben.

Anstatt des unzuverlässigen Sonnenlichtes kann man auch eine andere sehr starke Lichtquelle, Drummondsches Kalklicht, elektrisches Licht benützen, sammelt dasselbe (verstärkt durch Reflektoren) durch eine Sammellinse auf das Präparat und projiziert dasselbe ebenso wie vorher.

Durch solche Apparate können Bilder von ungemeiner Vergrößerung (bis 5000fach) erhalten werden, doch erlangen dieselben bei weitem nicht die Schärfe und Deutlichkeit der Bilder eines Mikroskopes, so daß das Sonnenmikroskop stets nur zur Demonstration, zur Untersuchung aber stets das Mikroskop angewendet wird.

224. Das astronomische oder Keplersche Fernrohr.

Das astronomische Fernrohr besteht aus der Objektivlinse und dem Okulare. Die Objektivlinse ist eine große, positive Linse von großer Brennweite. Sie entfernt von fern liegenden Gegenständen, die sich im ersten Raume befinden, ein verkleinertes, reelles, verkehrtes Bild in oder nahe dem ersten Brennpunkte. Das Okular ist eine starke, meistens zusammengesetzte Lupe, mit der man dieses Bild betrachtet. Da die Lupe das vom Objektiv erzeugte verkehrte Bild nicht noch einmal umkehrt, so sieht man die Gegenstände verkehrt.

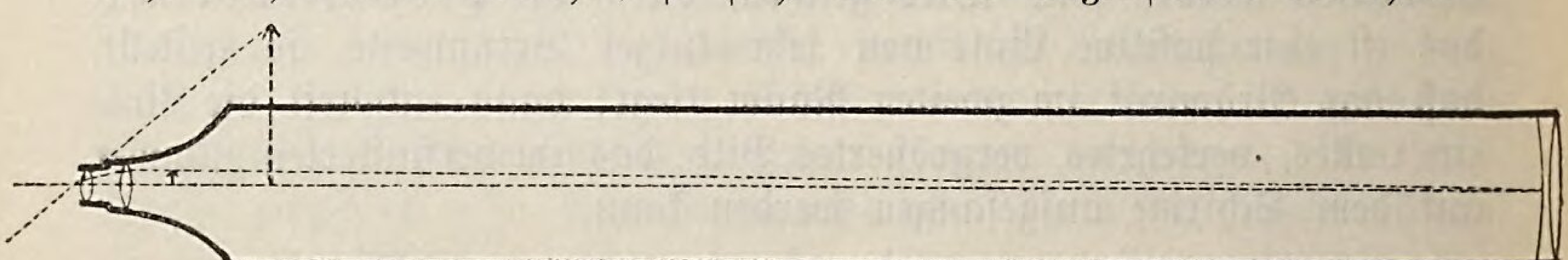


Fig. 289.

Die Objektivlinse muß möglichst groß sein, damit sie möglichst viel Licht auffängt und so das Bild lichtstark macht. Von vielen Sternen z. B. kommt in unser Auge so wenig Licht, daß wir dasselbe nicht empfinden, weshalb wir diese lichtschwachen Sterne nicht sehen; ist aber der Durchmesser der Linse 10mal (n mal) größer als der der Pupille, so trifft auf sie 100mal (n^2 mal) mehr Licht, und all dies wird ins Auge geführt, so daß das Auge nun wohl auch solche lichtschwache Sterne sehen kann. Sehr helle Sterne erscheinen dann in großen Fernrohren so hell, daß sie das Auge blenden; bei

Betrachtung der Sonne muß das unerträglich starke Licht durch ein fast undurchsichtiges Glas (Sonnenblende) abgeschwächt werden.

Die Brennweite des Objektives muß möglichst groß sein; das von den Himmelskörpern entworfene Bild ist natürlich entsprechend ihrer großen Entfernung sehr klein, wird aber um so größer, je größer die Brennweite ist. So hat das Bild der Sonne (des Mondes) bei 1 *m* Brennweite einen Durchmesser von 9,2 *mm* (9 *mm*), bei 5 *m* Brennweite 46,0 *mm* (45 *mm*), bei 10 *m* Brennweite 92 *mm* (90 *mm*). Würde man diese Bilder mit dem bloßen Auge betrachten, indem man sich hinter dieselben begibt, so würden sie, da man sich bis auf die Grenze des deutlichen Sehens, also bis 20 *cm*, denselben nähern könnte, schon größer erscheinen, als die Gegenstände selbst (Mond bei 1 *m* Brennweite 5 mal größer, bei 5 *m* ca. 25 mal größer). Allgemein erscheinen sie so vielmal größer, als die Entfernung des Nahepunktes in der Brennweite enthalten ist. F : n.

Betrachte ich nun aber diese Bilder mittels einer Lupe (des Okulars), über deren Stellung und Wirkung dieselben Sätze gelten wie früher, so sehe ich die Bilder noch vielmal mehr vergrößert, allgemein so vielmal, als die Brennweite der Lupe in der Entfernung des Nahepunktes enthalten ist, n : f, also bei 1 *cm* Brennweite noch 20 mal größer.

Man erkennt also durch Verbindung beider Sätze, daß das Bild so vielmal größer erscheint, als die Brennweite der Lupe in der des Objektivs enthalten ist. F : f Sind diese 1 *cm* und 1 *m*, so ist die Vergrößerung 100 fach, d. h. der Gesichtswinkel erscheint 100 mal größer; es schaut so aus, als wenn der Himmelskörper 100 mal näher wäre.

Solche astronomische Fernrohre sind die größten, besten und schärfsten aller bekannten Fernrohre, sie werden auf den Sternwarten zur Beobachtung der Himmelskörper benützt. Man erzielt mit ihnen Vergrößerungen bis 5000 fach.

Verwandt mit den astronomischen Fernrohren durch die Einfachheit der Einrichtung sind die Ablesefernrohre, wie man sie etwa zum Betrachten fern stehender Maßstäbe (Meßlatten) bei manchen Apparaten (Nivellierinstrumenten) benützt. Sie bestehen gleichfalls aus Objektiv und Okular; da man aber auf bedeutende Vergrößerung hiebei meist verzichtet, so ist ersteres verhältnismäßig klein, letzteres verhältnismäßig groß, so daß oft beide gleich groß sind. In diesem Falle kann das Fernrohr nach beiden Richtungen, rückwärts und vorwärts, zum Durchschauen benützt werden, was für manche Zwecke (Nivellieren) von Vorteil ist. Daß man auch bei ihm alles verkehrt sieht, hat wenig Nachteil, da man auf dem Maßstabe (Meßlatte) die Ziffern umgekehrt anbringen kann und sich auch an das Ablesen verkehrter Ziffern leicht gewöhnt.

225. Das terrestrische oder Erd-Fernrohr.

Im astronomischen Fernrohr sieht man die Gegenstände verkehrt, da man mit der Lupe das umgekehrte Bild betrachtet, und die Lupe dasselbe nicht nochmal umkehrt. Dies stört nicht viel, wenn man etwa Himmelskörper betrachtet; jedoch stört es bedeutend, wenn man irdische Gegenstände betrachtet; deshalb kehrt man das Bild nochmal um, bevor man es durch die Lupe betrachtet. Ein Erdfernrohr ist also folgendermaßen eingerichtet. Es hat ein Objektiv, wie das astronomische Fernrohr; dasselbe entwirft ein verkehrtes, verkleinertes Bild nahe dem Brennpunkt; hinter dies Bild

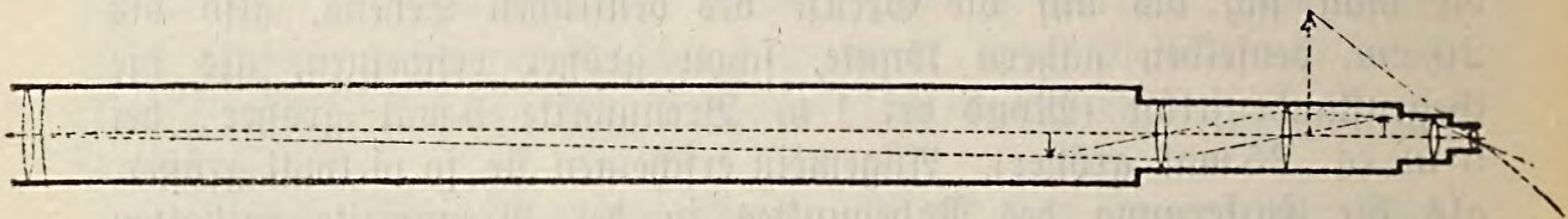


Fig. 290.

wird eine positive Linse von mäßiger Brennweite gestellt, so daß das Bild im Endpunkte der doppelten zwei Brennpunkte (G_2) derselben liegt; dann entwirft diese Linse ein Bild, das im Endpunkte der doppelten ersten Brennweite (G_1) liegt, reell, ebenso groß und nochmal umgekehrt, also nun aufrecht ist. Dies aufrechte Bild betrachtet man mittels des Okulars wie früher. Anstatt einer Linse verwendet man zur Umkehrung auch zwei positive Linsen von gleicher Brennweite, von denen die erste vom Bilde um die Brennweite absteht, und die zweite von der ersten auch um die Brennweite absteht. Dies Bild ist dann aufrecht und liegt im Brennpunkte. An Fig. 291 ersieht man den Gang der Lichtstrahlen.

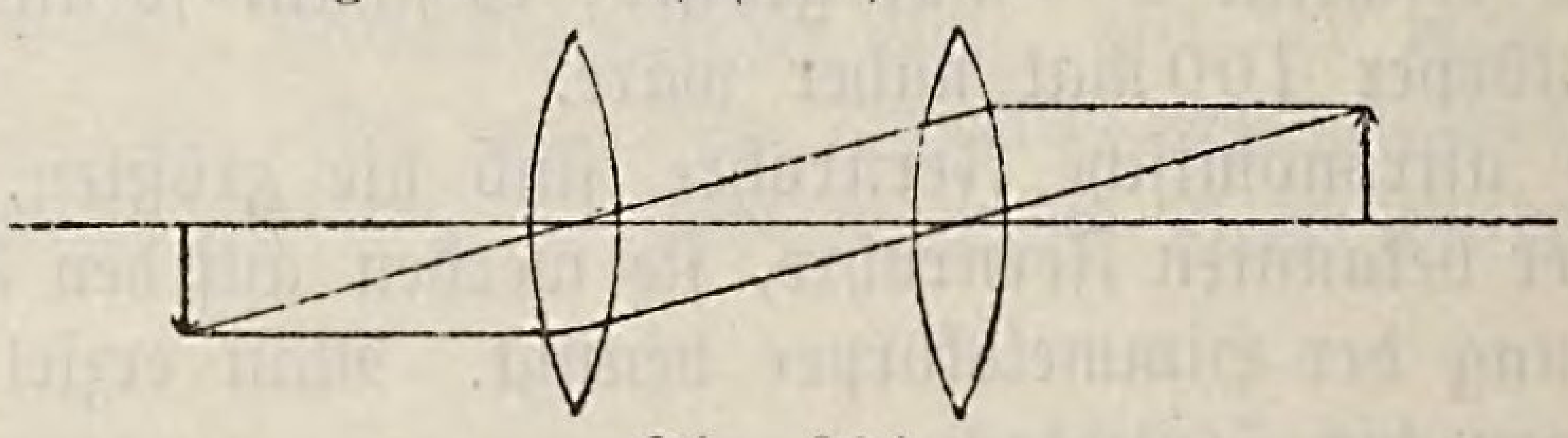


Fig. 291.

Erdfernrohre sollen meist Handfernrohre sein, dürfen demnach weder besonders lang noch schwer sein, können deshalb in der Objektivlinse keine besonders große Brennweite haben und liefern meist nur mäßige Vergrößerung (10—20 fach); doch genügt dieselbe für die gewöhnliche Anwendung.

226. Das galileische oder holländische Fernrohr.

Es wird gewöhnlich als Operngucker, Feldstecher, Jagdfernrohr u. s. w. gebraucht.*)

Es besitzt als Objektiv eine positive Linse von mäßiger

*) Erfunden vom Brillenmacher Hans Lipperhey in Middelburg (Holland) 1608, verbessert von Galilei.

Brennweite, die ein reelles, verkehrtes, verkleinertes Bild erzeugt; aber bevor das Bild zustande kommt, wird in den Gang dieser Lichtstrahlen als Okular eine negative Linse von kurzer Brennweite gestellt; diese bricht dann die einfallenden Lichtstrahlen so, daß ein virtuelles, vergrößertes, aufrechtes Bild vor ihr entsteht, das man mit dem Auge betrachtet. Um das Zustandekommen dieses Bildes zu verstehen, betrachten wir den Gang einiger Strahlen in folgender Fig. 292.

Es sei BB′ das verkehrte Bild, welches das links liegende Objektiv erzeugt, so daß also vom Objektiv die Strahlen (etwa I u. II) so herkommen, daß sie sich in B′ schneiden würden. Vor BB′ wird die negative Linse so gestellt, daß auch ihr zweiter Brenn-

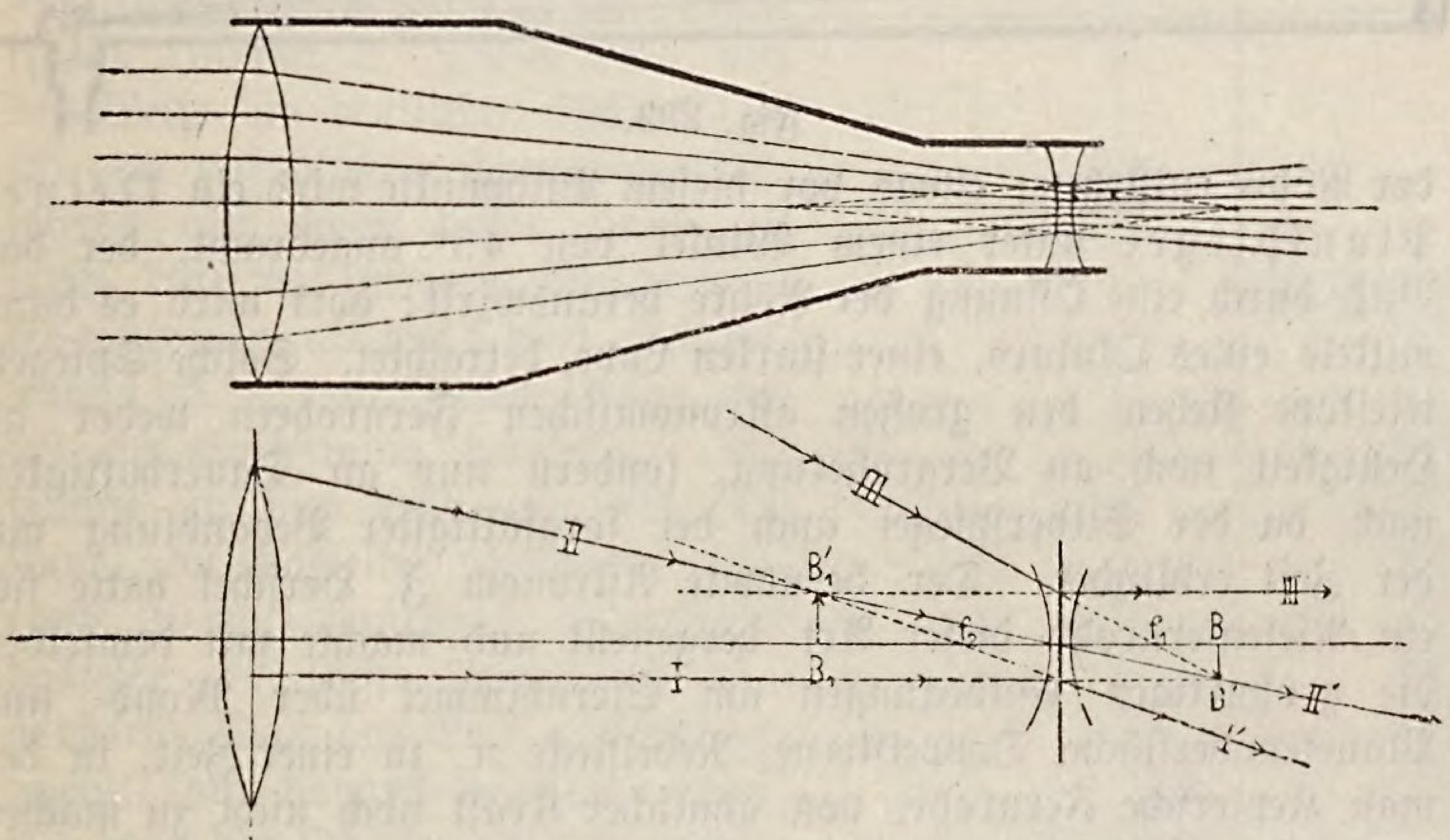


Fig. 292.

punkt (in Fig. unrichtig mit f_1 bez.) noch vor B liegt. Ist nun II ein solcher Strahl, der durch die Mitte der negativen Linse geht, so geht er ungebrochen weiter in II′; ist I ein Strahl, der parallel der Achse auffällt, so geht er nach der Brechung durch den ersten Brennpunkt (in Fig. unrichtig mit f_2 bez.) als I′. Die Strahlen I′ u. II′ divergieren nach der Brechung, schneiden sich demnach rückwärts verlängert in B_1' liefern also in B_1B_1' ein virtuelles, vergrößertes, aufrechtes Bild. Ein hinter der negativen Linse befindliches Auge sieht also dasselbe. Sorgt man nun durch Verschieben der negativen Linse dafür, daß dies Bild in der deutlichen Sehweite liegt, so sieht man es auch deutlich.

Dies Fernrohr läßt keine bedeutenden Vergrößerungen zu, ist aber für Operngucker, Feldstecher u. s. w., wobei man keine starken Vergrößerungen braucht, wegen seiner einfachen Zusammensetzung, der Kürze des Rohres und der Helligkeit und Größe des Gesichtsfeldes vorzüglich geeignet.

227. Das Spiegelteleskop oder Newtonsche Fernrohr.

Anstatt des Objektivs ist ein großer Hohlspiegel (Silberspiegel) am Grunde des Rohres angebracht. Dieser entwirft von fernen Gegenständen verkleinerte, reelle, verkehrte Bilder in oder nahe dem Brennpunkte. Aus denselben Gründen wie bei dem astronomischen Fernrohre macht man den Hohlspiegel möglichst groß und von sehr großer Brennweite. Man setzt ihn auch etwas geneigt in den Grund der Röhre, so daß die Bilder nahe an der Seitenwand

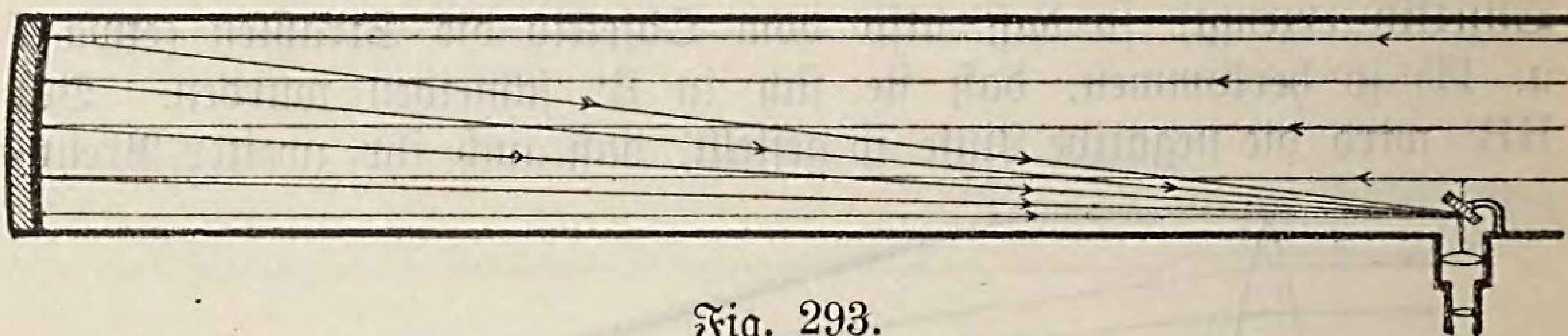


Fig. 293.

der Röhre entstehen; etwas vor diesem Bildpunkte wird ein kleiner Planspiegel unter einem Winkel von 45° angebracht, der das Bild durch eine Öffnung der Röhre herauswirft; dort wird es dann mittels eines Okulars, einer starken Lupe, betrachtet. Solche Spiegelteleskope stehen den großen astronomischen Fernrohren weder an Helligkeit noch an Vergrößerung, sondern nur an Dauerhaftigkeit nach, da der Silberspiegel auch bei sorgfältigster Behandlung mit der Zeit erblindet. Der berühmte Astronom J. Herschel hatte sich ein Riesenfernrohr dieser Art hergestellt und machte mit demselben die großartigen Entdeckungen am Sternhimmel über Mond- und Planetenoberfläche, Doppelsterne, Nebelflecke ꝛc. zu einer Zeit, in der man Keplersche Fernrohre von ähnlicher Kraft noch nicht zu machen verstand. Sein Spiegel hatte einen Durchmesser von 125 *cm* und eine Brennweite von 12,5 *m*. Heutzutage sind sie verdrängt durch die astronomischen Fernrohre. Ein Keplersches Fernrohr wird auch Refraktor, ein Newtonsches auch Reflektor genannt.

228. Das Mikroskop.

Das Mikroskop dient dazu, um kleine, naheliegende Gegenstände stark vergrößert zu sehen, und hat folgende Einrichtung. Sein

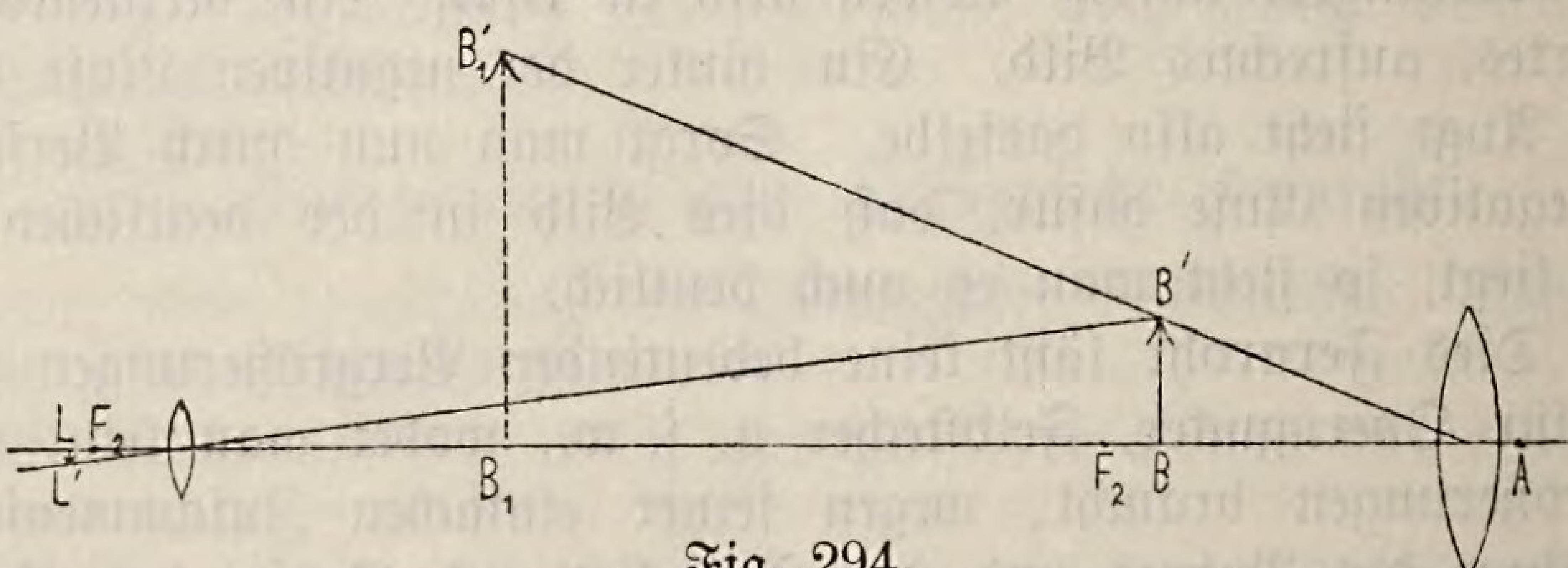
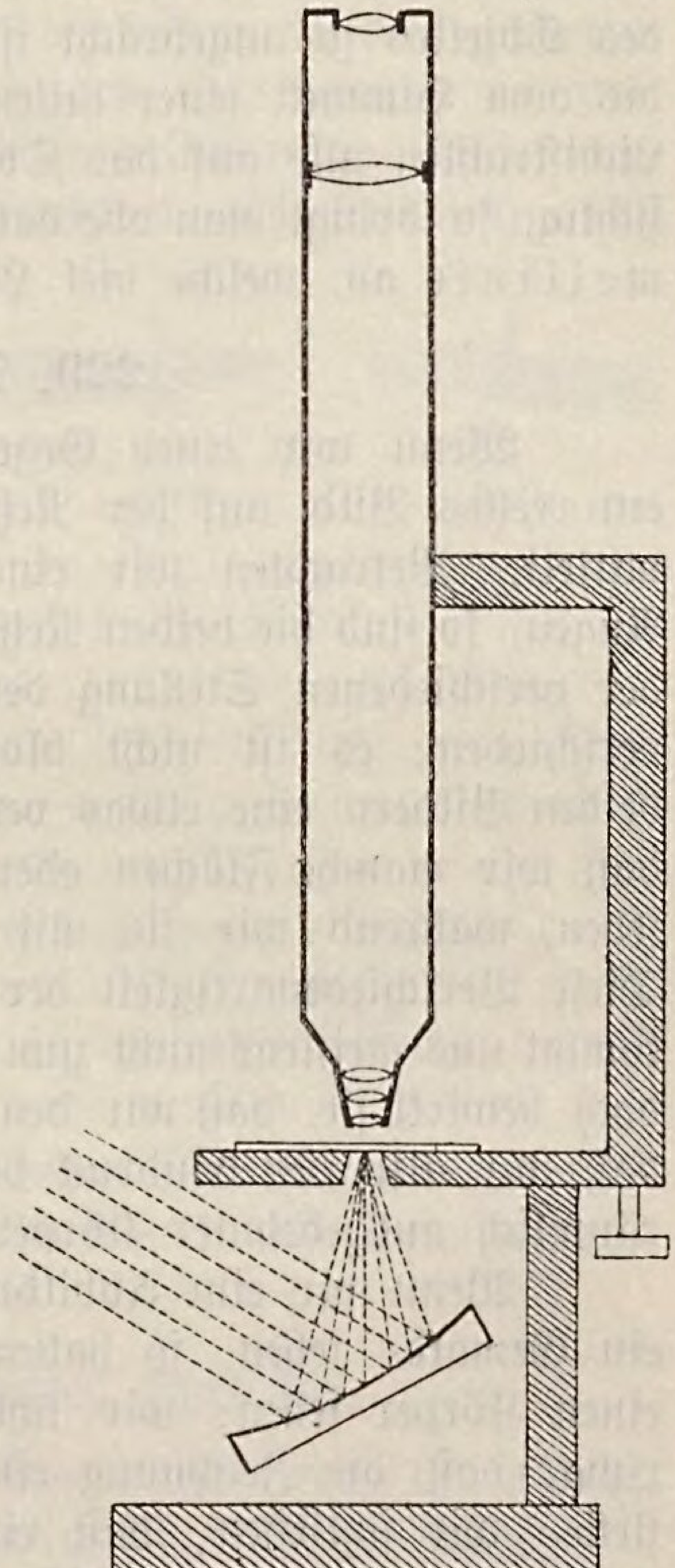


Fig. 294.

Objektiv ist eine positive Linse von sehr kurzer Brenn-

weite; sie wird so gestellt, daß der zu betrachtende Gegenstand (das Objekt, das mikroskopische Präparat) im zweiten Raume liegt, also zwischen G_2 und F_2; dann entwirft die Linse ein reelles, verkehrtes, vergrößertes Bild zwischen G_1 und dem Unendlichen. Dies Bild betrachte ich nun mit dem Okulare, einer starken Lupe, sehe es also nochmals vergrößert aber verkehrt.

Man richtet es gewöhnlich so ein, daß das Bild vom Objektive nur eine mäßige Entfernung hat, etwa 10 *cm*; soll also dies Bild selbst schon bedeutend vergrößert sein, so muß die Brennweite des Objektivs eine möglichst kleine sein; bei einer Brennweite von 1 *cm* ist die Vergrößerung ca. 10fach, bei 1 *mm* ist sie 100fach ꝛc. Dieses Bild, aus der Weite des deutlichen Sehens (ca. 20 *cm*) mit bloßem Auge betrachtet, würde also schon unter einem 10 (resp. 100) mal größeren Gesichtswinkel erscheinen, als das Objekt erscheint, wenn ich es mit freiem Auge aus 20 *cm* Entfernung betrachte. Betrachte ich dies Bild nun mit einer Lupe, die dasselbe nochmals 5 mal (resp. 20 mal) vergrößert, so erscheint dasselbe 50 (resp. 2000) mal vergrößert. Daß das Bild verkehrt erscheint, kann dadurch beseitigt werden, daß man das Objekt verkehrt einstellt.


Fig. 295.

Objektiv und Okular sind gewöhnlich an den Enden einer Röhre angebracht, so daß ihr Abstand nicht geändert werden kann. Damit aber das durch das Objektiv erzeugte Bild den richtigen Abstand vom Okular hat, kann man diese Röhre und somit das Objektiv dem Objekte näher und ferner stellen (einstellen); dadurch verändert das erzeugte Bild seine Lage und kann in die richtige Entfernung vom Okular gebracht werden. Die grobe Einstellung geschieht durch Verschieben der Röhre in einer Hülse, die feine Einstellung durch Verschieben der Hülse mittels einer Schraube.

Da die Objektivlinse eine sehr kurze Brennweite haben muß, so müßte sie selbst sehr klein sein; um sie nicht zu klein nehmen zu müssen, nimmt man zwei, gewöhnlich drei Linsen von etwas größeren Brennweiten und Durchmessern (Fig. 288) und befestigt sie nahe

hintereinander in Messingfassungen; sie wirken dann wie eine Linse von sehr kurzer Brennweite.

Da die betrachteten Objekte sehr klein sind, so senden sie wenig Licht aus, und da dies noch dazu durch die Vergrößerung auf bedeutend größere Flächen ausgebreitet wird, so würden die Bilder zu lichtschwach erscheinen; man muß deshalb das Objekt beleuchten. Dies geschieht bei durchsichtigen oder durchscheinenden Objekten (und das sind die meisten) durch einen kleinen Hohlspiegel, der unterhalb des Objektes so angebracht ist und so gedreht werden kann, daß er die vom Himmel, einer hellen Wolke oder einer Lampe auffallenden Lichtstrahlen alle auf das Objekt reflektiert; ist das Objekt undurchsichtig, so bringt man oberhalb desselben etwas seitwärts eine Sammellinse an, welche viel Licht auf dasselbe vereinigt.*)

229. Das Stereoskop.

Wenn wir einen Gegenstand betrachten, so entsteht von ihm ein reelles Bild auf der Netzhaut, welches die Wahrnehmung vermittelt. Betrachten wir einen körperlichen Gegenstand mit beiden Augen, so sind die beiden Netzhautbilder nicht identisch, sondern wegen der verschiedenen Stellung der Augen zum Gegenstande selbst etwas verschieden; es ist nicht bloß die gegenseitige Lage der Punkte in beiden Bildern eine etwas verschiedene, sondern es kommt auch vor, daß wir manche Flächen oder Flächenteile mit dem einen Auge noch sehen, während wir sie mit dem anderen Auge nicht mehr sehen. Diese Verschiedenartigkeit der Ansichten eines und desselben Körpers kommt uns meistens nicht zum Bewußtsein, da wir nicht darauf achten, doch bewirkt sie, daß wir den Körper als räumlich ausgedehnt sehen, daß wir also den Eindruck bekommen, daß das, was wir sehen, ein räumlich ausgedehnter Körper und nicht bloß eine Fläche sei.

Wenn wir eine Abbildung eines Körpers, eine Zeichnung oder ein Gemälde sehen, so haben wir nie den Eindruck, als wenn wir einen Körper sehen; wir schließen wohl aus der Art der Schattierung, daß die Zeichnung einen Körper von bestimmter Form vorstelle; wir schließen, daß ein Körper weiter entfernt sei, wenn er von einem anderen teilweise verdeckt wird, oder daß ein kleiner gezeichneter Gegenstand weiter entfernt sei; wir schließen also aus der Art der Darstellung, daß die Punkte im Raume verschieden verteilt sind; aber den Eindruck, als wenn ein solcher Körper wirklich vor uns wäre, bekommen wir nicht.

Umgekehrt können wir den Eindruck des körperlichen Sehens hervorrufen, wenn wir dafür sorgen, daß in jedem Auge gerade ein solches Bild entsteht, wie es entstehen würde, wenn jedes Auge von seinem Orte aus den Körper betrachten würde. Man muß sich also

*) Das Mikroskop wurde in Holland erfunden. Daß Zacharias Janssen dasselbe erfunden habe, hat sich als unrichtig herausgestellt.

zwei Abbildungen des Körpers verschaffen, man muß den Körper zweimal abzeichnen, so, wie er mit dem einen Auge betrachtet aussieht, und so, wie er dem anderen Auge erscheint.

Solche von zwei entsprechend weit von einander entfernten Punkten aus aufgenommene Bilder nennt man stereoskopische Bilder.

Um nun bequem mit jedem Auge zugleich je ein Bild ansehen zu können, dazu dient das Stereoskop, erfunden von Wheatstone, verbessert von Brewster.

In ein Kästchen werden unten die beiden Bilder nebeneinander eingelegt, das Kästchen ist durch eine Scheidewand in zwei Hälften geteilt. Oben sind zwei schwach prismatische Gläser angebracht mit biconvexen Flächen; sie bewirken (als Prismen), daß wir die beiden Bilder gegen die Mitte gerückt sehen so, als wenn sie von demselben Orte herkämen, und (als schwache Lupen) daß wir die Bilder zugleich etwas vergrößert und in der Accommodationsweite sehen. Da hiedurch in beiden Augen Netzhautbilder entstehen, welche einem wirklich vorhandenen Körper entsprechen, so hat man den Eindruck, als wenn man den Körper selbst vor sich sähe, man sieht körperlich oder stereoskopisch.

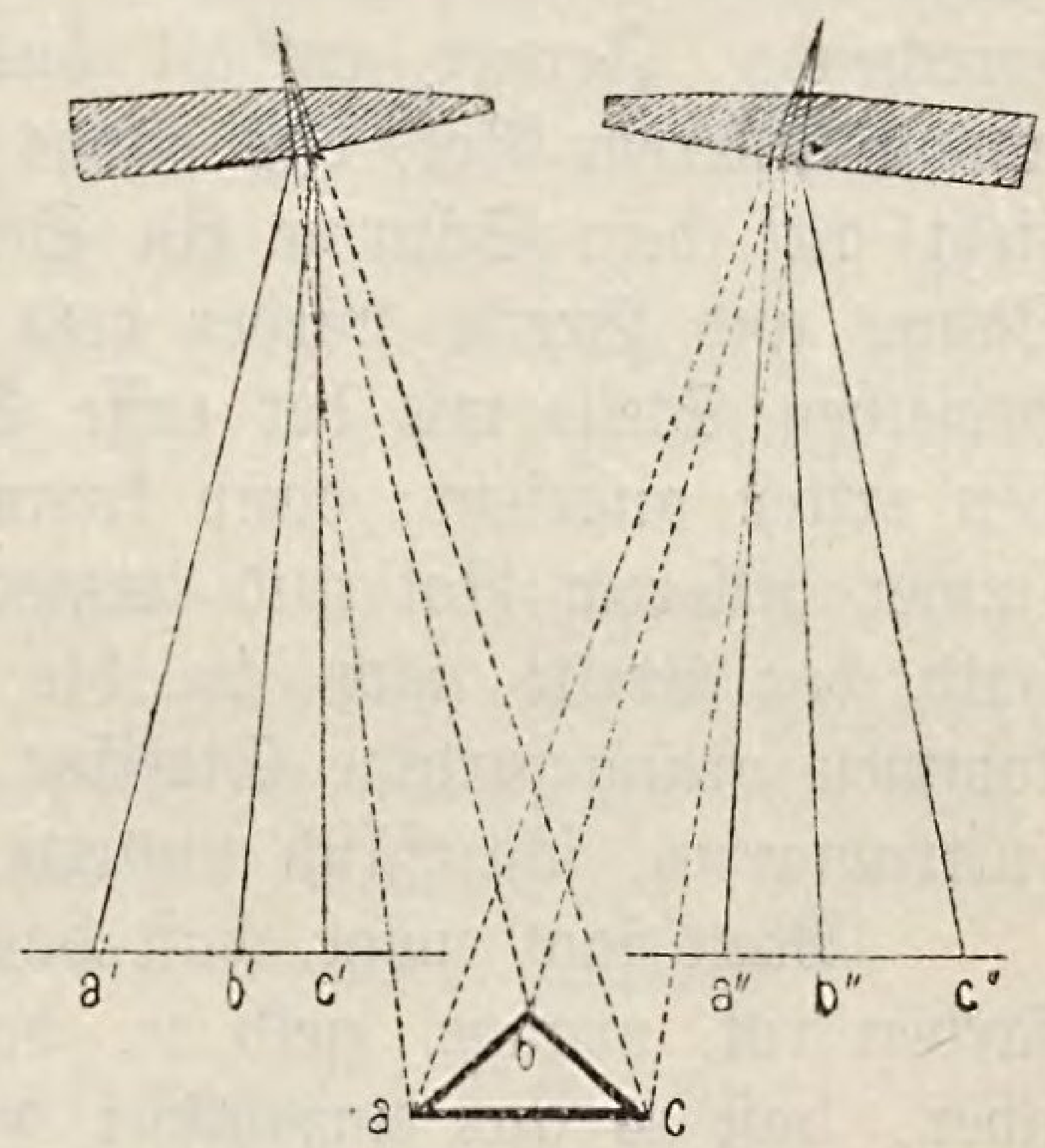


Fig. 296.

In Figur 296 ist durch die Lage von drei Punkten angedeutet, wie die stereoskopischen Bilder des erhabenen Gegenstandes aussehen, und wie deren Lichtstrahlen von den Prismen so abgelenkt werden, als kämen sie vom Gegenstande selbst her.

230. Zerstreuung des Lichtes, Spektrum.

Wenn man weißes Licht, z. B. Sonnenlicht durch ein Prisma gehen läßt, so wird es nicht bloß gebrochen, sondern auch zerstreut. Um dies zu sehen, verfinstert man das Zimmer durch Schließen der Läden, bringt in einem Laden einen (etwa horizontalen) feinen Spalt an (Fig. 297), läßt durch denselben Sonnenlicht eintreten, dem man durch einen Spiegel die gewünschte Richtung gibt, und läßt diesen Streifen Sonnenlicht auf ein

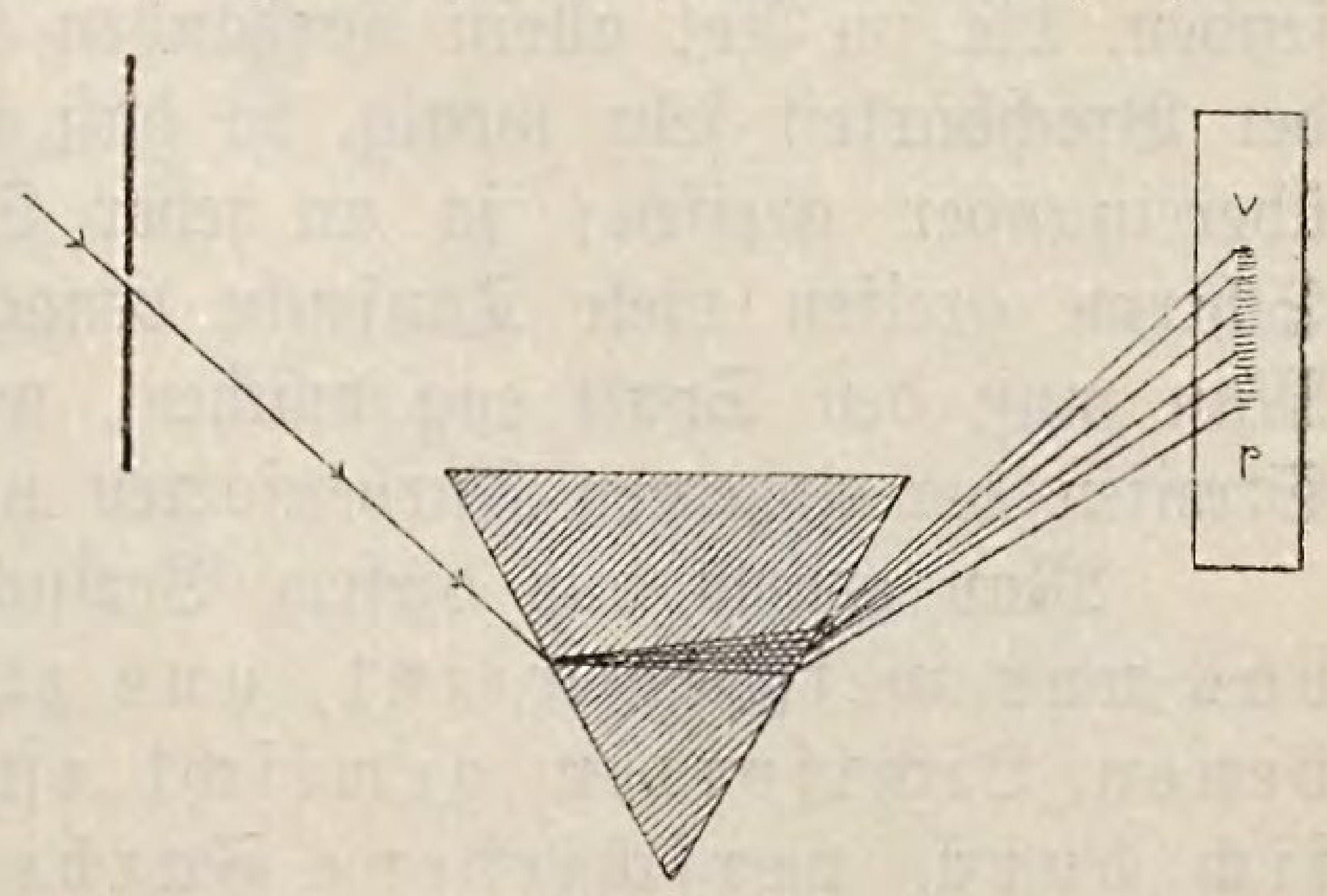


Fig. 297.

Glasprisma fallen; das Prisma wird dabei so gehalten, daß die brechende Kante desselben dem Spalte parallel steht. Das Licht wird gebrochen und kann auf dem Schirme aufgefangen werden; anstatt aber auf dem Schirme einen hellen weißen Fleck zu bekommen, welcher der Länge und Breite des Spaltes entspricht, sieht man ein farbiges Band, das stark in die Breite gezogen ist, während die Länge der des Spaltes noch entspricht. Dieses Farbenband nennt man das Spektrum.

Das Spektrum entsteht auf folgende Art: Das Sonnenlicht ist ein Gemisch ungemein vieler Lichtsorten, die sich durch Farbe und Brechbarkeit unterscheiden. So enthält Sonnenlicht zunächst rotes Licht; es wird am wenigsten gebrochen; deshalb entsteht auf dem Schirme ein roter Streifen, an Länge und Breite dem Spalt entsprechend. Ferner enthält das Sonnenlicht noch rotes Licht von etwas hellerem Rot, das etwas stärker gebrochen wird; deshalb entsteht auf dem Schirme ein Streifen von etwas hellerem Rot, an Länge und Breite wieder dem Spalt entsprechend, aber nicht an derselben Stelle wie der erste Streifen, sondern der Breite nach an den ersten angesetzt; dann kommen ebenso noch mehrere Streifen von immer hellerem Rot und immer größerer Brechbarkeit, die sich deshalb der Breite nach an die vorhergehenden anschließen. Dann kommen orangefarbige Streifen, dann gelbe, grüne, blaue, tiefblaue (ultramarin), schließlich violette.

Man sagt wohl, daß das Spektrum aus diesen sieben Hauptfarben rot, orange, gelb &c. bestehe; genauer betrachtet sieht man aber, daß es aus unzählbar vielen verschiedenen Farbensorten zusammengesetzt ist, von denen zwei benachbarte sich nur sehr wenig unterscheiden, und die so auf einander folgen, daß sie den Hauptfarben nach ineinander übergehen, wie rot in orange &c.

Man darf nicht denken, daß man in dem Spektrum auf dem Schirme all diese ungemein vielen verschiedenen Farbensorten getrennt sehen könne; denn jede Farbensorte gibt auf dem Schirme einen Streifen, dessen Breite der Breite des Spaltes entspricht; zwei benachbarte Farbensorten (z. B. zwei benachbarte von den vielen Tausenden, die im Rot allein vorhanden sind) unterscheiden sich aber in der Brechbarkeit sehr wenig, so daß ihre Streifen auf dem Schirme übereinander greifen; ja an jeder Stelle des Spektrums auf dem Schirme greifen viele Tausende benachbarter Streifen übereinander. Man muß den Spalt eng machen, wenn man haben will, daß die Streifen der einzelnen Farbensorten nur wenig übereinander greifen.

Man ersieht aus diesem Versuche, daß das Sonnenlicht, das uns weiß erscheint, aus einer Unzahl von verschiedenen Lichtsorten gemischt ist, daß diese Lichtsorten sich durch verschiedene Farbe und durch verschiedene Brechbarkeit unterscheiden und durch ein Prisma ge-

trennt werden können. Wenn man durch eine Sammellinse diese getrennten Lichtstrahlen wieder vereinigt, so entsteht wieder ein weißer Streifen. Wenn man in den Schirm etwa dort, wo die grünen Strahlen sich befinden, einen feinen Spalt macht, durch welchen also nur Licht von einer bestimmten Farbensorte durchgeht, und dies nun durch ein zweites Prisma gehen läßt, so wird es wieder gebrochen, aber nicht mehr zerstreut; auf einem zweiten Schirme sieht man wieder einen grünen Lichtstreifen; höchstens ist dieser Lichtstreifen etwas in die Breite gezogen; denn durch den Spalt im ersten Schirme tritt nicht bloß grünes Licht von einer Sorte, sondern eine ganze Schaar sehr nahe verwandter grüner Lichtsorten; diese unterscheiden sich etwas durch ihre Brechbarkeit, also erscheint der Streifen auf dem zweiten Schirme etwas verbreitert, aber doch nur grün. Wohl ist dies Grün von Stelle zu Stelle etwas verschieden, aber es ist kein vollständiges Spektrum, es sind bloß grüne Strahlen, aber keine roten, gelben u. s. w. vorhanden. Man nennt daher dieses grüne Licht ein einfaches Licht. Ebenso enthält jede andere Stelle des gut entwickelten Spektrums nur einfaches, homogenes Licht.

Eine solche Zerlegung des Lichtes in die einzelnen Farben desselben nennt man Zerstreuung des Lichtes oder Dispersion; sie tritt bei jeder Brechung ein, nicht bloß bei Glas, sondern auch bei Wasser u. s. w. All diese genaueren Untersuchungen über die Zerstreuung des Lichtes wurden zuerst von Newton gemacht.

231. Folgerungen aus der Zerstreuung des Lichtes.

Unter Brechungskoefficient haben wir verstanden das Verhältnis $\frac{\sin i}{\sin r}$; nun haben wir aber, da das Licht bei der Brechung auch zerstreut wird, in unseren Versuchen stets denselben Einfallswinkel und doch verschiedene Brechungswinkel; der Brechungswinkel des roten Lichtes ist der kleinste der des gelben größer u. s. f., der des violetten der größte. Wir erhalten also für die verschiedenen Farbensorten verschiedene Brechungskoefficienten. Z. B. eine bestimmte Glassorte, Crownglas (Kronglas) hat als Brechungskoefficient für rote Strahlen 1,526, für violette 1,547.

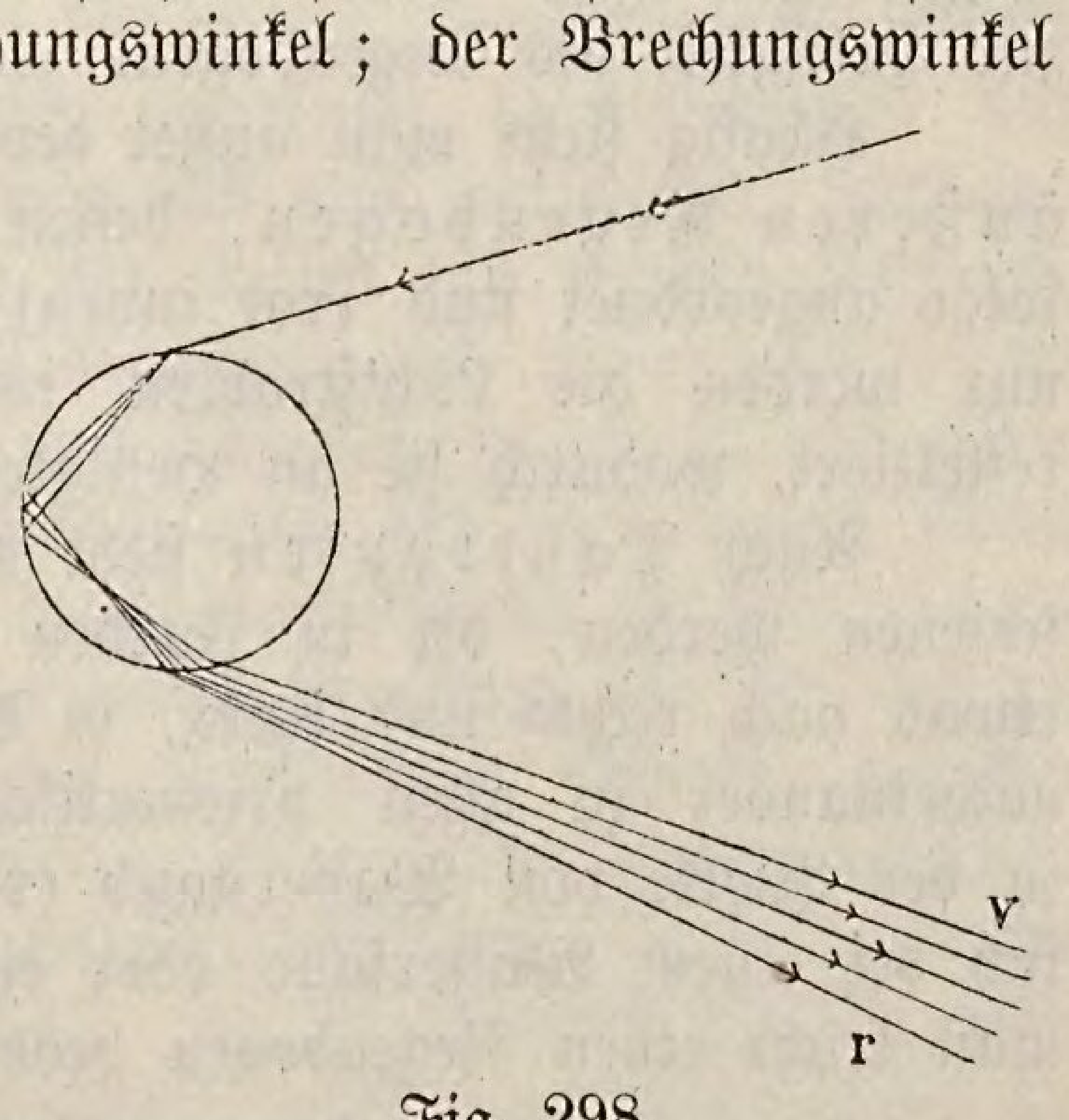


Fig. 298.

Die mit jeder Brechung des Lichtes verbundene Farbenzerstreuung verursacht folgende Erscheinungen: Wenn wir durch ein Prisma das durch den Spalt ein-

fallende Licht anschauen, so sehen wir den Spalt verbreitert und das Farbenband zeigt die Spektralfarben; betrachten wir irgendwelche andere Gegenstände durch das Prisma, so sehen wir besonders die Ränder mit Spektralfarben eingesäumt.

Auch der Regenbogen entsteht durch Zerstreuung des Lichtes, verbunden mit Reflexion (Erklärung zuerst von Descartes 1637). Einen Regenbogen können wir bekanntlich sehen, wenn wir die Sonne hinter uns, herabfallende Regentropfen (eine Regenwand) vor uns haben, und die Sonne auf diese Regentropfen scheint. Diejenigen Lichtstrahlen, welche uns den Regenbogen bilden, machen dabei folgenden Weg (Fig. 298). Sonnenstrahlen dringen etwas seitwärts in den (kugelförmigen) Regentropfen, werden also gebrochen und etwas zerstreut; sie treffen nun die hintere Wand des Tropfens und werden dort reflektiert; sie treffen dann die andere seitwärts liegende Stelle, werden dort nochmals gebrochen und wieder zerstreut, so daß sie doppelt so stark zerstreut sind. Befindet sich unser Auge in dem Raume, welchen diese zerstreuten Strahlen einnehmen, so treffen in unser Auge etwa bloß die grünen Strahlen dieses Spektrums; wir sehen diesen Regentropfen grün; von Tropfen, die sich weiter auswärts befinden, sehen wir nur die gelben bis roten, von Tropfen, die sich weiter nach einwärts befinden, bloß die blauen, violetten Strahlen; deshalb sehen wir ein Farbenband mit all den Spektralfarben, die man deshalb auch Regenbogenfarben nennt. Da für alle Regentropfen, die in Bezug auf uns und die Sonne dieselbe Lage haben, dasselbe stattfindet, solche Regentropfen aber in einem Kreisbogen liegen, so sehen wir den Regenbogen kreisförmig; sein Mittelpunkt liegt in der Linie, die durch die Sonne und unser Auge geht. Da die Sonne nicht bloß ein leuchtender Punkt, sondern ein verhältnismäßig großer Fleck ist, so sind die Spektralfarben im Regenbogen nicht rein, sondern vielfach ineinander geschoben, was zur Helligkeit des Regenbogens wesentlich beiträgt.

Häufig sieht man außer dem inneren noch einen weniger hellen, äußeren Regenbogen, dessen Farben in umgekehrter Reihenfolge angeordnet sind (rot innen); er entsteht auf ähnliche Weise, nur werden die Lichtstrahlen im Innern der Tropfen zweimal reflektiert, wodurch sie an Helligkeit verlieren.

Auch Tautropfen sieht man, wenn sie von der Sonne beschienen werden, oft in Farben funkeln; bewegt man das Auge etwas nach rechts und links, so kann man leicht denselben Tropfen nacheinander in allen prismatischen Farben funkeln sehen. Auch in der Wolke von Wasserstaub (runden kleinen Wassertropfen), die sich bei einem Wasserfalle oder einer starken Fontäne bildet, kann man leicht einen Regenbogen beobachten.

232. Zerstreuung des Lichtes bei Linsen.

Die Brennweite einer Linse ist wesentlich vom Brechungs-

koefficienten abhängig; sie wird kleiner, wenn er größer wird; daraus folgt, daß, wenn Licht durch eine Linse geht, und dabei nicht bloß gebrochen, sondern auch zerstreut wird, die Lichtstrahlen sich in verschiedenen Punkten vereinigen, die gelben in einem der Linse näheren Punkte als die roten u. s. w., die violetten in einem Punkte, welcher der Linse am nächsten liegt. Dies bewirkt, daß wir durch die Linse ähnlich wie durch ein Prisma alles mit farbigen Rändern sehen; man kann dies leicht beobachten, wenn man mit einer starken Lupe etwas Geschriebenes betrachtet. Bei einer gewöhnlichen Lupe stört das nicht viel, wohl aber bei Linsen mit großer Brennweite, z. B. bei einer Linse ist die Brennweite der roten Strahlen 9,501 *m*, die der violetten 9,148 *m*; hält man in den Brennpunkt der violetten Strahlen einen Schirm, so haben sich in diesem Brennpunkte erst die violetten Strahlen vereinigt, die anderen aber noch nicht, diese gehen großenteils an diesem Punkte vorbei und bilden auf dem Schirm einen Zerstreuungskreis von farbigen Ringen, deren äußerster rot ist, und dessen Durchmesser 6 *mm* beträgt, wenn der Linsendurchmesser 20 *cm* ist. Bei einer solchen Linse würde man also das Bild eines Sternes nicht als scharfen deutlichen Punkt, sondern als Mittelpunkt eines verhältnismäßig sehr großen Kreises von farbigen Ringen sehen; er würde vollständig verschwommen erscheinen, ein derartiges Fernrohr wäre vollständig unbrauchbar. Auch das Auge ist mit diesem Fehler behaftet und hat Farbenzerstreuung; ein Auge, welches für rote Strahlen auf unendliche Entfernung eingestellt ist, hat im Violett nur eine Sehweite von ca. 60 *cm*; jedoch ist im weißen Lichte diese Farbenzerstreuung nicht merklich und nicht störend.

233. Achromatische Prismen und Linsen.

Man ist im stande, Linsen herzustellen, welche das Licht wohl brechen, aber nicht mehr zerstreuen. Wenn man nämlich verschiedene Glassorten untersucht, so findet man, daß sie das Licht verschieden stark brechen und auch verschieden stark zerstreuen. So sind zur Herstellung der Linsen für optische Apparate besonders zwei Glassorten im Gebrauche, das Kronglas, ein bläulichgrünes Natron-Kalkglas, und das Flintglas, ein farbloses, schweres Kali-Bleiglas. Macht man sich aus beiden Glassorten Prismen von etwa je 60° brechendem Winkel, so beträgt beim Kronglasprisma die Ablenkung der roten Strahlen 39° 26′, die der violetten 41° 19′; also beträgt die Zerstreuung (Winkel zwischen den roten und den violetten Strahlen) 1° 53′; beim Flintglasprisma beträgt die Ablenkung der roten Strahlen 55° 32′, die der violetten 59° 36′, die Zerstreuung also 4° 4′. Es ist demnach die Brechung im Flintglasprisma nur etwas größer, aber die Zerstreuung bedeutend größer. Macht man den brechenden Winkel des Flintglas-

prismas kleiner (35° 11′), so kann man es dahin bringen, daß die Ablenkung der roten Strahlen kleiner (28° 39′), aber doch die Zerstreuung dieselbe (1° 53′) ist. Ein solches Flintglasprisma (von 35°) bricht also die Strahlen weniger als das Kronglasprisma (von 60°), zerstreut sie aber noch eben so stark. Stellt man nun beide Prismen so neben einander, daß ihre brechenden Kanten nach verschiedenen Richtungen schauen, so daß das Flintglas die Strahlen nach entgegengesetzter Richtung bricht, so werden die roten Strahlen vom Kronglase um 39° 26′ nach abwärts, vom Flintglase um 28° 39′ nach aufwärts abgelenkt, sind also um 10° 47′ abgelenkt nach abwärts; ebenso werden die violetten Strahlen vom Kronglas um 39° 26′ + 1° 53′ abgelenkt nach abwärts und vom Flintglas um 28° 39′ + 1° 53′ nach aufwärts, sind also auch um 10° 47′ nach abwärts abgelenkt. Es verlassen also die roten und violetten Strahlen das Prisma unter demselben Winkel, also parallel, und sind nicht mehr zerstreut; ähnliches gilt, wenn auch nicht vollständig genau, für die zwischen Rot und Violett liegenden Strahlen. Das Licht wird also durch ein solches Prismenpaar wohl noch abgelenkt, aber nicht mehr zerstreut. Ein solches Prismenpaar nennt man ein achromatisches (nicht färbendes) Prisma (Fig. 299). Auf ähnliche Weise wird die achromatische Linse hergestellt, die das Licht noch bricht, aber nicht mehr zerstreut. Sie besteht (Fig. 300) aus einer positiven Kronglaslinse und einer negativen Flintglaslinse von größerer Brennweite, aber derselben zerstreuenden Kraft. Durch die negative Flintglaslinse wird die Brechung der Kronglaslinse nicht ganz aufgehoben, so daß das Linsenpaar noch wie eine positive Linse wirkt, aber die Zerstreuung wird fast ganz aufgehoben.

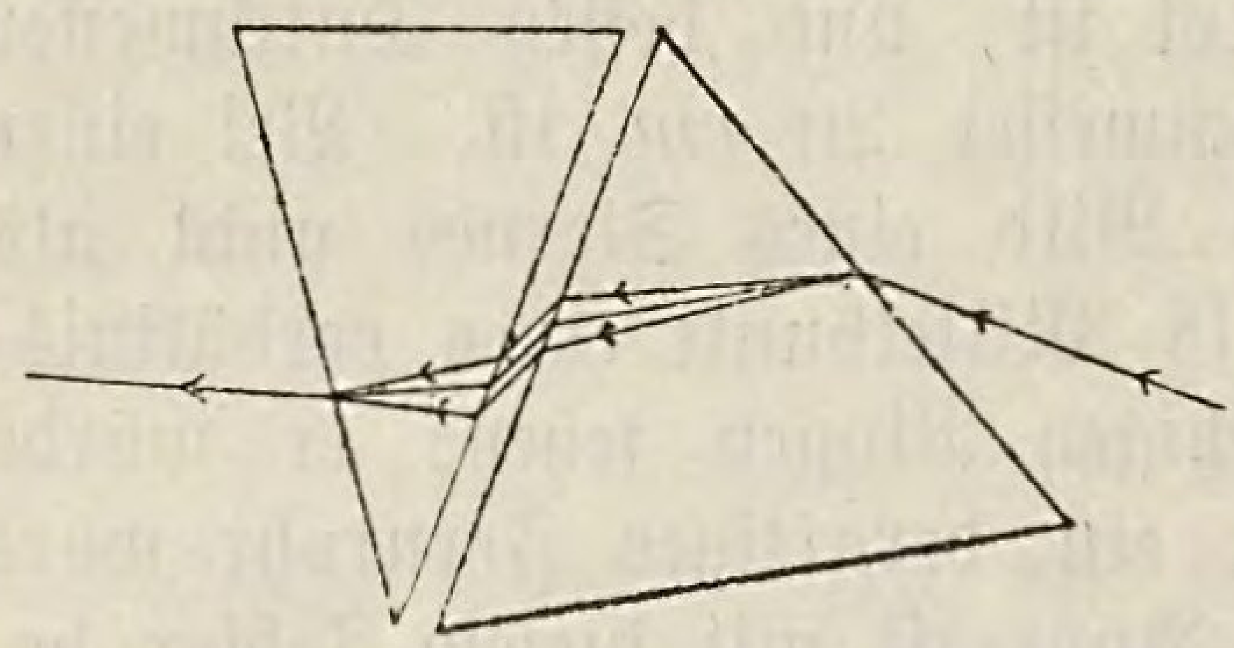


Fig. 299.

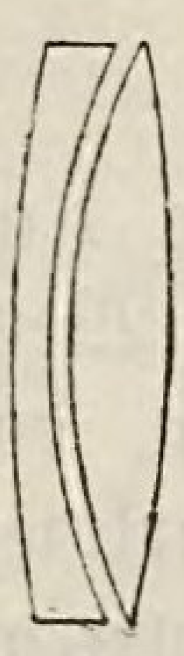


Fig. 300.

Solche achromatische Linsen verwendet man bei allen besseren optischen Instrumenten, Fernrohren, Mikroskopen und photographischen Apparaten. Vor der Erfindung dieser achromatischen Linsen durch Dollond (Engländer ca. 1750) konnte man wegen der starken Farbenzerstreuung keine Fernrohre mit starker Vergrößerung machen. Man gab vordem den Objektivlinsen sehr große Brennweiten; Torricelli stellte eine her von 10 *m* Brennweite (noch vorhanden). Huyghens verbesserte die Objektivlinsen und entdeckte den sechsten Saturnmond und den Saturnring. Campani führte im Auftrage Ludwigs XIV Teleskope aus von 86, 100, 136 Pariser Fuß. Newton, der an der Möglichkeit achromatischer Linsen ver-

zweifelte, stellte das Spiegelteleskop her 1668 (schon 1664 von Gregory angegeben), das bei viel kürzerer Rohrlänge viel bessere Bilder erzeugt. Erst Fraunhofer hat erfunden, wie man die Glasmassen insbesondere des Flintglases in größeren Stücken und in der erforderlichen absoluten Reinheit herstellt, und hat es verstanden, Linsenpaare zu berechnen und herzustellen, die möglichst gut achromatisch waren, über die bis dahin gebräuchlichen Größen weit hinausgingen und auch jetzt noch zu den vorzüglichsten gehören.

234. Fraunhofersche Linien.

Wir haben gesehen: Wenn das von einem schmalen Spalt kommende Licht durch ein Prisma geht, so wird dasselbe zerstreut und liefert das Spektrum. Die verschiedenen Farbenarten, die im weißen Licht enthalten sind, werden verschieden stark gebrochen und geben also auf dem Schirme verschiedene Abbildungen des Spaltes, die der Breite nach nebeneinander liegen.

Wenn man nun den Spalt sehr eng macht, paralleles (Sonnen-) Licht durchgehen läßt und es sehr stark zerstreut, indem man es mehrmals in demselben Sinne durch Prismen brechen läßt, so zeigt sich, daß das Spektrum des Sonnenlichtes kein kontinuierliches ist, sondern durch eine große Anzahl dunkler Linien (parallel dem Spalte) unterbrochen ist. Diese von (Wollastone und) Fraunhofer entdeckten Linien heißen die Fraunhoferschen Linien. Man schließt, daß diejenige Lichtsorte, die bei der Brechung auf die Stelle der dunklen Linie treffen sollte, im Sonnenlichte nicht vorhanden ist. So ist eine sehr leicht auffallende Linie im Gelb; also schließt man, daß gerade diese Sorte von gelben Strahlen dem Sonnenlichte fehlt. Fraunhofer hat die 8 auffallendsten (breitesten) dieser Linien (besser Liniengruppen) mit den Buchstaben A, B, C, D, E, F, G, H bezeichnet, aber noch eine

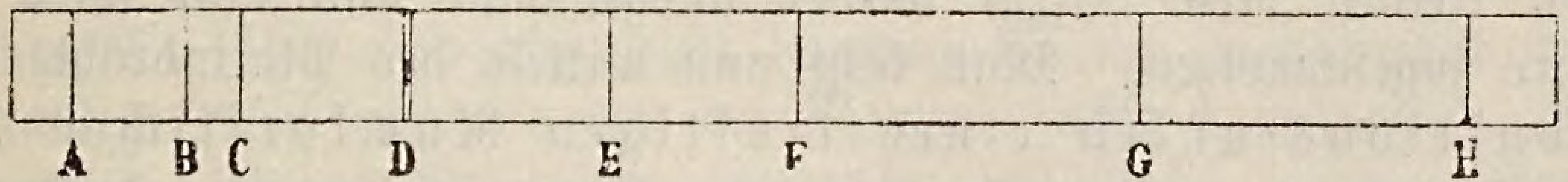


Fig. 301.

große Anzahl (500) feinerer Linien gefunden 1814, und von anderen (insbesondere Kirchhoff) ist noch eine große Anzahl gefunden und nach ihrer gegenseitigen Lage und Entfernung gemessen worden.

235. Spektra glühender Stoffe.

Läßt man nicht Sonnenlicht, sondern Licht eines glühenden festen (oder flüssigen) Körpers durch den Spalt fallen, so erhält man ein kontinuierliches Spektrum ohne dunkle Linien; man schließt also, jeder glühende feste oder flüssige Körper sendet Lichtstrahlen von allen möglichen Sorten aus. Dies thut

aber nur ein weißglühender Körper. Fängt der Körper erst an zu glühen (rotglühend), so sendet er bloß rote Lichtstrahlen aus; wächst seine Hitze, so treten die nächstfolgenden Strahlen orange, dann gelb und so fort dazu; erst bei Weißglut sendet er alle Lichtstrahlen aus.

Ganz anders verhalten sich glühende Dämpfe. Solche verschafft man sich folgendermaßen: Man nimmt eine Spirituslampe oder einen Bunsenschen Brenner, die beide mit einer sehr wenig leuchtenden Flamme brennen, bringt an einen Platindraht etwas Kochsalz oder Potasche oder ein Kupfersalz oder irgend welche Salze von Metallen und hält ihn in die Flamme; die Flamme zeigt dann eine gewisse Farbe, bei Kochsalz gelb, bei Potasche rot, bei Kupfer grün ꝛc., da ein Teil des Salzes in der großen Hitze der Flamme verdampft, sich zersetzt, und das Metall, als Dampf glühend, eine gewisse Lichtart ausstrahlt.

Wenn man nun solches Licht durch den Spalt fallen läßt und durch ein Prisma zerlegt, so erhält man nie ein kontinuierliches Spektrum, sondern stets nur eine oder einige helle Linien von ganz bestimmter Farbe; so erhält man beim Kochsalze eine Linie (zwei sehr benachbarte) im Gelb und nennt sie die Natriumlinie, weil sie herrührt von den in der Flamme glühenden Natriumdämpfen. Ein Kaliumsalz liefert eine helle Linie in Rot, Lithion eine in Orange u. s. f. Allgemein *jedes in Dampfform glühende Metall liefert ein bloß aus einzelnen Linien bestehendes Spektrum.*

Gase oder Dämpfe von Flüssigkeiten macht man glühend in den von Geißler erfundenen *Geißlerschen Röhren.* Diese Glasröhren sind in der Mitte zu einer dünnen Röhre ausgezogen und an ihren Enden sind Platindrähte eingeschmolzen; die Röhren werden mit einer gewissen Gasart gefüllt, dies Gas wird dann bis auf einen kleinen Rest ($^1/_{100}$) wieder ausgepumpt und nun wird die Röhre zugeschmolzen. Man läßt nun mittels der Platindrähte *die Induktionsfunken eines kräftigen Rumkorffschen Induktionsapparates durch das Gas schlagen; dadurch wird das Gas glühend.* Durch das Prisma untersucht, gibt es nie ein kontinuierliches Spektrum, sondern jedes Gasspektrum liefert eine oder einige helle Linien; man schließt also, *glühendes Gas sendet nur Lichtstrahlen von bestimmter Art und bestimmter Brechbarkeit aus.*

Die Kenntnis dieser, für die glühenden Dämpfe insbesondere der Metalle charakteristischen, hellen Linien kann dazu dienen, um das Vorhandensein eines solchen Metalles in irgend einem Stoffe nachzuweisen; denn bringt man etwas von dem Stoffe mittels des Platindrahtes in die Weingeistflamme, untersucht dieselbe durch Zerlegung mittels des Prismas und findet in dem Spektrum die

charakteristischen hellen Linien etwa des Natriums, so ist zu schließen, daß Natrium in dem Stoffe enthalten ist. Auf diesem Wege sind vier bis dahin unbekannte Metalle entdeckt worden. Als sich nämlich in einem Spektrum helle Linien zeigten, die keinem der bisher bekannten Metalle angehörten, war zu schließen, daß sie einem neuen Metalle angehören; so fand man das Rubidium, Cäsium (Kirchhoff und Bunsen), Thallium und Indium.

236. Spektralanalyse.

Kirchhoff fand ferner, daß die meisten der hellen Linien der Metallspektra gerade an den Stellen sich befinden, wo im Sonnenspektrum dunkle Linien vorhanden sind. Der nächstliegende Schluß, daß also diese Stoffe auf der Sonne nicht vorhanden sind, ist jedoch falsch, und gerade das Umgekehrte ist richtig, wie aus Folgendem ersichtlich ist.

Wenn man eine Natriumflamme (Weingeistflamme mit Kochsalz) herstellt, so zeigt sie im Spektrum die charakteristische helle Linie in Gelb. Wenn man aber hinter die Natriumflamme einen weißglühenden Körper, z. B. einen Platindraht bringt, das Licht dieses Platindrahtes durch die Natriumflamme gehen läßt und nun mit dem Prisma untersucht, so erhält man nicht das kontinuierliche Spektrum, das dem glühenden Platin eigentlich entsprechen sollte, sondern das Spektrum zeigt eine dunkle Linie gerade dort, wo die helle Linie des Natrums sein sollte. Dies hat man sich folgendermaßen zu erklären: Die Natriumflamme läßt alle Lichtstrahlen des glühenden Platins durch, deshalb erscheint dessen kontinuierliches Spektrum; aber gerade diejenigen (gelben) Strahlen des Platins, welche die Flamme selbst ausstrahlt, läßt sie nicht durch, sondern sie absorbiert dieselben; ein glühendes Gas absorbiert alle die Strahlen (läßt sie nicht durch), die es selbst aussendet. An der Stelle dieser gelben Strahlen sind also nicht die vom Platin ausgehenden gelben Strahlen, wohl aber die von der Flamme selbst ausgehenden gelben Strahlen, letztere sind aber, wenn die Glühhitze in der Flamme geringer ist als die des glühenden Platins, schwächer als erstere; deshalb erscheint im Spektrum an Stelle dieser gelben Strahlen eine dunkle Linie, Absorptionslinie; diese ist jedoch nicht ganz dunkel, sondern nur dunkler als die benachbarten Stellen; denn die benachbarten Stellen erhalten das helle Licht des glühenden Platins, die dunkle Stelle jedoch nur das viel schwächere Licht der glühenden Flamme. So sind auch die Fraunhoferschen Linien im Sonnenspektrum nicht schwarz, sondern nur dunkler als die benachbarten Stellen.

Da nun das Sonnenspektrum im allgemeinen ein kontinuierliches (nicht bloß aus einzelnen hellen Streifen zusammengesetztes)

ist, so folgt, daß die Sonne ein glühender, fester (oder wegen der großen Hitze flüssiger) Körper sei; da sich aber in diesem kontinuierlichen Spektrum der Sonne sehr viele dunkle Linien zeigen, so folgt, daß der flüssige, glühende Kern derselben mit einer Hülle dampfförmiger, glühender Gase von niedrigerer Temperatur umgeben sei, die gerade diejenigen Strahlen des glühenden Kernes absorbiert, die sie selbst ausstrahlt, und so die dunklen Linien (Absorptionslinien) hervorbringt. Da nun, wie Kirchhoff fand, gerade an der Stelle der gelben Natriumlinie im Sonnenspektrum eine dunkle Linie ist, so folgt, daß Natriumdämpfe in der Sonnenatmosphäre enthalten sind, ebenso sind Kalium, Kalcium, Magnesium, Nickel, Eisen und Chrom auf der Sonne anwesend. Eisendampf hat eine sehr große Anzahl (über 700) heller Linien, jeder derselben entspricht genau an derselben Stelle eine dunkle Linie im Sonnenspektrum. Auch Wasserstoff ist in der Sonnenatmosphäre enthalten, dagegen fehlen sicher Gold, Silber, Blei, Zinn, Antimon, Quecksilber, Silicium, Lithium u. a. m.

Untersucht man ebenso die Spektra der Fixsterne, so zeigen sich in denselben meist ähnliche dunkle Linien wie bei der Sonne; man fand so z. B. daß Sirius und Aldebaran sicher Natrum, Magnesium und Eisen enthalten. Untersucht man die Nebelflecke, so zeigen diejenigen, die sich im Fernrohre als Sternhaufen auflösen lassen, stets ein kontinuierliches Spektrum, man schließt, daß sie aus einzelnen glühenden, flüssigen Körpern bestehen; von den Nebeln aber, die sich nicht auflösen lassen, zeigen manche die hellen Linien glühender Gase.

237. Farben dunkler Körper.

Bei Betrachtung des Spektrums haben wir gesehen, daß das weiße Licht aus verschiedenen Arten von Lichtstrahlen zusammengesetzt ist, die sich durch ihre Brechbarkeit und durch ihre Farbe unterscheiden. Wir haben die im Spektrum auftretenden Farben *reine oder homogene Farben* genannt, weil die an einer Stelle des Spektrums vorhandenen Lichtstrahlen gleichartig, homogen oder nur sehr wenig voneinander verschieden sind.

Anders verhält es sich mit den Farben, die wir an den uns umgebenden Körpern wahrnehmen. Ein dunkler, nicht selbst leuchtender Körper wird uns ja nur dadurch sichtbar, daß auf ihn Licht auffällt, daß er diese Lichtstrahlen nach allen Richtungen zurückwirft, und daß diese Lichtstrahlen dann in unser Auge gelangen. Wenn der Körper alle Lichtstrahlen, die auf ihn fallen, zurückwirft, oder, da das nie der Fall ist, wenn er von den auf ihn fallenden Lichtstrahlen je gleich viel (gleich viel $^0/_0$) zurückwirft, so nennen wir ihn *weiß*. Ein weißes Papier wird etwa von den Sonnenstrahlen getroffen, also von einer gewissen Menge roter Strahlen und einer gewissen Menge orangefarbiger Strahlen; wirft es nun von allen Strahlen je gleich große Bruchteile zurück, also etwa 45 $^0/_0$ rote,

45$^0/_0$ orange, u. s. w., so hat das zurückgeworfene Licht dieselbe Zusammensetzung wie das Sonnenlicht und erscheint uns somit weiß. Wird das weiße Papier bloß von blauen Strahlen getroffen, so wirft es auch bloß blaue Strahlen zurück und erscheint uns blau; durch die Natriumflamme beleuchtet, erscheint es uns gelb.

Wenn aber ein dunkler Körper nicht alle auf ihn fallenden Lichtstrahlen in demselben Verhältnisse zurückwirft, so erscheint er uns farbig. Ein roter Stoff erscheint uns bei Tage deshalb rot, weil er von den auf ihn fallenden Sonnenstrahlen bloß die roten zurückwirft, die anderen aber verschluckt oder absorbiert. Dabei ist es in der Regel so, daß ein Stoff nicht bloß die Lichtstrahlen von bestimmter Farbe, etwa rot, reflektiert, sondern daß er wohl diese besonders gut reflektiert aber auch noch andere Lichtstrahlen, meist noch sämtliche anderen Lichtstrahlen wenn auch schwach reflektiert. Deshalb sind die Farben, die solche Körper zeigen, nicht rein.

Dies findet man leicht durch folgenden Versuch bestätigt: Nimmt man von dem Stoffe einen schmalen Streifen, oder macht sich mit der Farbe einen schmalen Strich auf Papier und betrachtet ihn mit dem Prisma, indem man dessen Kante dem Striche parallel hält, so sieht man das Spektrum des von dem Streifen ausgehenden Lichtes. Man sieht in demselben etwa kräftiges Rot und daneben die anderen Spektralfarben sehr schwach.

Einen Stoff, der bloß Licht von einer einzigen Art reflektiert, hat man bis jetzt noch nicht gefunden. Reflektierte Farben sind also nie rein, sie sind um so reiner, je weniger andere Farben beigemischt sind; sie sind aber oft sehr stark gemischt, wenn nämlich zwei oder mehrere Spektralfarben besonders deutlich in ihnen enthalten sind (braun).

Wenn man einen farbigen Stoff mit einfarbigem Lichte beleuchtet, so kann er natürlich nur solches Licht reflektieren; er scheint demnach in dieser Farbe und zwar stark leuchtend, wenn er im stande ist, viele dieser Lichtstrahlen zu reflektieren, wenn er also von eben solcher Farbe ist oder diese Farbe in Mischung enthält; oder er erscheint schwach leuchtend, dunkel, wenn er nicht im stande ist, diese Lichtstrahlen zu reflektieren. Ein sehr einfacher Versuch hiezu ist der, daß man nachts die Gegenstände mit einer Natriumflamme beleuchtet; sie erscheinen dann alle gleich gelb, bloß in der Helligkeit sind sie verschieden; ein roter, ein blauer, ein grüner Stoff sind bei dieser Beleuchtung nicht mehr zu unterscheiden; sie erscheinen gleich gelb, weil jeder von ihnen nur wenig gelb reflektieren kann, und sonst keine andere Farbe auf ihn fällt. Ähnlich erscheinen uns bei bengalischer, etwa roter Beleuchtung die weißen und roten Stoffe rot, die anderen werfen nur wenig rotes Licht zurück und bleiben fast ganz dunkel, so besonders die grünen Blätter.

238. Komplementäre Farben.

Wir haben früher gesehen, daß, wenn man die Lichtstrahlen des Spektrums durch eine Sammellinse wieder vereinigt, der entstandene Lichtstreifen, der dem Spalte entspricht, wieder weiß erscheint.

Wenn man bei diesem Versuche eine Farbe von der Vereinigung ausschließt, indem man durch ein Streifchen Papier etwa von der Breite des grünen Lichtes die grünen Lichtstrahlen auffängt und bloß die anderen durch die Sammellinse vereinigt, so entsteht durch deren Vereinigung nicht mehr Weiß, sondern eine Farbe, die mit einer Spektralfarbe verglichen werden kann, in unserem Falle Rot.

Ausschließen von Rot gibt Grün.
„ „ Orange gibt Blau.
„ „ Gelb gibt Violett und umgekehrt.

Da in unserem Beispiele das Rot aus Weiß entstanden ist, durch Ausschließen von Grün, so muß umgekehrt Rot, wenn ich Grün dazu mische, wieder Weiß geben, ebenso gibt Orange und Blau, oder Gelb und Violett wieder Weiß und zwar von großer Reinheit, wenn man sie passend aus dem Spektrum auswählt. Man nennt zwei solche Farben, welche mit einander gemischt Weiß geben Komplementär= oder Ergänzungsfarben.

Vereinigt man vom Spektrum bloß die roten und grünen Strahlen, richtig ausgewählt, durch die Sammellinse, so erscheint der Streifen wieder weiß.

Man kann diese Komplementärfarben auch durch den Farbenkreisel zeigen. Das ist ein schwerer, scheibenförmiger Kreisel, den man in rasche Rotation versetzt; oder man nimmt statt seiner irgend einen Apparat, bei dem man eine Achse in rasche Rotation versetzen kann. Befestigt man auf dem Kreisel eine Papierscheibe, bei welcher der eine Halbkreis rot, der andere grün bemalt ist, so erscheint sie beim Umdrehen weiß, um so reiner weiß, je sorgfältiger man bei der Auswahl der Farben verfahren hat; wegen der raschen Rotation mischen sich im Auge auf der Netzhaut die Farbeneindrücke von Rot und Grün und geben deshalb Weiß. Mit ähnlichen Scheiben zeigt man die anderen Klomplementärfarben.

Sind die Farben einer Scheibe nicht komplementär, so erscheint eine Mischfarbe.

Diese Komplementärfarben kann man auch noch auf andere Weise wahrnehmen.

Wenn man vor einen großen weißen Schirm ein Stück farbigen Papieres hält, etwa grünes, dies bei guter Beleuchtung lange und scharf betrachtet, fixiert. indem man etwa bloß die Mitte des Papieres betrachtet, und nun das farbige Papier vom Schirme rasch entfernt, so sieht man auf dem Schirme ein Nachbild des entfernten Papieres aber in der komplementären Farbe, also rot.

Man erklärt das folgendermaßen. Durch das lange Betrachten

des grünen Papieres wird unser Auge unempfindlich oder doch weniger empfindlich für die grünen Lichtstrahlen. Betrachtet man dann mit dem so geschwächten Auge die weiße Fläche des Schirmes, so kommen von diesem alle Strahlen ins Auge; aber die grünen werden nicht, oder nur schwach empfunden, das Auge empfindet nur die anderen Farben deutlich und ihre Vereinigung gibt die rote Komplementärfarbe. Da diese rote Farbe in Wirklichkeit nicht vorhanden ist, sondern von uns nur deshalb empfunden wird, weil das Auge für eine andere, die grüne Farbe unempfindlich geworden ist, so nennt man sie eine subjektive Farbe.

Ähnlich erklärt sich folgende Erscheinung. Man legt auf eine größere Fläche roten Papieres eine kleinere Scheibe grünen Papieres und betrachtet bei guter Beleuchtung die grüne Scheibe, indem man etwa ihre Mitte fixiert. Entfernt man nun rasch die grüne Scheibe, und fixiert irgend einen Punkt der roten Fläche, so erscheint sie viel lebhafter rot und zwar in demselben Umkreis, den die grüne Scheibe hatte; es entsteht also ein lebhaft rotes Nachbild der grünen Scheibe auf der roten Fläche; die Teile der roten Fläche jenseits des Nachbildes erscheinen trüb rot. Denn durch das Fixieren der grünen Scheibe ist ein bestimmter Teil der Netzhaut unempfindlich gegen Grün geworden. Blickt man nun auf die rote Fläche, so empfindet dieser Teil der Netzhaut die roten Farben lebhaft, weil er gegen sie nicht unempfindlich ist, und von den anderen Farben, die die Fläche ja außer Rot auch noch ausstrahlt, empfindet dieser Teil des Auges die grünen nicht, weshalb die anderen sich zur komplementären roten Farbe zusammenmischen und so die schon vorhandene rote Farbe verstärken und heben; zugleich ist der andere, äußere Teil der Netzhaut, der zuerst von den roten Strahlen der Fläche getroffen wurde, unempfindlich gegen Rot geworden, und empfindet deshalb auch nachher die roten Farben der Fläche nur schwach; deshalb erscheint dieser äußere Teil der Fläche trüb, matt rot und sticht um so mehr und scharf ab gegen das Nachbild der grünen Scheibe. Die Erscheinung ist um so lebhafter, je genauer das Grün der Scheibe komplementär ist zum Rot der Fläche; sie gelingt ebenso mit jedem Paare komplementärer Farben, sowie mit Weiß und Schwarz.

Weil also das komplementäre Nachbild der einen Farbe sich von der anderen gut abhebt, dieselbe verstärkt, so nennt man zwei komplementäre Farben auch Kontrastfarben. Jede ist im stande durch ihr Nachbild die andere zu verstärken oder zu „heben.“ Wenn also etwa auf blauem Stoffe feine, gelbe oder besser orangefarbige, goldgelbe Streifen sich befinden, so erscheinen dieselben glänzender, leuchtender und voller; Stickerei- oder Webereimuster in gelblichem Leinenfaden auf blauem Stoffe ausgeführt, glänzen deshalb wie Seide. Solche Muster macht man deshalb gern in Komplementär-

oder Kontrastfarben. Sind sie nicht in Kontrastfarben ausgeführt, so werden sie nicht gehoben, bleiben schwach und erscheinen sogar noch matter. So erscheint grüne Zeichnung auf gelbem Grunde, oder blaue Zeichnung auf rotem Grunde matt und erdig. Denn das Grüne wird durch das blaue Nachbild des gelben Grundes zu einer matten Farbe abgeschwächt, ebenso wie die blaue Zeichnung durch das grüne Nachbild des roten Grundes.

239. Phosphorescenz.

Manche Stoffe erlangen, wenn sie einige Zeit dem Sonnenlichte ausgesetzt waren, die Fähigkeit, selbst zu leuchten; sie werden, wenn man sie ins Dunkle bringt, nicht dunkel, sondern strahlen ein wenn auch schwaches Licht aus. Dieses „Nachleuchten" nennt man Phosphorescenz, da man das Licht wegen seines schwachen Schimmers vergleichen kann mit dem schwachen Lichte, das ein Stückchen Phosphor im Dunkeln abgibt. Der Art nach ist es jedoch davon ganz verschieden; denn das schwache Licht des Phosphors rührt von einer langsamen Verbrennung des Phosphors her, und dieselbe Ursache hat auch das Leuchten von faulem Holze und eine ähnliche Ursache hat wohl das Glühen der bekannten Johanniswürmchen, Leuchtkäfer u. s. w. sowie das Meeresleuchten; derartiges Leuchten wird nur uneigentlich Phosphorescenz genannt.

Die Phosphorescenz ist ein bloßes Nachleuchten von Stoffen, welche der Sonne oder irgend einem Lichte ausgesetzt waren. Sie ist besonders stark bei den Sulfiden von Kalcium, Barium und Strontium, sowie beim Flußspat. Das Licht ist rötlich, bläulich, grünlich, je nach der chemischen Zusammensetzung des Stoffes, enthält aber außer diesen noch alle Spektralfarben.

Die Dauer des Nachleuchtens ist sehr verschieden; es dauert bei manchen Stoffen in abnehmender Stärke mehrere Stunden, bei manchen dagegen nur sehr kurze Zeit; ja man hat nachweisen können, daß fast alle Körper phosphorescieren, wenn auch bei manchen die Dauer des Nachleuchtens nur einige Hundertel einer Sekunde beträgt.

In neuester Zeit macht man von der Phosphorescenz eine nützliche Anwendung. Es ist nämlich gelungen, einen Stoff herzustellen, der sehr lange und stark phosphoresciert und wie eine gewöhnliche Malerfarbe zum Anstreichen von Gegenständen verwendet werden kann. Solche mit „Leuchtfarbe" angestrichene Gegenstände werden, nachdem sie des Tags dem Sonnenlichte ausgesetzt waren, nachts leuchtend, so daß sie wenigstens leicht gesehen werden können. Man versieht so Feuerzeugschachteln, Leuchter, Glockenzüge, Schlagbäume bei der Eisenbahn und ähnliches mit Leuchtfarbe.

240. Fluorescenz.

Wenn man Sonnenlicht auf einen Flußspatkrystall fallen läßt,

und denselben von der Seite betrachtet, so sieht man, daß die ersten Schichten des Krystalles, die von der Sonne getroffen werden, ein bläuliches Licht nach allen Seiten hin ausstrahlen.

Man nennt diese Erscheinung Fluorescenz. Ähnliche Erscheinungen nimmt man an manchen anderen Stoffen wahr, insbesondere auch an Flüssigkeiten, wie Chininlösung, Curcuma- und Chlorophyll-Lösung, auch an Petroleum. Betrachtet man Petroleum in einem Glase etwas schräg von der Seite, von welcher auch das Sonnenlicht (auch zerstreutes) auffällt, so erscheint es violett, während das durchgelassene Licht die gewöhnliche gelbe Farbe des Petroleums zeigt.

Diese Erscheinung, obwohl theoretisch sehr interessant, hat praktisch keine Verwendung.

241. Wärmestrahlen.

Bekanntlich kommen von der Sonne nicht bloß Lichtstrahlen zu uns, sondern auch Wärmestrahlen. Dieselben werden durch ein Prisma ebenso gebrochen und zerstreut wie die Lichtstrahlen.

Untersucht man das durch ein Prisma (aus Steinsalz) erhaltene Spektrum mit dem Thermometer, so zeigt sich die Wärme nicht gleichmäßig über das Spektrum verteilt. Am violetten Ende desselben ist sehr wenig Wärme vorhanden, sie wächst, wenn man gegen das rote Ende hingeht; ja wenn man über das rote Ende hinausgeht, so zeigt sich noch eine beträchtliche Steigerung der Wärme, dann erst nimmt sie ab und verschwindet erst in einer Entfernung von Rot, die etwa ebenso groß ist als die ganze sichtbare Länge des Spektrums.

Man erkennt daraus, daß im Sonnenlichte Wärmestrahlen vorhanden sind, die eben so stark brechbar sind wie die Lichtstrahlen, man nennt sie die hellen Wärmestrahlen, daß aber auch noch eine beträchtliche Menge Wärmestrahlen vorhanden sind, die weniger brechbar sind als die roten Lichtstrahlen; man nennt sie dunkle Wärmestrahlen, weil sie vom Auge nicht mehr als Licht wahrgenommen werden, und nennt sie auch ultrarote Strahlen, weil sie jenseits des Rot im dunklen Teil des Spektrums liegen. Die „dunklen“ Wärmestrahlen der Sonne sind etwa doppelt so viel, als die „hellen“.

Untersucht man irdische Wärmequellen, so findet man, je niedriger deren Temperatur ist, desto weniger brechbar sind ihre Wärmestrahlen, und bei wachsender Temperatur kommen immer mehr Strahlen von höherer Brechbarkeit dazu. Dunkle Wärmequellen, wie etwa die Wand eines Blechgefäßes, in dem sich heißes Wasser befindet, oder eine Ofenplatte, die noch nicht glüht, senden nur dunkle Wärmestrahlen aus; erst nach Beginn der Rotglut, ca. 500°, treten zu den dunklen auch noch helle Wärmestrahlen zunächst im

Hellrot, und je mehr der Körper glühend wird, desto mehr verbreiten sich die hellen Wärmestrahlen vom Rot aus über das ganze Spektrum. Doch sind stets die hellen Wärmestrahlen viel weniger als die dunklen. So sind z. B. bei einer Öl- oder Gasflamme die hellen Wärmestrahlen nur 3 resp. 4% der Gesamtstrahlung, und von der Wärme, die das elektrische Licht ausstrahlt, sind nur 10% helle, also noch 90% dunkle Strahlen. Da im Sonnenlichte ca. 33% helle Strahlen vorhanden sind, so möchte man schließen, daß die Hitze (Temperatur) der Sonne viel höher sei als die des elektrischen Lichtbogens, denn je heißer die Quelle, um so größer ist der Prozentsatz der hellen Strahlen. Allein die Sonnenstrahlen kommen nicht unverändert zu uns, sondern beim Durchgange durch die Atmosphäre werden vorzugsweise die dunklen Wärmestrahlen absorbiert.

242. Durchgang der Wärmestrahlen.

Sehr eigentümlich verhalten sich die Stoffe beim Durchgange der Wärmestrahlen. Farblose Stoffe lassen die hellen Wärmestrahlen ebenso gut durch wie die Lichtstrahlen. Wesentlich anders verhalten sie sich aber gegenüber den dunklen Wärmestrahlen. Nur einen Körper kennt man, das Steinsalz, der auch nahezu alle dunklen Wärmestrahlen durchläßt; alle anderen absorbieren beträchtliche Mengen der dunklen Wärmestrahlen und zwar anfangend von den am wenigsten brechbaren Strahlen; sie verkürzen demnach das Wärmespektrum. Glas läßt z. B. von den dunklen Wärmestrahlen, die eine Flamme oder ein weißglühender Platindraht aussendet, nur etwa ein Viertel durch, von den dunklen Wärmestrahlen, die ein dunkler Körper von 100° ausstrahlt, aber gar keine; denn diese dunklen Wärmestrahlen gehören noch zu den wenigst brechbaren. Noch weniger dunkle Wärmestrahlen läßt Alaun, Wasser, Eis u. s. w. durch.

Merkwürdig ist, daß eine Lösung von Jod in Schwefelkohlenstoff, die für Licht vollkommen undurchsichtig ist, doch die dunklen Wärmestrahlen vollständig durchläßt, für dieselben also gleichsam durchsichtig ist. Vereinigt man diese dunklen Wärmestrahlen dann durch eine Steinsalzlinse in einem Brennpunkt, so kann ein in denselben gehaltenes Platinblech sogar glühend gemacht werden (Tyndall).

Von den farblosen, einfachen Gasen lassen Sauerstoff, Wasserstoff und Stickstoff nicht bloß alle hellen, sondern auch fast alle dunklen Wärmestrahlen durch. Zusammengesetzte Gase absorbieren jedoch viel mehr von den dunklen Wärmestrahlen; z. B. Kohlensäure absorbiert 90 mal mehr als die atmosphärische (trockene) Luft, Sumpfgas 403 mal, ölbildendes Gas 970 mal mehr.

Sehr viel dunkle Wärme absorbiert auch der in der Luft enthaltene Wasserdampf, obwohl dessen Dichte und Spannkraft meist

klein ist. Kommen deshalb die Sonnenstrahlen zu uns, so wird ein großer Teil der dunklen Wärmestrahlen derselben durch die Luft und besonders durch den darin enthaltenen Wasserdampf absorbiert und so direkt zur Erwärmung der Luft verwendet. Und wenn umgekehrt die erwärmten Gegenstände auf der Erde Wärme ausstrahlen, die ja nur dunkle Wärme ist, so wird diese zum größten Teil von der Luftfeuchtigkeit absorbiert und zwar um so stärker, je feuchter die Luft ist.

243. Die chemischen Strahlen.

Die Sonnenstrahlen können auch eine chemische Wirkung hervorbringen; wir haben z. B. beim Photographieren gesehen, daß durch die Lichtstrahlen das Jodsilber zersetzt wird. Läßt man das durch ein Prisma erhaltene Spektrum des Sonnenlichtes auf eine photographische Platte fallen, so zeigt sich, daß die Stärke der chemischen Wirkung nicht gerade der Helligkeit der Farben des Spektrums proportional ist, sondern die chemische Wirkung ist im Rot verschwindend klein, ist nur wenig merklich, doch wachsend von Gelb bis Blau, wächst sehr stark im Dunkelblau und ist im Violett am stärksten. Aber auch noch jenseits des sichtbaren Violett ist noch chemische Wirkung vorhanden in abnehmender Stärke und verschwindet erst in einer Entfernung vom Violett, die ungefähr der Breite des sichtbaren Spektrums gleich ist.

Man schließt daraus, daß entweder die chemische Wirkung von Strahlen hervorgebracht wird, die von den Lichtstrahlen verschieden sind, oder, daß beide Wirkungen, Licht und chemische Wirkung, von denselben Strahlen hervorgebracht werden, daß aber diese Strahlen je nach ihrer Brechbarkeit in verschiedenem Grade Wirkungen hervorbringen. Es bringen also die Strahlen, die wir als rot, gelb, grün wahrnehmen, lebhafte Farbenempfindung in unserem Auge, aber nur schwache chemische Wirkung hervor, während blaue und besonders violette Strahlen nur schwachen Lichteindruck, aber starke chemische Wirkung ausüben; jenseits des Violett gibt es sogar noch eine Menge von Lichtstrahlen, die ultravioletten, die gar keine Lichtempfindung und doch noch chemische Wirkung hervorbringen. Man nennt alle diejenigen Strahlen, welche eine chemische Wirkung hervorbringen, chemische Strahlen.

Man hat demnach eine Verlängerung des sichtbaren Spektrums durch die chemischen Strahlen über das violette Ende hinaus, ebenso wie wir eine Verlängerung desselben durch die dunklen Wärmestrahlen über das rote Ende hinaus gefunden haben. In Fig. 302 ist in der Kurve I die Intensität der Wärmestrahlen, in II die der Lichtstrahlen in III die der chemischen Strahlen gezeichnet.

Wir haben bei den irdischen Wärmequellen gesehen, daß sie reich an dunklen Wärmestrahlen und arm an hellen Wärmestrahlen

sind, also in den von ihnen ausgesandten Strahlen vorzugsweise die Strahlen von geringerer Brechbarkeit vorhanden sind. Dem

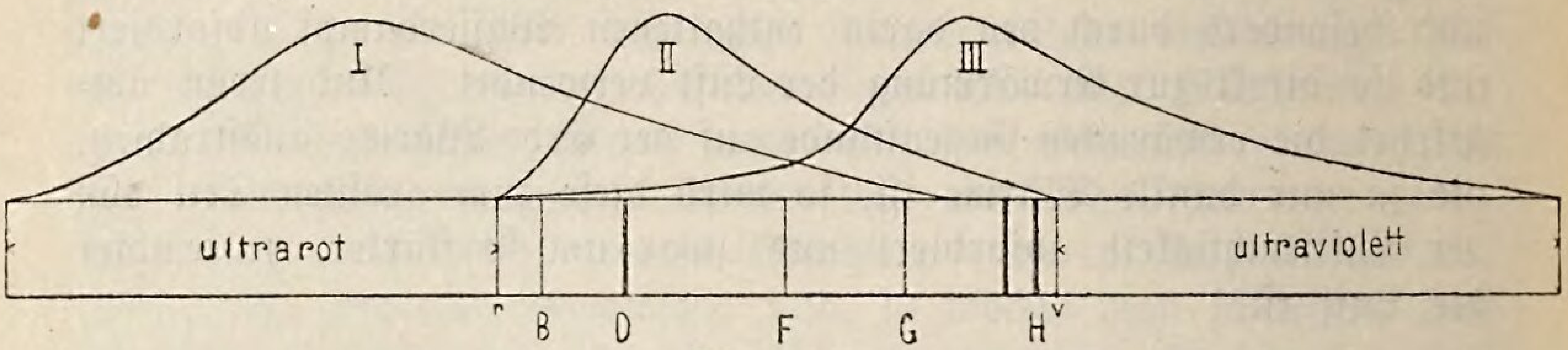


Fig. 302.

entsprechend findet man, daß sie auch arm sind an den chemisch wirksamen Strahlen höherer Brechbarkeit. Je intensiver die Hitze des leuchtenden Körpers, desto größer ist auch die Menge der chemisch wirksamen Strahlen, und es besitzt z. B. das elektrische Bogenlicht deren eine große Menge. Es ist deshalb nicht oder nicht gut möglich, bei Lampen- oder Gaslicht zu photographieren, während elektrische Beleuchtung mit Bogenlicht sich recht gut dazu eignet und schon vielfach verwendet wird.

Unentbehrlich ist die chemische Wirkung der Sonnenstrahlen für das Wachstum der Pflanzen. Die Pflanzen nehmen nämlich aus der Luft (die Wasserpflanzen aus dem Wasser) Kohlensäure auf; in den grünen Pflanzenteilen (Blättern, Nadeln, grünen Stengeln) wird durch die chemische Wirkung der Sonnenstrahlen die Kohlensäure zerlegt. Sauerstoff ausgeschieden, und unter Hinzunahme von Wasserstoff aus Wasser, das auch zerlegt wird, werden dann die verschiedenen an Kohle und Wasserstoff reichen Stoffe gebildet, aus denen die Pflanze besteht.

Wenn man eine Pflanze im verfinsterten Zimmer bloß durch Lampen- oder Gaslicht bestrahlen läßt, denen die chemischen Strahlen fast vollständig fehlen, so kann die Pflanze nicht weiter wachsen, wird bleich und welkt wie in einem ganz dunklen Zimmer. Läßt man die Pflanzen aber durch elektrisches Bogenlicht bestrahlen, das reich an chemisch wirksamen Strahlen ist, so wachsen und gedeihen sie wie an der Sonne.

Elfter Abschnitt.

Mechanik.

244. Der Hebel.

Das Gesetz des einfachen Hebels heißt: **Der Hebel ist im Gleichgewichte, wenn die Kräfte sich verhalten wie umgekehrt die Längen der Hebelarme**, also wenn:

$$P : Q = b : a.$$

Man bildet hieraus nach arithmetischen Sätzen $P \cdot a = Q \cdot b$, und sagt: Der Hebel ist im Gleichgewichte, *wenn das Produkt aus der Kraft mal ihrem Hebelarme gleich ist dem Produkte aus der Last mal ihrem Hebelarme.*

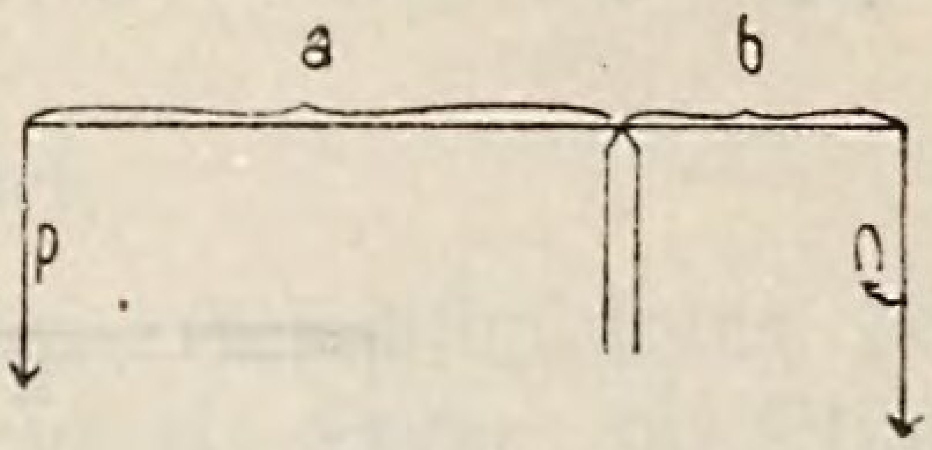


Fig. 303.

Ein solches Produkt aus einer Kraft mal ihrem zugehörigen Hebelarme nennt man das *statische Moment oder Drehmoment der Kraft.* Das Moment oder der Antrieb zur Bewegung, den eine Kraft hervorbringt, wenn sie an einem Hebelarme angreift, ist nämlich nicht bloß von der Größe der Kraft, sondern auch von der Länge des Hebelarmes abhängig, und ist, wie wir aus den einfachsten Versuchen am Hebel erkannt haben, beiden proportional; deshalb kann das Moment einer Kraft ausgedrückt werden durch das Produkt aus Kraft und Hebelarm; da dies Produkt dann alles enthält, was die Kraft zur Drehung des Hebels beiträgt, so nennt man dies Produkt das Moment, das statische Moment, das Drehmoment der Kraft.

Man kann also das Hebelgesetz auch so aussprechen: *Ein Hebel ist im Gleichgewichte, wenn die Momente beider Kräfte einander gleich sind und nach verschiedenen Richtungen wirken.*

Rechne: Wo ist der Stützpunkt eines Hebels von der Länge a, wenn an dessen Enden die Kräfte P und Q angreifen?

Das Moment $P \cdot a$ einer Kraft P gibt zugleich die Größe einer *Kraft* an, welche im Abstande 1 vom Drehpunkte dasselbe leistet, wie die Kraft P im Abstande a. Denkt man sich demnach die Kraft P im Abstande a ersetzt durch die Kraft $P \cdot a$ im Abstande 1, und die Kraft Q im Abstande b ebenso ersetzt durch die Kraft $Q \cdot b$ im Abstande 1, denkt man sich ferner die Kraft $Q \cdot b$ in demselben Punkte angreifend wie die Kraft $P \cdot a$, so daß man also ihren Angriffspunkt von der einen Seite des Drehpunktes auf die andere verlegen muß, so muß man auch, damit die Drehrichtung von $Q \cdot b$ dieselbe bleibt, $Q \cdot b$ nun in der entgegengesetzten Richtung, also nach aufwärts wirken lassen. Man hat dann die gegebenen Kräfte P und Q ersetzt durch die zwei Kräfte $P \cdot a$ und $Q \cdot b$, die in demselben Punkte angreifen und nach verschiedenen Richtungen wirken; sie heben sich dann auf, wenn $Pa - Qb = 0$; das ist aber wieder dieselbe Momentengleichung.

Wirken mehrere Kräfte auf den Hebel, so bringt jede an ihm ein Drehmoment hervor, dessen Größe gleich ist dem Produkte aus der Kraft mal ihrem Hebelarme. Denkt man sich die Kräfte wieder ersetzt durch Kräfte, die je im Abstande 1 wirken und je dasselbe Moment haben, so hat man bei der in Fig. 304 angegebenen

Anordnung links vom Drehpunkte im Abstand 1 die Kräfte $P_1 a_1$, $P_2 a_2$, $P_3 a_3$ anzubringen, ihre Resultierende ist, da $P_3 a_3$ nach der

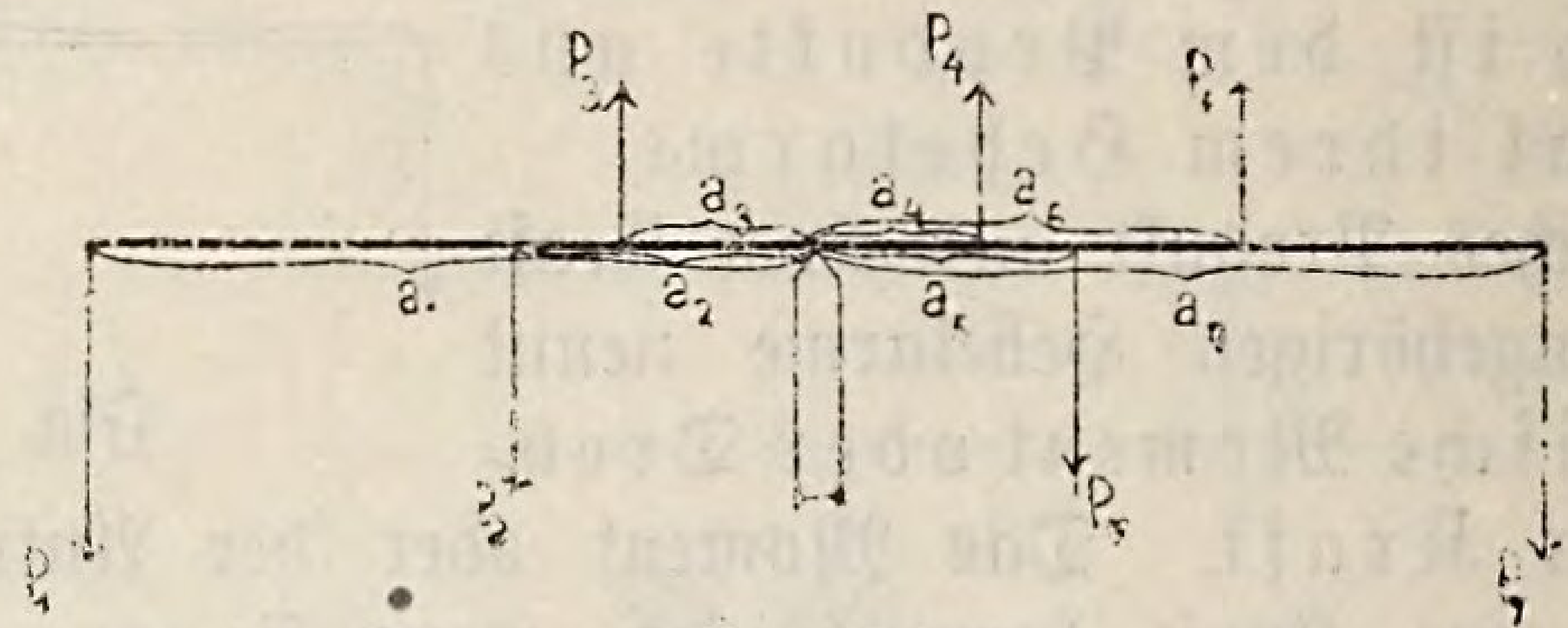


Fig. 304.

entgegengesetzten Richtung wirkt $= P_1 a_1 + P_2 a_2 - P_3 a_3$; ebenso hat man rechts vom Drehpunkte im Abstand 1 Kräfte anzubringen, deren Resultierende $= - P_4 a_4 + P_5 a_5 - P_6 a_6 + P_7 a_7$. Da beide Resultierenden an gleichen Hebelarmen ($= 1$) angreifen, so ist der Hebel im Gleichgewichte, wenn sie selbst einander gleich sind, also wenn:

$$P_1 a_1 + P_2 a_2 - P_3 a_3 = - P_4 a_4 + P_5 a_5 - P_6 a_6 + P_7 a_7.$$

Ordnet man diese Momente so, daß auf jeder Seite nur positive Glieder stehen, also:

$$a_1 P_1 + a_2 P_2 + a_4 P_4 + a_6 P_6 = a_3 P_3 + a_5 P_5 + a_7 P_7,$$

so kann man das Gesetz so aussprechen: **Der Hebel ist im Gleichgewichte, wenn die Summe der Momente der Kräfte, welche den Hebel nach der einen Richtung zu drehen suchen, gleich ist der Summe der Momente der Kräfte, welche den Hebel nach der andern Richtung zu drehen suchen.**

Wenn man alle Momente auf eine Gleichungsseite schafft, also:

$$a_1 P_1 + a_2 P_2 - a_3 P_3 + a_4 P_4 - a_5 P_5 + a_6 P_6 - a_7 P_7 = 0,$$

so kann man das Gesetz auch so aussprechen: **Der Hebel ist im Gleichgewichte, wenn die algebraische Summe aller Momente $= 0$ ist**; dabei sind die Momente mit dem $+$ oder $-$ Zeichen zu nehmen, je nachdem sie den Hebel nach der einen oder nach der anderen Richtung zu drehen suchen.

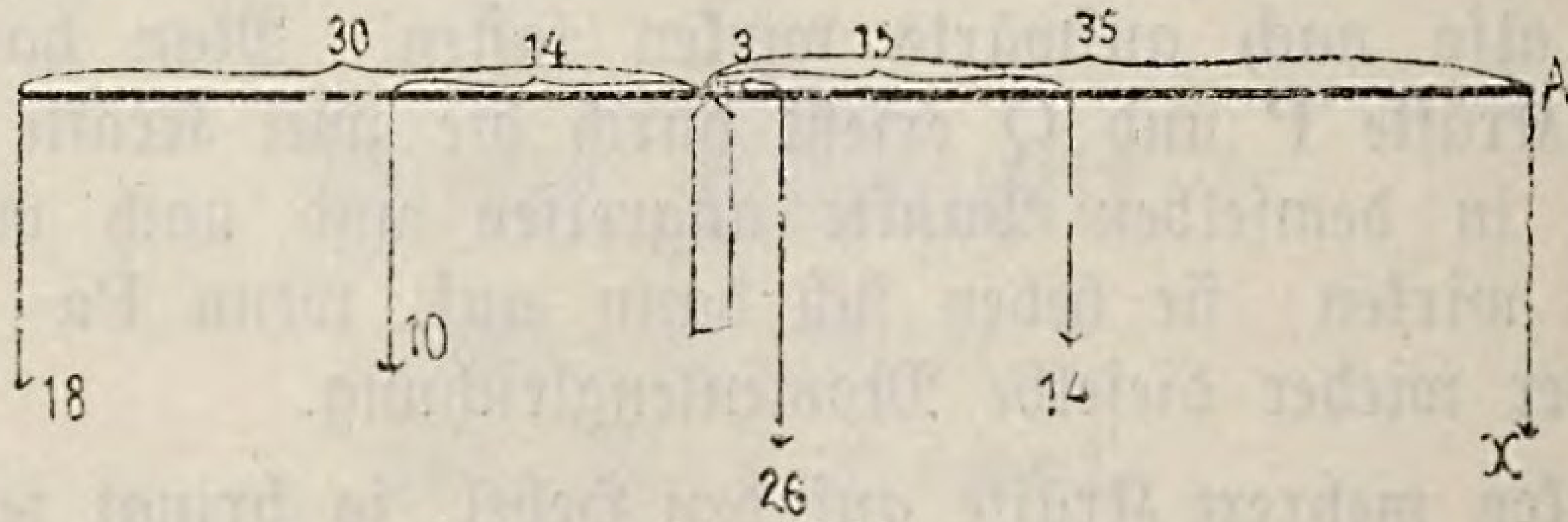


Fig. 305.

Beispiel: An einem Hebel wirken die aus Fig. 305 ersichtlichen Kräfte; welche Kraft ist im Punkte A nach abwärts anzubringen, damit der Hebel im Gleichgewichte ist?

Antwort: Die Momentengleichung gibt:

$$18 \cdot 30 + 10 \cdot 14 - 26 \cdot 3 - 14 \cdot 15 - x \cdot 35 = 0;$$

hieraus $x = 11{,}2\,kg$.

245. Der freie Hebel.

Im Stützpunkte des Hebels wirkt die Gesamtbelastung des Hebels, also die Kraft $P + Q$ und drückt auf die Stütze; die Stütze übt deshalb einen Gegendruck von der Größe $P + Q$ nach aufwärts aus. Bringe ich deshalb im Stützpunkte eine Kraft $= P + Q$ nach aufwärts wirkend an, z. B. mittels einer Schnur, so kann man die Stütze selbst entfernen und der Hebel bleibt doch im Gleichgewichte. Der Stützpunkt hat dann seine Bedeutung als solcher verloren und kann nur noch als Drehpunkt aufgefaßt werden derart, daß die Drehmomente der Kräfte P und Q in Bezug auf ihn einander gleich sind; also $P \cdot a = b \cdot Q$.

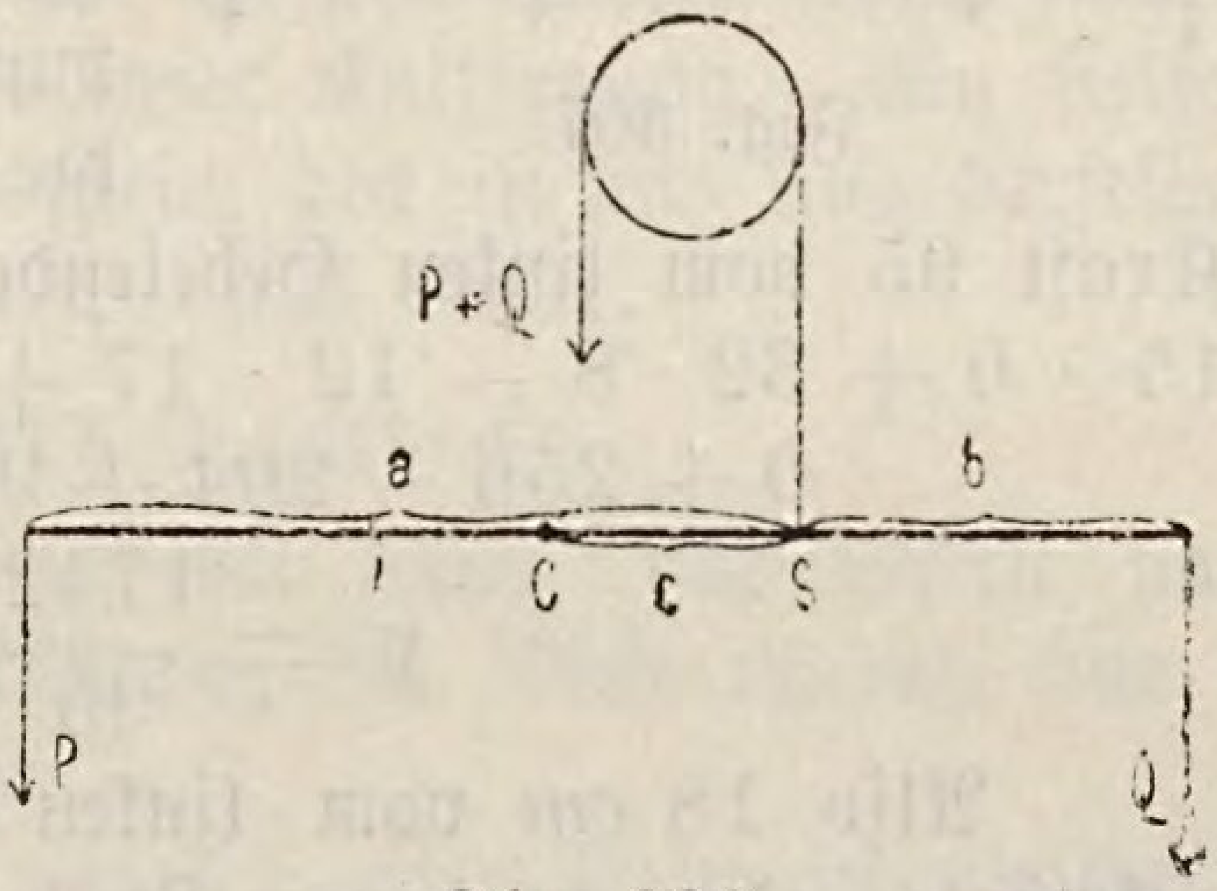


Fig. 306.

Der Hebel dreht sich aber nun überhaupt nicht, er dreht sich auch nicht um irgend einen andern Punkt. Dies spricht sich dadurch aus, daß, wenn man nun die algebraische Summe der Drehmomente sämtlicher Kräfte in Bezug auf einen beliebigen andern Punkt als Drehpunkt anschreibt, diese Summe stets $= 0$ ist, wenn $P \cdot a = Q \cdot b$. Es sei (Fig. 306) der andere Drehpunkt etwa C und um die Strecke c nach links von S entfernt, so soll sein: $P(a - c) + (P + Q)c - Q(b + c) = 0$; daraus folgt: $Pa - Pc + Pc + Qc - Qb - Qc = 0$, oder $Pa - Qb = 0$; dies ist aber der Voraussetzung nach richtig, also ist auch das Abgeleitete richtig, d. h. die algebraische Summe sämtlicher statischen Momente in Bezug auf einen beliebigen Punkt ist $= 0$, wenn sie in Bezug auf einen Punkt $= 0$ ist.

Ein solcher Hebel wird frei genannt, weil er keine Stütze mehr hat. Damit der Hebel die Stütze entbehren kann, also gegen das Fallen geschützt ist, ist notwendig und hinreichend, daß die algebraische Summe sämtlicher Kräfte $= 0$ sei. Soll dann dieser freie Hebel auch im Gleichgewichte sein, sich nicht drehen, gegen das Drehen geschützt sein, so ist notwendig und hinreichend, daß die algebraische Summe sämtlicher statischen Momente, genommen in Bezug auf einen beliebigen Punkt als Drehpunkt, $= 0$ sei. Ist dies der Fall, so ist diese Summe auch in Bezug auf jeden anderen Punkt $= 0$, der Hebel dreht sich überhaupt nicht. Hiebei sind diese bei-

den Sätze so allgemein gefaßt, daß sie für eine beliebige Anzahl von Kräften passen.

Beispiele: An einem Hebel wirken die aus der Figur 307 ersichtlichen Kräfte in den angegebenen Entfernungen, wo ist dieser Hebel zu stützen?

Ich mache den Hebel zunächst frei, indem ich anstatt der Stütze eine Kraft x angebracht denke, so daß der Hebel nicht fällt; dann muß also sein:

$$15 + 32 - 12 + 40 + 20 + x = 0;$$

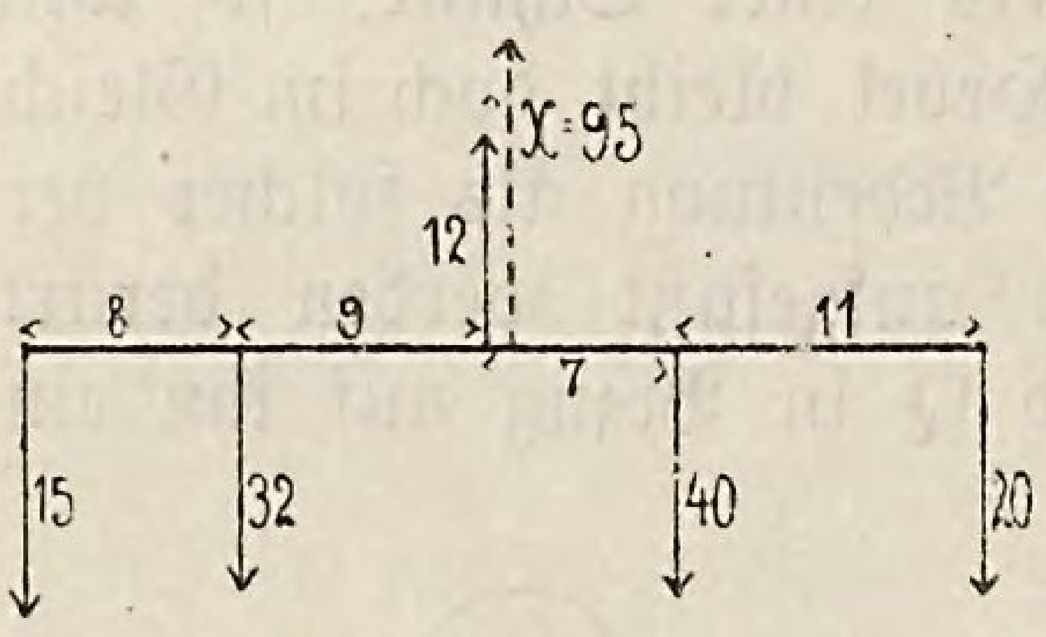


Fig. 307.

also $x = -95$; an dem negativen Zeichen erkennt man, daß diese Kraft nach aufwärts wirken muß. Nun will ich diese Kraft an einem solchen Punkte anbringen, daß der Hebel sich nicht dreht; ich wähle etwa den linken Endpunkt des Hebels als Drehpunkt, bezeichne die Entfernung des Angriffspunktes der Kraft 95 vom linken Hebelende mit y, so muß sein:

$$15 \cdot 0 + 32 \cdot 8 - 12 \cdot 17 + 40 \cdot 24 + 20 \cdot 35 - 95\ y = 0;$$

$$0 + 256 - 204 + 960 + 700 - 95\ y = 0;$$

$$y = \frac{1712}{95} = 18{,}02\ cm.$$

Also 18 *cm* vom linken Hebelende ist die Kraft -95 nach aufwärts, oder an deren Stelle die Stütze unten anzubringen.

An einer Hebelstange von a *cm* Länge wirken an den Enden die Kräfte P (links) und Q (rechts); wo muß der Stützpunkt angebracht werden?

Ich mache den Hebel frei, indem ich die Kraft $P + Q$ nach aufwärts anbringe; ich betrachte etwa das linke Hebelende als Drehpunkt, bezeichne die Entfernung von ihm bis zum Angriffspunkte von $P + Q$ mit y, so ist:

$$P \cdot 0 - (P + Q)\ y + Q\ a = 0;$$

$y = \frac{Q\ a}{P + Q}$; der andere Hebelarm ist:

$$x = a - y = a - \frac{Q\ a}{P + Q} = \frac{P\ a}{P + Q}.$$

Wo ist dieser Hebel zu stützen, wenn außer den Kräften P und Q auch noch das Gewicht der Hebelstange G in Betracht zu ziehen ist, und dieses Gewicht in der Mitte der Stange angreift? Ein Sicherheitsventil bei einem Dampfkessel soll mit 430 *kg* belastet werden; die Hebelstange hat eine Länge von 45 *cm* und 6 *kg* Gewicht (welche in der Mitte angreifen); am einen Endpunkte sollen 30 *kg* Belastung angebracht werden; in welcher Entfernung vom andern Endpunkte muß der Daumen angebracht werden, welcher auf das Ventil drückt?

246. Bestimmung des Schwerpunktes.

Schwerpunkt ist der Angriffspunkt der Resultierenden all der kleinen Schwerkräfte, die auf die einzelnen Teilchen des Körpers wirken.

Schwerpunkt einer geraden Linie.

Eine physikalische Linie ist ein der Länge nach ausgedehnter Körper, der so dünn ist, daß er bloß aus einer nach einer Richtung hin erfolgenden Nebeneinanderlagerung einzelner Moleküle besteht (Molekülreihe). Ist eine starre gerade Linie überall gleich schwer, so liegt, wie leicht zu sehen, der Schwerpunkt in der Mitte derselben; denn von diesem Punkte aus nach rechts und links liegen in je gleichen Entfernungen gleich schwere Massenteilchen; der Angriffspunkt der Resultierenden jedes Paares derselben geht also durch die Mitte ihrer Entfernung. Ein steifer, dünner, gerader Draht, der überall gleich dick ist und aus derselben Masse besteht, bietet annähernd ein Beispiel dafür.

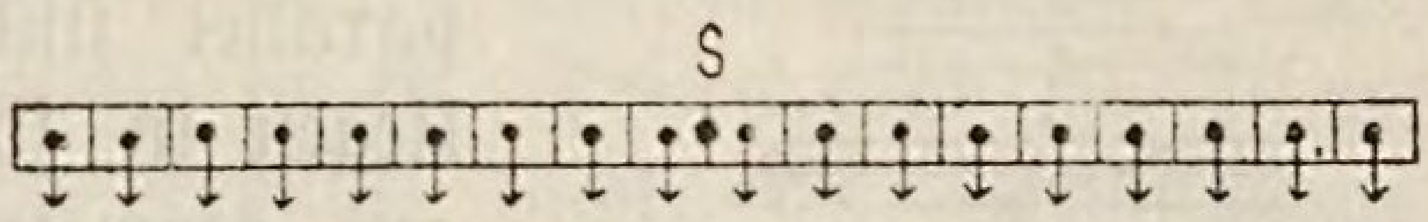


Fig. 308.

Schwerpunkt des Rechtecks.

Eine physikalische Fläche ist ein der Länge und Breite nach ausgedehnter Körper, der in der Richtung der Dicke überall nur je ein Molekül enthält (Molekülschichte).

Denkt man sich das Rechteck parallel einer Seite in ungemein viele, sehr schmale und gleich schmale Streifen zerschnitten, so daß jeder Streifen etwa bloß eine Molekülreihe enthält, so liegt der Schwerpunkt jedes solchen Streifens in seiner Mitte; diese Schwerpunkte erfüllen als geometrischen Ort eine Linie, welche, wie aus geometrischen Gründen leicht ersichtlich ist, die gerade Verbindungslinie der Mitten der zwei Gegenseiten ist; auch liegen die Schwerpunkte auf dieser Linie gleich weit von einander entfernt, weil die Streifen gleich breit sind. Denkt man sich nun das Gewicht jedes Streifens in seinem Schwerpunkte angebracht, so sind die Gewichte dieser Schwerpunkte gleich groß, weil die Streifen gleich lang und breit sind und aus gleicher Masse bestehen. Wir haben also auf der Schwerlinie in Punkten von gleichen Entfernungen gleich große Kräfte, ebenso wie bei einer Molekülreihe; die Resultierende derselben geht also durch die Mitte der Schwerlinie, und dort liegt der Schwerpunkt des Rechtecks. Aus geometrischen Gründen ist ersichtlich, daß dieser Schwerpunkt im Schnittpunkte der Diagonalen liegt und so am leichtesten gefunden werden kann.

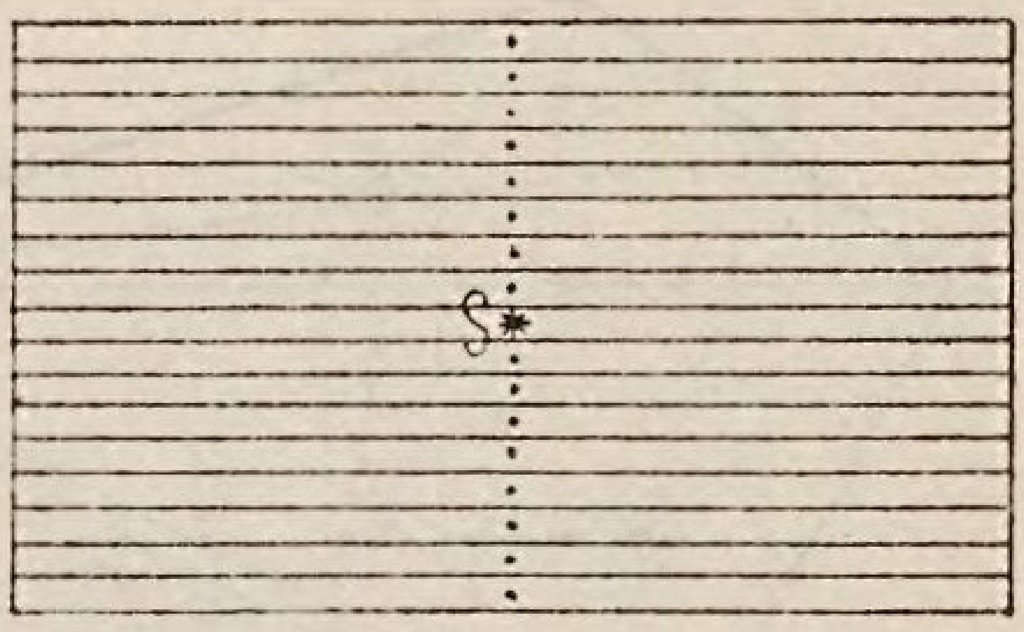


Fig. 309.

Ähnliche Ableitung und gleiches Resultat gilt über den Schwerpunkt des Parallelogramms, Rhombus und Quadrates.

Schwerpunkt des Dreiecks.

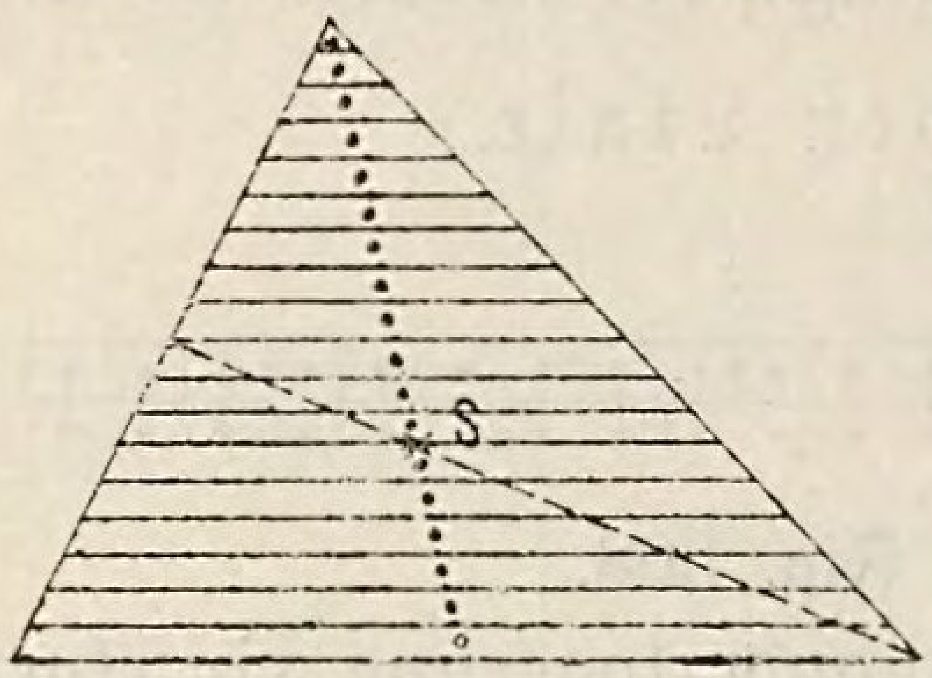


Fig. 310.

Man zerlegt das Dreieck, ähnlich wie das Rechteck, in Streifen, die einer Seite parallel sind; die Schwerpunkte derselben liegen in ihren Mitten und erfüllen, wie aus geometrischen Gründen leicht ersichtlich ist, eine gerade Linie, welche die Mitte der Dreiecksseite mit der Spitze verbindet, also die Seitenhalbierungslinie. Denkt man sich nun wieder das Gewicht jedes einzelnen Streifens in seinem Schwerpunkte vereinigt, so hat man auf der Schwerlinie auch wieder Punkte von gleicher Entfernung; aber in denselben wirken nicht gleiche Kräfte, weil die Streifen nicht gleich lang sind, sondern gegen die Spitze zu immer kürzer werden. Man kann also nicht sagen, der Angriffspunkt der Resultierenden liege in der Mitte dieser Linie, sondern man kann nur erkennen, daß er auf dieser Linie liegt.

Denkt man sich aber das Dreieck parallel einer anderen Seite in Streifen zerlegt und die nämliche Ableitung gemacht, so findet man, daß auch diese zweite Seitenhalbierungslinie eine Schwerlinie ist, auf welcher der Schwerpunkt liegen muß. Man schließt deshalb, daß der Schwerpunkt im Schnittpunkt beider Schwerlinien liegt. Der Schwerpunkt des Dreiecks liegt also im Schnittpunkte der Seitenhalbierungslinien, von welchem geometrisch bekannt ist, daß er im ersten Drittel jeder Seitenhalbierungslinie liegt.

Schwerpunkt von Vielecken.

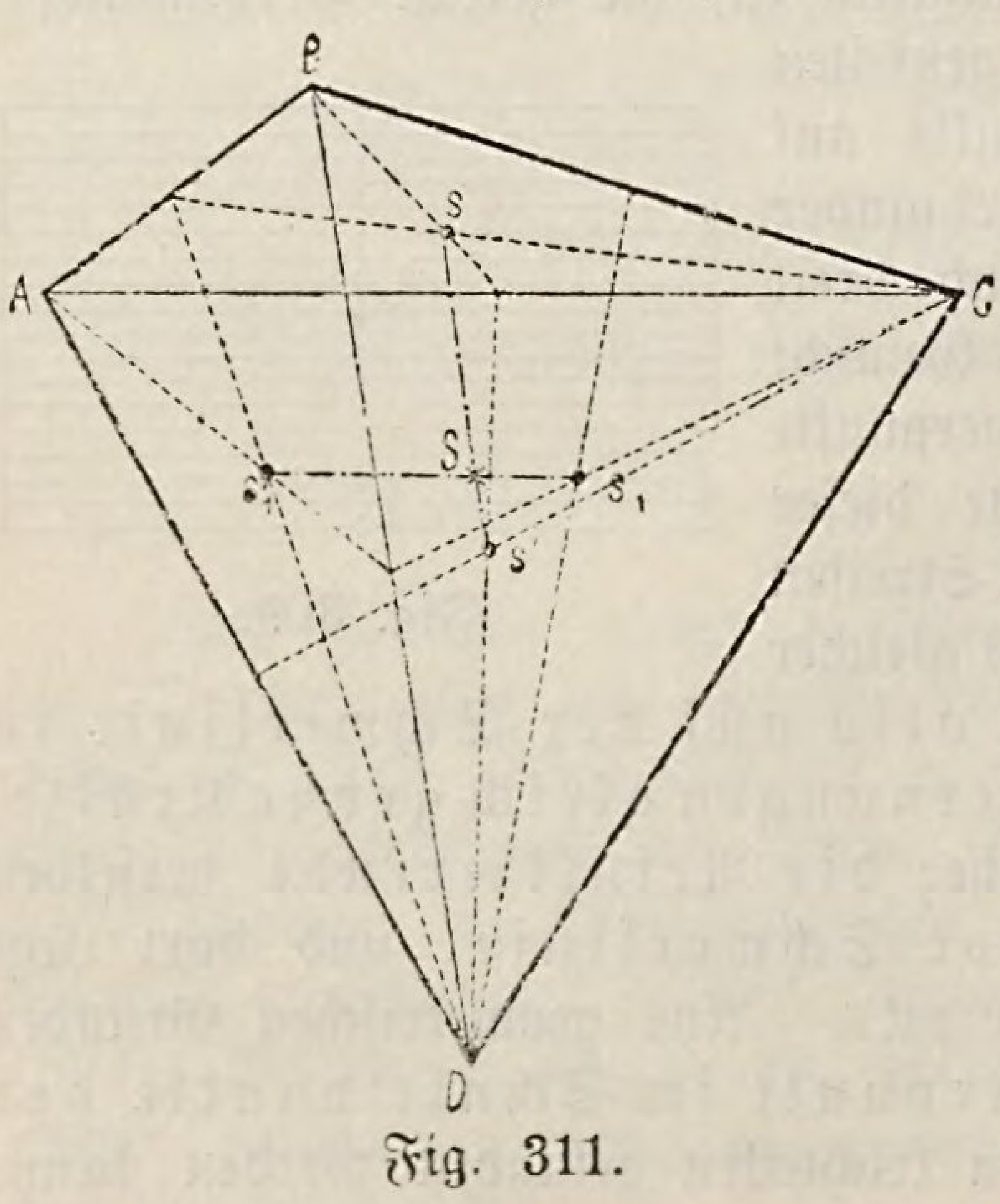


Fig. 311.

Den Schwerpunkt eines Vierecks findet man auf folgende Weise: Man teilt das Viereck ABCD durch die Diagonale AC in zwei Dreiecke, bestimmt die Schwerpunkte s und s' desselben, denkt sich das Gewicht jedes Dreiecks in seinem Schwerpunkte vereinigt und schließt, daß der Angriffspunkt der Resultierenden beider Gewichte, also der Schwerpunkt, auf der Geraden ss' selbst liegen muß; ss' ist also Schwerlinie des Vierecks. Man teilt das Viereck durch die Diagonale

BD in zwei andere Dreiecke, bestimmt deren Schwerpunkte s_1 und s_1' und schließt, daß auch die Gerade s_1s_1' eine Schwerlinie des Vierecks ist; daraus folgt dann, daß der Schwerpunkt S im Schnittpunkte von ss' und s_1s_1' liegt. (Welche besondere Lage haben die Geraden ss' und s_1s_1'?)

Der Schwerpunkt des Fünfecks wird ähnlich gefunden, indem man dasselbe durch eine Diagonale in ein Dreieck und ein Viereck zerlegt und von jedem den Schwerpunkt sucht; die Verbindungslinie der Schwerpunkte ist dann eine Schwerlinie. Zerlegt man das Fünfeck durch eine andere Diagonale und verfährt ebenso, so erhält man noch eine Schwerlinie; der Schnittpunkt beider ist der Schwerpunkt. Ähnlich kann man bei einem Sechseck, Siebeneck, u. s. w. verfahren, doch wird das Verfahren bald unleidlich langweilig.

247. Schwerpunkt einfach zusammengesetzter Flächen.

Ist eine ebene Figur aus einfachen Stücken zusammengesetzt, so kann man den Schwerpunkt auf folgende Art berechnen. Man berechnet das Gewicht jedes Flächenstückes, wobei man, wenn alle Stücke aus demselben Stoffe bestehen, die Flächenzahl als Gewichtszahl benützen, also etwa setzen kann: Rechteck $= 10 \cdot 48 = 480\,g$ u. s. w. Man denkt sich diese Gewichte in den zugehörigen Schwerpunkten angebracht und läßt sie, indem man ihre Angriffspunkte in den Richtungen der Kräfte verlegt, auf eine Linie oder Stange wirken wie beim Hebel, z. B. auf die untere Grenzlinie. Nach

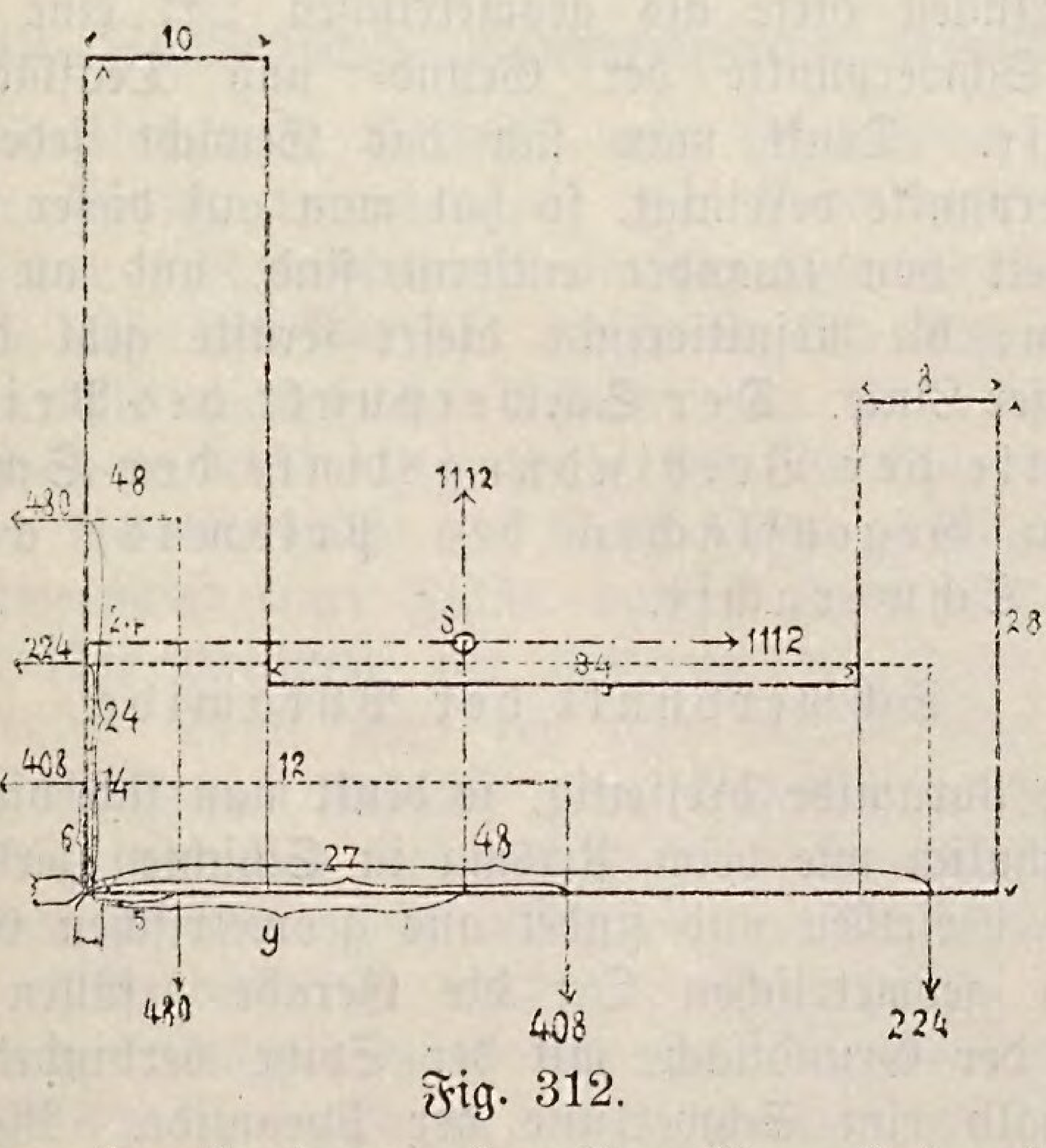


Fig. 312.

den Hebelgesetzen berechnet man den Angriffspunkt der Resultierenden dieser Kräfte. Ich mache diesen Hebel frei, indem ich die Kraft

$= 480 + 408 + 224 = 1112$ nach aufwärts anbringe, nehme als Drehpunkt etwa den linken Endpunkt, nenne die Entfernung des Angriffspunktes der Resultierenden (1112) vom linken Endpunkte y und bestimme y aus der Momentengleichung:

$$480 \cdot 5 + 408 \cdot 27 + 224 \cdot 48 = 1112\,y; \quad y = 21{,}73;$$

Da in dieser Entfernung die Resultierende wirkt, so kann ich eine in dieser Entfernung gezogene Parallele als Schwerlinie ansehen.

Nun denke ich mir die Schwerkraft nach einer anderen Richtung wirkend, etwa nach links (oder ich denke mir die Figur auf die linke Grenzlinie gestellt) und bestimme wieder aus der Momentengleichung:

$$6 \cdot 408 + 14 \cdot 224 + 24 \cdot 480 = y'\,1112; \quad y' = 15{,}38,$$

so weiß ich, daß in dieser Entfernung auch eine Schwerlinie liegt. Im Schnittpunkt beider Schwerlinien liegt der Schwerpunkt der Figur. Nach dieser Methode kann man die Schwerpunkte solcher zusammengesetzten Figuren bestimmen.

248. Schwerpunkt der Körper.

Schwerpunkt des Prismas.

Man denke sich das Prisma parallel zur Grundfläche in sehr viele, sehr dünne Schichten von gleicher Dicke zerschnitten, so daß jede Schichte etwa bloß eine Molekülschichte enthält, also jede Schichte anzusehen ist als eine Fläche; bestimmt man die Schwerpunkte derselben, so erfüllen diese als geometrischen Ort eine gerade Linie, welche die Schwerpunkte der Grund- und Deckfläche verbindet, Schwerachse. Denkt man sich das Gewicht jeder Schichte in ihrem Schwerpunkte vereinigt, so hat man auf dieser Linie Punkte, die gleich weit von einander entfernt sind, und an denen gleiche Kräfte wirken; die Resultierende dieser Kräfte geht demnach durch die Mitte dieser Linie. Der Schwerpunkt des Prismas liegt in der Mitte der Verbindungslinie der Schwerpunkte der beiden Gegenflächen des Prismas, also in der Mitte der Schwerachse.

Schwerpunkt der Pyramide.

Ist die Pyramide dreiseitig, so denkt man sich dieselbe parallel der Basis, ähnlich wie beim Prisma in Schichten zerlegt, sucht die Schwerpunkte derselben und findet aus geometrischen Gründen, daß dieselben als geometrischen Ort die Gerade erfüllen, welche den Schwerpunkt der Grundfläche mit der Spitze verbindet. Diese Gerade ist deshalb eine Schwerlinie der Pyramide. Man denkt sich nun die Pyramide parallel einer Seitenfläche in Schichten zerlegt, sucht die Schwerpunkte und findet ebenso als Ort derselben die Ge-

rade, welche den Schwerpunkt dieser Seitenfläche mit der gegenüberliegenden Ecke verbindet; das ist also eine zweite Schwerlinie. Aus physikalischen wie aus geometrischen Gründen folgt, daß beide Schwerlinien sich schneiden, ihr Schnittpunkt ist der Schwerpunkt der Pyramide. Man beweist geometrisch, daß dieser Schwerpunkt im ersten Viertel der Schwerlinie, von der Fläche aus gerechnet, liegt.

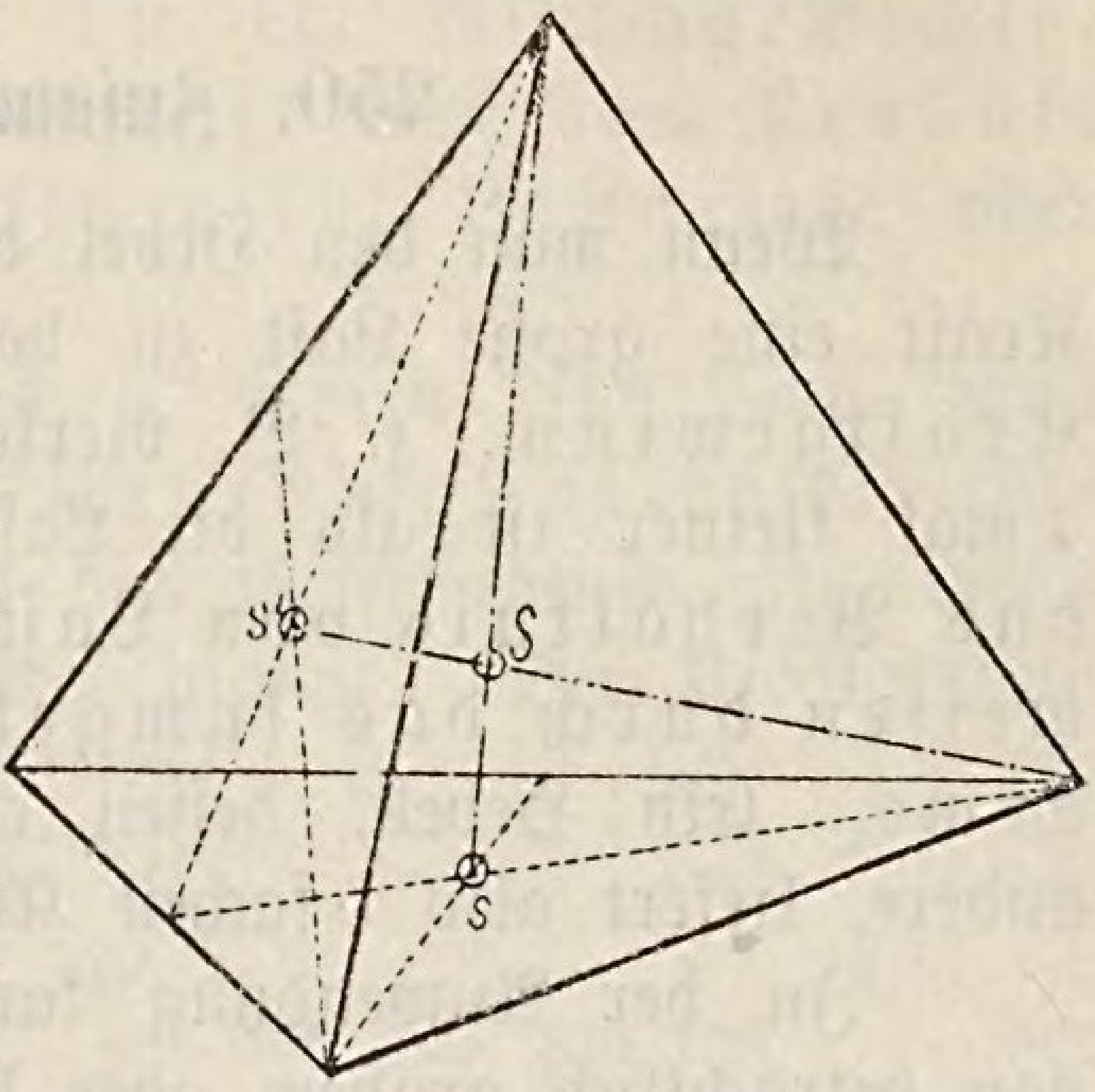


Fig. 313.

Ist die Pyramide mehrseitig, so zerlegt man sie in lauter dreiseitige Pyramiden, sucht von jeder derselben den Schwerpunkt und findet, daß diese in einer Ebene liegen, die parallel der Grundfläche ist und von ihr um $^1/_4$ der ganzen Höhe absteht (Schwerebene). Man denkt sich die Gewichte der Pyramiden in diesen Schwerpunkten vereinigt und sucht den Angriffspunkt der Resultierenden dieser Kräfte; man ersieht aus geometrischen Gründen, daß er dort liegt, wo die Verbindungslinie des Schwerpunktes der Grundfläche mit der Spitze dieser Schwerebene schneidet. Man findet demnach den Schwerpunkt der Pyramide, wenn man den Schwerpunkt der Grundfläche mit der Spitze verbindet und auf dieser Linie das erste Viertel von der Basis aus nimmt.

249. Schwerpunkt zusammengesetzter Körper.

Ist ein Körper in Prismen und Pyramiden zerlegbar, so verfährt man ähnlich, wie bei den aus Drei- und Vierecken bestehenden Flächen. Man berechnet die Gewichte der einzelnen Teile und denkt sich diese Gewichte als Kräfte in den Schwerpunkten der einzelne Körperteile angreifend. Wirken nun diese Kräfte auf eine Ebene, die zu ihrer Richtung senkrecht steht, so kann man den Angriffspunkt der Resultierenden auf dieser Ebene suchen, ähnlich wie man den Schwerpunkt einer Fläche sucht. Zieht man durch diesen Angriffspunkt eine Parallele zur Richtung der Kräfte, so ist dies eine Schwerlinie. Denkt man sich nun die Schwerkraft noch in einer anderen Richtung wirkend, etwa senkrecht zu dieser Schwerlinie, und so die Gewichte der einzelnen Teile auf dieser Schwerlinie angreifend, so kann man auch hier den Angriffspunkt der Resultierenden suchen; dieser ist dann der Schwerpunkt.

Wesentlich erleichtert wird eine solche Berechnung, wenn der Körper symmetrisch ist in Bezug auf eine Ebene oder eine Gerade, weil man dann schon weiß, daß sein Schwerpunkt in dieser Ebene oder Geraden liegt.

Auch vereinfacht sich die Berechnung, wenn die Schwerpunkte aller Teile in einer Ebene oder in einer Geraden liegen.

250. Zusammengesetzter Hebel.

Wenn man den Hebel dazu benützt, um mittels einer kleinen Kraft eine große Last zu heben, so sagt man, er liefert einen Kraftgewinn, z. B. vierfachen Kraftgewinn, wenn die Kraft 4 mal kleiner ist als die Last. Der Kraftgewinn ist also das Verhältnis von Last zu Kraft, wird also auch gemessen durch das (umgekehrte) Verhältnis der Hebelarme. Ein Hebel, dessen einer Arm 5 mal länger ist als der andere, liefert also 5 fachen Kraftgewinn.

In der Anwendung kann man nun nicht gut einen Hebel von beträchtlich großem oder beliebig großem Kraftgewinne machen, denn, schon um etwa einen 1000 fachen Kraftgewinn zu erzielen, müßten die Hebelarme 1 *mm* und 1 *m*, oder 1 *cm* und 10 *m* sein, was beides praktisch nicht wohl gemacht werden kann. Dagegen ist ein Hebel von 10 fachem Kraftgewinne etwa mit den Hebelarmen von 10 *cm* und 100 *cm* ein handliches Instrument.

Für größeren Kraftgewinn benützt man den zusammengesetzten Hebel; derselbe besteht aus mehreren Hebeln, die so angebracht sind, daß immer das Ende des einen Hebels auf den

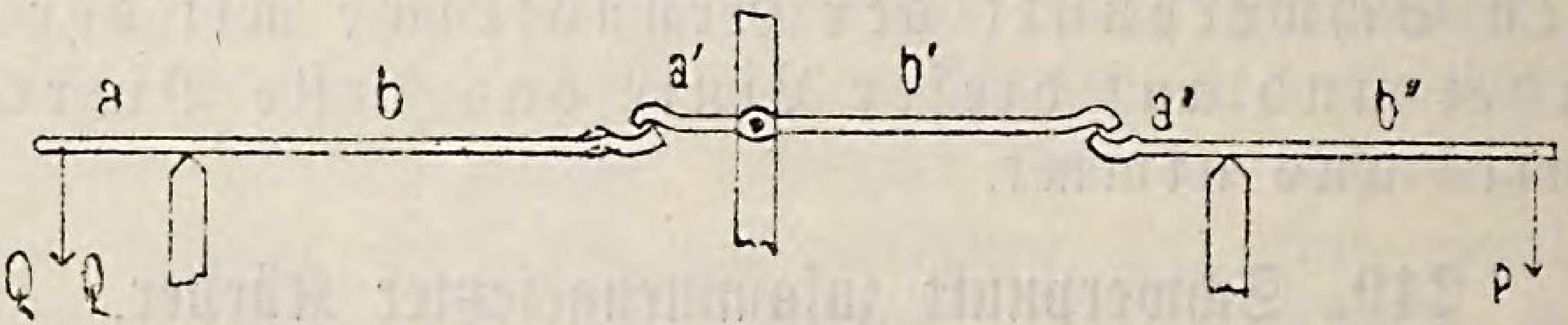


Fig. 314.

Anfang des folgenden drückt. Es bleibt der Anfang des ersten und das Ende des letzten frei, und an diesen wirken Kraft und Last.

Haben wir etwa einen dreifach zusammengesetzten Hebel (Fig. 314), und es wirkt an a die Last Q, so muß an b die Kraft P′ wirken, so daß:

1) $Q : P' = b : a$.

Anstatt die Kraft P′ wirklich anzubringen, betrachte ich sie als Last, die an a′ wirkt; also muß an b′ die Kraft P″ wirken, so daß:

2) $P' : P'' = b' : a'$.

Anstatt die Kraft P″ wirklich anzubringen, betrachte ich sie als Last′ die in a″ wirkt; also muß an b″ die Kraft P wirken, so daß:

3) $P'' : P = b'' : a''$.

Wenn Q und die Hebelarme bekannt sind, so kann ich aus diesen drei Gleichungen nacheinander die Unbekannten P′, P″, P berechnen, oder wenn nur P gefunden werden soll, durch Multiplikation die drei Gleichungen sofort erhalten:

$$Q : P = b\,b'\,b'' : a\,a'\,a''.$$

Nennen wir die der Kraft P zugewendeten Hebelarme b, b′, b″ die Kraftarme, die anderen die Lastarme, so heißt dieser Satz: **Der zusammengesetzte Hebel ist im Gleichgewichte, wenn sich die Last zur Kraft verhält wie das Produkt aller Kraftarme zum Produkte aller Lastarme**; oder wenn:

$Q \cdot a\,a'\,a'' = P \cdot b\,b'\,b''$, d. h. **wenn die Last mal allen Lastarmen gleich ist der Kraft mal allen Kraftarmen**; es ist leicht zu sehen, daß das Gesetz ebenso gilt, wenn man eine andere Anzahl als drei Hebel nimmt. Der Kraftgewinn $\frac{Q}{P}$ ist aus obiger Gleichung: $\frac{Q}{P} = \frac{b\,b'\,b''}{a\,a'\,a''} = \frac{b}{a} \cdot \frac{b'}{a'} \cdot \frac{b''}{a''}$; aber $\frac{b}{a}$ ist der Kraftgewinn des ersten Hebels, $\frac{b'}{a'}$ der des zweiten, $\frac{b''}{a''}$ der des dritten; also **der Kraftgewinn des zusammengesetzten Hebels ist gleich dem Produkte der Kraftgewinne der einzelnen Hebel**. Man kann also leicht einen tausendfachen Kraftgewinn erzielen, wenn man drei Hebel zusammensetzt, deren jeder einen zehnfachen Kraftgewinn hat; **man kann also großen Kraftgewinn erzielen, ohne daß die einzelnen Hebel unpraktische Verhältnisse bekommen.**

Man macht von dem zusammengesetzten Hebel keine wichtige Anwendung, um Kraftgewinn zu erhalten, wohl aber **um eine kleine, kaum sichtbare, nicht meßbare Bewegung in eine größere, deutlich sichtbare, gut meßbare zu verwandeln**; denn aus geometrischen Gründen ist klar, daß auch die Wege, die Q und P beim Drehen zurücklegen, sich verhalten wie $a\,a'\,a'' : b\,b'\,b''$. Wenn also das Ende von a nur eine ganz kleine Bewegung macht, so macht das von b″ eine viel größere. Eine solche Vorrichtung nennt man dann **Fühlhebel**, und wir haben solche schon kennen gelernt beim Aneroidbarometer und beim Muschenbroekschen Apparat zur Messung der Ausdehnung.

Wir betrachten die Arbeiten, welche die zwei an einem Hebel angreifenden Kräfte verrichten, und haben hierüber schon früher gefunden, daß beide Arbeiten einander gleich sind. Da nämlich die Kräfte sich verhalten umgekehrt wie die Hebelarme

$$P : Q = b : a$$

und die Kraftwege sich verhalten gerade so wie die Hebelarme,

(Weg P) : (Weg Q) = a : b, so folgt (durch Multiplikation beider Proportionen):

$$P \cdot (\text{Weg } P) = Q \cdot (\text{Weg } Q).$$

Da aber Kraft mal Weg das Maß der Arbeit ist, so heißt das: **die Arbeit der Kraft ist gleich der Arbeit der Last.**

Da beim zusammengesetzten Hebel ebenso ist:

$P : Q = a \cdot a' \cdot a'' = b \cdot b' \cdot b''$, (Fig. 314)

und ebenso geometrisch ersichtlich ist, daß die Kraftwege sich gerade so verhalten, wie die Produkte der Hebelarme

$$(\text{Weg } P) : (\text{Weg } Q) = b \cdot b' \cdot b'' : a \cdot a' \cdot a'',$$

so folgt durch Multiplikation beider Proportionen

$P \cdot (\text{Weg } P) = Q \cdot (\text{Weg } Q)$, d. h. auch beim zusammengesetzten Hebel ist die Arbeit der Kraft gleich der Arbeit der Last. Es wird also auch beim zusammengesetzten Hebel nichts an Arbeit gewonnen, sondern nur erreicht, daß man durch eine kleine Kraft eine große Last überwinden kann.

Diesen Satz von der Gleichheit der Arbeit werden wir bei allen Maschinen bestätigt finden und ihn das Gesetz der Maschinen nennen; es ist derselbe Satz, den wir früher die goldene Regel der Mechanik genannt haben.

251. Das zusammengesetzte Räderwerk.

Auf denselben Sätzen wie der zusammengesetzte Hebel beruht auch das zusammengesetzte Räderwerk.

Benützt man ein Wellrad zum Aufziehen einer Last, so darf einerseits die Welle nicht zu dünn sein, damit sich auf ihr das Seil gut aufwickeln kann, andrerseits darf die Kurbel nicht länger sein, als wir sie bequem mit unsern Armen drehen können; deshalb ist auch der Kraftgewinn etwa bei einer einfachen Aufzugswinde stets ein bescheidener, zwei- bis fünffacher. Der Kraftgewinn ist ja auch hiebei das Längenverhältnis des Radius des Rades (oder der Kurbellänge) zu dem der Welle. Will man größeren Kraftgewinn erzielen, so benützt man ein zusammengesetzes Räderwerk.

Wir beschreiben ein dreifach zusammengesetztes Räderwerk: Das erste Wellrad besteht aus der Welle (r), an der die Last Q angreift (etwa an einem Seil hängend, Seiltrommel), und einem Rade (R); dies Rad ist gezahnt. Das zweite Wellrad besteht

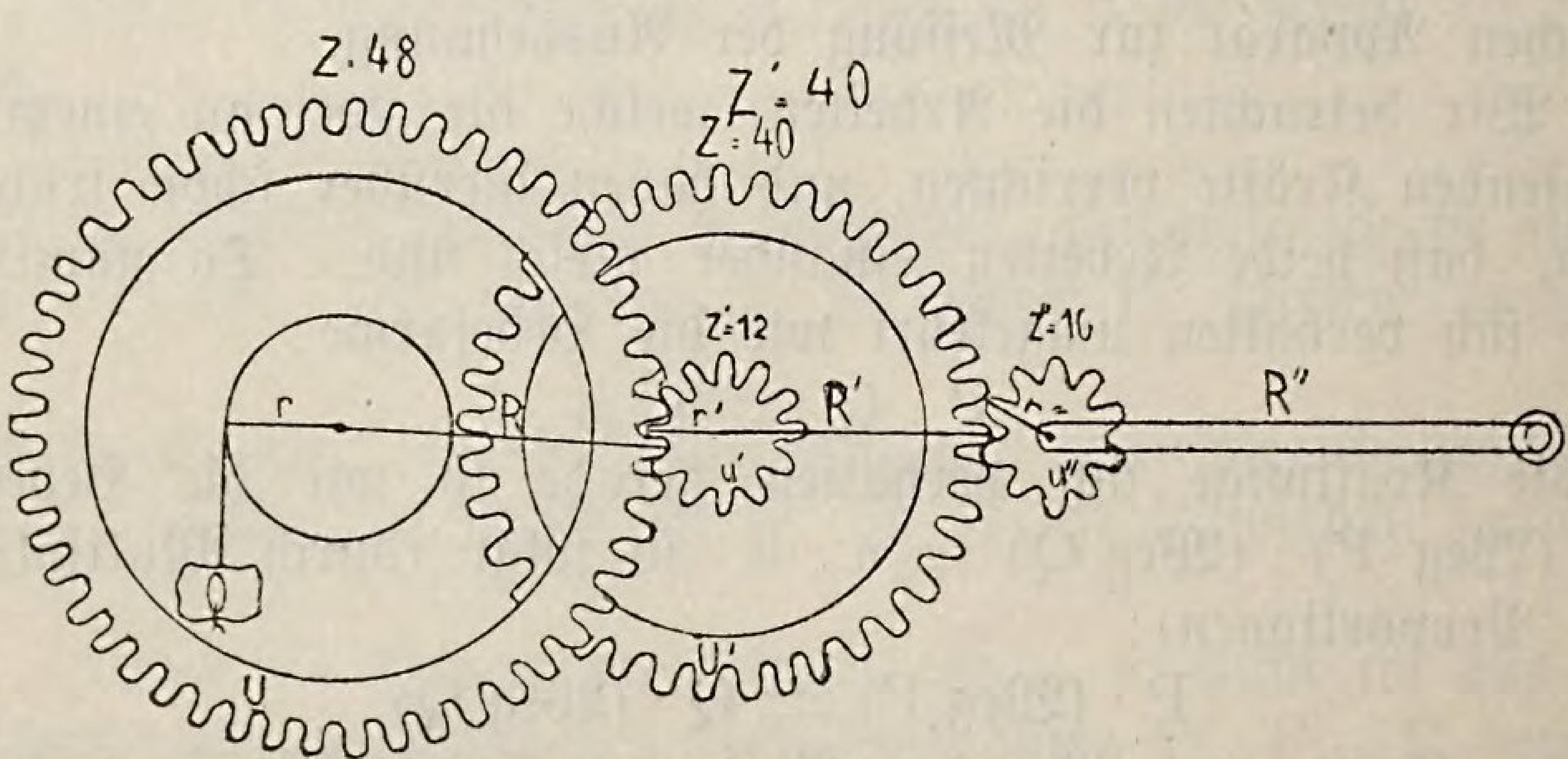


Fig. 315.

aus einer gezahnten Welle (r′), deren Zähne in die des ersten Rades (R) eingreifen, und einem gezahnten Rade (R′). Das

dritte Wellrad besteht aus der gezahnten Welle (r″), deren Zähne in die des Rades (R′) eingreifen, und der Kurbel R″, an der die Kraft P wirkt. Wie wir das einfache Wellenrad als Hebel betrachtet haben, so können wir das zusammengesetzte Räderwerk als zusammengesetzten Hebel betrachten. Die Mittelpunkte der Wellräder sind die Drehpunkte der Hebel, die Radien der Wellen (r, r′, r″) sind die Lastarme, die Radien der Räder (R, R′ und die Kurbel R″) sind die Kraftarme der Hebel, zwei Zähne, die sich eben berühren, sind die Enden der Hebel, die aufeinander drücken. Man kann demnach das Gesetz vom zusammengesetzten Hebel hierauf anwenden, und sagen:

Das zusammengesetzte Räderwerk ist im Gleichgewichte, wenn $P : Q = r\,r'\,r'' : R\,R'\,R''$; der Kraftgewinn ist $\frac{Q}{P} = \frac{R\,R'\,R''}{r\,r'\,r''}$.

Es gilt auch hier das Gesetz der Maschine, daß die Arbeit der Kraft gleich ist der Arbeit der Last. Diesen Ausdruck für den Kraftgewinn kann man in bequemere Form bringen; es ist:

$$\frac{Q}{P} = \frac{R\,R'\,R''}{r\,r'\,r''} = \frac{2R\pi \cdot 2R'\pi \cdot R''}{r \cdot 2r'\pi \cdot 2r''\pi} = \frac{U\,U'\,R''}{r\,u'\,u''}$$

wobei mit U, U′, u′, u″ die Umfänge der entsprechenden Räder und gezahnten Wellen bezeichnet sind. Greift man aus diesem Bruche das Verhältnis U : u′ heraus, so sind auf U und u′ Zähne, welche in einander greifen sollen, also gleich weit von einander abstehen müssen; folglich müssen sich diese Zahnzahlen Z und z′ ebenso wie die Umfänge verhalten, also $\frac{U}{u'} = \frac{Z}{z'}$; nimmt man ebenso U′ : u″, so sind auch auf diesen Umfängen Zähne, die ineinander greifen, deren Anzahlen sich also auch wie die Umfänge verhalten, so daß also $\frac{U'}{u''} = \frac{Z'}{z''}$; beides oben eingesetzt gibt: $\frac{Q}{P} = \frac{Z\,Z'\,R''}{r\,z'\,z''}$. Diese Form für den Kraftgewinn ist ganz entsprechend der zuerst aufgestellten, nur sind statt der Radien derjenigen Räder und Wellen, die gezahnt sind, die betreffenden Zahnzahlen eingesetzt. Es ist dadurch an einer fertigen Maschine leicht, den Kraftgewinn zu bestimmen. Eine gezahnte Welle wird auch Trieb genannt, und zwar Vierertrieb, Sechser-, Achter-, Zwölfer-Trieb u. s. w., wenn sie 4, 6, 8, 12, . . . Zähne hat.

252. Anwendungen der zusammengesetzten Räderwerke.

Die Aufzugswinde, wie sie bei Bauten, Magazinen u. s. w. zur Anwendung kommt, ist gewöhnlich zweifach zusammen-

gesetzt: Das erste Wellenrad besteht aus Seiltrommel und Zahnrad; der Kraftgewinn ist gering, zwei bis dreifach, weil die

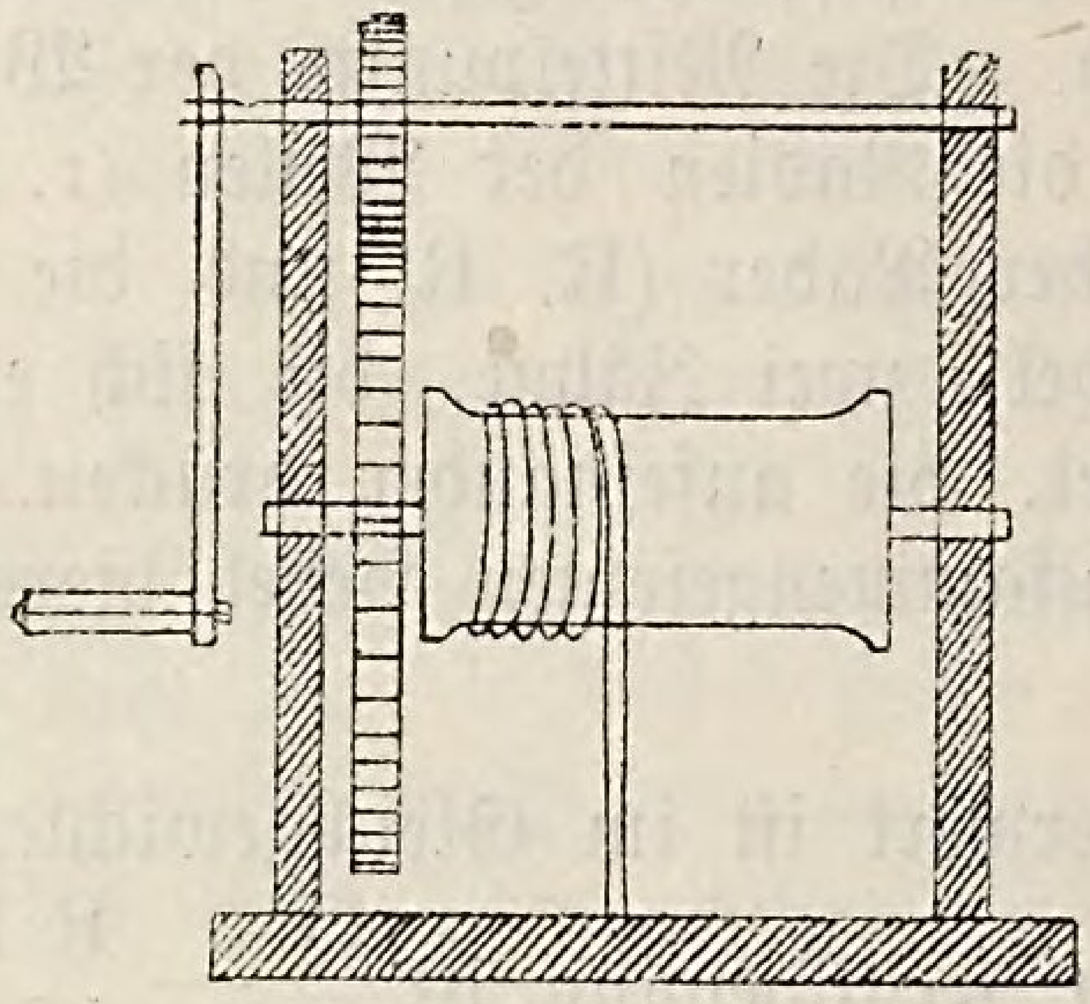


Fig. 316 a.

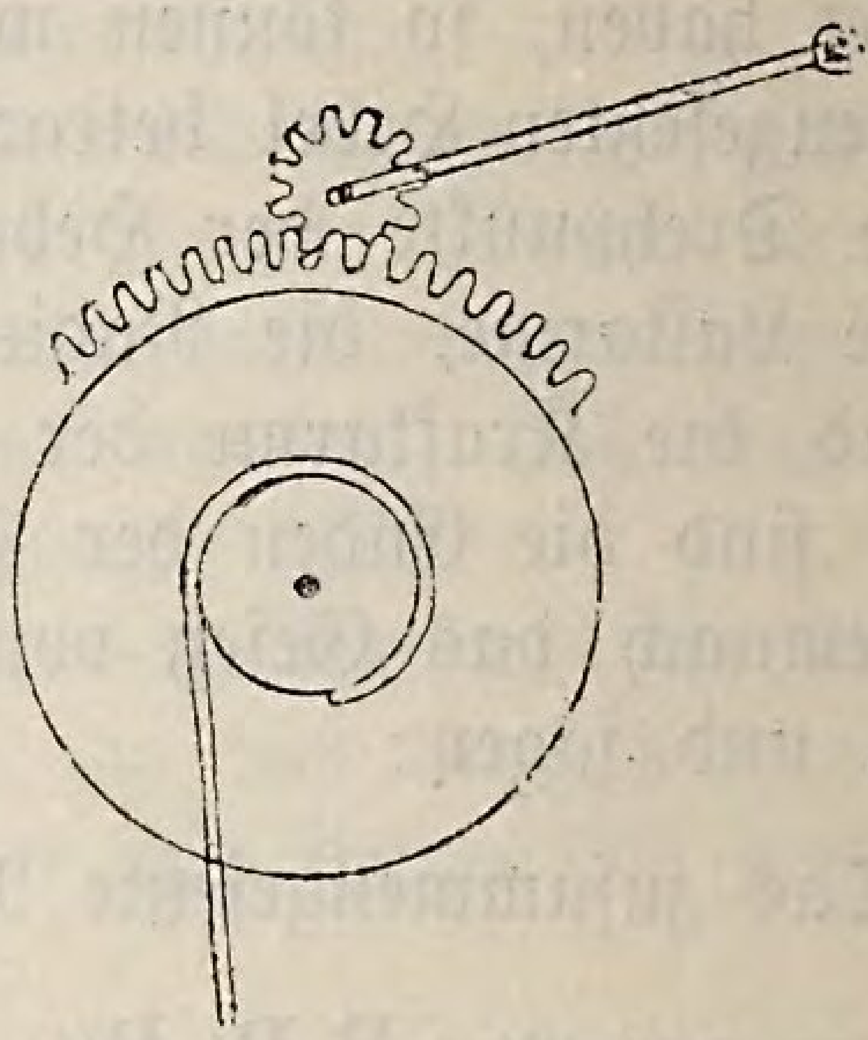


Fig. 316 b.

Seiltrommel ziemlich dick sein muß. Das zweite Wellenrad besteht aus Trieb und Kurbel, meist Doppelkurbel, damit zwei Arbeiter zugleich arbeiten können; Kraftgewinn fünf= bis zehnfach; also Kraftgewinn der Maschine zehn= bis dreißigfach. Der Krahnen, eine größere Aufzugsmaschine, ist meist dreifach zusammengesetzt und

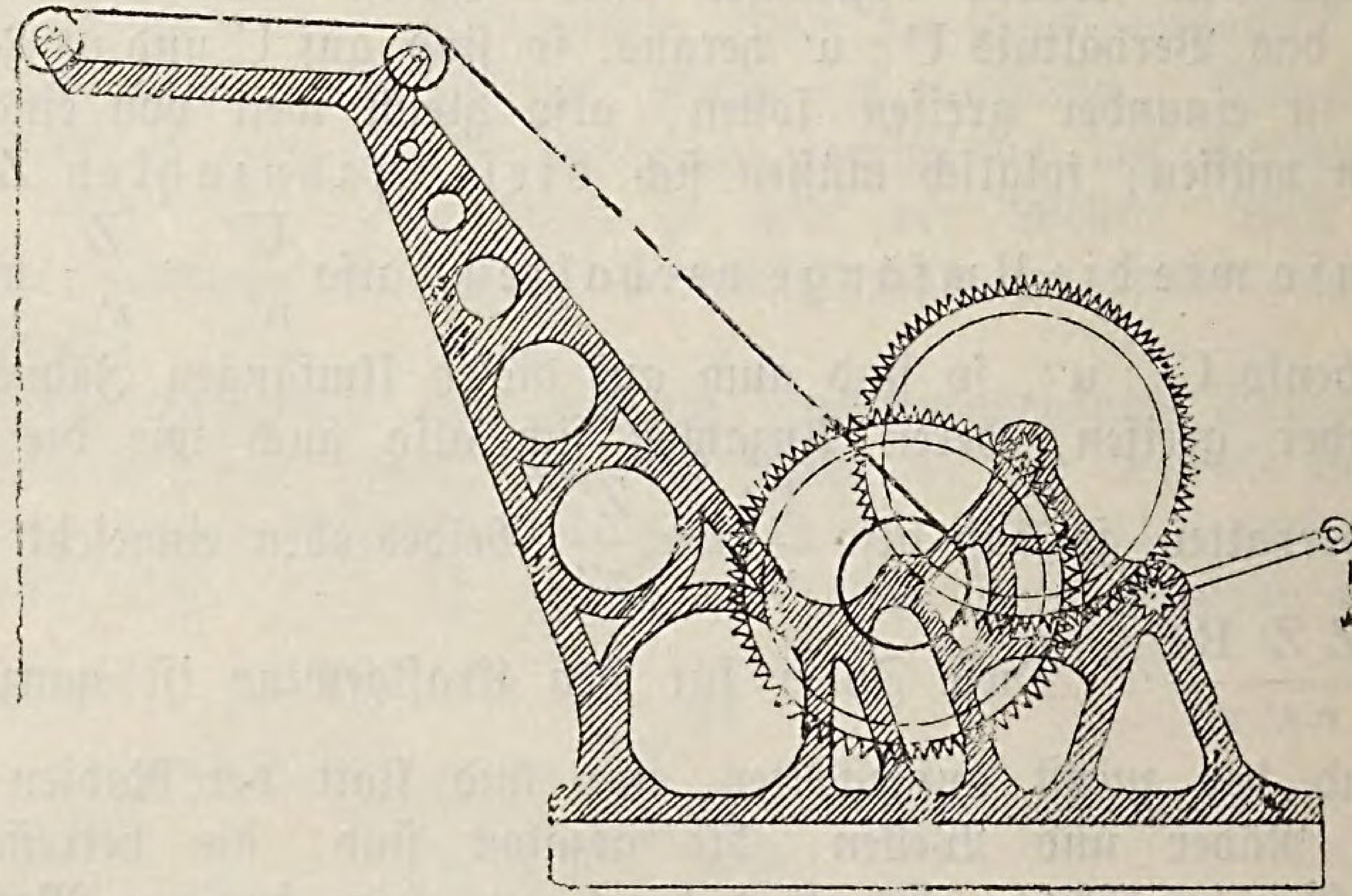


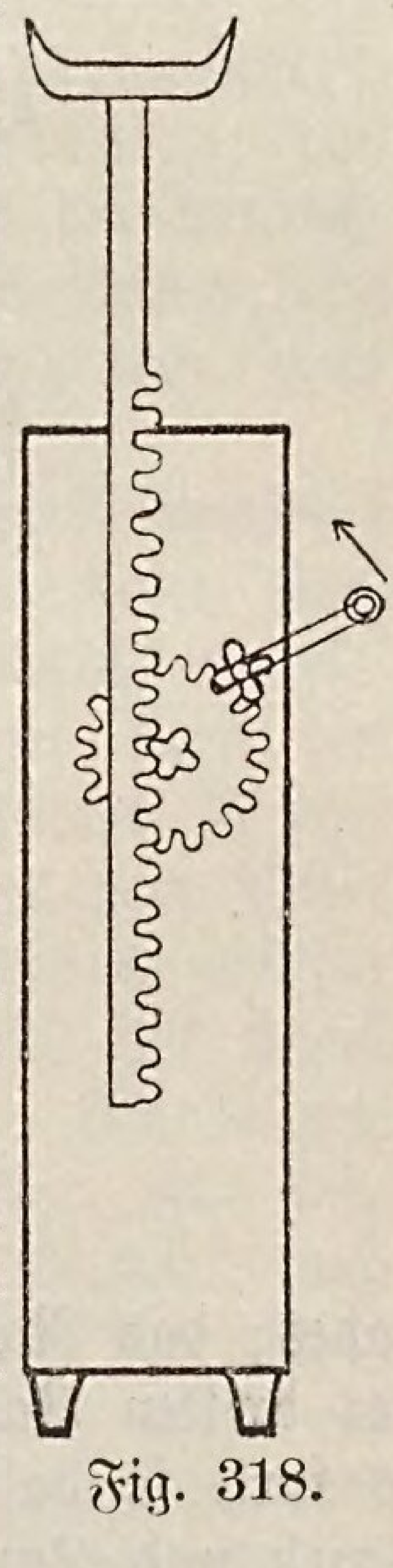
Fig. 317.

wird bei großen Bauten, sowie beim Ein= und Ausladen der Schiffe verwendet. Seine Einrichtung ist meist wie die schon beschriebene dreifach zusammengesetzte Maschine; Kraftgewinn beim ersten Wellrad ist etwa 2—3 fach, beim zweiten 6—10 fach, beim dritten 4—8 fach, also im ganzen 48—240 fach.

Das Seil läuft hiebei von der Seiltrommel nicht direkt nach abwärts, sondern ist über ein schräg aufwärts führendbs Gerüst

gelegt, auf Rollen laufend, und hängt dann nach abwärts. Die ganze Maschine ist auf einer starken, scheibenförmigen Unterlage befestigt; diese Unterlage hat unten drei Räder (Rollen), womit sie auf einer kreisförmigen Eisenschiene läuft, so daß, wenn die Last auf genügende Höhe gehoben ist, der ganze Krahnen gedreht werden kann, und nun die Last über dem Orte schwebt, auf den man sie niederzulassen wünscht. Dies ist bequem bei Bauten, da die schweren Quadersteine sogleich auf die Stelle der Mauer niedergelassen werden können, auf welche sie zu liegen kommen sollen, ferner beim Verladen der Waren auf Schiffe und Eisenbahnwagen.

Bei der Eisenbahn, wo ja die Last nicht besonders hoch zu heben ist, benützt man meist Kettenkrahnen; sie sind nur 2fach zusammengesetzt. Die Last hängt an einer Kette; an Stelle der Seiltrommel ist eine kurze, verhältnismäßig dünne (10 *cm*), eiserne Welle angebracht, auf welcher Erhöhungen und Vertiefungen so angebracht sind, daß die Glieder der Kette genau hineinpassen. Neben dieser mit dem ersten Zahnrade verbundenen Welle ist noch eine ebenso gefertigte Welle angebracht; sie hat also auch solche Vertiefungen und liegt so nahe an der ersten Welle, daß sie dieselbe fast berührt, daß also die Kettenglieder zwischen beiden festgehalten und beim Drehen der Maschine zwischen ihnen durchgezogen werden. Die Kette wickelt sich nicht auf der Welle auf, sondern läuft, wenn sie zwischen den Wellen hervorkommt, in den Kettenkasten ab. Da hiebei die erste Welle ziemlich dünn ist, so gibt schon das erste Wellrad einen bedeutenden Kraftgewinn (etwa 8 fach), und es genügt demnach schon eine 2fache Zusammensetzung der Maschine.


Fig. 318.

Die Fuhrmannswinde. Aus einem starken Eichenholzkasten ragt eine Stange heraus, die oben mit Eisenzacken versehen ist. Die Stange ist gezahnt und soll durch ein Triebwerk gehoben werden. In die Zähne derselben greifen die Zähne eines Triebes (meist Vierertrieb); auf dessen Achse sitzt ein Zahnrad; beide stellen das erste Wellrad vor mit 4—6fachem Kraftgewinn. In die Zähne des Rades greifen die Zähne eines Triebes (meist Vierertrieb), der durch eine Kurbel gedreht wird; sein Kraftgewinn ist 6—10fach, also ist er im ganzen 24—60fach.

253. Die Uhr.

Die Uhr ist ein Mechanismus, der in beständige und gleichmäßige Bewegung gesetzt werden soll; sie braucht dazu zunächst eine Kraft, welche, wenn die Uhr sonst keine Arbeit leisten soll, die Reibung überwindet. Diese Kraft wird hervorgebracht entweder

durch ein Gewicht, das an einer Schnur oder Kette hängt, die um eine Welle gewickelt ist (Gewichtsuhr), oder durch eine Spiralfeder, die mit dem inneren Ende festgemacht ist, mit dem äußeren am Umfange einer Welle angreift und, wenn sie gespannt, aufgezogen ist, diese Welle zu drehen sucht (Federuhr).

Die durch die treibende Kraft hervorgebrachte Bewegung soll vielmal größer gemacht werden; dies geschieht durch ein mehrfach zusammengesetztes Räderwerk, das Triebwerk: mit der Welle ist ein Zahnrad verbunden; dies greift in den Trieb des zweiten Well-

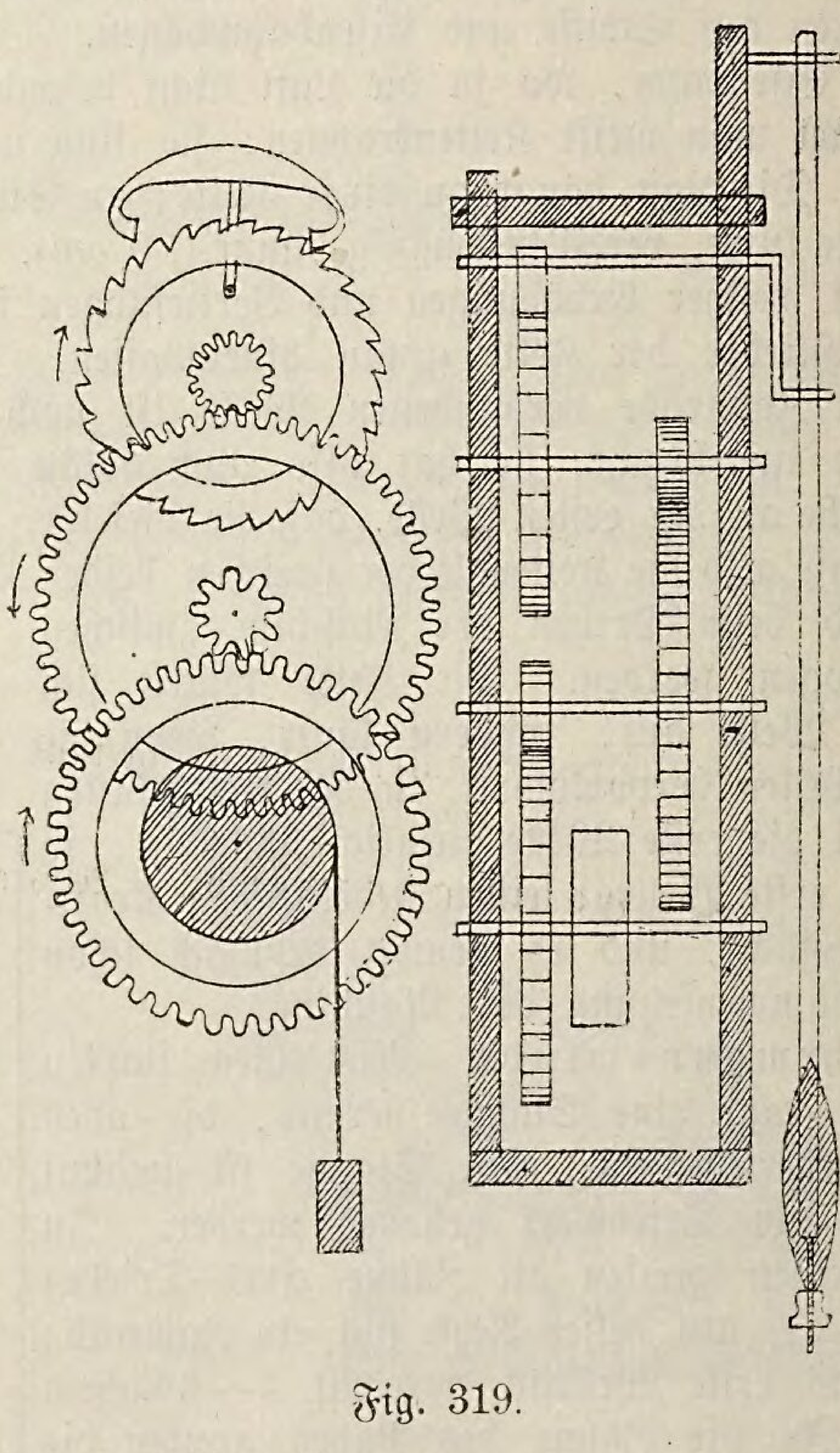


Fig. 319.

rades; das Rad desselben ist auch gezahnt und greift in den Trieb des dritten Rades; das Rad desselben ist auch gezahnt, und so geht es fort, so daß im ganzen 4—7 Achsen verwendet sind, jede mit Trieb und Zahnrad versehen; das letzte Rad macht deshalb eine viel größere Bewegung und würde, wenn es durch nichts gehindert wäre, sehr rasch laufen. Die Bewegung des letzten Rades wird nun langsamer gemacht durch die Hemmung (Echappement).

Das letzte Rad ist ein Steigrad, d. h. seine Zähne sind so geschnitten, daß die eine Fläche schräg nach außen, die andere

Fläche gegen die Mitte zugeht. In diese Zähne greift ein Anker ein, der oben an einer drehbaren Achse befestigt ist und nach abwärts zwei keilförmige Zacken hat, welche zwischen die Lücken des Steigrades hineinragen. Wenn sich nun das Steigrad zu drehen sucht, so stößt es mit der geraden Seite eines Zahnes gegen den einen Zacken des Ankers, drückt ihn beiseite nach auswärts, bis es an diesem Zacken vorbei kann; aber dadurch, daß dieser Zacken nach auswärts gedrückt, also der Anker etwas gedreht wurde, ist der andere Zacken des Ankers auf der anderen Seite in eine Lücke des Steigrades eingedrungen; das Steigrad, am ersten Zacken vorbeigekommen, stößt nun auf der anderen Seite gegen den anderen Zacken des Ankers, wird also schon wieder in seiner Bewegung gehemmt, und muß nun mittels seines Zahnes diesen Zacken nach auswärts drücken, bis es vorbei kann; dadurch ist aber wieder der erste Zacken in die folgende Lücke des Steigrades eingedrungen, und das Spiel beginnt von neuem. Das Steigrad wird bald rechts, bald links von den Zacken des Ankers in seiner Bewegung aufgehalten und muß bald nach rechts, bald nach links die Zacken des Ankers beiseite drücken; die treibende Kraft (des Gewichtes oder der Feder) liefert dem Steigrad die Kraft, um das Wegdrücken des Ankers auszuführen. Diese Art der Hemmung nennt man die Ankerhemmung; von anderer Art ist die Cylinderhemmung, welche in der Einrichtung nur wenig, in der Wirkung gar nicht von der Ankerhemmung verschieden ist. Dadurch ist die Bewegung des Steigrades wohl verlangsamt, aber sie ist noch ungleichmäßig.

Die Regulierung des Ganges wird bewirkt entweder durch das Pendel (Perpendikel) oder durch die Balance (Unruhe). Das Pendel ist eine Stange, welche unten durch ein Gewicht (Linse) beschwert und oben, etwas oberhalb der Achse des Ankers, drehbar aufgehängt ist. An der Achse des Ankers ist eine nach abwärts führende Stange befestigt, welche sich mit dem Anker hin- und herbewegt; an ihrem Ende ragt ein Stift heraus, welcher in einen Spalt der Pendelstange eingreift, so daß Pendel und Anker ihre Bewegung gleichzeitig zu machen gezwungen sind. Ein Pendel macht aber seine Schwingungen stets in derselben Zeit, hat also einen gleichmäßigen Gang und zwingt dadurch den Anker, auch diesen gleichmäßigen Gang mitzumachen, reguliert also den Gang der Uhr; umgekehrt aber erhält der Anker bald am rechten, bald am linken Zapfen von den Zähnen des Steigrades einen nach auswärts wirkenden Stoß und Druck, überträgt diesen auf das Pendel und bewirkt so, daß das Pendel nicht stehen bleibt. Durch das Pendel wird also der Gang der Uhr gleichmäßig gemacht.

Mittels des Pendels kann man den Gang der Uhr nun auch richtig machen; denn wenn man das Pendel länger oder kürzer macht, so schwingt es langsamer oder schneller, und man kann es

leicht dahin bringen, daß ein Rad des Triebwerkes sich in einer Stunde gerade einmal herumdreht (Stundenrad). Man steckt auf die verlängerte Achse dieses Rades einen Zeiger, läßt ihn vor einem Zifferblatte (geteiltem Kreise) sich drehen und kann dann an seinem Stande sehen, wie viele Teile einer Stunde schon verflossen sind (Minutenzeiger). Macht man diese Bewegung 12mal langsamer, so hat man den Stundenzeiger. Hat man im Triebwerk ein Rad, das sich 60mal rascher dreht als das Stundenrad, das sich also in einer Minute herumdreht, so kann man auf demselben einen Zeiger befestigen, an welchem man die Sekunden ablesen kann (Sekundenzeiger).

Der Erfinder der Pendeluhr ist Huyghens (1657); er erfand die Ankerhemmung, die Anwendung des Pendels und der Unruhe.

254. Die Wage.

Die Wage dient zum Wägen, d. h. zum Vergleichen der Gewichte, also der Massen zweier Körper. Man benützt hiezu meist einen Hebel, und hängt die Massen an die Hebelarme, wodurch sie Momente hervorbringen, aus deren Vergleichung man auf die Größe der Massen schließt.

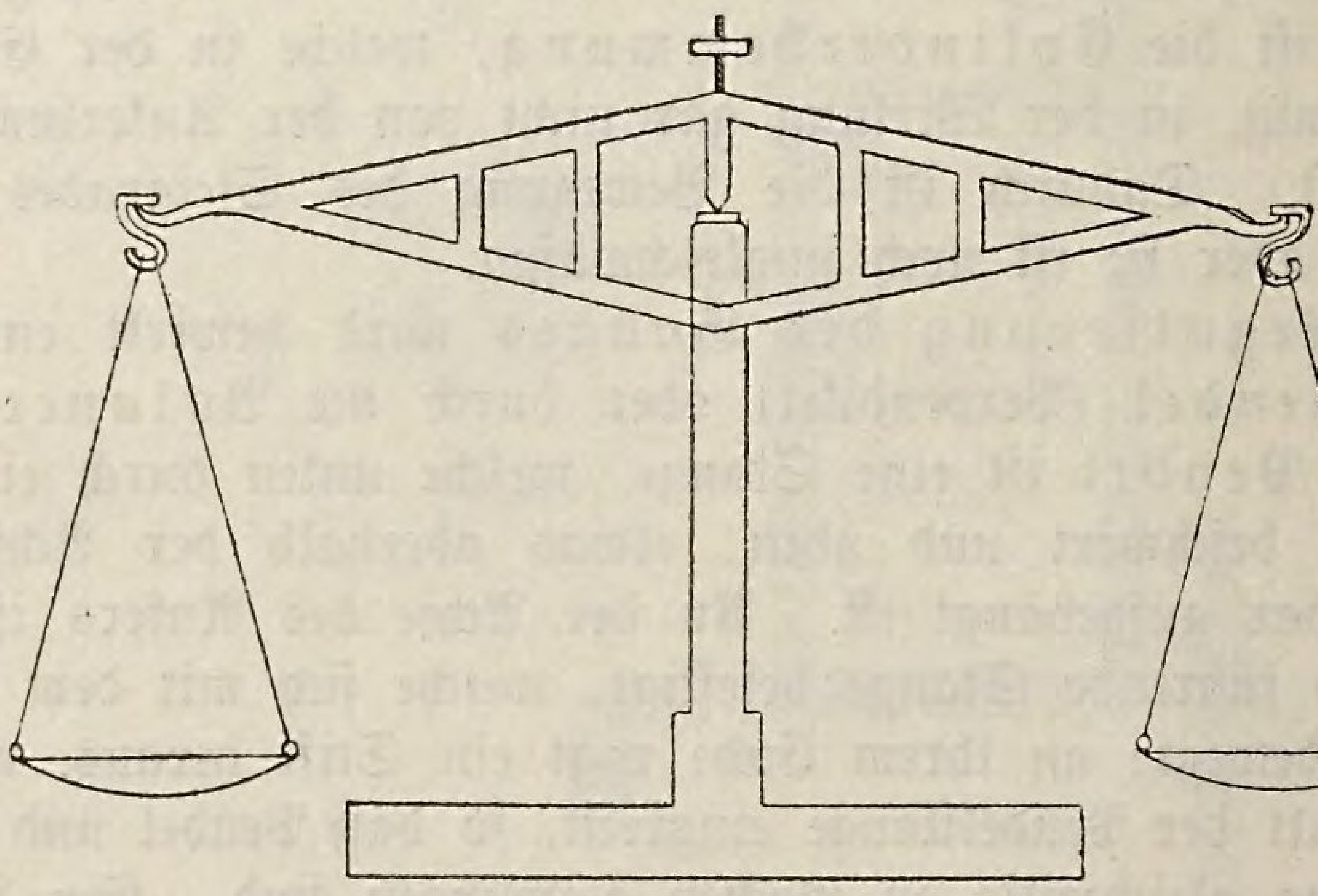


Fig. 320.

Die einfachste, zugleich beste und am meisten verwendete Wage ist die gleicharmige Wage.

Sie besteht aus einem Hebel, dem Wagbalken, dessen Arme gleich lang und an dessen Enden zwei Wagschalen aufgehängt sind, in welche die zu wägenden Körper gelegt werden. Da die Arme gleich sind, so sind auch die Gewichte gleich, wenn die Wage im Gleichgewichte ist.

Eine gute Wage muß folgende Einrichtung haben: Sie muß in ihrem Stützpunkte leicht drehbar sein; deshalb macht man den Stützpunkt in Form einer Stahlschneide, das ist ein

keilförmiges Prisma aus gehärtetem Stahl, das in den Wagbalken eingelassen ist und mit einer genau abpolierten, geraden, nach abwärts gerichteten Kante auf einer Stahl- oder Achatplatte oder einer schwach gekrümmten Stahlrinne ruht. Auch die Wagschalen hängen mit Stahlrinnen auf eben solchen Stahlprismen, die mit den Schneiden nach oben an den Enden des Wagbalkens angebracht sind. Diese drei Schneiden sind parallel, liegen in einer Ebene und müssen beim Aufstellen (oder Aufhängen) der Wage in horizontale Lage gebracht werden.

Die beiden Arme, d. h. die Entfernungen der beiden äußeren Schneiden von der mittleren müssen gleich lang sein.

Der Wagbalken soll möglichst leicht sein und doch genügende Tragfähigkeit besitzen; deshalb macht man ihn mehr hoch als breit, vergleichbar einem auf die schmale Seite gestellten Brette, oder macht ihn rautenförmig und durchbrochen, welch letztere Form die vorteilhafteste ist; auch die Wagschalen müssen möglichst leicht sein.

Die Masse des Wagbalkens muß zu beiden Seiten des Stützpunktes gleichmäßig, symmetrisch verteilt sein, so daß der Schwerpunkt des Wagbalkens bei horizontaler Lage desselben genau senkrecht unter dem Stützpunkte liegt; es bleibt dann die unbelastete Wage bei horizontaler Lage des Wagbalkens ruhig. Ob der Wagbalken horizontal steht, erkennt man an der Stellung eines Zeigers (Zunge), der senkrecht zum Wagbalken nach abwärts an ihm befestigt ist und mit seinem Ende vor einer Marke schwingt.

Eine so eingerichtete Wage ist genau, d. h. sie steht nur bei gleichen Belastungen horizontal und gibt dadurch die Gleichheit der Gewichte an.

Die Genauigkeit oder Richtigkeit einer Wage hängt zunächst davon ab, daß die unbelastete Wage horizontal steht, was selbstverständlich ist, und daß die Hebelarme genau gleich lang sind. Ob letzteres der Fall ist, kann man durch Messen der Hebelarme nicht genau finden, wohl aber durch folgendes Verfahren. Man legt auf die Wagschalen beliebige Gewichte, bis die Wage horizontal steht (einspielt), dann vertauscht man die beiden Gewichte und sieht zu, ob die Wage wieder einspielt; das wird meistens nicht ganz genau der Fall sein; denn da die Arme stets, wenn auch oft nur sehr wenig an Länge verschieden sind, so hängt nun nach der Vertauschung das größere Gewicht am größeren Hebelarme und dreht deshalb den Balken. Man erkennt durch diesen Versuch nicht nur, welcher Arm länger ist (der längere geht abwärts), sondern kann auch den Grad der Genauigkeit erfahren; legt man nämlich noch so viele Gewichte zu, bis die Wage wieder einspielt, etwa $^1/_2\ g$ (a g) und vergleicht das mit der Belastung einer Schale, etwa 500 g (b g), so

ist die Genauigkeit $= \frac{1}{2000} \left(= \frac{a}{2b}\right)$; um diesen Teil der Belastung wird das Gewicht falsch angegeben.

Man kann auch mit einer ungenauen Wage richtig wägen durch Tarieren. Legt man nämlich auf die eine Schale den zu wägenden Körper, auf die andere beliebige Körper (die Tara) z. B. Steine, Schrotkörner, Sand ꝛc., bis die Wage einspielt, entfernt dann den zu wägenden Körper und legt an seine Stelle so viele Gewichte bis die Wage wieder einspielt, so sind diese Gewichte gleich dem Gewichte des Körpers; denn sie wirken an demselben Hebelarm und bringen dasselbe Moment hervor.

Außer der Genauigkeit muß die Wage auch Empfindlichkeit besitzen, d. h. die Eigenschaft, schon bei einem kleinen Übergewichte einen merkbaren Ausschlag zu geben. Empfindlichkeit ist zunächst bedingt durch geringe Reibung in den Stützpunkten, weshalb für gute Schneiden und Unterlagen gesorgt wird. Ferner ist sie abhängig von der Länge der Hebelarme, und zwar denselben direkt proportional; denn ein kleines Übergewicht, das sich in einer Schale befindet, bringt ein Drehmoment hervor, das der Länge des Balkens proportional ist. Man verzichtet aber auf den Vorteil, den eine Vergrößerung der Arme bieten würde, weil er reichlich aufgewogen wird durch den Nachteil, daß der Wagbalken ein größeres Gewicht und eine geringere Tragfähigkeit erhalten würde. Die Empfindlichkeit ist nämlich auch abhängig vom Gewichte des Wagbalkens. Denkt man sich nämlich das Gewicht des Wagbalkens vereinigt in seinem Schwerpunkt, welcher vertikal unter dem Stützpunkte liegt, so wird, wenn ein Übergewicht aufgelegt wird, durch die Drehung des Balkens der Schwerpunkt etwas seitwärts gerückt, das in ihm vereinigte Gewicht des Wagbalkens gewinnt dadurch einen Hebelarm, bringt ein Moment hervor, und die Drehung geschieht so weit, bis dies Moment gleich ist dem vom Übergewichte hervorgebrachten Momente. Je kleiner aber das Gewicht des Wagbalkens ist, desto kleiner ist sein Moment, desto kleiner darf also das Übergewicht sein, damit es einen merkbaren Ausschlag hervorbringt. Man mißt die Empfindlichkeit durch das Verhältnis des Übergewichtes (0,1 g, a g) zum Gewichte des Wagbalkens (samt Schalen) (300 g, b g); also ist die Empfindlichkeit $= \frac{1}{3000} = \frac{a}{b}$. Ist diese Wage belastet (im ganzen mit ca. 600 g, c g) so ist nun im Schwerpunkt eine Masse von 900 g (b+c g) vereinigt, und zum merkbaren Ausschlag ist nun ein Übergewicht $= 900 \cdot \frac{1}{3000} = 0{,}3\ g$ erforderlich.

Es wächst also die Größe des Übergewichtes mit der Belastung, die Empfindlichkeit bleibt aber dieselbe.

Man findet schließlich, daß zur Empfindlichkeit auch notwendig ist, daß der Schwerpunkt möglichst nahe am Stützpunkte liegt. Denn es sei diese Entfernung etwa 0,1 *mm* und es genügt etwa 0,1 *g* Übergewicht, um eine merkbare Drehung hervorzubringen, und denken wir uns nun, diese Entfernung sei etwa 1 *mm*, also 10mal größer, so kommt bei gleich großer Drehung der Schwerpunkt 10mal weiter seitwärts von der Gleichgewichtslage als zuerst, gewinnt also einen 10mal größeren Hebelarm, also ein 10mal größeres Moment; folglich muß nun auch das Übergewicht 10mal größer sein, um die eben so große Drehung hervorzurufen. Je weiter also der Schwerpunkt der Wage vom Stützpunkte entfernt ist, desto größer muß das Übergewicht sein, das einen merkbaren Ausschlag hervorbringt; oder umgekehrt: Die Empfindlichkeit ist um so größer, je näher der Schwerpunkt am Stützpunkte liegt.

255. Andere Arten von Wagen.

Die Decimalwage: Der eine Wagbalken ist 10mal kürzer als der andere; an den kürzeren Arm wird die Last gehängt, an den längeren das Gewicht; dasselbe darf also 10mal kleiner sein als die Last. Sie ist zum Wägen sehr schwerer Lasten besonders geeignet, da man nicht nötig hat, so schwere Gewichte herbeizuschleppen; Empfindlichkeit und Genauigkeit sind meist gering.

Die römische Wage oder Schnellwage (Fig. 321). Die Last hängt an einem kurzen Wagbalken; der andere ist viel länger und auf ihm sind Teilstriche eingraviert, deren Entfernung gleich der Länge des kurzen Hebelarmes ist. An diesem

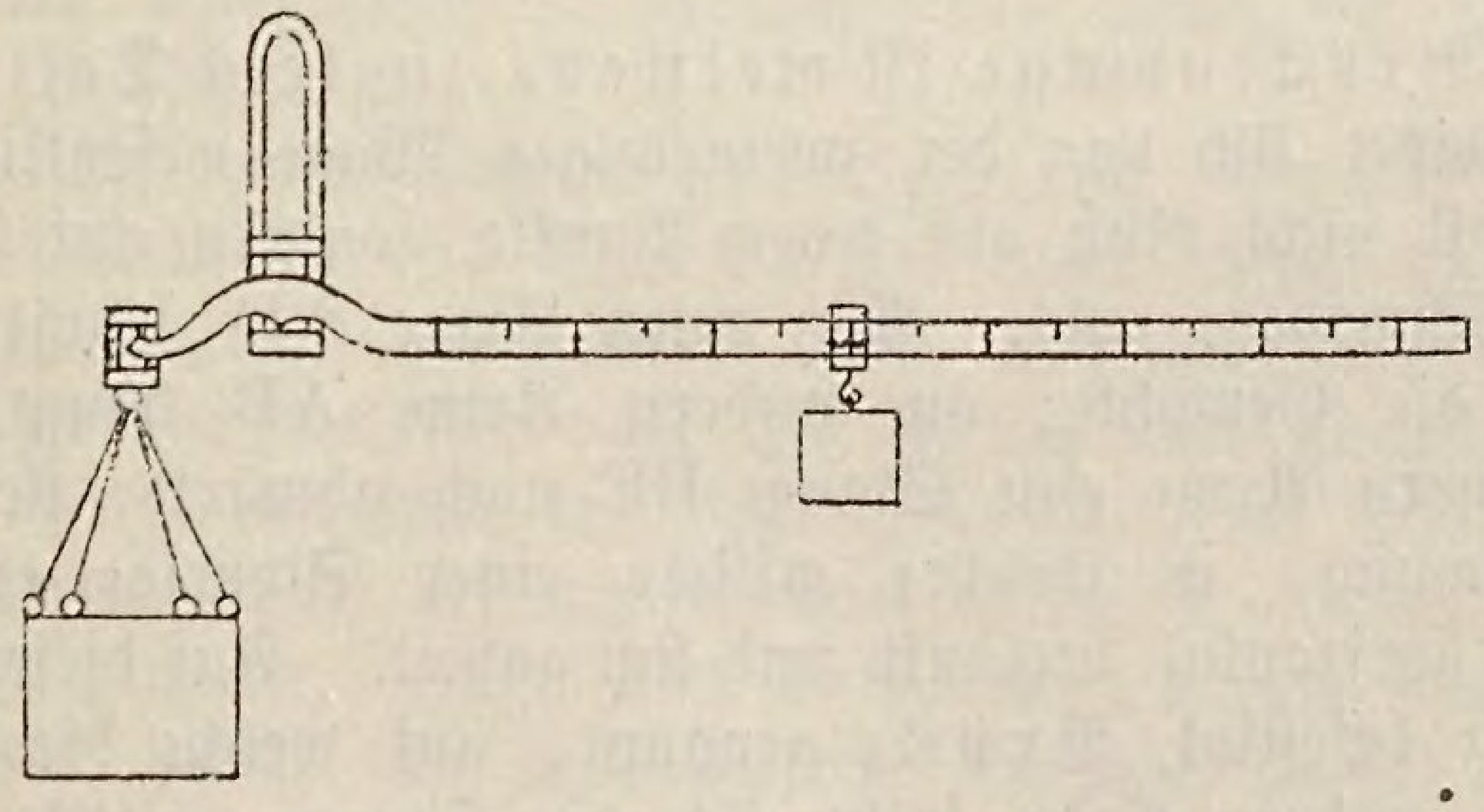


Fig. 321.

Hebelarme ist nur ein Gewicht aufgehängt und längs desselben verschiebbar (Laufgewicht), und man schließt aus der Länge des Hebelarmes, an dem das Laufgewicht hängt, auf die Größe des Gewichtes, das am andern Hebelarme hängt, z. B. 1 ℔ Laufgewicht am Teilstrich 6 (Hebelarm 6) = 6 ℔ in der Schale (Hebelarm 1). Empfindlichkeit und Genauigkeit sind meist sehr gering; da man aber

keinen Gewichtssatz braucht, sondern mit demselben Gewichte beliebige Körper abwägen kann, so ist sie besonders für Markt- und Hausierhandel sehr bequem.

Die Zeigerwage: Auf den einen Arm wird die Last gelegt, der andere fehlt, Gewichte werden nicht aufgelegt; auf einem nach abwärts führenden Stift ist eine schwere Kugel angebracht, die durch Auflegen der Last nach auswärts gedreht wird um so weiter, je größer die Last ist; an einem Zeiger kann man die Größe der Drehung ersehen und ungefähr auf das Gewicht schließen. Zum wirklichen Wägen ist sie in dieser Form nicht brauchbar, doch wird sie, etwa auf der Post, dazu benützt, um zu sehen, ob das Gewicht eines Briefes ein vorgeschriebenes Maß übersteigt oder nicht.

Die Federwage: Sie besteht aus einer starken, elastischen Spiralfeder; auf sie ist oben eine Stange aufgesetzt, die auf die Spiralfeder drückt; die Stange geht durch eine Führung, damit sie nicht umkippt, und trägt oben einen Teller zum Auflegen des zu wägenden Körpers. Zudem ist ein Teil dieser Stange gezahnt und greift in einen Trieb, auf dessen Achse ein Zeiger befestigt ist. Je mehr Gewichte man auf den Teller legt, um so tiefer wird die Stange herabgedrückt, um so mehr dreht sie den Trieb und damit den Zeiger, der vor einem geteilten Kreise spielt. Auf diesem geteilten Kreise sind die Gewichte angegeben, welche den Zeigerständen entsprechen; die Kreisteilung findet man durch Auflegen verschiedener Gewichte. Genauigkeit und Empfindlichkeit sind meist sehr gering, jedoch werden diese Wagen in der Küche häufig angewandt.

256. Die Brückenwage.

Die Brückenwage ist meistens zugleich Decimalwage; sie unterscheidet sich von der zweiarmigen Wage wesentlich dadurch, daß die Last nicht bloß auf einem Punkte, sondern auf 2 (sogar 3) Punkten (Schneiden) ruht. Am einen Arme AD hängt die Wagschale für die Gewichte; am andern Arme AB hängt an einem 10mal kleinern Arme eine Stange BE nach abwärts; sie hat unten eine Krümmung, in welcher mittels einer Schneide eine Stange hängt, die horizontal verläuft und sich gabelt. Auf dieser Gabelung sind Bretter befestigt, Brücke genannt, auf welche die Last gelegt wird. Am andern Ende stützt sich die Stange mittels Schneiden auf einen Hebel im Punkte J; dieser Hebel ist hinten auf eine Schneide F gestützt und hängt am vordern Ende mit der Schneide G in dem gekrümmten Ende einer Stange GC, die mit dem andern, oberen Ende C am Wagbalken AC hängt. Dabei ist noch notwendig, daß der Hebel FG in demselben Verhältnis geteilt ist wie AC, also daß FJ : FG = AB : AC, also etwa JF = $^1/_6$ FG, AB = $^1/_6$ AC. Man kann nun zunächst zeigen,

daß, wenn die Last auf der Brücke liegt, es gerade so ist, als hinge sie in B. Denn es sei die Last etwa 100 *kg*, so verteilt

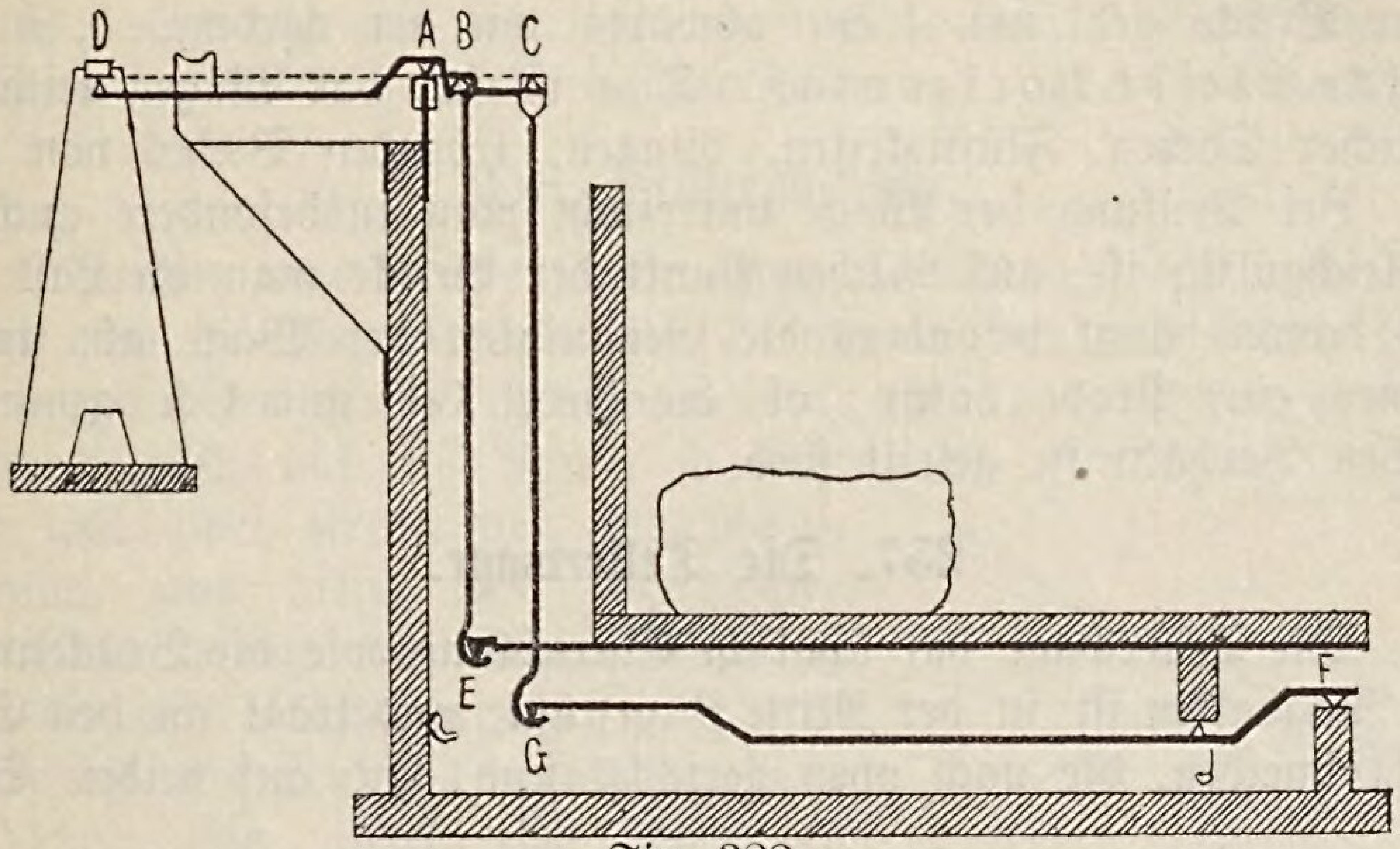


Fig. 322.

sie sich auf die beiden Stützpunkte E und J der Brücke nach dem Hebelgesetze, also umgekehrt proportional den Entfernungen; es treffen etwa 40 *kg* auf E, 60 *kg* auf J; die 40 *kg* hängen mittels der Stange EB direkt an B. Die 60 *kg* in J drücken den Hebel am Arme JF und bringen am 6 mal längeren Hebelarme GF einen 6 mal kleineren Druck hervor, also von 10 *kg*; diese 10 *kg* hängen mittels der Stange GC an C, also am Hebelarme AC, bringen also am 6 mal kürzeren Hebelarme AB eine 6 mal größere Kraft hervor, also eine Kraft von 60 *kg*. Diese 60 *kg* vereinigt mit den schon von E aus vorhandenen 40 *kg* geben wieder 100 *kg*; es wird also der Wagbalken so gedreht, wie wenn die ganze Last, 100 *kg*, in B hinge.

Man sieht ferner, daß es gleichgültig ist, auf welchem Punkte der Brücke die Last liegt; denn schiebe ich sie weiter vor oder weiter zurück, so bewirkt dies, daß die Last sich anders auf die Stützpunkte verteilt; aber wie sie sich auch verteilt, stets ist die Summe der Teile gleich der Last (100 *kg*), und stets wirkt der Teil in E direkt an B, der andere wird durch den Hebel JG zuerst 6 mal kleiner gemacht, hängt aber dafür an einem 6 mal größeren Hebelarme AC, bringt also auch dieselbe Drehung hervor, als wenn er direkt in B hinge. Infolge dessen kann die auf der Brücke liegende Last durch ein auf der Wagschale liegendes (10 mal kleineres) Gewicht gewogen werden.

Man sieht schließlich, daß bei Drehungen des Wagbalkens die Brücke horizontal bleibt; denn wenn etwa B um 1 *cm* nach abwärts geht, so geht auch E, der vordere Punkt der Brücke, um 1 *cm* nach abwärts; es geht aber dann der 6 mal weiter entfernte Punkt C um 6 *cm* nach abwärts, also geht auch G

um 6 *cm* abwärts; deshalb geht der 6mal näher an F gelegene Punkt J um 1 *cm* nach abwärts; also auch der hintere Stützpunkt J der Brücke geht um 1 *cm* abwärts wie der vordere, d. h. die Brücke bleibt horizontal. Dies ist für das Wägen leicht beweglicher Sachen, Flüssigkeiten, Wagen, lebenden Viehes von Vorteil. Bei Prüfung der Wage untersucht man insbesondere auch, ob es gleichgültig ist, auf welchen Punkt der Brücke man die Last legt, denn davon hängt besonders die Genauigkeit der Wage ab, und es ist dies eine Probe dafür, ob die Hebel GF und CA genau im gleichen Verhältnisse geteilt sind.

257. Die Tellerwage.

Die Tellerwage hat ähnliche Einrichtung wie die Brückenwage. Der Wagbalken ist in der Mitte S gestützt, und trägt an den Enden Stahlschneiden, die nach oben gerichtet sind, und auf beiden Seiten

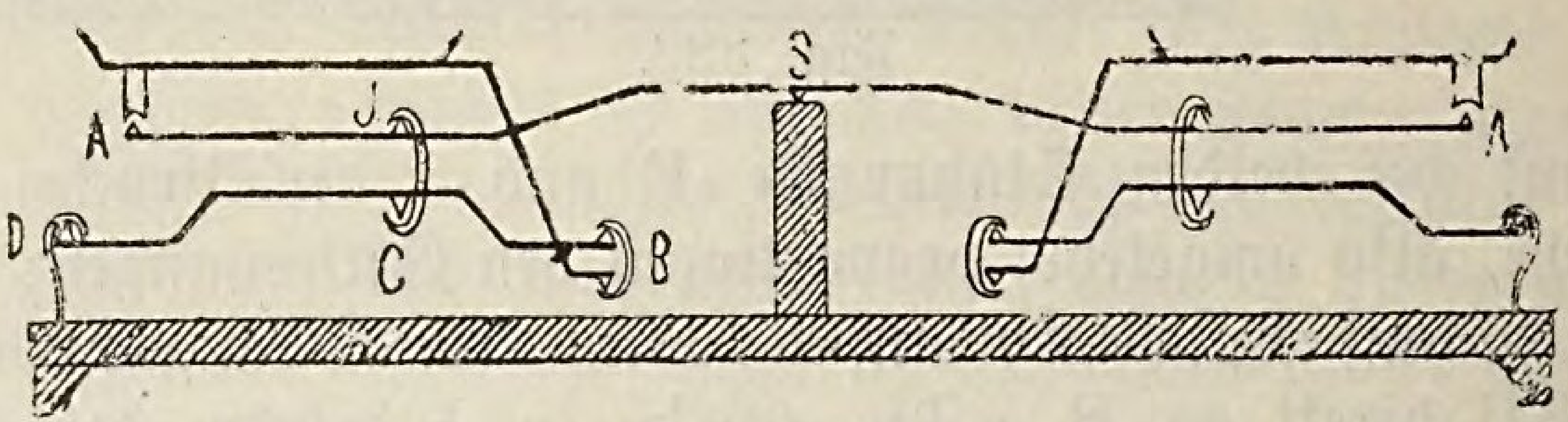


Fig. 323.

des Wagbalkens befindet sich dieselbe Einrichtung, nämlich folgende: Auf der Stahlschneide A sitzt der Teller oder eine Platte mit dem einen Ende, am andern Ende (gegen die Mitte zu gerichtet) befindet sich am Teller ein nach abwärts gehender Fortsatz; derselbe drückt im Punkte B auf das Ende des Hebels DB, der in D unterstützt ist und in C durch einen Haken mit der Schneide J des Wagbalkens verbunden ist. Dabei ist wieder notwendig, daß der Hebel SA durch J ebenso geteilt sei wie DB durch C, also daß SJ : SA = DC : DB, etwa = 3 : 5. Liegt nun die Last an irgend einer Stelle des Tellers, so ist es gerade so, als läge sie auf der Schneide A. Denn es sei die Last etwa = 20 ℔, und sie verteile sich so, daß auf A etwa 11 ℔, auf B also 9 ℔ treffen, so bringen diese 9 ℔ in B einen Druck in C von $^5/_3 \cdot 9 = 15$ ℔ hervor; da C mit J verbunden ist, so wirken diese 15 ℔ in J und bringen deshalb in A einen Druck von $^3/_5 \cdot 15 = 9$ ℔ hervor; diese 9 ℔ kommen zu den in A schon vorhandenen 11 ℔, gibt 20 ℔; die auf dem Teller liegende Last wirkt demnach gerade so, als wenn sie auf der Schneide A selbst läge.

Es ist wieder leicht zu sehen, daß es gleichgültig ist, auf welchen Teil des Tellers die Last gelegt wird (Probe für die Genauigkeit der Wage), sowie daß, wenn der Wagbalken sich dreht, der Teller horizontal bleibt. Der Wag-

balken ist ein doppelter, bestehend aus zwei parallelen, spanneweit von einander entfernten, durch Querstäbe mit einander verbundenen Balken; man hat also am Ende zwei Schneiden A, auf denen der Teller ruht; dadurch wird ein Umkippen des Tellers vermieden.

258. Kräftepolygon.

Wirken zwei Kräfte unter einem Winkel auf einen Punkt, so findet man die Resultierende als Diagonale des aus beiden Kraftlinien gebildeten Kräfteparallelogramms. Wirken drei oder mehrere Kräfte auf den Punkt, so sucht man aus zwei Kraftlinien die Resultierende, aus dieser und der dritten Kraftlinie wieder die Resultierende u. s. f. bis alle Kräfte benützt sind; die letzte ist die Resultierende aller Kräfte. Ein abgekürztes Verfahren hiezu ist das Kräftepolygon, bei dem man die Kräfte so der Größe und Richtung nach zusammensetzt, als wenn sie nacheinander wirken würden. Verbindet man schließlich den Anfang der ersten mit dem Endpunkt der letzten Kraftlinie, so stellt diese Linie dann die Resultierende vor. Es ist leicht zu sehen, daß es hiebei gleichgültig ist, in welcher Reihenfolge die vorhandenen Kräfte benützt werden.

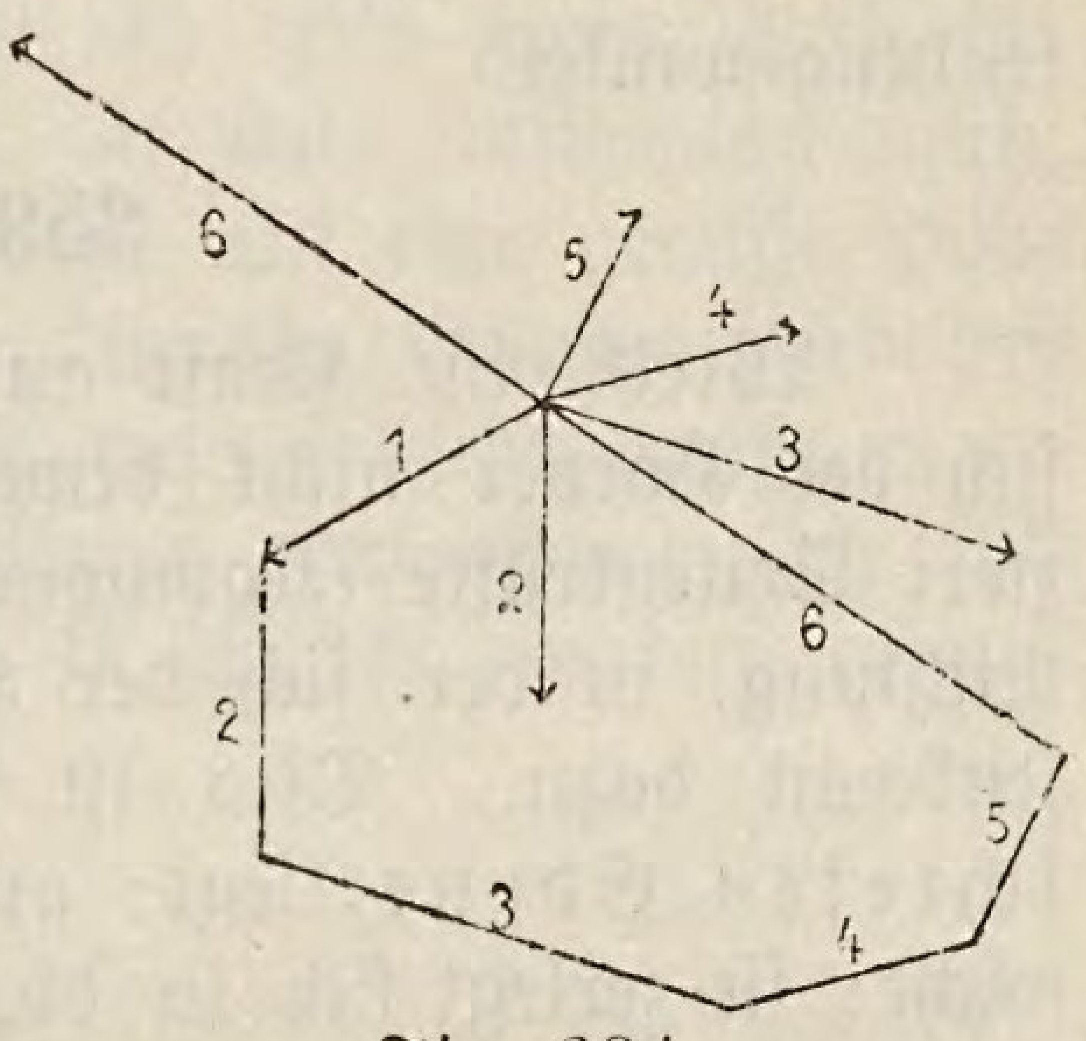


Fig. 324.

Wenn sich hiebei das Polygon schließt, d. h. der Endpunkt der letzten Kraftlinie mit dem Anfange der ersten zusammenfällt, wie in Fig. 324, so ist die Resultierende = 0, die Kräfte halten sich im Gleichgewichte. Dadurch ist es leicht, eine Reihe von Kräften anzugeben, deren Resultierende = 0 ist; zeichnet man nämlich eine beliebige geschlossene Figur, so stellen die Seiten derselben die Größe und Richtung der verlangten Kräfte dar.

Aufgaben: Gegeben $P_1 = 17\,kg$, unter 45^0 $P_2 = 22\,kg$, unter 30^0 $P_3 = 11\,kg$, unter 57^0 $P_4 = 40\,kg$; bestimme die Resultierende durch Zeichnung!

Gegeben $P_1 = 16$, unter 90^0 $P_2 = 17$, unter 45^0 $P_3 = 15$, unter 45^0 $P_4 = 21$; unter welchem Winkel muß man $P_5 = 40$ dazufügen, damit die Richtung der Resultierenden gerade entgegengesetzt P_1 ist?

An dieser Stelle mag über die Tangentenbussole Folgendes nachgeholt werden. Der Erdmagnetismus wirkt auf die Nadel wie eine Kraft M, welche an der Spitze der Nadel in der Richtung des magnetischen Meridians wirkt. Der über die Nadel in der Richtung des magnetischen Meridians geleitete Strom wirkt wie eine Kraft J, welche an der Spitze der Nadel senkrecht zur Stromrichtung, also

senkrecht zur magnetischen Kraft angreift. Die Nadel kommt nur dann zur Ruhe, wenn sie in der Richtung der Resultierenden des aus beiden Kräften J und M gebildeten Parallelogramms steht. Bezeichnet α den Ablenkungswinkel, so ist $\frac{J}{M} = \text{tg}\ \alpha$; irgend ein anderer Strom von der Stärke J′ lenkt dieselbe Nadel um α'^{0} ab, also ist $\frac{J'}{M} = \text{tg}\ \alpha'$; hieraus $J : J' = \text{tg}\ \alpha : \alpha'$; d. h. die Intensitäten zweier Ströme verhalten sich wie die Tangenten der Ablenkungswinkel.

259. Schiefe Ebene.

Wirkt eine Kraft auf einen Körper in einer Richtung, in der sich der Körper nicht bewegen kann, so zerlegt sich die Kraft in zwei Seitenkräfte (Komponenten); die eine derselben wirkt in der Richtung, in der sich der Körper bewegen kann, die andere wirkt senkrecht dazu. Dies ist der Fall, wenn ein Körper auf einer schiefen Ebene liegt: auf ihn wirkt die Schwerkraft Q, sein Gewicht; sie zerlegt sich in die zwei Komponenten: P parallel der schiefen Ebene und D senkrecht zu ihr; die erste Komponente bewirkt eine Bewegung längs der schiefen Ebene, die zweite einen Druck auf die Ebene. Die Größe der Komponenten findet man durch das Kräfteparallelogramm, das mit KJ = Q als Diagonale zu konstruieren ist. Man bezeichne AB mit l (Länge der schiefen Ebene), BC mit h (Höhe), AC mit b (Basis), so ist △JKL ∾ △ABC also

P : Q = BC : AB = h : l, d. h. es verhält sich die parallel der schiefen Ebene wirkende Komponente zur Last wie die Höhe der schiefen Ebene zur Länge; auch ist

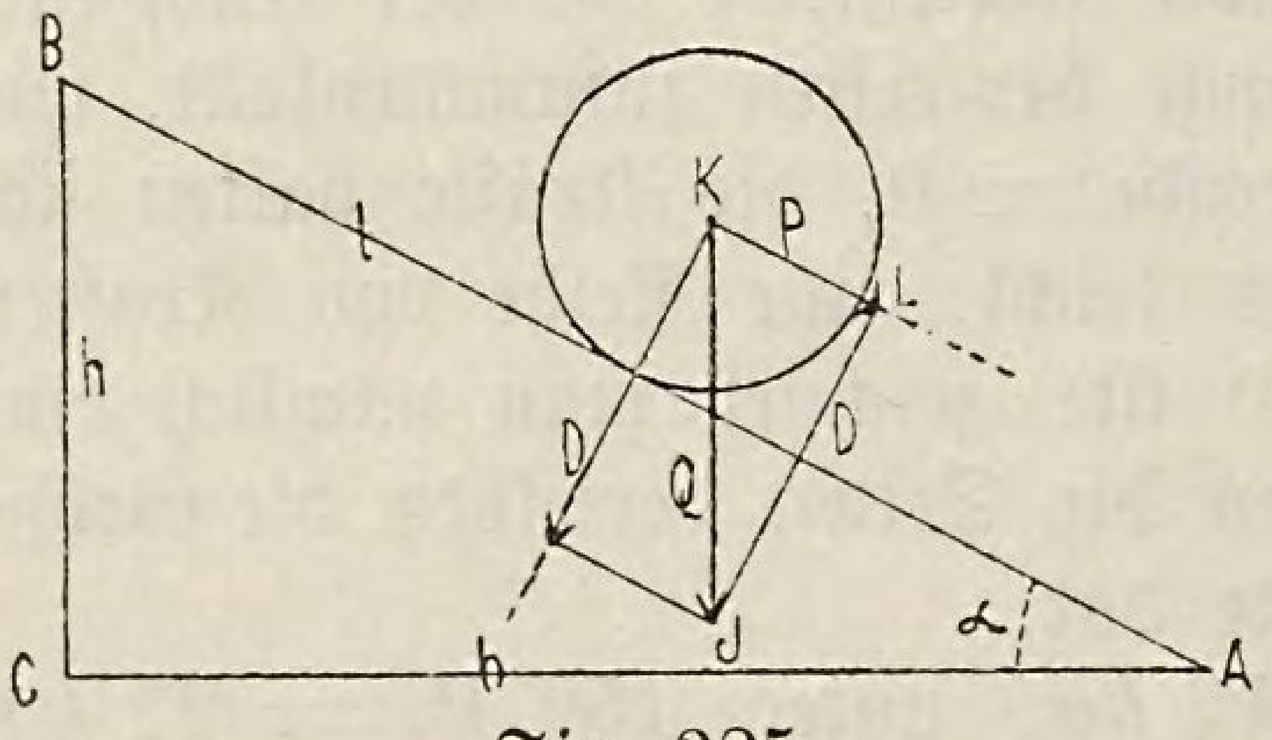


Fig. 325.

$$\frac{P}{Q} = \frac{h}{l} = \sin \alpha;\ P = Q \sin \alpha.$$ Ferner

D : Q = AC : AB = b : l, d. h. der Druck verhält sich zur Last wie die Basis zur Länge, oder

$$\frac{D}{Q} = \frac{b}{l} = \cos \alpha;\ D = Q \cos \alpha.$$

Will man den Körper auf der schiefen Ebene ruhig erhalten, so muß man eine der Kraft P gleiche Kraft in entgegengesetzter Richtung, also parallel der schiefen Ebene nach aufwärts anbringen. Man sieht, wie diese Kraft mit der Steigung wächst. Ist die Steigung gering, wie bei Straßen, wo sie nur selten 8% erreicht

(d. h. so groß ist, daß BC : AC = 8 : 100), so kann man, ohne einen nennenswerten Fehler zu begehen, statt AB auch AC setzen; dann ist $\frac{P}{Q} = \frac{BC}{AB} = \frac{BC}{AC} = \frac{8}{100}$, also $P = \frac{8}{100}$ Q; man kann sonach die zur Überwindung der Steigung erforderliche Kraft leicht berechnen. Zur Überwindung der Steigung von 4 % ist bei einem Wagen von 70 Ztr. = 3500 *kg* Gewicht eine Kraft erforderlich von $\frac{4}{100} \cdot 3500$ *kg* = 140 *kg*.

Je weniger die schiefe Ebene geneigt ist, desto geringer ist die erforderliche Kraft P; aber die Arbeit, die man aufwenden muß, um einen Körper mittels der schiefen Ebene auf eine gewisse Höhe zu bringen, ist stets dieselbe, ob die schiefe Ebene schwach oder stark geneigt ist. Dies beweist man folgendermaßen:

Wir nehmen an, es sei keine Reibung vorhanden: Ich soll den Körper vom Gewichte Q von A und B schaffen, so daß er um h Meter höher liegt; schaffe ich ihn direkt von A nach B, so ist die erforderliche Kraft $P = Q\,\frac{h}{l}$, der Weg = l; also ist die Arbeit $= Q\,\frac{h}{l} \cdot l = Q \cdot h$. Schaffe

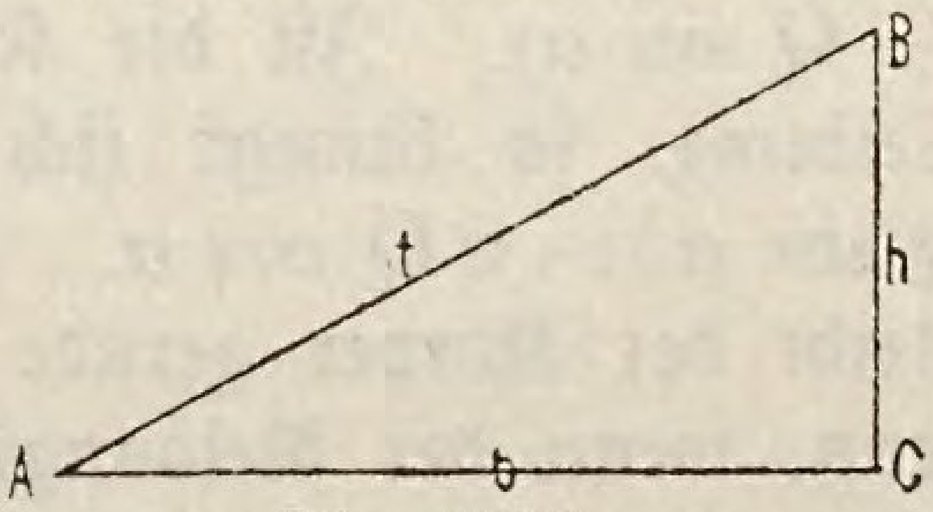


Fig. 326.

ich ihn aber zuerst nach C, dann nach B, so ist von A nach C keine Arbeit zu leisten, weil keine Reibung vorhanden ist (gebe ich dem Körper in A den geringsten Stoß, so läuft er nach dem Beharrungsgesetze bis C), also Arbeit (AC) = 0; hebe ich ihn von C nach B, so ist hiebei die Kraft = Q, der Weg = h, also die Arbeit (CB) = Q·h; also die Arbeit von A nach B ist stets dieselbe gleichgültig, auf welchem Wege ich sie leiste.

Dasselbe läßt sich auch beweisen, wenn Reibung vorhanden ist. Die Reibung ist anzusehen als eine Kraft, die der Richtung der Bewegung entgegengesetzt ist, sie ist abhängig auch vom Drucke und demselben proportional. Man nennt das Verhältnis der Reibung zum Druck den Reibungskoefficienten; derselbe beträgt etwa für einen Wagen, der sich auf einer gewöhnlichen Landstraße bewegt ca. $^1/_7$, also zum Bewegen eines Wagens von 24 Ztr. = 1200 *kg* Gewicht ist eine Kraft von $^1/_7 \cdot 1200 = 170$ *kg* notwendig. Es werde nun ebenso die Last Q längs der schiefen Ebene von A nach B bewegt, und der Reibungskoefficient sei = c, so ist der Druck auf die schiefe Ebene $= Q \cdot \frac{b}{l}$, also die Reibung $= c \cdot \frac{Q \cdot b}{l}$; dazu kommt die Komponente $P = \frac{Qh}{l}$; also ist die Gesamtkraft, die zur Bewegung er-

forderlich ist $= c\frac{Qb}{l} + Q\frac{h}{l}$; da der Weg $= l$, so ist die Arbeit (AB) $= \left(c\frac{Qb}{l} + \frac{Qh}{l}\right) \cdot l = cQb + Qh$.

Wird nun der Körper von A nach C und dann nach B bewegt, so ist von A nach C die Reibung zu überwinden $= cQ$ der Weg $= b$, also Arbeit (AC) $= cQb$; dann ist die Last Q über die Höhe h zu heben; also Arbeit (CB) $= Qh$; man sieht, daß die Summe beider Arbeiten gleich der von A nach B ist.

Liegt ein Körper auf einer schiefen Ebene, so wirkt die Komponente P der Schwerkraft parallel der schiefen Ebene nach abwärts, die Reibung wirkt, wenn der Körper sich nach abwärts bewegen soll, dieser Kraft entgegen. Ist diese Komponente kleiner als die Reibung, so bleibt der Körper auf der schiefen Ebene liegen, und zur Bewegung nach abwärts muß noch die Kraft $= cQ \cos\alpha - Q \sin\alpha$ angebracht werden (nach aufwärts die Kraft $cQ \cos\alpha + Q \sin\alpha$). Ist die Komponente der Schwerkraft größer als die Reibung, so bewegt sich der Körper nach abwärts mit der Kraft $Q \sin\alpha - c\,Q \cos\alpha$. Ist die Komponente = der Reibung, so bleibt der Körper gerade noch auf der schiefen Ebene liegen. Man kann, wenn der Reibungskoefficient c bekannt ist, den Winkel α berechnen, bei dem das stattfindet und zwar aus der Gleichung $cQ \cos\alpha - Q \sin\alpha = 0$; also $\operatorname{tg}\alpha = c$; diesen Winkel nennt man den Reibungswinkel; umgekehrt kann man aus der Größe des Reibungswinkels den Reibungskoefficienten berechnen.

Man erkennt leicht die Richtigkeit folgenden allgemeinen Satzes: Ist ein Körper auf einer schiefen Ebene, und wirken auf ihn eine Anzahl beliebiger Kräfte in verschiedenen Richtungen, so bleibt der Körper in Ruhe, wenn die Resultierende sämtlicher Kräfte senkrecht steht auf der schiefen Ebene und gegen dieselbe gerichtet ist. Aus diesem allgemeinen Satze hätten wir den schon besprochenen Fall ableiten können, wenn eine Kraft parallel der schiefen Ebene wirkt.

Wir betrachten nun den Fall, wenn eine Kraft angebracht werden soll, die parallel der Basis wirkt (Fig. 327). Auf den Körper wirken zwei Kräfte, die Schwerkraft Q und die Kraft P, parallel der Basis; ihre Resultierende muß senkrecht stehen zur schiefen Ebene. Man kann also das Kräfteparallelogramm zeichnen und findet dadurch die Größe von

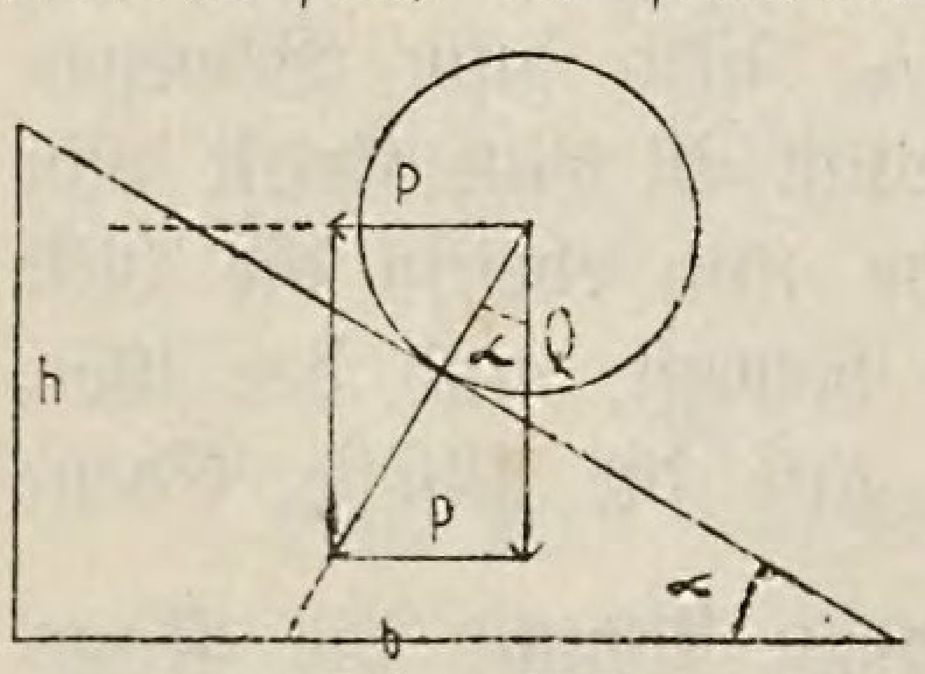


Fig. 327.

$$P = Q \operatorname{tg}\alpha = \frac{Qh}{b}, \text{ oder } P : Q = h : b;$$

Kraft verhält sich zur Last wie Höhe zur Basis.

Liegt die Last auf der schiefen Ebene und ich halte sie mittels eines Strickes, dem ich verschiedene Richtung geben kann, so finde ich die Größe der nötigen Kräfte durch Zeichnung der Kräfteparallelogramme, deren Diagonale senkrecht zur schiefen Ebene steht. Man

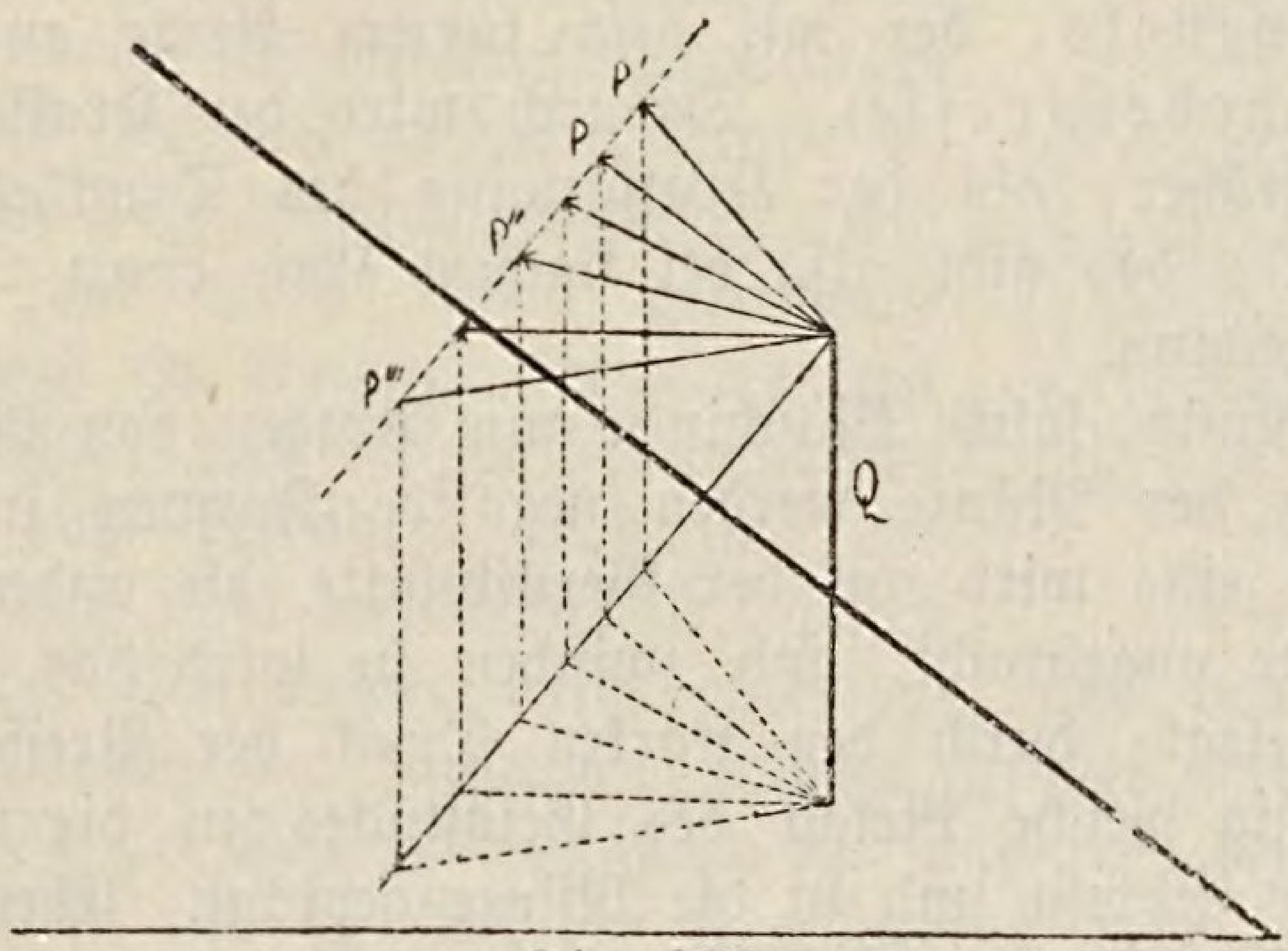


Fig. 328.

erkennt leicht (Fig. 328), daß unter diesen Kräften P, P', P''.... diejenige die kleinste ist, die ∥ der Ebene wirkt, also die bekannte Komponente $P = Q \sin \alpha$.

260. Die Kniehebelpresse.

Die Kniehebelpresse besteht erstens aus dem Gerüst, bestehend aus zwei starken Platten oben und unten, die durch starke Stäbe miteinander verbunden sind, zweitens aus dem Knie: dies wird gebildet aus zwei starken Stäben, die unter sehr großem, nahezu gestrecktem Winkel zusammenstoßen; von diesen Stäben ist das Ende des oberen von der oberen Platte etwas entfernt, so daß zwischen ihn und die Platte der zu pressende Körper gelegt werden kann.

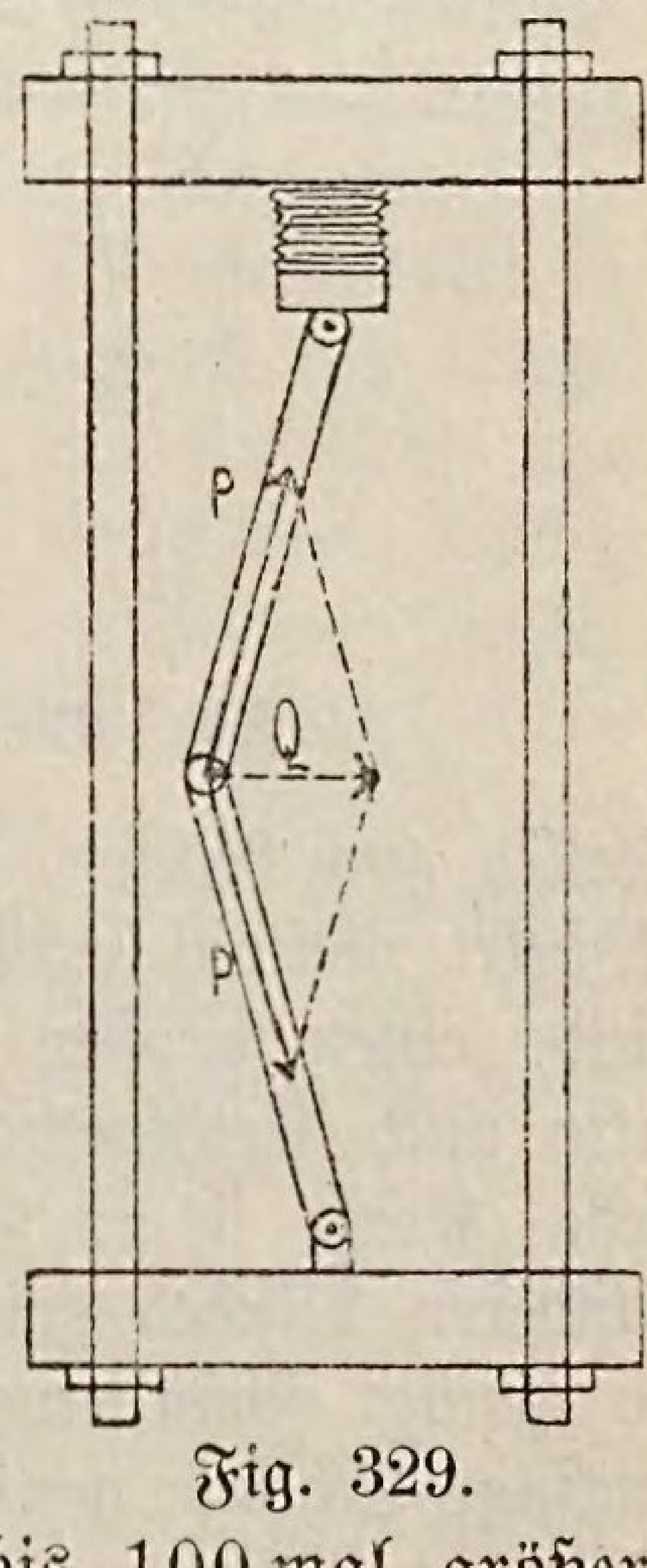


Fig. 329.

Übt man nun auf das Knie eine Kraft Q aus in einer solchen Richtung, daß sie den Winkel des Knies in einen gestreckten zu verwandeln sucht, so zerlegt sich diese Kraft in die zwei Seitenkräfte P und P, die in den Richtungen der Kniestangen wirken; von diesen drückt die nach aufwärts gehende den zu pressenden Körper. Dabei ist P größer als Q, man hat also einen Kraftgewinn, der offenbar um so größer ist, je flacher das Knie ist, je näher sein Winkel an 180° liegt.

Macht man diesen Winkel sehr nahe an 180°, so ist P vielmal größer als Q, leicht 20 bis 100 mal größer

man kann also einen bedeutenden Druck P ausüben mittels einer kleinen Kraft Q (Kniepresse).

Um die Kraft Q besser und größer hervorbringen zu können, drückt man nicht direkt auf das Knie, sondern auf das lange Ende eines Druckhebels, der mit dem kurzem Arme auf das Knie drückt (Kniehebelpresse). Dadurch wird der Kraftgewinn noch so vielmal größer, als der Kraftgewinn des Druckhebels beträgt (etwa 10mal); das gibt also bei flachem Knie einen 200—1000-fachen Kraftgewinn.

Man benützt solche Maschinen zum Prägen von Münzen; von beiden Seiten der Münze werden negative Formen in Stahl geschnitten, die eine wird auf der Gerüstplatte, die andere am Ende der Kniestange angebracht, und zwischen sie wird das zu prägende Metallstück gelegt; durch den starken Druck der Presse wird das verhältnismäßig weiche Metall des Geldstückes in die Vertiefungen der Prägstöcke gepreßt und so die Münze geprägt. Ebenso wird sie benützt zum Stanzen von Blechen (Herausschlagen von Löchern aus einem Bleche), zum Pressen von Blechen und ähnlichem.

261. Der Keil.

Der Keil ist ein dreiseitiges Prisma, von dem 2 Seitenflächen unter sehr kleinem Winkel zusammenstoßen; diese zwei Seitenflächen nennt man die Seiten, sie sind gleich lang; die dritte Fläche heißt der Rücken des Keiles.

Ist der Keil zwischen zwei etwas von einander entfernte Gegenstände geschoben, die dem weiteren Eindringen einen großen Widerstand entgegensetzen, und übt man nun durch Schläge auf den Rücken des Keiles eine Kraft Q aus, so zerlegt sich dieselbe nach dem Kräfteparallelogramm in zwei Seitenkräfte P und P, welche senkrecht stehen zu den Seiten des Keiles. Aus der Ähnlichkeit der Dreiecke ist leicht zu sehen, daß die Kraft P sich zum Drucke Q verhält wie die Seite des Keiles zum Rücken. Man sieht, daß diese Seitenkräfte P bei kleinem Winkel vielmal größer sind als Q, daß sie demnach wohl imstande sind, einen großen Widerstand zu überwinden. Der Keil liefert also auch Kraftgewinn. Ist der Winkel des Keiles = 60°, so ist jede Kraft P = Q. Ist etwa der Keil unter den Fuß eines schweren Tisches gestellt, der mit großer Kraft (P) auf ihn drückt, so genügt schon eine viel kleinere Kraft Q, um sie zu überwinden; mäßige Schläge genügen, den Keil weiter hineinzutreiben und so den Tisch zu heben.

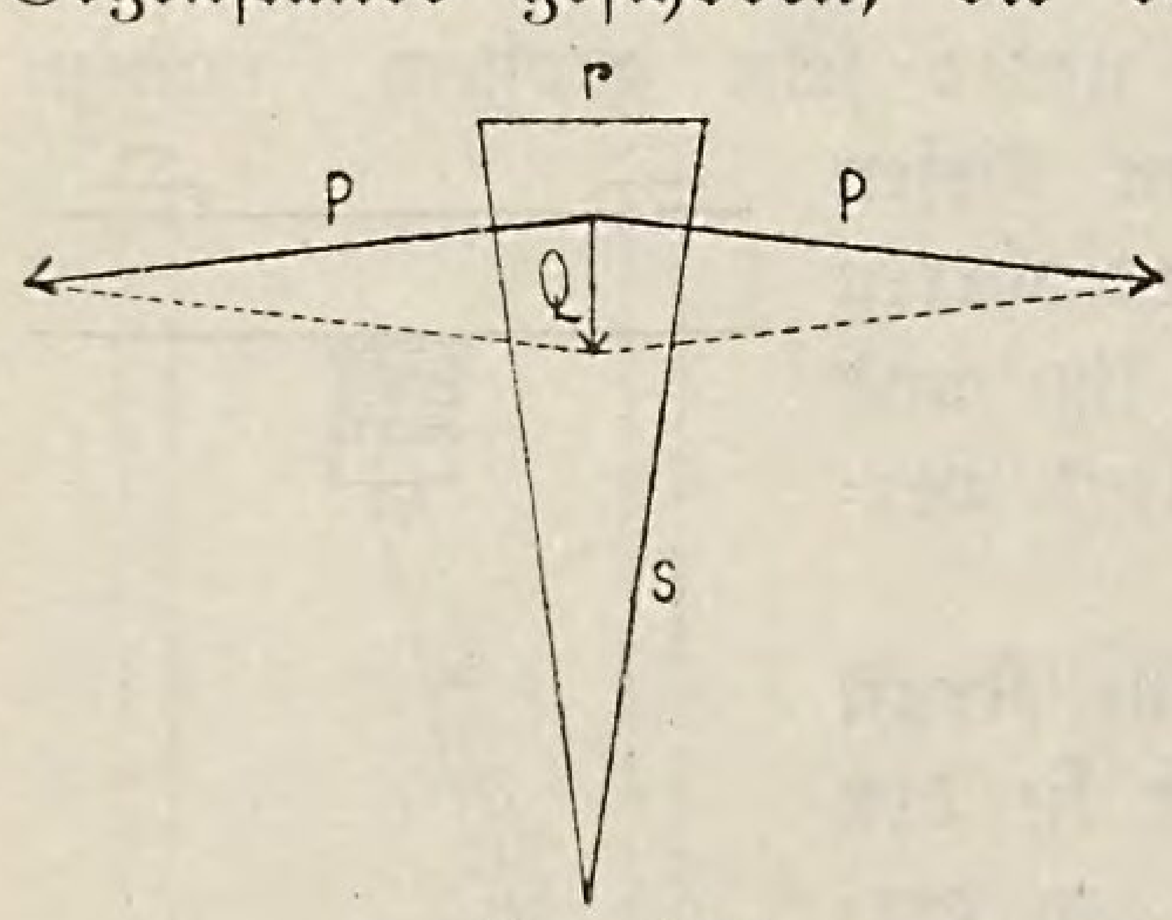


Fig. 330.

Ein Holzklotz wird durch Eintreiben eines Keiles zersprengt. Die klaffenden Ränder des Klotzes werden durch die Festigkeit des Holzes mit großer Kraft zusammengehalten; um diese Kraft zu überwinden, schlägt man den Keil ein, wobei sich die Kraft der Schläge (Q) zerlegt in die viel größeren Kräfte P, welche nun das Holz auseinander reißen. Ein solcher Keil hat meist etwas gekrümmte Flächen, so daß am Anfange, wenn der Keil eingetrieben wird, und die zu überwindende Kraft noch nicht besonders groß ist, der Kraftgewinn auch nicht beträchtlich ist; später aber, wenn der Keil immer tiefer eindringt, und der Widerstand mit der Entfernung der klaffenden Ränder größer wird, befinden sich solche Teile der Keilseiten zwischen den Rändern, deren Winkel sehr klein ist, so daß der Kraftgewinn nun sehr groß ist.

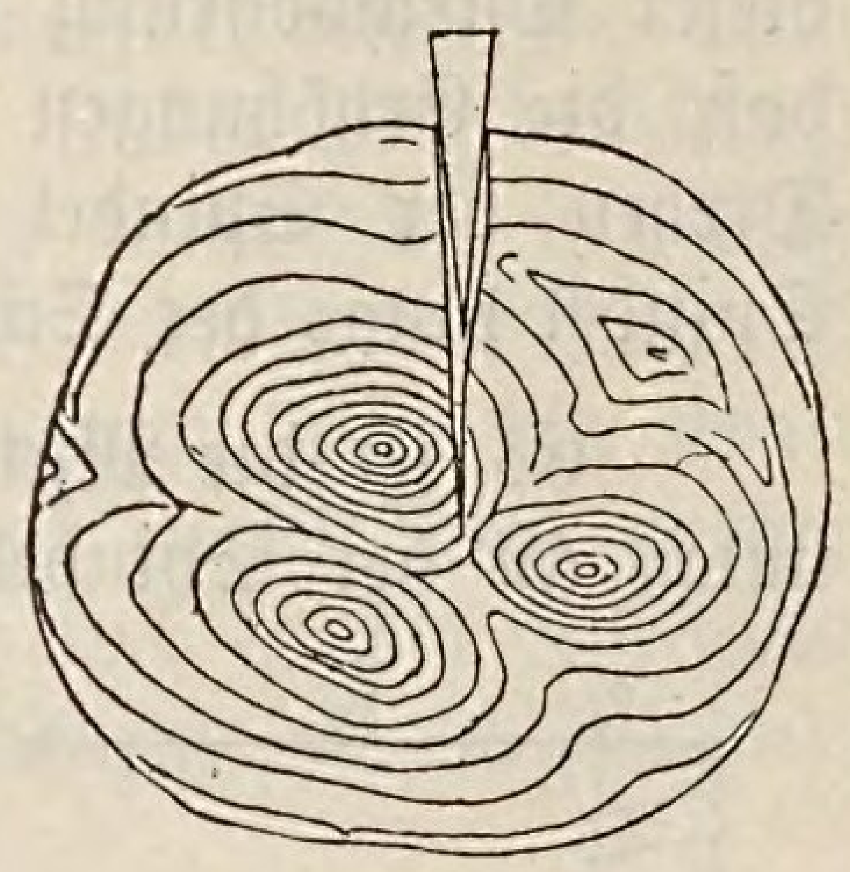


Fig. 331

Auch zum Befestigen dient der Keil; z. B. man spaltet das eine Ende des hölzernen Stieles eines Hammers, steckt es in das Öhr des Hammers und treibt nun einen Keil aus hartem Holze in den Spalt; dieser drückt die zwei Teile des gespaltenen Stieles sehr stark an die Wände des Ohres und bewirkt so eine starke Befestigung.

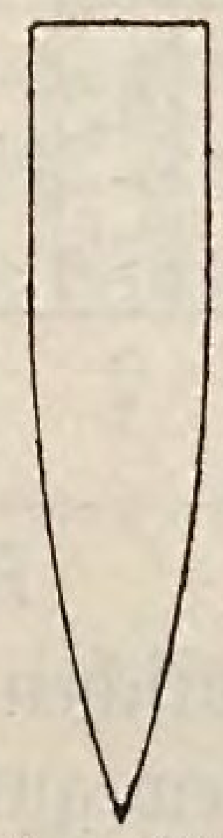


Fig. 332.

262. Die Schraube.

Die Schraubenlinie ist eine doppelt gekrümmte Linie, welche entsteht, wenn man ein rechtwinkliges Dreieck mit einer Kathete längs der Kante eines Cylinders befestigt und nun um den Cylinder wickelt; die Hypotenuse hat dann die Form der Schraubenlinie. Sie entsteht auch, wenn ein Punkt sich auf einem Cylindermantel so bewegt, daß er um den Cylinder herumgeht und zugleich sich längs des Cylinders bewegt. Sie entsteht auch, wenn ein Cylinder um seine Achse gedreht und zugleich längs der Achse verschoben wird; ein während dieser Bewegung des Cylinders ruhig gehaltener Punkt, etwa die Spitze eines Bleistiftes, beschreibt dann auf dem Cylindermantel eine Schraubenlinie; sie entsteht auch, wenn ein Cylinder um seine Achse gedreht wird und ein Punkt sich längs einer Cylinderkante bewegt. Diese letzten Arten benützt der Mechaniker, um eine Schraubenspindel herzustellen: er setzt einen Cylinder aus Holz oder Metall auf die Drehbank ein und hat nun eine Vorrichtung, durch welche, während der Cylinder um die Achse gedreht wird, die Spitze des Meißels längs des Cylinders fortrückt; sie schneidet dann Vertiefungen ein längs einer Schraubenlinie und läßt eine längs derselben laufende Erhöhung stehen; ein solcher Cylinder, auf dessen Mantel eine längs einer Schraubenlinie laufende Erhöhung sich be-

findet, heißt Schraubenspindel. Dazu gehört noch die Schraubenmutter, ein Stück Holz oder Metall, das durchbohrt ist, und in dieser Durchbohrung eine fortlaufende Vertiefung von der Art hat, daß die Erhöhungen an der Spindel gerade hineinpassen. Durch Drehen der Spindel oder Mutter kann der Schraubenwulst der Spindel längs der Schraubenvertiefung der Mutter verschoben werden.

Es sei die Mutter so befestigt, daß die Spindel vertikal steht; unten an der Spindel sei die Last Q befestigt, die also in der Richtung der Spindel wirkt, so ruht diese Last auf den nach oben gerichteten Flächen der Schraubengänge der Schraubenmutter; diese stellen aber gleichsam eine schiefe Ebene dar, deren Höhe, wenn wir bloß einen Umgang betrachten, gleich dem Abstande zweier Schraubengänge ist (Ganghöhe), und deren Basis gleich dem Umfange der Spindel ist. Die Last sucht sich nach abwärts zu bewegen, indem sie die Spindel längs der Schraubengänge dreht, und sie bewegt sich wirklich, wenn die Reibung zwischen Spindel und Mutter nicht zu groß ist. Will man diese Bewegung hindern, also die Schraube ins Gleichgewicht setzen, so muß man die Spindel oben drehen, also eine Kraft P anwenden, die senkrecht zum Radius der Spindel wirkt, die also parallel der Basis der schiefen Ebene wirkt. Man kann sonach die Schraube als schiefe Ebene ansehen, bei der die Last senkrecht zur Basis, die Kraft parallel zur Basis wirkt; also verhält sich Kraft zur Last wie Höhe zur Basis, also wie Ganghöhe zum Umfang der Spindel;

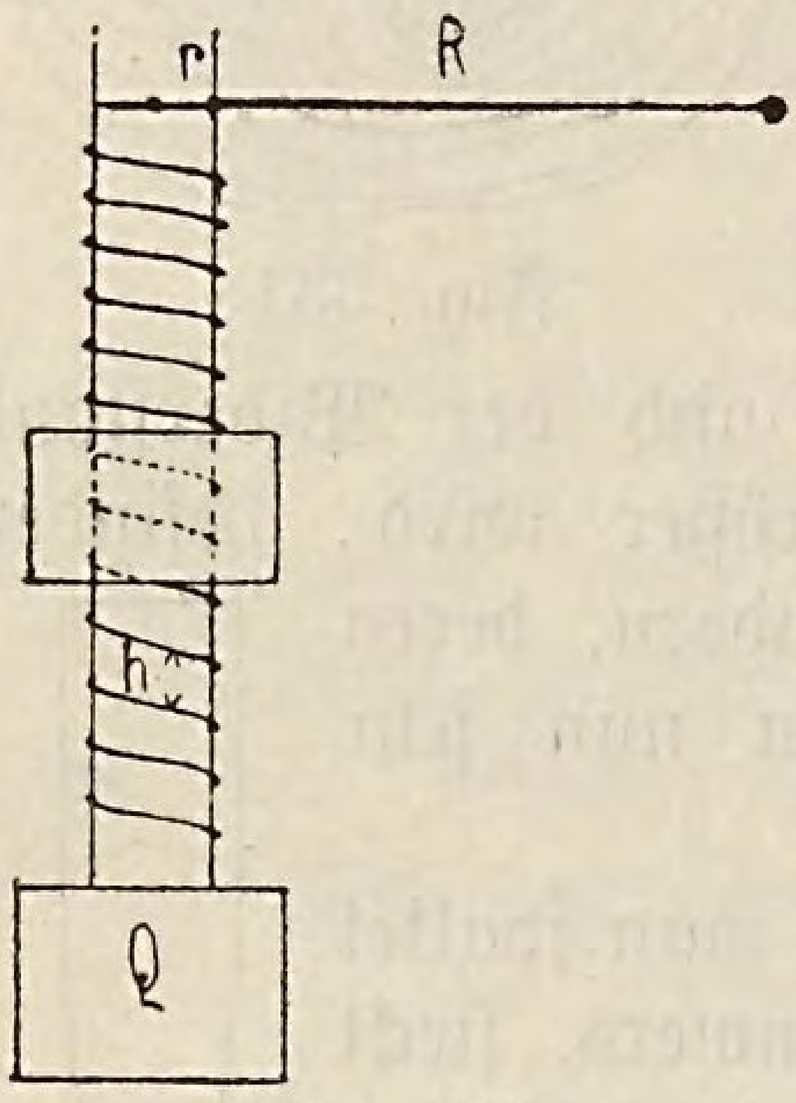


Fig. 333.

$$P : Q = h : 2r\pi.$$

Meist bringt man nicht die Kraft P am Ende des Spindelradius r an, sondern verlängert diesen Radius stabförmig bis zur Länge R (Schlüssel), und bringt am Ende des Schlüssels die Kraft p an; man sieht, daß P und p wie Kräfte an einem Hebel wirken, also: $p : P = r : R$;

dies verbunden mit $P : Q = h : 2r\pi$ gibt:

$$p : Q = h : 2R\pi;$$ also:

Kraft zu Last wie Ganghöhe zum Umfange des vom Schraubenschlüsselende beschriebenen Kreises.

Der Kraftgewinn kann leicht bedeutend groß gemacht werden, denn die Ganghöhe ist stets klein (z. B. 1 *cm*); den Schlüssel kann man lang wählen (z. B. 50 *cm*), dann ist der Umfang $= 2R\pi = 2 \cdot 50 \cdot 3{,}14 = 314$ *cm*, also der Kraftgewinn = 314. Allerdings geht gerade bei der Schraube stets ein sehr beträchtlicher Teil

des Kraftgewinnes durch die große Reibung der Spindel in der Mutter verloren.

Sehr schön findet man die goldene Regel bestätigt; denn drehe ich die Spindel etwa einmal herum, so ist der Weg der Kraft gleich dem Umfang des Schraubenschlüsselkreises (314 *cm*), der Weg der Last ist aber bloß eine Ganghöhe (1 *cm*), d. h. die Last ist nur um eine Ganghöhe (1 *cm*) gehoben; sovielmal also die Kraft kleiner ist als die Last (314mal), ebensovielmal ist ihr Weg größer als der Weg der Last (314mal). Demnach ist auch bei der Schraube die Arbeit der Kraft = der Arbeit der Last (Gesetz der Maschinen).

263. Anwendung der Schrauben.

Die Schraube wird angewandt zum Heben schwerer Lasten, besonders wenn dieselben nicht hoch gehoben werden müssen, z. B. zum Aufziehen von Schleusen. Die Schleuse ist an einer vertikalen Schraubenspindel befestigt, welche durch ein Loch eines oben angebrachten Querbalkens geht; auf die Spindel ist die Mutter

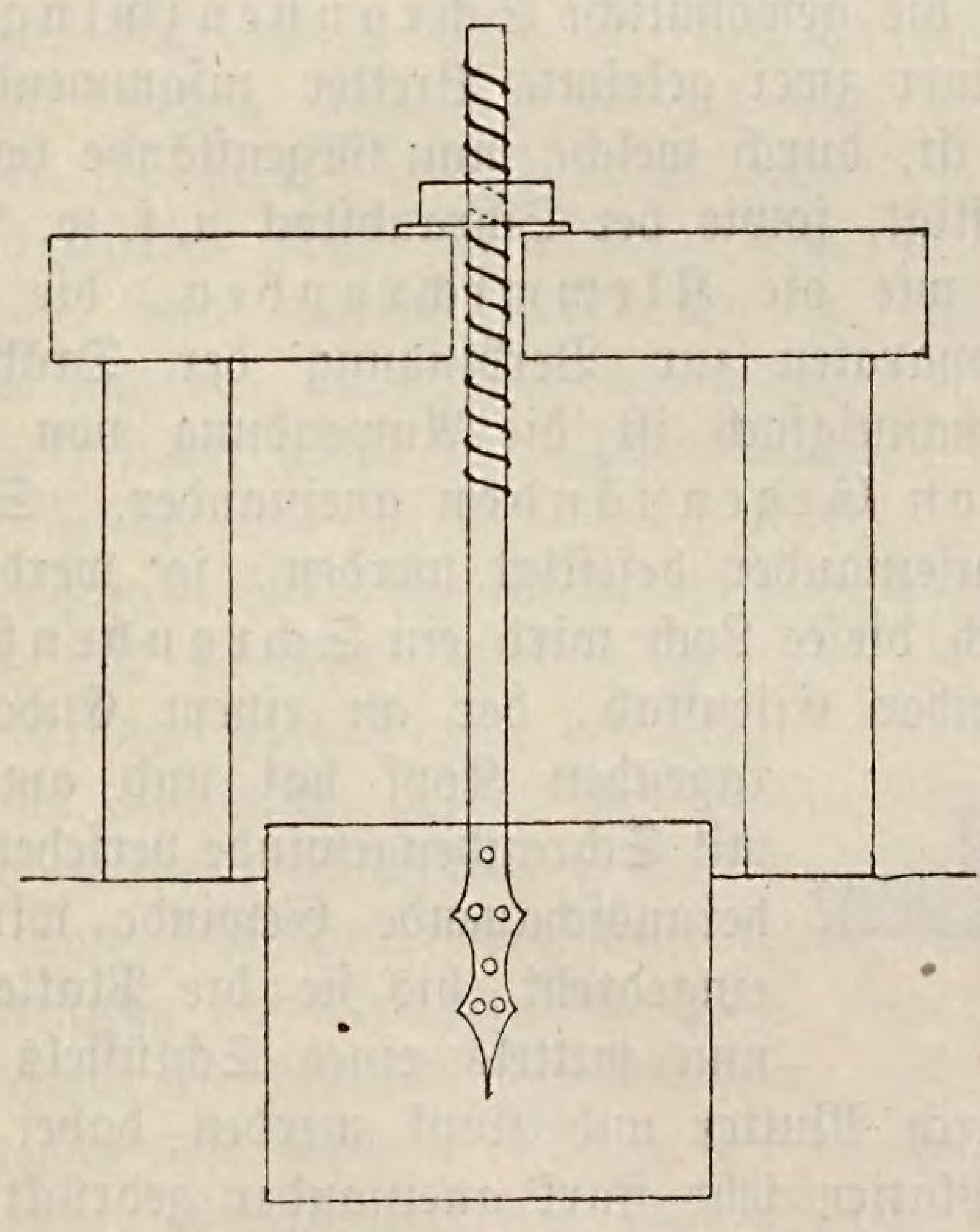


Fig. 334.

gesteckt und so tief heruntergedreht, bis sie auf dem Querbalken aufsteht. Dreht man die Mutter, indem man sie mittels eines Schlüssels packt, noch weiter, so geht, da die Mutter nicht mehr weiter abwärts kann, die Spindel und somit die Schleuse nach aufwärts.

Die Schraubenpresse (Fig. 335). Mit einer starken Unterlage ist ein starker Eisenbügel verbunden, welcher oben die Schraubenmutter enthält; durch diese geht die Spindel, welche oben

getrieben wird durch einen Schlüssel und unten auf eine Platte drückt; zwischen diese und die Unterlage wird der zu pressende Körper gelegt; der Widerstand, den derselbe dem Zusammenpressen entgegensetzt, ist gleichsam die in der Richtung der Spindel wirkende Last, die überwunden wird. Hat die Maschine etwa 2 *cm* Ganghöhe und 60 *cm* Schlüssellänge, also einen Kraftgewinn $= \frac{2 \cdot 60 \cdot 3{,}14}{2} = 188{,}4$ und drücke

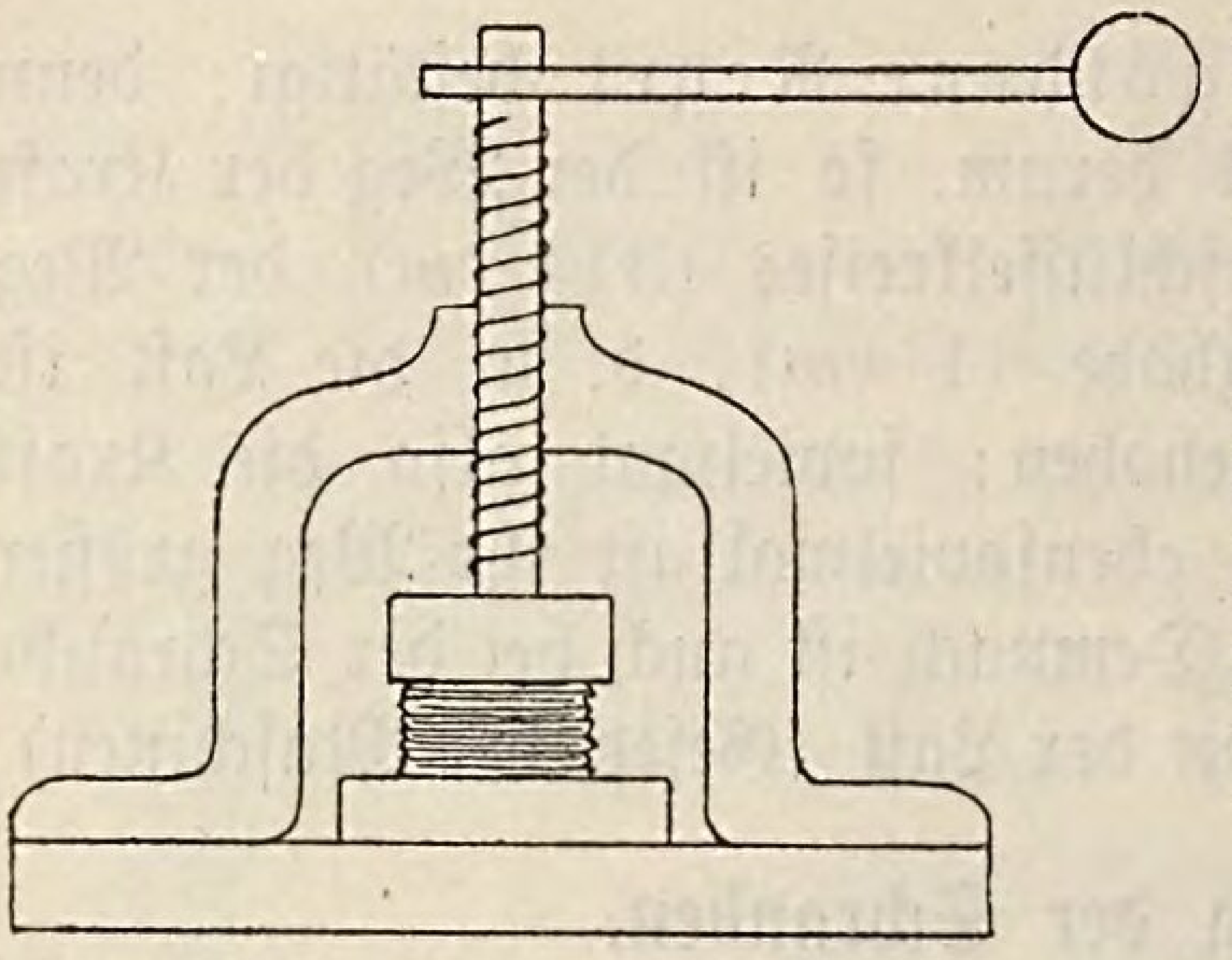


Fig. 335.

ich mit der Kraft von 20 *kg*, so gibt das einen Spindeldruck von $20 \cdot 188{,}4 = 3768$ *kg* = 75 Ztr.; der Körper wird von der Spindel gepreßt, wie wenn auf ihm 75 Ztr. lägen. Solche Schraubenpressen werden verwendet als Stempel-, Buchbinder-, Kelter-Pressen u. s. w. Auch die gewöhnliche Schraubenzwinge, durch welche etwa der Schreiner zwei geleimte Bretter zusammendrückt, bis der Leim getrocknet ist, durch welche man Gegenstände vorübergehend an einem Tisch befestigt, sowie der Schraubstock u. s. w. sind Schraubenpressen, ebenso wie die Klemmschrauben, die so vielfach bei galvanischen Apparaten zur Verbindung der Drähte Anwendung finden. Sehr mannigfach ist die Anwendung von Schrauben zum Befestigen von Gegenständen aneinander. Sollen etwa zwei Metallplatten aufeinander befestigt werden, so werden beide durchbohrt, und durch dieses Loch wird ein Schraubenbolzen gesteckt, das ist ein runder Eisenstab, der an einem Ende einen hervorragenden Kopf hat und am anderen Ende mit Schraubengewinde versehen ist. Auf dies herausschauende Gewinde wird eine Mutter eingedreht, bis sie die Platte berührt, und nun mittels eines Schlüssels noch recht fest

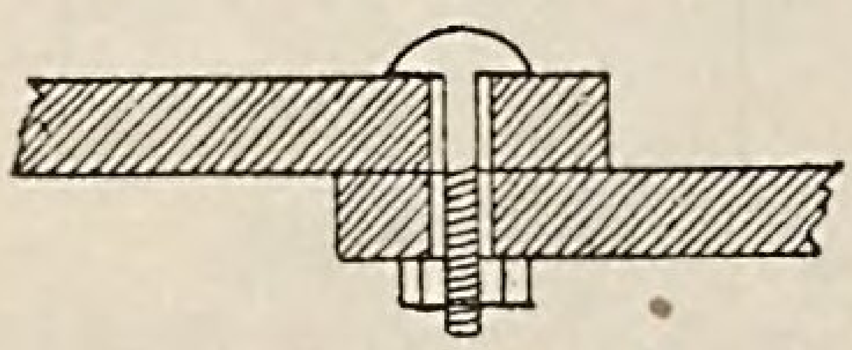
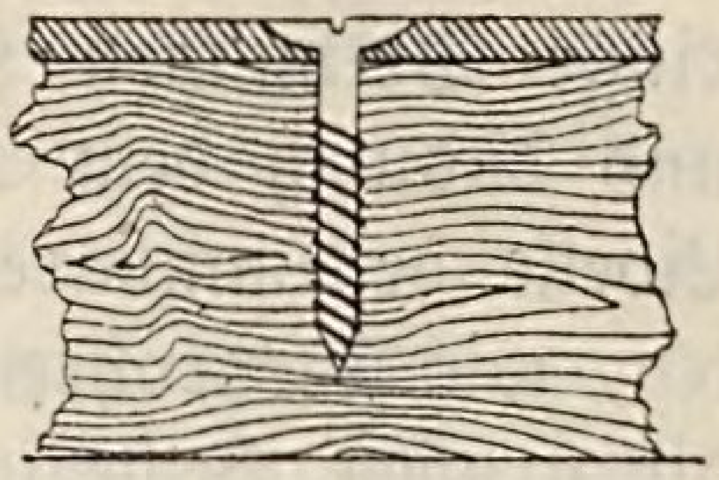


Fig. 336.

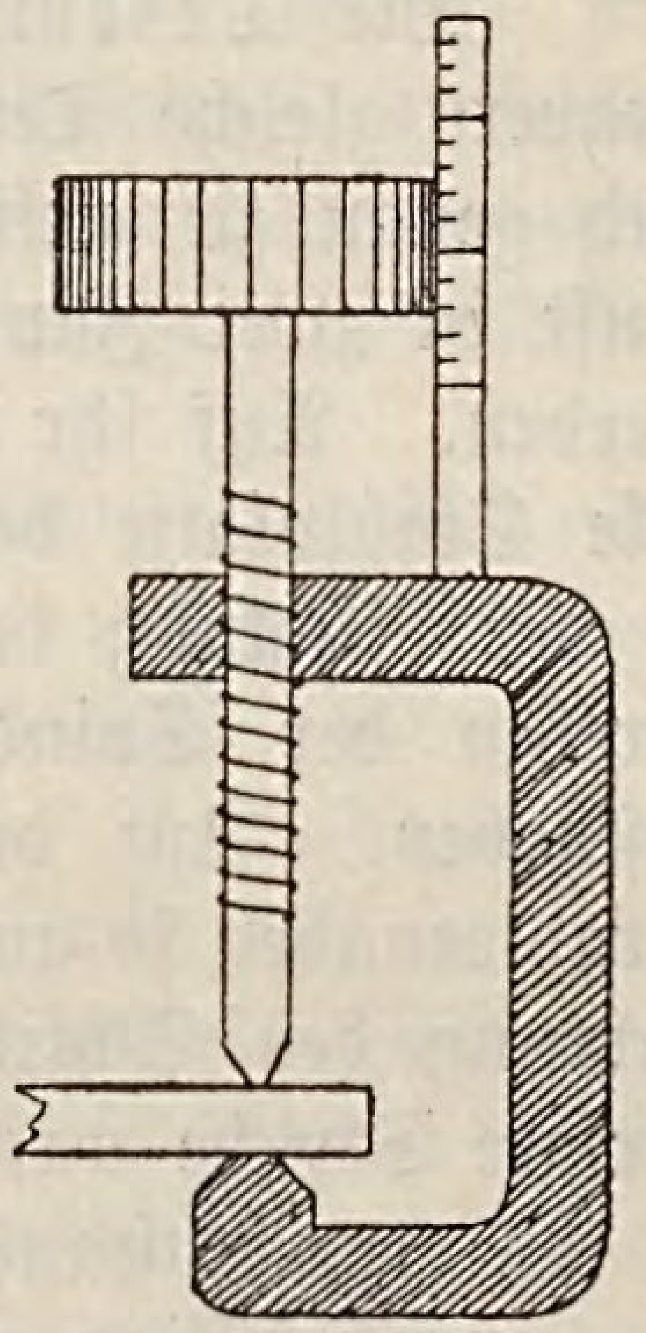
angezogen. Durch Mutter und Kopf werden dabei vermittels der Spindel beide Platten sehr stark aneinander gedrückt, und es bleibt auch, wenn man aufhört mit dem Schlüssel anzuziehen, dieser Druck erhalten, weil die Mutter wegen der großen Reibung nicht imstande ist, zurückzugehen.

Auch um Metall auf Holz, oder Holz auf Holz zu befestigen, bedient man sich der Schraube; es wird das Metall durchbohrt, so daß die Spindel gut durchgeht, und ins Holz wird ein Loch gebohrt so dick wie der massive Kern der Spindel; nun wird die Schraube durch das Metall in das Holz gesteckt und durch Drehen mit dem Schraubenzieher ins Holz eingebohrt; die Spindel ist hiebei sehr scharfkantig gemacht, und diese scharfen Schrauben-

gänge bohren sich, die weichen Holzteile beiseite schiebend, in die Holzmasse ein, so daß die Holzmasse nun die Schraubenmutter ist, in der die Spindel durch Reibung festsitzt; mittels ihres Kopfes hält die Spindel dann das Metall (oder zweite Holzstück) auf dem Holze fest.


Fig. 337.

Das Schraubenmikrometer dient dazu, um die Dicke von dünnen Gegenständen, z. B. Blechen, Drähten, dünnen Achsen und Zapfen u. s. w. zu messen. Es ist, so wie es der Mechaniker meist als Kalibermaß benützt, folgendermaßen eingerichtet. Ein Eisenbügel hat an einem Arme eine Schraubenmutter, durch welche eine Schraubenspindel, die Mikrometerschraube, geht; beide müssen sehr exakt gearbeitet sein. Dem Schraubenspindelende gegenüber ist am anderen Arm des Bügels ein Vorsprung (Daumen) angebracht. Auf der Schraubenspindel ist oben ein Kreis (oder eine Trommel) angebracht, die in etwa 100 gleiche Teile geteilt ist; neben derselben ist ein am Bügel befestigter Zeiger, so daß man sehen kann, welcher Teilstrich oben am Zeiger steht; auf diesem Zeiger sind zugleich Teilstriche angebracht, welche angeben, wie hoch die Kreisscheibe (Trommel) steht, wenn die Spindel von ihrer untersten Stelle aus 1, 2, 3 u. s. w. Umdrehungen gemacht hat. Es wird nun zunächst die Spindel ganz hinuntergedreht, bis sie den Daumen berührt; in dieser Stellung soll der Nullpunkt der Kreisteilung am Zeiger stehen. Nun schraubt man die Spindel aufwärts, bringt das Blech zwischen Spindel und Vorsprung und schraubt die Spindel wieder abwärts, bis sie das Blech berührt, und sieht nun, wie viele ganze Schraubenumgänge, und an der Stellung der Kreisteilung gegen den Zeiger, wie viel Hundertel desselben die Spindel gemacht hat; weiß man nun, wie groß die Ganghöhe der Spindel ist, z. B. 1 *mm*, so kann man dadurch mit großer Genauigkeit die Dicke des Bleches erfahren.


Fig. 338.

Die Stellschraube. Soll ein Gegenstand, z. B. ein Tisch, ein Stativ, ein physikalischer Apparat, eine Wage u. s. w. horizontal gestellt werden können, so werden an den Füssen Stellschrauben angebracht; das sind Schraubenspindeln, welche durch die an den Füßen angebrachten Schraubenmuttern senkrecht nach abwärts gehen, mit ihren stumpfen Enden am Boden aufstehen und oben breite Kreisscheiben tragen; durch Drehen der Kreisscheiben wird die Mutter und dadurch der Fuß etwas gehoben; da man nun diese Schrauben von sehr geringer Ganghöhe macht ($^1/_2$—1 *mm*), so

wird erst bei einer ganzen Umdrehung der Kreisscheibe der Fuß um eine Ganghöhe ($^1/_2$—1 *mm*) gehoben, man kann also durch geringe Drehungen sehr geringe Verstellungen des Fußes bewirken und dadurch dem Apparate leicht die gewünschte, z. B. durch eine Libelle bestimmbare horizontale Lage geben. Bei feinen Instrumenten, wie Fernrohren, Mikroskopen, feinen Meßapparaten werden stets die groben Bewegungen mit der Hand, die feinen mittels der Stellschraube gemacht; dabei ist die Stellschraube oft zugleich als Mikrometerschraube eingerichtet, d. h. so, daß man aus der Größe der gemachten Drehung die Größe der hervorgebrachten Bewegung berechnen kann.

Die Teilmaschine dient dazu, um eine gegebene Länge in mehrere gleiche Teile zu teilen, oder auch um eine Länge bequem und genau zu messen. Eine lange, sehr exakt gearbeitete Spindel läuft in zwei Zapfenlagern und kann mittels einer Kurbel gedreht werden. Auf ihr sitzt eine kurze Mutter, auf welcher eine horizontale Stahlplatte befestigt ist, welche sich zwischen zwei Eisenschienen in der Richtung der Spindelachse bewegen kann (Schlitten). Durch Drehen der Spindel wird die Platte zwischen den Schienen fortgeschoben. Auf den festen Eisenschienen ist ein Metallgriffel, eine Graviernadel so angebracht, daß sie sich nur senkrecht zur Bewegungsrichtung des Schlittens bewegen kann, daß man also mit ihr transversale Striche auf dem Schlitten ziehen kann. Soll nun eine Strecke (z. B. der Abstand der Fixpunkte eines Thermometers) geteilt werden, so befestigt man (mit Wachs) den Stab auf dem Schlitten, bringt den Griffel auf den Anfangspunkt (Eispunkt), dreht nun die Spindel und zählt, wie viele Umdrehungen (und Hundertelumdrehungen, die man an einer Mikrometertrommel abliest) die Spindel macht, bis der Griffel am Endpunkt (Siedepunkt) angelangt ist (z. B. 38,7); bestimmt man hieraus die Anzahl der Umdrehungen, welche auf einen Teil treffen (z. B. 0,387 bei Celsius); man weiß nun, um wie viel man die Spindel immer drehen muß, bis man mit dem Griffel wieder einen Strich (Grad) machen darf. Man kann mittels der Teilmaschine einen Maßstab auch sehr genau kopieren. Man befestigt das Original und den Stab der Kopie parallel auf dem Schlitten, das erstere unter dem Objektiv eines Ablesemikroskopes mit Fadenkreuz, den letzteren unter dem Griffel; man dreht so weit, bis ein Teilstrich des Originals unter dem Fadenkreuze steht, macht mit dem Griffel einen Strich, dreht, bis der nächste Teilstrich unter dem Fadenkreuze steht, macht wieder einen Strich und so fort.

264. Der freie Fall.

Wirkt eine Kraft auf einen frei beweglichen Körper, so ändert sie dessen Bewegungszustand, indem sie die Bewegung desselben lang-

samer oder rascher macht, oder auch die Richtung der Bewegung ändert. Wir betrachten zunächst die einfachste Art einer solchen Kraftwirkung, wenn eine konstante, d. h. der Größe oder Intensität nach gleichbleibende Kraft auf einen Körper wirkt, und wählen dazu als Beispiel die Schwerkraft, die ja innerhalb der gewöhnlich vorkommenden Grenzen als konstant angenommen werden darf; denn wenn ein Körper der Erdoberfläche nahe ist, wird er ebenso stark angezogen, als wenn er sich einige Hundert Meter über derselben befindet. Die Wirkung der Anziehung vollzieht sich nun auf folgende Weise: Ist der Körper anfangs in Ruhe, so erteilt ihm die Schwerkraft eine Bewegung, und zwar erhält er im Laufe einer Sekunde eine Geschwindigkeit von ca. 10 *m*; d. h. wenn am Ende der ersten Sekunde die Schwerkraft aufhören würde zu wirken, und der Körper bloß dem Beharrungsvermögen folgen würde, so würde er in der folgenden und in jeder folgenden Sekunde einen Weg von 10 *m* zurücklegen.

In der zweiten Sekunde behält er die in der ersten Sekunde erlangte Geschwindigkeit von 10 *m* bei und bekommt von der Schwerkraft, welche während der zweiten Sekunde ebenso wirkt wie in der ersten, noch eine Geschwindigkeit von 10 *m* dazu, so daß er am Ende der zweiten Sekunde eine Geschwindigkeit von 20 *m* hat. Während der dritten Sekunde behält er die vorhandene Geschwindigkeit von 20 *m* bei und bekommt von der Schwerkraft wieder eine Geschwindigkeit von 10 *m* dazu, so daß er am Ende der dritten Sekunde eine Geschwindigkeit von 30 *m* hat. So geht es fort; nach 4 Sekunden ist seine Geschwindigkeit $= 40\ m$, nach n Sekunden ist seine Geschwindigkeit $= n \cdot 10\ m$. Der Betrag von 10 *m* ist nicht genau richtig, sondern ist in Wirklichkeit $= 9{,}809 \ldots m$; derselbe wird stets mit g bezeichnet und heißt die Beschleunigung der Schwerkraft, weil um diesen Betrag die Geschwindigkeit in jeder Sekunde größer oder schleuniger gemacht wird. Da eine konstante Kraft in jeder Sekunde dieselbe Beschleunigung hervorbringt, so nennt man die durch eine konstante Kraft hervorgebrachte Bewegung eine gleichförmig beschleunigte Bewegung; der freie Fall eines schweren Körpers ist also eine solche. Bezeichnen wir die Sekundenzahl mit t, und die in dieser Zeit erlangte Geschwindigkeit mit v, so ist

$$v = gt \quad (I).$$

Wir betrachten nun die Wege, die der Körper in den einzelnen Sekunden zurücklegt. Am Anfang der ersten Sekunde hat der Körper noch gar keine Geschwindigkeit, eine Geschwindigkeit $= 0$, am Ende der ersten Sekunde hat er eine Geschwindigkeit $= 10\ m$; da seine Geschwindigkeit hiebei ganz gleichmäßig von 0 bis 10 *m* wächst, so schließt man als das einfachste, daß er dabei ebenso weit kommt, wie wenn er sich mit der mittleren

Geschwindigkeit von 5 *m* bewegt hätte; in der That fand man, daß der Weg, den er in der ersten Sekunde zurücklegt, = 5 *m*, gleich dem Mittel aus Anfangs- und Endgeschwindigkeit ist. Am Anfang der zweiten Sekunde hat er eine Geschwindigkeit von 10 *m*, am Ende der zweiten Sekunde eine Geschwindigkeit von 20 *m*; man fand, daß der Weg, den er in der zweiten Sekunde zurücklegt, = 15 *m*, gleich dem Mittel aus beiden Geschwindigkeiten ist. Ebenso hat er in der dritten Sekunde am Anfang 20 *m*, am Ende 30 *m* Geschwindigkeit; der Weg in der dritten Sekunde beträgt 25 *m*; so geht es fort, der Weg in der vierten Sekunde ist 35 *m* ꝛc. Man fand also: Die Wege, welche der Körper in den einzelnen Sekunden zurücklegt, bilden eine arithmetische Reihe, deren Anfangsglied a = 5 *m*, genauer = $^1/_2$ g ist, und von denen jedes folgende Glied um 10 *m*, genauer um g, größer ist als das vorhergehende; also die Differenz d aufeinander folgender Glieder = 10 *m*, genauer = g.

Will man die ganze Höhe berechnen, die der Körper im Laufe von t Sekunden durchfällt, so kann man wieder als das einfachste schließen, daß der Körper ebenso weit kommt, wie wenn er t Sekunden lang sich mit der mittleren Geschwindigkeit $\frac{0+gt}{2} = \frac{gt}{2}$ bewegt hätte, daß also sein Weg $s = \frac{gt^2}{2}$ ist. Dasselbe findet man auch, wenn man die Wege der einzelnen Sekunden addiert, also die Summe dieser arithmetischen Reihe bildet; dies geschieht nach der Formel $s = na + n \cdot (n-1) \frac{d}{2}$, wobei $n = t$, $a = \frac{g}{2}$, $d = g$ zu setzen ist; also ist:

$$s = t \cdot \frac{g}{2} + t\ (t-1)\ \frac{g}{2} = \frac{tg}{2} + \frac{t^2g}{2} - \frac{tg}{2}$$

$$s = g\,\frac{t^2}{2}\ \text{(II.)}$$

265. Beweis der Fallgesetze.

Diese zwei Formeln

$$v = gt\ \text{(I)};\quad s = \frac{gt^2}{2}\ \text{(II)}$$

enthalten die Fallgesetze und wir betrachten jetzt, wie sie ihr berühmter Entdecker Galilei gefunden und bewiesen hat. Der bekannte schiefe Turm zu Pisa gab ihm passende Gelegenheit, zu untersuchen, von welcher Höhe er eine Bleikugel fallen lassen müsse, damit sie nach einer oder nach zwei oder nach drei Sekunden zu Boden fällt, und er fand, daß die Höhe bei zwei Sekunden 4mal, bei drei Sekunden 9mal größer sein muß als bei einer Sekunde, daß also die Fallhöhen sich verhalten wie die Qua-

drate der Zeiten (II). Hieraus das Fallgesetz ahnend, untersuchte er es durch den Fall auf der schiefen Ebene: Er nahm eine lange Holzrinne, mit glattem Pergament ausgekleidet, neigte sie etwas (schiefe Ebene) und ließ Elfenbeinkugeln herabrollen. Da dieselben auf der schiefen Ebene verhältnismäßig langsam herabrollen, so war es ihm möglich, den Lauf derselben, insbesondere die Wege in den einzelnen Sekunden genau zu verfolgen und zu messen. Es ist ja hiebei die Masse der Kugel dieselbe wie beim freien Falle, aber während beim freien Falle die ganze Schwerkraft auf die Masse bewegend wirkt, wirkt auf der schiefen Ebene bloß die parallel der schiefen Ebene wirkende Komponente $P = Q \cdot \sin \alpha$ bewegend.*) Diese ist aber kleiner ($\sin \alpha$ mal größer), deshalb bringt diese Kraft auch bloß eine kleinere Beschleunigung hervor (eine $\sin \alpha$ mal größere Beschleunigung); es ist also die Bewegung auf der schiefen Ebene auch eine gleichförmig beschleunigte Bewegung und ganz ähnlich der des freien Falles, nur statt g steht überall $g \sin \alpha$; so fand Galilei, daß stets der Weg s ausdrückbar war durch $s = g \sin \alpha \frac{t^2}{2}$, wie er auch die Neigung α, die Zeit t oder den Weg s veränderte. So fand und bewies Galilei nicht bloß das Gesetz vom freien Falle, sondern auch das vom Falle auf der schiefen Ebene; bei letzterer ist also die Beschleunigung $= g \sin \alpha$, demnach $v = gt \sin \alpha$, und $s = \frac{g t^2}{2} \sin \alpha$.

Sehr schön lassen sich diese Gesetze auch erweisen mittels der Atwoodschen Fallmaschine (1784). Sie besteht aus einer vertikal gestellten Säule, auf welcher oben eine sehr leicht drehbare leichte Rolle angebracht ist; um sie ist ein Faden gelegt, an dessen Enden cylindrische, gleiche Gewichte von etwa je 200 *g* hängen. Die auf beide Gewichte wirkenden Schwerkräfte heben sich auf, so daß man sagen kann; diese zwei Gewichte stellen eine Masse von 400 *g* dar, die dem Einflusse der Schwere nicht unterliegt. Legt man nun auf ein Gewicht ein Übergewicht etwa von 10 *g*, so sinkt dieses Gewicht, während das andere steigt; aber diese Bewegung ist eine sehr langsame. Würde man nämlich das Übergewicht, 10 *g*, frei fallen lassen, so würde die Kraft von 10 *g* dazu verwendet werden, um eine Masse von 10 *g* in Bewegung zu setzen, das gäbe die bekannte rasche Fallbewegung mit der Beschleunigung g = 10 *m*. Liegen aber die 10 *g* Übergewicht auf dem einen Gewichte, so wird nun die Kraft von 10 *g* dazu verwendet, um die Masse von 410 *g* in Bewegung zu setzen, also eine 41mal größere Masse; deshalb bekommt

---

*) Statt $\sin \alpha$ kann man auch $\frac{h}{l}$ setzen.

diese 41mal größere Masse auch nur eine 41mal kleinere Beschleunigung, $g' = {}^{10}/_{41}\ m$, macht also eine verhältnismäßig langsame Bewegung. An der Säule ist ein Maßstab angebracht, an welchem man die durchlaufenen Strecken abliest; ein laut schlagendes Uhrwerk gibt die Enden der einzelnen Sekunden an. Man bringt ein passendes Übergewicht an und untersucht, ob die Fallräume dem Gesetz entsprechen; man macht mehrere Versuche mit verschiedenen Übergewichten, wohl auch mit verschiedenen Massen, indem man statt je 200 *g* etwa je 300 ꝛc. nimmt und sieht, wie auch diese Bewegungen dem Gesetz entsprechen. Man kann durch besonders sorgfältig ausgeführte Apparate und Messungen wohl auch die Größe des g annähernd bestimmen, jedoch ohne besondere Genauigkeit, weil Reibung und Luftwiderstand nicht ganz zu beseitigen sind.

Mit diesem Apparate kann man auch die Richtigkeit des ersten Gesetzes $v = gt$ beweisen durch Messung der Endgeschwindigkeiten. Man gibt dem Übergewichte die Form eines Stäbchens, das horizontal auf das Gewicht gelegt wird, so daß seine Enden herausragen; man beobachtet dann, wie weit das Gewicht in einer Sekunde heruntersinkt, und bringt an dieser Stelle einen Ring an, der das Gewicht durchfallen läßt, das herausragende Übergewicht aber auffängt. Läßt man nun wieder die Gewichte heruntersinken, so wird gerade am Ende der ersten Sekunde durch den Ring das Übergewicht weggenommen, die Gewichte bewegen sich mit der ihnen eigentümlichen Geschwindigkeit weiter, ohne daß die Schwerkraft an ihnen wirkt, sie legen also in den folgenden Sekunden Räume zurück, die der Endgeschwindigkeit der ersten Sekunde entsprechen. Man mißt diese Räume und findet so das Gesetz der Endgeschwindigkeit bestätigt. Wenn etwa das Gewicht in der ersten Sekunde 12 *cm* zurücklegt $\left(s_1 = \frac{24}{2} \cdot 1^2\right)$, so findet man, daß es, vom Übergewicht befreit, nun in jeder folgenden Sekunde 24 *cm* zurücklegt $(v_1 = 24 \cdot 1)$. Hat es in den ersten zwei Sekunden 48 *cm* zurückgelegt $\left(s_2 = \frac{24}{2} \cdot 2^2\right)$, so findet man, daß es, vom Übergewichte befreit, dann in jeder folgenden Sekunde 48 *cm* zurücklegt $(v_2 = 24 \cdot 2)$ u. s. f.

Wir rechnen einige Beispiele über den freien Fall. Man sagt: bei der Wirkung einer konstanten Kraft, also auch beim freien Falle, ist die Beschleunigung konstant, d. h. der Geschwindigkeitszuwachs ist in gleichen Zeiten gleich groß; $v = gt$, d. h. die Endgeschwindigkeit ist proportional der Zeit; $s = \frac{gt^2}{2}$, d. h. der Weg oder die Fallhöhe ist proportional dem Quadrate der Zeit; aus beiden Gleichungen folgt: $v = \sqrt{2gs}$,

d. h. die Geschwindigkeit ist proportional der Quadratwurzel aus der Fallhöhe (und proportional der Quadratwurzel aus der Beschleunigung).

Rechne: Wie lange braucht ein Körper, um eine Höhe von 68 *m* (274 *m*) zu durchlaufen, und welche Endgeschwindigkeit erlangt er? Mit welcher Geschwindigkeit kommt das Wasser am Fuße eines 23 *m* hohen Wasserfalles, oder einer 2,4 *m* hohen Schleuse an?

Von welcher Höhe muß ein Körper herunterfallen, um eine Endgeschwindigkeit von 1 *m* (30 *m*, 42,7 *m*) zu erlangen?

266. Fall auf der schiefen Ebene.

Für die schiefe Ebene gelten, wie erwähnt, die Gesetze:

$$v = gt \sin\alpha, \quad s = \frac{gt^2}{2} \sin\alpha, \text{ also } v = \sqrt{2gs \sin\alpha}.$$

Rechne: Wie lange braucht ein Körper, um eine schiefe Ebene von 84 *m* (117 *m*) Länge und 16^0 ($22^1/_2{}^0$) Neigung zu durchlaufen, und welche Endgeschwindigkeit erlangt er dabei?

Wie hoch muß eine schiefe Ebene von α^0 (25^0) Neigung sein, damit der Körper mit der Endgeschwindigkeit v (16 *m*) ankommt?

Wir beweisen: Wenn ein Körper über eine schiefe Ebene von der Höhe h und beliebiger Neigung α herunterläuft, so erlangt er dieselbe Endgeschwindigkeit, wie wenn er die Höhe der schiefen Ebene frei durchfällt.

Beim freien Fall über die Höhe h ist seine Endgeschwindigkeit aus der Formel $v = \sqrt{2gs}$ zu berechnen für $s = h$, also $v = \sqrt{2gh}$. Beim Falle auf der schiefen Ebene ist $v = \sqrt{2gs \sin\alpha}$; aber s ist hiebei die Länge l der schiefen Ebene; diese ist $l = \frac{h}{\sin\alpha}$;

also $v = \sqrt{2g \frac{h}{\sin\alpha} \cdot \sin\alpha} = \sqrt{2gh}$ wie vorher, q. e. d. Es ist also auch gleichgültig, ob die schiefe Ebene ihre Neigung verändert (krumme Bahn). Die Endgeschwindigkeit ist auf allen in der Figur 339 gezeichneten und ähnlichen Wegen dieselbe, und zwar die durch den freien Fall über die Höhe erlangte.

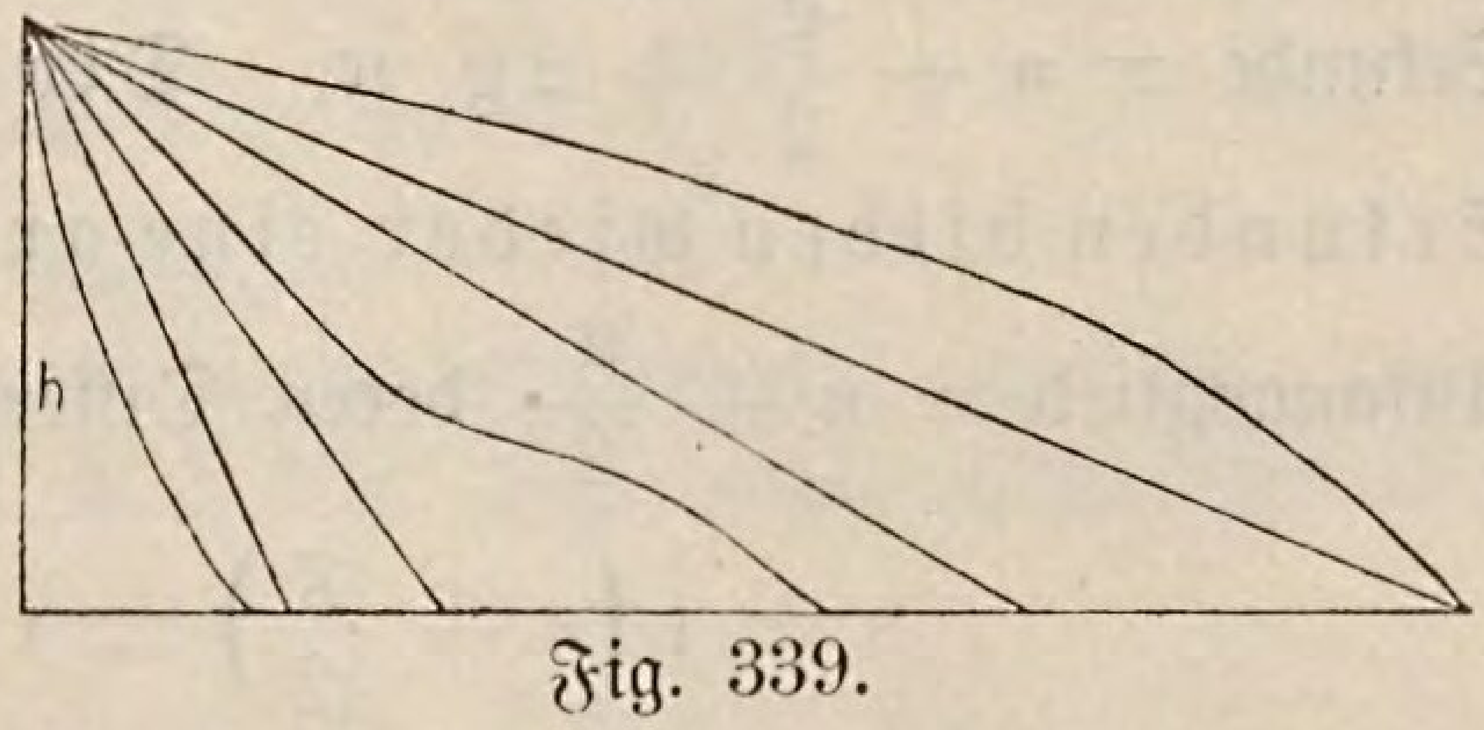


Fig. 339.

Wir beweisen: Ein Körper durchfällt den Durchmesser eines Kreises in derselben Zeit, in welcher er irgend eine vom oberen Ende des Durchmessers ausgehende (oder zum untern Ende führende) Sehne des Kreises durchläuft. Durchfällt er den

Durchmesser von der Länge $s = 2r$, so ist $t = \sqrt{\frac{2s}{g}} = \sqrt{\frac{4r}{g}}$; durchfällt er eine Sehne von der Steigung α, so ist, wie leicht zu sehen, ihre Länge $s = 2r \cdot \sin\alpha$; also aus Formel $s = \frac{g t^2}{2} \sin\alpha$ wird

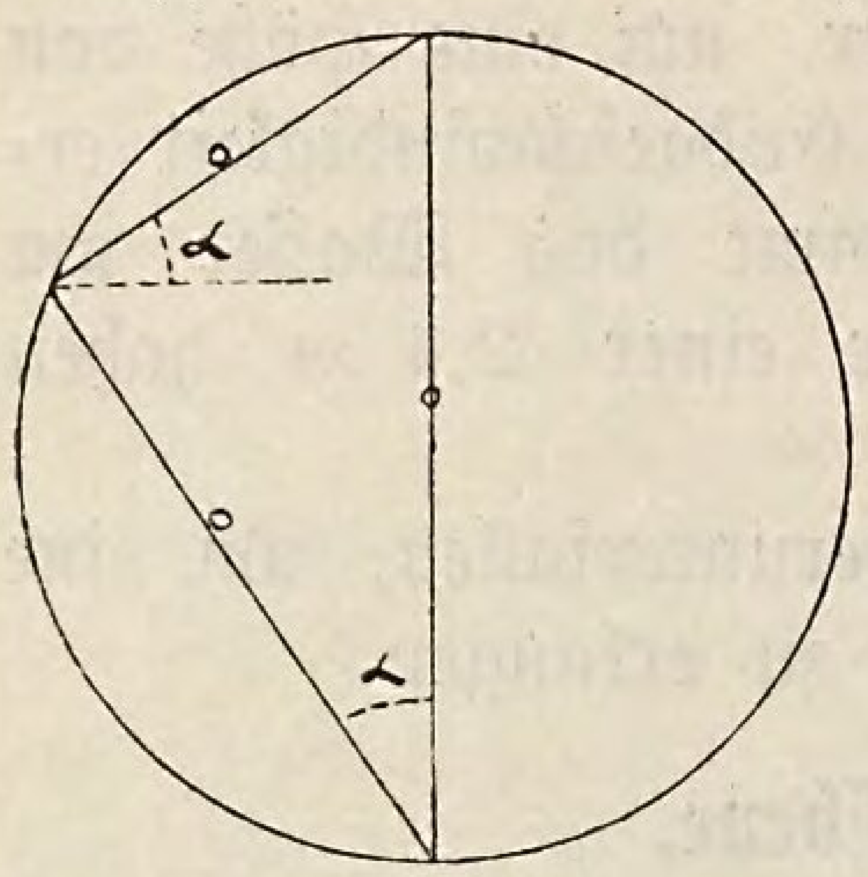


Fig. 340.

$$t = \sqrt{\frac{2s}{g \sin\alpha}}$$ und für $s = 2r \cdot \sin\alpha$ wird

$$t = \sqrt{\frac{2 \cdot 2r \sin\alpha}{g \sin\alpha}} = \sqrt{\frac{4r}{g}},$$ also so groß wie vorher, q. e. d.

267. Bewegung eines vertikal geworfenen Körpers.

Wir betrachten die Bewegung, welche ein vertikal abwärts geworfener Körper macht. Der Körper hat eine gewisse Anfangsgeschwindigkeit $= a$ und bekommt durch die Schwerkraft einen Geschwindigkeitszuwachs, der gerade so groß ist, wie wenn der Körper am Anfange keine Geschwindigkeit gehabt hätte, also g in $1''$, gt in t''. Denn durch die Wirkung der Schwerkraft bekommt der Körper in gleichen Zeiten stets dieselbe Geschwindigkeitsänderung, gleichgültig ob und welche Bewegung er anfangs hatte. Diese Geschwindigkeit gt tritt zur schon vorhandenen Geschwindigkeit a hinzu, da beide in derselben Richtung stattfinden; also ist die Endgeschwindigkeit v nach t''

$$v = a + gt.$$

Weg in der ersten Sekunde: Am Anfang der ersten Sekunde hat er eine Geschwindigkeit a, am Ende eine Geschwindigkeit $a + g$; der Weg in der ersten Sekunde ist demnach wie früher gleich dem Mittel aus beiden Geschwindigkeiten, $= a + \frac{g}{2}$; ebenso findet man den Weg in der zweiten Sekunde $= a + \frac{g}{2} + g$, in der dritten Sekunde $= a + \frac{g}{2} + 2g$ rc. Die Wege in den einzelnen Sekunden bilden wieder eine arithmetische Reihe, deren Anfangsglied $= a + \frac{g}{2}$, deren Differenz $= g$, deren Summe also

$$s = t\left(a + \frac{g}{2}\right) = t \cdot (t - 1) \cdot \frac{g}{2}$$

$$= at + \frac{tg}{2} + \frac{t^2 g}{2} - \frac{tg}{2}$$

$$s = at + \frac{t^2 g}{2}.$$

Zu demselben Resultate wäre man auch auf folgende Weise gekommen: Der Körper legt den Weg aus zwei Ursachen zurück, erstens infolge der anfänglichen Geschwindigkeit, zweitens infolge der Schwerkraft. Aus dem ersten Grunde wäre der Weg $= at$, aus dem zweiten $= \frac{gt^2}{2}$, folglich, da beide Ursachen den Weg in derselben Richtung hervorbringen, ist der wirkliche Weg gleich der Summe der Wege, die durch die einzelnen Ursachen hervorgebracht würden.

Wir betrachten die Bewegung des Körpers, der mit einer Anfangsgeschwindigkeit a senkrecht nach aufwärts geworfen wird.

Hiebei verringert die Schwerkraft die vorhandene Geschwindigkeit in jeder Sekunde um g, also in t'' um gt, also ist die Endgeschwindigkeit v nach t Sekunden

$$v = a - gt.$$

Der Weg in der ersten Sek. ist, ähnlich wie früher abgeleitet $= a - \frac{g}{2}$, in der zweiten $= \alpha - \frac{g}{2} - g$, in der dritten $= a - \frac{g}{2} - 2g$ u. s. w.; diese Wege bilden wieder eine arithmetische Reihe, deren Differenz $= - g$, also ist der in t'' durchlaufene Weg, oder die Summe:

$$s = t\left(a - \frac{g}{2}\right) - t \cdot (t - 1)\frac{g}{2},$$ oder vereinfacht:

$$s = at - \frac{gt^2}{2}.$$

Dasselbe Resultat erhält man auch auf folgende Weise: Der Körper legt den Weg zurück durch die Wirkung zweier Ursachen: die anfängliche Geschwindigkeit a würde einen Weg at hervorbringen nach aufwärts; die Schwerkraft, die ja auf diesen Körper gerade so wirkt, wie auf jeden andern, würde einen Weg $= \frac{gt^2}{2}$ hervorbringen nach abwärts; durch das Zusammenwirken beider Ursachen kommt also ein Weg zustande $s = at - \frac{gt^2}{2}$.

Wir rechnen folgende Beispiele:

Wie hoch kommt ein mit der Geschwindigkeit von 68 *m* nach aufwärts geworfener Körper in 5 Sek. und welche Endgeschwindigkeit hat er dann?

$$s = at - \frac{gt^2}{2} = 68 \cdot 5 - 5 \cdot 5^2 = 215\ m.$$

$$v = a - gt = 68 - 10 \cdot 5 = 18\ m.$$

Wie hoch steigt ein mit der Geschwindigkeit von 73 *m* nach

aufwärts geworfener Körper, wie lange braucht er dazu, wann kommt er wieder auf der Erde an und mit welcher Endgeschwindigkeit?

Der Körper steigt so lange, bis seine Endgeschwindigkeit $= 0$ ist, also $0 = a - gt$; $0 = 73 - 10\,t$.

$$t = \frac{a}{g},\ t = 7{,}3 \text{ Sekunden.}$$

Der zurückgelegte Weg, die Steighöhe, berechnet sich aus $s = at - \frac{gt^2}{2}$, wenn man $t = \frac{a}{g}, = 7{,}3$ setzt.

$$s = \frac{a^2}{g} - \frac{g\,a^2}{2\,g^2};\quad s = 73 \cdot 7{,}3 - 5 \cdot 7{,}3^2$$

$$s = \frac{a^2}{2g};\qquad s = 266\ m.$$

Man sagt demnach, die Steighöhe ist dem Quadrat der Anfangsgeschwindigkeit proportional; wird also der Körper mit doppelt so großer Anfangsgeschwindigkeit geworfen, so steigt er 4mal höher.

Ist der Körper an diesem höchsten Punkte angelangt, so hat er einen Monat lang die Geschw. $= 0$, ist in Ruhe; sofort aber fällt er nach den gewöhnlichen Fallgesetzen. Die Zeit, die er braucht, um die erreichte Höhe wieder herabzufallen, berechnet sich aus

$$s = g\,\frac{t^2}{2},\ \text{wobei } s = \frac{a^2}{2g};\ \text{das gibt } \frac{a^2}{2g} = \frac{gt^2}{2},$$

hieraus ist $t = \frac{a}{g}$, d. h. der Körper braucht zum Herabfallen dieselbe Zeit wie zum Hinaufsteigen. Die Endgeschw., mit der er am Boden ankommt, berechnet sich aus $v = gt$, wo $t = \frac{a}{g}$, also $v = g \cdot \frac{a}{g}$, $v = a$; er kommt mit derselben Geschwindigkeit an, mit der er geworfen wurde.

Mit welcher Anfangsgeschwindigkeit muß ein Körper aufwärts geworfen werden, damit er eine Steighöhe $= h$ erreicht?

$$0 = a - gt;\quad h = at - g\,\frac{t^2}{2}.$$

Hiebei ist h bekannt, a gesucht, die Auflösung gibt

$$a = \sqrt{2gh}.$$

Das ist aber dieselbe Geschwindigkeit, welche der Körper erhält, wenn er die Höhe h frei herunterfällt.

Ein Körper wird mit der Geschwindigkeit a nach aufwärts geworfen, in welcher Zeit erreicht er den Punkt B in der Höhe h?

$h = at - g\frac{t^2}{2}$; diese quadratische Gleichung, nach t aufgelöst, gibt:

$$t = \frac{1}{g}(a \pm \sqrt{-2gh + a^2}).$$

Es gibt also zwei Werte für t; beide haben eine Bedeutung; der eine, $t = \frac{1}{g}(a - \sqrt{-2gh + a^2})$ gibt an, in welcher Zeit der Körper den Punkt B erreicht; der andere,

$$t = \frac{1}{g}(a + \sqrt{-2gh + a^2}) \text{ gibt an,}$$

welche Zeit der Körper braucht, um bis zum höchsten Punkte, den er vermöge seiner Geschwindigkeit erreichen kann, zu gelangen und von dort aus wieder herunterzufallen, bis er den Punkt B von oben her trifft. Die Geschwindigkeit, die er in B hat, berechnet sich aus

$$v = a - gt \text{ für } t = \frac{1}{g}(a \pm \sqrt{-2gh + a}); \text{ also}$$

$$v = a - a \mp \sqrt{-2gh + a^2}$$

$$v = \mp \sqrt{-2gh + a^2}.$$

Beide Werte von v haben Bedeutung, der positive bedeutet die nach aufwärts gerichtete Geschwindigkeit, mit welcher er den Punkt B erreicht, die negative bedeutet die abwärts gerichtete Geschwindigkeit, mit der er beim Herunterfallen wieder im Punkte B anlangt; man sieht, beide Geschwindigkeiten sind gleich groß und zwar für jeden Wert von h; also: der Körper durchläuft jeden Punkt seiner Bahn zweimal, einmal beim Hinauf-, einmal beim Heruntergehen, beidesmal durchläuft er denselben Punkt mit derselben Geschwindigkeit. Die Werte von t und v werden imaginär, wenn $2gh > a^2$, also wenn $h > \frac{a^2}{2g}$, also der Punkt B höher liegt als die Steighöhe, die der Körper vermöge der Anfangsgeschwindigkeit a erreichen kann.

268. Ausflußgeschwindigkeit von Flüssigkeiten.

Nach dem Gesetze der kommunizierenden Röhren steht die Flüssigkeit in denselben gleich hoch, wenn das specifische Gewicht der Flüssigkeit in beiden Röhren das nämliche ist.

Daraus folgt das Gesetz des Springbrunnens; wenn man nämlich unten aus dem einen Gefäße eine Röhre herausleitet und sie mit einer nach aufwärts gerichteten Mündung endigen läßt, so springt aus ihr die Flüssigkeit heraus, steigt in die Höhe und zwar so hoch, als die Flüssigkeit im Gefäße steht; in Wirklichkeit erreicht sie diese Höhe nicht ganz wegen der Reibung an den Wän-

den der Ausflußröhre und dem Luftwiderstande; doch wollen wir zunächst davon absehen.

Das ausfließende Wasser erlangt die Geschwindigkeit dadurch, daß es von den benachbarten Wasserteilen gedrückt wird. Sobald es aber die Mündung der Röhre verlassen hat, steht es nicht mehr unter diesem Drucke des Wassers, sondern ist anzusehen als ein mit Geschwindigkeit begabter Körper, der eben vermöge dieser Geschwindigkeit eine gewisse Steighöhe erreicht, und diese Steighöhe ist gleich der Höhe des Wassers im Gefäße.

Nun ist aber die Geschwindigkeit, welche ein nach aufwärts geworfener Körper haben muß, um eine gewisse Steighöhe h zu erreichen, gleich der Geschwindigkeit, welche der Körper erlangen würde, wenn er frei über dieselbe Höhe h herunterfallen würde; daraus folgt: die Geschwindigkeit, mit welcher das ausfließende Wasser die Mündung verläßt, die Ausflußgeschwindigkeit, ist so groß, wie wenn das Wasser den vertikalen Abstand vom Niveau des Wassers im Gefäße bis zur Mündung frei durchfallen hätte (Torricelli). $v = \sqrt{2gh}$.

Es sind also die Ausflußgeschwindigkeiten proportional den Quadratwurzeln aus den Höhen; eine Öffnung, welche 2 mal tiefer unter dem Niveau liegt, liefert $\sqrt{2}$ mal mehr Wasser, und eine Öffnung, welche 2 mal mehr Wasser liefern soll, muß 4 mal tiefer unter dem Niveau liegen, wenn man beidesmal denselben Ausflußquerschnitt voraussetzt.

Es ist hiebei gleichgültig, ob die Mündung der Ausflußröhre nach oben oder nach einer anderen Richtung gerichtet ist. Die Menge des in einer gewissen Zeit ausfließenden Wassers ergibt sich leicht, wenn man den Querschnitt der Mündung mißt (q), denn sie ist gleich dem Produkte aus Querschnitt mal Geschwindigkeit, also $= q \cdot v$ oder $= q \cdot \sqrt{2gh}$ in jeder Sekunde. Beispiel: Wie viel Liter fließen in 30 Min. aus einer Öffnung von 16 *qcm* Querschnitt bei einer konstanten Höhe von 12 *m*?

$$q = 0{,}16\ qdm,\ h = 120\ dm,\ g = 98{,}09\ dm;\ \text{also}$$

$$\text{Menge} = 0{,}16 \cdot \sqrt{2 \cdot 98{,}09 \cdot 120} \cdot 60 \cdot 30 = 44180\ l.$$

In Wirklichkeit ist aber die Ausflußmenge stets geringer als oben berechnet. Selbst wenn man nämlich das Gefäß bis zur Ausflußröhre weit und die Ausflußröhre kurz macht, so daß also die Reibung fast gar keinen Einfluß hat und demnach das Wasser fast genau mit der Geschwindigkeit ausfließt, die seiner Höhe entspricht, zeigt sich doch eine wesentlich geringere Ausflußmenge. Diese Verringerung rührt her von einer Zusammenziehung des ausfließenden Strahles, welche beginnt, sobald das Wasser die Mündung verläßt, so daß nicht der Querschnitt der Mündung

sondern der Querschnitt der dünnsten Stelle des ausfließenden Strahles als Ausflußöffnung anzusehen ist.

Ist die Ausflußöffnung in einer dünnen Wand ohne Ausflußrohr, so ist die wirkliche Ausflußmenge nur 0,6 der berechneten. Bei konischem Ansatzrohre, dessen Form ziemlich genau der Form des sich zusammenziehenden Strahles entspricht, ist die Ausflußmenge so groß, wie berechnet, wenn man den vordersten engsten Querschnitt des Rohres als Ausflußöffnung betrachtet. Ein cylindrisches (kurzes) Ansatzrohr liefert mehr Wasser als die bloße Öffnung von gleichem Querschnitt, jedoch weniger als ein konisches Rohr von gleichem vorderen Querschnitt.

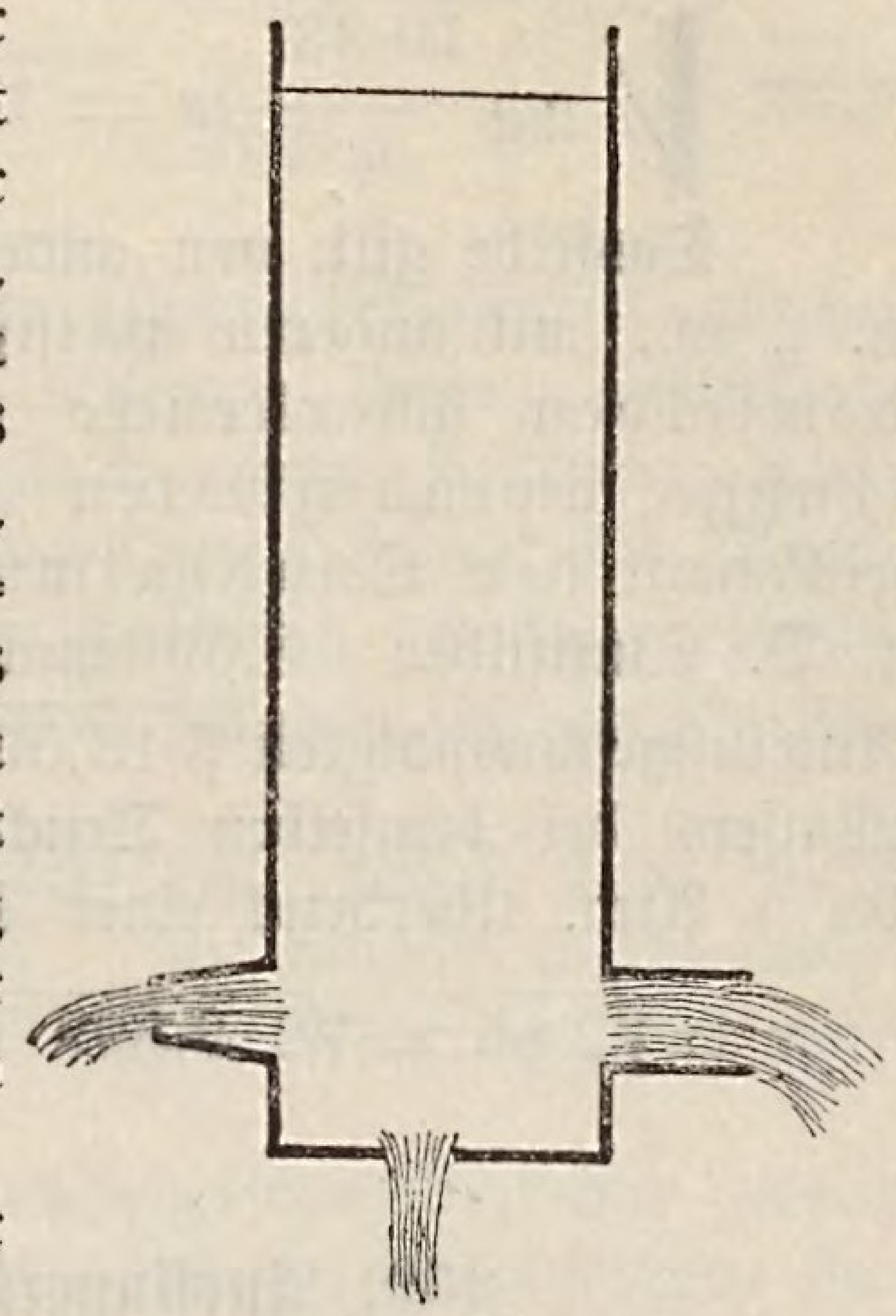


Fig. 341.

Wenn das Wasser aus einer Öffnung fließt, so ist es gleichgültig, ob der das Ausfließen bewirkende Druck herrührt von einer Wassersäule oder von einer anderen Kraft, etwa dem *Drucke komprimierter Luft*, wie beim Heronsballe oder beim Windkessel einer Feuerspritze. Hat die komprimierte Luft etwa einen Überdruck von 1 Atmosphäre, so ist dieser gleich dem Druck einer Wassersäule von 10 m Höhe (genauer 10,33 m Höhe $= 76 \cdot 13{,}596\ cm$). Es muß also das unter diesem Überdrucke stehende Wasser so rasch ausfließen, daß es eine Steighöhe von 10,33 m erreichen kann, es muß also mit der dieser Steighöhe entsprechenden Geschwindigkeit von $\sqrt{2\,g \cdot 10{,}33} = 14{,}23\ m$ ausfließen.

Bei einem Überdruck von p Atmosphären ist somit die Ausflußgeschwindigkeit $= \sqrt{2g \cdot p \cdot 10{,}33}\ m$; *die Ausflußgeschwindigkeiten sind den Quadratwurzeln aus den Überdrücken proportional.*

Denkt man sich den Heronsball mit Spiritus [sp. G. $=$ s, etwa $= 0{,}81$) beschickt, und diesen auch unter dem Überdrucke von einer Atmosphäre stehend, so entspricht diesem Überdrucke nicht eine Höhe von 10,33 m, sondern von $\frac{10{,}33}{s}\ m = \frac{10{,}33}{0{,}81,} = 12{,}7\ m$ Spiritus. Es muß also der ausfließende Spiritus eine Steighöhe von $\frac{10{,}33}{s}\ m = 12{,}7\ m$ erreichen. Dies entspricht dem Satze: Die Höhen zweier Flüssigkeitssäulen von verschiedenen sp. G. verhalten sich bei gleichem Bodendrucke umgekehrt wie die specifischen Gewichte; $10{,}33 : x = 0{,}81 : 1$. Entsprechend der Steighöhe von

$\frac{10,33}{s}$ *m* muß der ausfließende Spiritus eine Geschwindigkeit haben

$$v = \sqrt{2g\frac{10,33}{s}m} = 15,8\ m.$$

Dasselbe gilt von anderen Flüssigkeiten, wie Öl, Quecksilber u. s. w., mit anderen specifischen Gewichten s', s'' u. s. w. Bei demselben Überdrucke verhalten sich also die Ausflußgeschwindigkeiten zweier Flüssigkeiten wie umgekehrt die Quadratwurzeln aus ihren sp. G. Es ist z. B. Quecksilber 13,596 mal schwerer als Wasser, also ist seine Ausflußgeschwindigkeit $\sqrt{13,596} = 3,687$ mal kleiner als die des Wassers bei demselben Drucke. Seine Ausflußgeschwindigkeit muß bei 1 Atm. Überdruck einer Steighöhe von 76 *cm* entsprechen, also

$$v = \sqrt{2gh} = \sqrt{2 \cdot 9,809 \cdot 0,76} = 3,861\ m \left(= \frac{14,23}{3,687}\ m\right).$$

269. Ausflußgeschwindigkeit von Gasen.

Demselben Gesetze gehorchen auch die luftförmigen Körper. Es ist z. B. die gewöhnliche Luft 773 mal leichter (0,001293 mal schwerer) als Wasser, also ist ihre Ausflußgeschwindigkeit $\sqrt{773} = 27,81$ mal größer als die des Wassers. Wasser hat aber bei einem Überdruck von 1 Atm. eine Ausflußgeschwindigkeit von $\sqrt{2g \cdot 10,33} = 14,23\ m$; also hat Luft, wenn sie in einem Behälter unter einem konstanten Druck von 1 Atmosphäre steht, und von diesem aus in einen luftleeren (und beständig luftleer gehaltenen) Raum ausströmt, eine Ausflußgeschwindigkeit von

$$27,8 \cdot 14,23 = 396\ m = \sqrt{2g\frac{10,33}{0,001293}}$$

Mit welcher Geschwindigkeit strömt die Luft aus einem Behälter, in dem sie einen konstanten Druck von 5 Atmosphären hat, in die freie Luft aus?

$$v = \sqrt{2g \cdot p \cdot \frac{10,33}{s}};$$ hiebei ist $p = 4$ Atmosphären Überdruck;

$s = 0,00129 \cdot 5$, weil das sp. G. dieser komprimierten Luft 5 mal größer ist als das der gewöhnlichen Luft (Mariottescher Satz).

Demnach $$v = \sqrt{2 \cdot 9,809 \cdot 4 \cdot \frac{10,33}{0,00129 \cdot 5}} = 354\ m.$$

Läßt man diese Luft in einen luftleeren Raum ausströmen, so ist der Überdruck = 5 Atmosphären,

$$\text{also } v = \sqrt{2 \cdot 9{,}809 \cdot 5 \cdot \frac{10{,}33}{0{,}00129 \cdot 5}} =$$

$$\sqrt{2 \cdot 9{,}809 \cdot \frac{10{,}33}{0{,}00129}} = 396\ m.$$

Man erkennt, daß die Luft bei jedem Drucke mit gleicher Geschwindigkeit (396 *m*) gegen den luftleeren Raum ausströmt; es strömen also in gleichen Zeiten gleich große Volumina aus; da aber die Dichten und Gewichte derselben sich wie die Drücke verhalten, so folgt, daß die in gleichen Zeiten in den leeren Raum strömenden Luftmengen dem Gewichte nach sich wie ihre Drücke verhalten.

Mit welcher Geschwindigkeit strömt Luft von 2 Atm. Druck in Luft von 1 Atm. Druck? $v = 280\ m$. Mit welcher Geschwindigkeit strömt Luft von 758,4 *mm* Quecksilberdruck in Luft von 752,6 *mm* Druck? $v = 34{,}6\ m$.

Es verhalten sich auch die Ausflußgeschwindigkeiten zweier Gase umgekehrt wie die Quadratwurzeln aus ihren specifischen Gewichten. Da z. B. das sp. G. des Wasserstoffes in Bezug auf Luft $= 0{,}06926$ ist, so ist dessen Ausflußgeschwindigkeit $\sqrt{0{,}06926}$ $= 0{,}263$ mal kleiner, also 3,8 mal größer, als die der gewöhnlichen Luft.

In welchem Verhältnisse müssen die Ausflußöffnungen für Sauerstoff und Wasserstoff stehen, damit, wenn beide Gase unter demselben (Über-)Drucke stehen, die ausfließenden Mengen gerade Knallgas geben?

Da Wasserstoff 16 mal leichter ist als Sauerstoff, so ist seine Ausflußgeschwindigkeit 4 mal größer als die des Sauerstoffes; es würden also gleichgroße Öffnungen 4 mal mehr Wasserstoff als Sauerstoff liefern. Zu Knallgas ist aber bloß notwendig, daß Wasserstoff 2 mal mehr (dem Volumen nach) sei, als Sauerstoff, deshalb muß die Öffnung der Röhre des Wasserstoffes 2 mal kleiner, ihr Durchmesser also $\sqrt{2}$ mal kleiner sein als beim Sauerstoff.

Welche Menge Leuchtgas fließt bei einer Öffnung von 6 *qcm* in 30 Min. aus, wenn der Überdruck im Gasometer 4 *cm* Wasserhöhe beträgt, und das sp. G. des Leuchtgases 0,62 ist? Es sei der Luftdruck normal $= 760\ mm$; dann ist:

$$v = \sqrt{\frac{2\,g \cdot \frac{4}{1033} 10{,}33}{0{,}00129 \cdot 0{,}62 \cdot \left(1 + \frac{4}{1033}\right)}}$$

Denn der Überdruck von 4 *cm* Wassersäule $= \frac{4}{1034}$ Atm. und

das sp. G. des Gases $= 0{,}00129 \cdot 0{,}62 \cdot \left(1 + \frac{4}{1034}\right)$ bei diesem Drucke. Hieraus ist $v = 31{,}3\,m$.

Also die Ausflußmenge

$$v = 313 \cdot 0{,}06 \cdot 60 \cdot 30 = 33800\,l.$$

Ist der Luftdruck aber etwa 734,6 *mm*, so ist:

$$v = \sqrt{\frac{2 \cdot 9{,}809 \cdot \frac{4}{1033} \cdot 10{,}33}{0{,}00129 \cdot 0{,}62 \cdot \frac{734{,}9}{760}}} = 31{,}9\,m.$$

270. Bewegung auf der schiefen Ebene.

Hat ein Körper auf der schiefen Ebene schon eine Anfangsgeschwindigkeit in der Richtung der schiefen Ebene $= a$, so ist, wenn a nach abwärts gerichtet ist:

$$v = a + gt \sin\alpha, \; s = at + \frac{gt^2}{2} \sin\alpha;$$

wenn a nach aufwärts gerichtet ist, so ist:

$$v = a - gt \sin\alpha, \quad s = at - \frac{gt^2}{2} \sin\alpha.$$

Er steigt im letzteren Falle so lange, bis

$0 = a - gt \sin\alpha$, also $t = \frac{a}{g \sin\alpha}$, und durchläuft dabei den Weg

$$s = \frac{a^2}{g \sin\alpha} - \frac{g \sin\alpha}{2} \cdot \frac{a^2}{g^2 \sin^2\alpha}$$

$$s = \frac{a^2}{2\,g \sin\alpha}.$$

271. Der schiefe Wurf.

Wird ein Körper schräg nach aufwärts geworfen, so beschreibt er bekanntlich eine krummlinige Bahn. Die einzelnen Punkte, in denen sich der Körper dabei befindet, kann man dadurch bestimmen, daß man von jedem Punkte der Bahn eine vertikale Linie bis zur Erde (bis zu der durch den Anfangspunkt gelegten Horizontalen) zieht, und erstens die Länge dieser Senkrechten, zweitens die Entfernung des Fußpunktes dieser Senkrechten vom Anfangspunkte der Bewegung mißt.

Die Bewegung selbst und auch die Geschwindigkeit muß man sich in zwei Komponenten zerlegen, nach horizontaler und vertikaler Richtung. Wenn also der Körper mit der Anfangs-

geschwindigkeit a unter dem Winkel α geworfen wird, so ist es gerade so, als wenn er in horizontaler Richtung eine Geschwindigkeit $= a \cos \alpha$ und in vertikaler Richtung eine solche $= a \sin \alpha$ hätte.

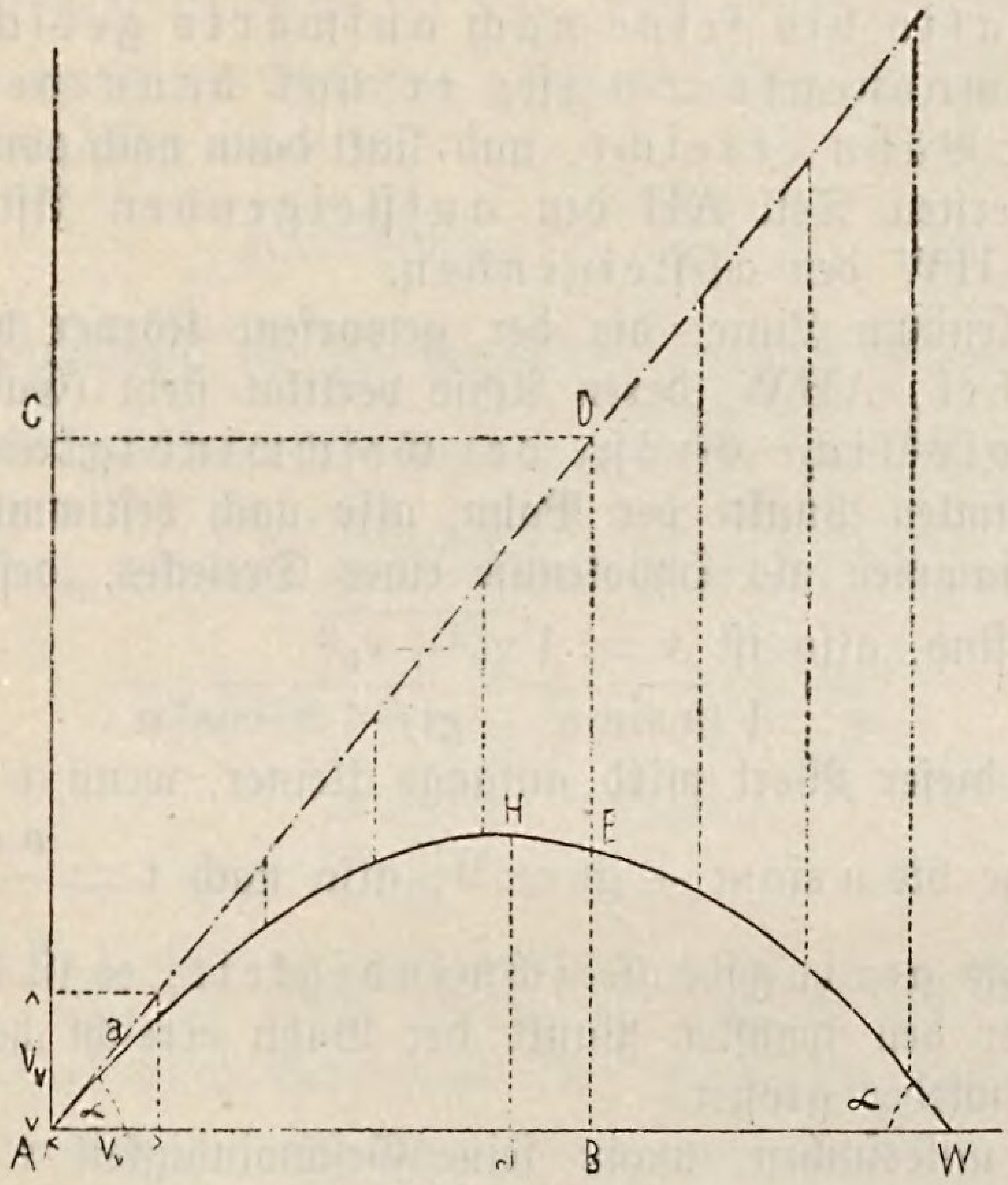


Fig. 342.

Wir betrachten die Endgeschwindigkeiten nach t Sekunden: In horizontaler Richtung wird die Geschwindigkeit durch die Schwerkraft nicht beeinflußt, also nicht geändert, sie bleibt gleich groß nach dem Beharrungsvermögen, also $v_h = a \cos \alpha$. In vertikaler Richtung wird die Geschwindigkeit durch die Schwerkraft vermindert in jeder Sekunde um g wie beim senkrechten Wurf; also ist

$$v_v = a \sin \alpha - gt.$$

Da die horizontale Komponente der Geschwindigkeit unverändert bleibt, die vertikale sich mit der Zeit t ändert, so ändert sich auch die Richtung der Geschwindigkeit, die Richtung, in der sich der Körper bewegt. Bezeichnet man sie mit β, so ist $\operatorname{tg}\beta = \frac{v_v}{v_h} = \frac{a \sin \alpha - gt}{a \cos \alpha}$. Wird der Zähler $= 0$, so ist $\operatorname{tg}\beta = 0$, also $\beta = 0$, d. h. der Körper läuft horizontal in H. Dies ist der Fall, wenn $a \sin \alpha - gt = 0$, also nach $t = \frac{a \sin \alpha}{g}$ Sekunden. Wird t noch größer, so wird der Zähler also $\operatorname{tg}\beta$ negativ, also β

negativ; die Richtung der Bahn geht nicht mehr nach aufwärts, sondern nach abwärts. Der Körper steigt also eine Zeit lang aufwärts, $t = \frac{a \sin \alpha}{g}$ Sekunden, oder auch so lange, bis $v_v = 0$, also bis seine nach aufwärts gerichtete, vertikale Komponente $= 0$ ist; er hat dann den höchsten Punkt der Bahn erreicht, und sinkt dann nach abwärts. Man nennt den ersten Teil AH den aufsteigenden Ast der Bahn, den andern HW den absteigenden.

Die krumme Linie, die der geworfene Körper beschreibt, ist eine Parabel, AHW, deren Achse vertikal steht (Galilei).

Die wirkliche Größe der Geschwindigkeit, die er in einem bestimmten Punkte der Bahn, also nach bestimmter Zeit hat, setzt sich zusammen als Hypotenuse eines Dreieckes, dessen Katheten v_v und v_h sind, also ist $v = \sqrt{v_v^2 + v_h^2}$

$$v = \sqrt{(a \sin \alpha - gt)^2 + a^2 \cos^2 \alpha}.$$

Auch dieser Wert wird anfangs kleiner, wenn t wächst, aber nur so lange bis $a \sin \alpha - gt = 0$; also nach $t = \frac{a \sin \alpha}{g}$ Sekunden hat er die geringste Geschwindigkeit; es ist dies die Zeit, in welcher er den höchsten Punkt der Bahn erreicht hat. Von da an wird v wieder größer.

Wir untersuchen, wann seine Geschwindigkeit v wieder $= a$ geworden ist; dann muß sein

$$a = \sqrt{(a \sin \alpha - gt)^2 + a^2 \cos^2 \alpha}$$

$$a^2 = a^2 \sin^2 \alpha - 2a \sin \alpha\, gt + g^2 t^2 + a^2 \cos^2 \alpha$$

$0 = 2a \sin \alpha\, gt + g^2 t^2$, also $t = 0$ oder

$t = \frac{2a \sin \alpha}{g}$; das ist doppelt so lang als die Zeit, die er zum Erreichen des höchsten Punktes braucht.

Wenn er also im absteigenden Ast ebenso lang gelaufen ist, als er zum Durchlaufen des aufsteigenden brauchte, so ist seine Endgeschwindigkeit wieder gleich seiner Anfangsgeschwindigkeit. Die Neigung dieser Endgeschwindigkeit wird gefunden aus $\operatorname{tg}\beta = \frac{a \sin \alpha - gt}{a \cos \alpha}$

für $t = \frac{2\, a \sin \alpha}{g}$ also $\operatorname{tg}\beta = \frac{a \sin \alpha - g \frac{2a \sin \alpha}{g}}{a \cos \alpha} = \frac{a \sin \alpha - 2a \sin \alpha}{a \cos \alpha}$

$= \frac{- a \sin \alpha}{a \cos \alpha}$, also $\operatorname{tg}\beta = - \operatorname{tg}\alpha$. Die Neigung ist dieselbe wie am Anfang, nur nach abwärts gerichtet (—).

Wir betrachten die Wegstrecken, die er in horizontaler (s_h) und vertikaler (s_v) Richtung zurücklegt. In horizontaler Richtung hat er die unveränderliche Geschwindigkeit $a \cos \alpha$, legt also in t″ den

Weg $s_h = a \cos \alpha \cdot t$ zurück. (AB). In vertikaler Richtung hat er die Geschwindigkeit $a \sin \alpha$, und legt deshalb den Weg $a \sin \alpha$ zurück nach aufwärts (AC); aber es wirkt die Schwerkraft und diese bewirkt zugleich einen Weg von $\frac{gt_2}{2}$ nach abwärts (DE); also ist der Weg in vertikaler Richtung gleich der Differenz beider Strecken, DB — DE = EB; also

$$s_v = a \sin \alpha\, t - \frac{gt^2}{2}.$$

Wir berechnen, wo sich der Körper befindet, wenn er den höchsten Punkt erreicht hat, also nach $t = \frac{a \sin \alpha}{g}$ Sekunden; es ist dann

$$s_h = a \cos \alpha \cdot \frac{a \sin \alpha}{g} = \frac{a^2 \sin \alpha \cos \alpha}{g};$$

$$s_v = a \sin \alpha \cdot \frac{a \sin \alpha}{g} - \frac{g}{2} \frac{a^2 \sin^2 \alpha}{g^2}$$

$$= \frac{a^2 \sin^2 \alpha}{g} - \frac{a^2 \sin^2 \alpha}{2g},$$

$s_v = \frac{a^2 \sin^2 \alpha}{2g} = W_h$ Man sagt: die Wurfhöhe HJ $= W_h$ ist proportional dem Quadrat der Anfangsgeschwindigkeit.

Wir berechnen, in welcher horizontalen Entfernung AW der Körper den (horizontalen) Boden wieder erreicht. Er hat den Boden erreicht, wenn seine vertikale Entfernung = 0 ist, also $s_v = 0 = a \sin \alpha\, t - \frac{gt^2}{2}$, also nach $t = \frac{2 a \sin \alpha}{g}$ Sekunden. Der zugehörige horizontale Weg berechnet sich aus

$$s_h = a \cos \alpha\, t \text{ für } t = \frac{2a \sin \alpha}{g}, \text{ also}$$

$$s_h = a \cos \alpha \cdot \frac{2a \sin \alpha}{g} = \frac{a^2}{g} 2 \sin \alpha \cdot \cos \alpha$$

$s_h = \frac{a^2 \sin 2\alpha}{g} = Ww$ (Wurfweite). Man sieht, auch die Wurfweite ist proportional dem Quadrate der Anfangsgeschwindigkeit. Da die Zeit bis zur Erreichung der Wurfweite $t = \frac{2a \sin \alpha}{g}$ ist, so ersieht man durch Vergleich mit dem früheren, daß der Körper die horizontale Ebene wieder unter demselben Winkel und mit derselben Geschwindigkeit trifft, mit der er sie verlassen hat.

Wir untersuchen, unter welchem Winkel der Körper (ein Geschoß) mit der Geschwindigkeit a geworfen werden muß, damit die

Wurfweite $W_w = \frac{a^2 \sin 2\alpha}{g}$ möglichst groß wird. Es muß hiebei $\sin 2\alpha$ möglichst groß werden; da aber $\sin 2\alpha$ höchstens $= 1$ sein kann und dies ist, wenn $2\alpha = 90^0$ ist, so muß $\alpha = 45^0$ sein. Ein unter dem Winkel von 45^0 geschleudertes Geschoß fliegt also am weitesten; dies ist jedoch nur dann der Fall, wenn kein Luftwiderstand vorhanden oder derselbe verhältnismäßig sehr klein ist. Bei Kanonenkugeln ist aber gerade der Luftwiderstand beträchtlich groß, deshalb wird die größte Wurfweite bei circa 30^0 erzielt.

Unter welchem Winkel muß der Körper mit der Geschwindigkeit a geworfen werden, um die Wurfweite w zu erreichen. Aus

$$w = \frac{a^2 \sin 2\alpha}{g} \text{ berechnet sich}$$

$\sin 2\alpha = \frac{gw}{a^2}$; nun kann man den zugehörigen Winkel 2α bekanntlich spitz oder stumpf wählen (z. B. $2\alpha = 70^0$ oder 110^0), beide sind um gleich viel von 90^0 verschieden; also erhält man auch 2 Winkel α, (z. B. $\alpha = 35^0$, oder $\alpha = 55^0$ beide sind um gleich viel von 45^0 verschieden. (Schon von Galilei gefunden.)

Man kann also mit demselben Geschütze eine Wurfweite auf zweierlei Arten erreichen, durch Flachschuß und Hochschuß.

Wenn man, während das Schiff fährt, von der Spitze des Mastes einen Stein fallen läßt, so trifft derselbe den Fuß des (senkrecht stehenden) Mastes. Die Bewegung des Steines scheint (vom Schiffe aus betrachtet) eine geradlinige zu sein, in Wirklichkeit (vom Ufer aus betrachtet) ist sie eine Wurfbewegung. Der Stein hat im Momente des Auslassens eine horizontale Geschwindigkeit, gleich der des Schiffes, behält diese bei und legt infolge der Trägheit in horizontaler Richtung in gleichen Zeiten gleiche Wege zurück, die gleich denen des Schiffes (Mastes) sind; deshalb ist er stets gleich nahe dem Mast, welche Bewegung er auch in vertikaler Richtung machen mag. An diesen auf einer schnell fahrenden Galeere angestellten Versuch anknüpfend, behandelte Gassendi 1640 die Lehre von der Zusammensetzung der Bewegung, wie sie beim Wurfe vorkommt.

272. Gleichförmig beschleunigte Bewegung.

Wir haben den freien Fall als die einfachste Art einer gleichmäßig beschleunigten oder verzögerten Bewegung betrachtet. Aber stets, wenn eine konstante Kraft auf einen frei beweglichen Körper wirkt, entsteht eine solche gleichförmig beschleunigte oder verzögerte Bewegung; nur

die Größe der Beschleunigung, die beim freien Falle $= g = 9,809\,m$ ist, hat andere Werte, welche von der Größe der wirksamen Kraft und von der Größe der zu bewegenden Masse abhängen.

Bei Betrachtung des Falles über die schiefe Ebene haben wir gefunden, daß die Beschleunigung direkt proportional der Kraft ist, und bei der Atwoodschen Fallmaschine, daß sie umgekehrt proportional der Masse ist. Wenn also eine Kraft von P *kg* auf eine Masse von M *kg* wirkt, so findet man die Beschleunigung durch Vergleich mit der Beschleunigung beim freien Falle. Beim freien Falle wirkt nämlich die Kraft von 1 *kg* auf die Masse von 1 *kg* und bewirkt eine Beschleunigung $= g$; wirkt also die Kraft von P *kg*, so ist die Beschleunigung P mal größer, also $= P \cdot g$; wirkt sie aber nun nicht bloß auf die Masse von 1 *kg*, sondern auf die Masse von M *kg*, so ist die Beschleunigung M mal kleiner, also $= \frac{P \cdot g}{M}$.

Man ist nun nicht gewohnt, das *kg* als Masseneinheit zu nehmen, wenn man die Bewegung der Masse betrachtet; das *kg* (resp. g) ist wohl die Masseneinheit für das bürgerliche Leben, und auch für die Physik, sofern man die Masse nur als etwas ruhendes betrachtet. Betrachtet man aber die Masse unter dem Einfluß einer Kraft, welche ihr eine Bewegung erteilt, so benützt man folgende Massendefinition: Masseneinheit ist diejenige Masse, welche durch die Krafteinheit (1 *kg*) in der Zeiteinheit (1 Sekunde) eine Geschwindigkeitseinheit (1 *m* pro 1″) erhält. Da nun die Masse eines Kilogrammes von der Krafteinheit (1 *kg*) in 1″ eine Geschwindigkeit von $g = 9,809\,m$ erhält (freier Fall), so muß diejenige Masse, welche bloß 1 *m* Geschwindigkeit erhält, offenbar g mal größer sein als die Masse eines Kilogrammes. Also die Masse von g *kg* repräsentirt eine Masseneinheit; man findet daher die Masse eines Körpers ausgedrückt in Masseneinheiten, wenn man sein Gewicht, ausgedrückt in *kg*, durch g dividiert. Z. B. ein Körper von 64,5 *kg* Gewicht hat eine Masse von $\frac{64,5}{9,809} = 6,575$ Masseneinheiten. Wiegt ein Körper P *kg*, so ist die Anzahl seiner Masseneinheiten $M = \frac{P}{g}$.

Die Masseneinheit bekommt durch die Krafteinheit die Beschleunigungseinheit, also bekommen M Masseneinheiten durch K *kg* Kraft eine Beschleunigung $= \frac{K}{M}$. Z. B. Auf einen Eisenbahnzug

von 2000 Ztr. Gewicht wirkt eine Zugkraft von 1800 *kg*; welche Beschleunigung bekommt er? Die Masse $= \frac{2000 \cdot 50}{10} = 10\,000$ Masseneinheiten (c a), also die Beschleunigung $= \frac{1800}{10\,000}\, m = 18\, cm$.

Auf eine Kanonenkugel von 360 *kg* Gewicht wirkt der Druck der Pulvergase mit der Kraft von 1 400 000 *kg*; welche Beschleunigung bekommt sie, wie lange braucht sie, um das Rohr von 4 *m* Länge zu durchlaufen, und mit welcher Geschwindigkeit verläßt sie dasselbe?

Antwort: Masse $= \frac{360}{10} = 36$ Masseneinheiten. Beschleunigung $= \frac{1\,400\,000}{36}\, m = 38\,900\, m$. Also ist aus $s = \frac{gt^2}{2}$, $4 = \frac{3890}{2} t^2$, $t = 0{,}0144$ Sekunden.

$$v = gt = 38\,900 \cdot 0{,}0144 = 560\, m.$$

273. Zentralbewegung.

Ein Körper habe eine gewisse Geschwindigkeit und werde zugleich von einer Kraft angezogen, die stets von einem gewissen Punkte (Zentrum) ausgeht, welcher nicht in der Richtung der vorhandenen Geschwindigkeit liegt; der Körper sei sonst frei beweglich; wir untersuchen seine Bewegung.

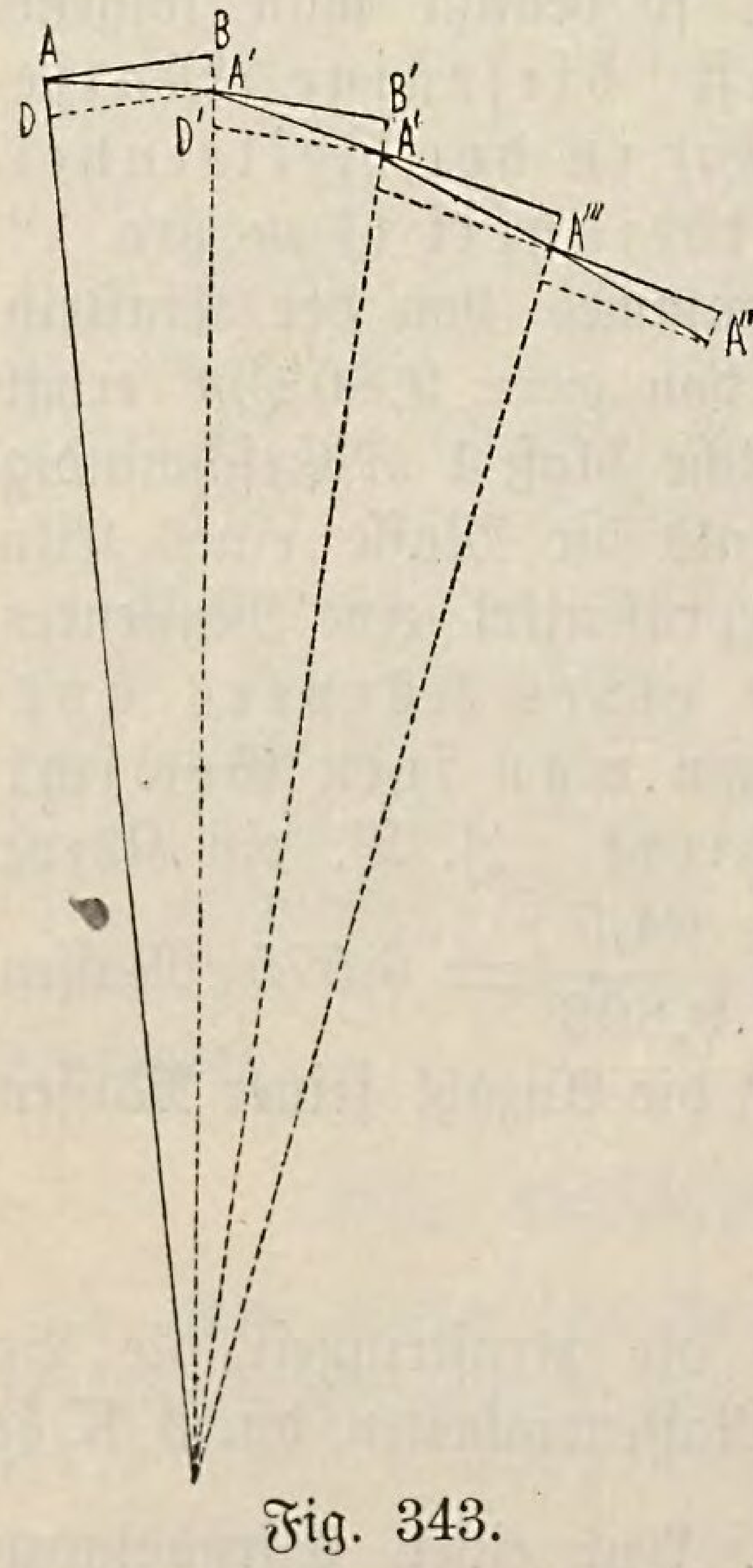


Fig. 343.

Es sei AB die Geschwindigkeit des Körpers und stelle zugleich den Weg vor, welchen der Körper in einem kleinen Zeitteilchen durchlaufen würde; es sei dann AD der Weg, welchen der Körper infolge der von C aus wirkenden Kraft (Zentralkraft) zurücklegen würde, so setzen sich beide Wege nach dem Gesetz der Zusammensetzung der Bewegung zusammen, und der Körper durchläuft die Strecke (die Diagonale) AA′. Im nächsten Zeitteilchen behält er die Geschwindigkeit bei, die er im ersten Zeitteilchen hatte, nämlich AA′, käme also infolge dieser Geschwindigkeit von A′ nach B′, wobei A′B′ = AA′;

zugleich wirkt aber die Zentralkraft und würde den Körper von A′ nach D′ bringen; der Körper bewegt sich wieder längs der Diagonale A′A″ und kommt nach A″. Im nächsten Zeitteilchen behält er diese Geschwindigkeit A′A″ bei, würde also von A″ nach A‴ kommen, aber wieder wirkt die Zentralkraft, und so geht es fort. Der Körper legt also den Weg AA′A″A‴ ..... zurück. Wenn wir nun, wie wir eigentlich sollten, die Zeitteilchen, während welcher wir die Bewegung immer als gleichmäßige betrachten, uns sehr klein (unendlich klein) denken, so beschreibt der Körper nicht eine gebrochene Linie, sondern eine krumme Linie um das Zentrum, weshalb diese Bewegung Zentralbewegung genannt wird.

274. Kreisbewegung.

Nehmen wir, um die Betrachtung zu vereinfachen, an, der Körper A sei gezwungen, einen Kreis zu durchlaufen und zwar mit gleichmäßiger Geschwindigkeit v, und er brauche, um von A nach A′ zu kommen, die Zeit t. Es ist dann der Weg AA′ $= vt$ und kann, wenn t recht klein angenommen wird, auch $= AB$ gesetzt werden; also $AB = AA' = vt$. Da der Körper, wenn auf ihn keine Kraft wirken würde, vermöge seiner Geschwindigkeit von A nach B kommen würde, wir aber sehen, daß er nach A′ kommt, so müssen wir schließen, daß das, was ihn zwingt, in der Kreisbahn zu laufen, eine Kraft ist, die in der Richtung AM wirkt, und ihn in der Zeit t von A nach D bringen würde. Wir sagen also, an dem Körper wirkt eine Kraft, welche ihn in der Zeit t den Weg AD durchlaufen macht; es sei die Beschleunigung, welche diese Kraft hervorbringt, $= f$, so ist $AD = \frac{1}{2} ft^2$. Nun ist aber aus geometrischen Gründen $AA'^2 = 2R \cdot AD$; setzt man für AA′ und AD die obigen Werte ein, so hat man:

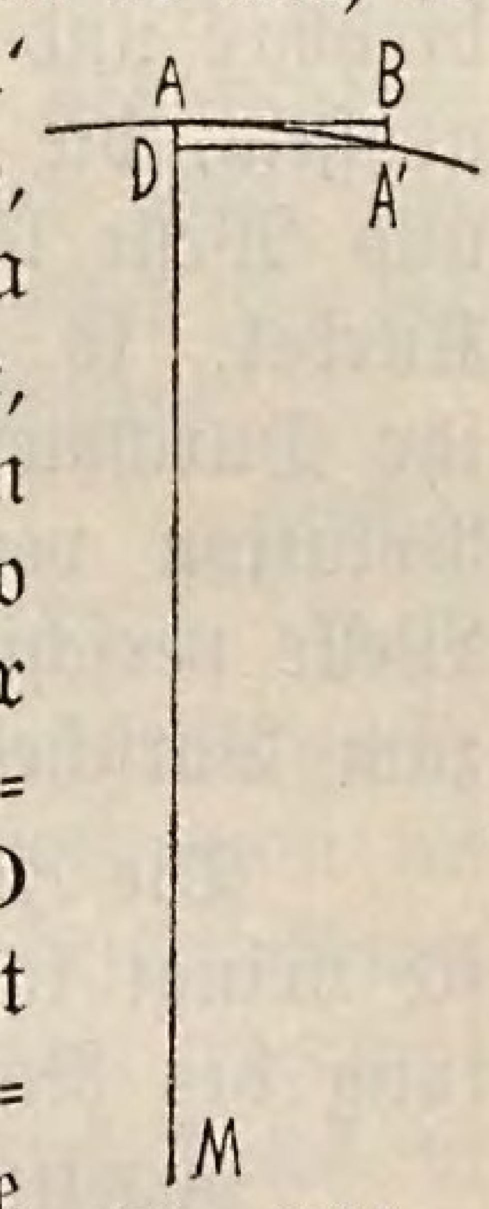


Fig. 344.

$$v^2 t^2 = 2R \frac{1}{2} ft^2 \text{ und hieraus:}$$

$f = \frac{v^2}{R}$; so groß ist die Beschleunigung, welche die in der Richtung AM wirkende Kraft hervorbringt und hervorbringen muß, damit der Körper die Kreisbahn durchläuft. Hat nun der Körper A die Masse m, so ist die Kraft F, welche der Masse m die Beschleunigung f erteilt: $F = mf$; also

$F = \frac{mv^2}{R}$. So groß ist die Kraft F in *kg* ausgedrückt.

Die einfachste Art dieser Bewegung erhält man, wenn der Körper A mit dem Punkte M durch einen Faden verbunden ist und eine zur Richtung des Fadens senkrechte Geschwindigkeit v hat.

Er läuft dann, wenn kein Bewegungshindernis (Reibung u. s. w.) vorhanden ist, mit stets gleich bleibender Geschwindigkeit in Kreisform um M. Der Faden übt hiebei an dem Körper einen Zug in der Richtung AD oder AM, und diesen Zug nennt man die Zentralkraft oder Zentripetalkraft. Umgekehrt hat der Körper bei dieser Bewegung das Bestreben, stets in der Richtung der Tangente der Bahn weiter zu laufen und dadurch sich vom Zentrum zu entfernen, und äußert dies Bestreben durch den Zug am Faden; diese Kraft heißt die Zentrifugalkraft (Mittelpunktsfliehkraft). Sie ist offenbar gleich der Zentripetalkraft also

$$F = \frac{mv^2}{R}$$

Zentrifugalmaschine.

Bevor wir diese Gleichung diskutieren, betrachten wir die Zentrifugalmaschine, durch welche man bequem solche Zentralbewegungen herstellen kann. Auf einem Brette sind zwei Achsen drehbar und senkrecht befestigt. Die eine Achse trägt ein Rad von großem, die andere eine Welle von kleinem Durchmesser. Über Rad und Welle läuft ein Riemen. Dreht man das Rad mittels einer Kurbel, so macht die Welle so vielmal mehr Umdrehungen, als ihr Durchmesser kleiner ist; es kann also die Welle leicht in rasche Rotation versetzt werden. Befestigt man nun auf der Achse der Welle verschiedene Apparate, so unterliegen dieselben der beim Drehen zum Vorschein kommenden Zentrifugal- oder Zentripetalkraft.

Die Zentralbewegung bringt die Zentrifugalkraft hervor, d. h. sie bringt in dem Körper das Bestreben hervor, sich in der Richtung des Radius vom Mittelpunkt zu entfernen.

Befestigt man das Brettchen BB′ in A auf der Maschine, so sieht man, daß die Kugel C, die auf der Messingstange MM′ auf-

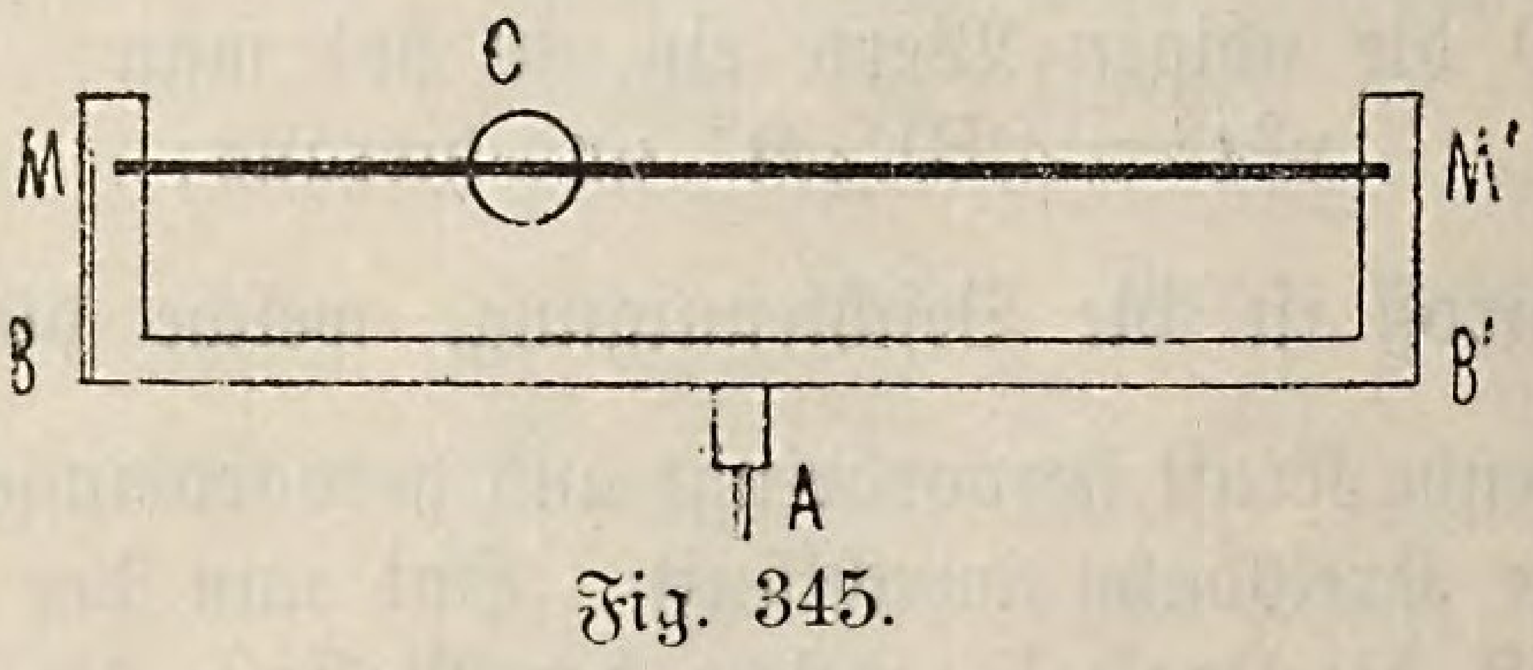


Fig. 345.

gesteckt ist, beim Umdrehen der Maschine bald nach M hinausrückt, wenn nämlich die Zentrifugalkraft etwas größer als die Reibung geworden ist. Es muß dabei aber bemerkt werden, daß, obwohl die Zentrifugalkraft in der Richtung CM wirkt, der Körper C sich nicht in der Richtung CM bewegt, sondern in der Richtung der Tangente des Kreises, und da diese Bewegung zugleich mit der

Umdrehung geschieht, so sieht es so aus, als wenn sich C von C nach M bewegt hätte.

Hievon macht man nützliche Anwendung bei der Honigschleuder, bei der die mit Honig gefüllten Waben auf ein im Innern eines Gefäßes angebrachtes solches Brettchen befestigt werden, und der Honig beim Umdrehen der Schleuder aus den Waben fließt, ohne sie zu zerstören; die geleerten Waben werden dann den Bienen zur neuen Füllung wieder in den Bau gestellt. Ferner bei der Zentrifugaltrockenmaschine in großen Waschanstalten. Die gewaschenen, noch nassen Stoffe werden in einen Cylinder aus starkem Blech gebracht; wird dieser in sehr rasche Rotation um seine Achse versetzt, so geht durch die Zentrifugalkraft das Wasser von den Stoffen nach auswärts und entfernt sich durch die vielen Löcher, die in den Cylinderwänden angebracht sind, so daß die Wäsche fast vollständig trocken herauskommt. Es gibt noch manche ähnliche Anwendungen z. B. die Syrupschleuder bei der Zuckerfabrikation.

Wenn der Eisenbahnzug im raschen Fahren eine starke Kurve beschreibt, so werden wir durch die Zentrifugalkraft nach der äußeren Seite der Krümmung hingedrückt, schwanken nach dieser Seite des Waggons und können, wenn wir außen am Wagen, oder an der nur angelehnten Seitenthüre stehen, sogar leicht hinausfallen.

Da in dem Ausdruck für die Zentrifugalkraft $F = \frac{mv^2}{R}$ im Zähler die Masse m steht, so folgt, daß die Zentrifugalkraft der Masse proportional ist. Dies erkennt man an folgendem Versuche: Auf die Messingstange des vorher beschriebenen Apparates werden zwei Messingkugeln von verschiedenem Gewicht gesteckt, durch einen Faden verbunden, und so gestellt, daß beide in gleicher Entfernung vom Mittelpunkte sich befinden; dann haben beide dasselbe v und R, bloß die Masse m ist verschieden. Man bemerkt beim Umdrehen, daß die größere Kugel nach auswärts geht und die kleinere nach ihrer Seite hin mitnimmt.

Befestigt man auf dem Brettchen horizontal eine Glasröhre, in welcher sich Quecksilber, Wasser, Öl und Luft befindet, und die an beiden Enden verschlossen ist, so zeigt sich, daß bei der Rotation das Quecksilber den äußersten Teil der Röhre einnimmt, dann folgt Wasser, Öl und Luft, d. h. die Stoffe ordnen sich ihrem sp. G. gemäß. Ist die Röhre an den Enden etwas nach aufwärts gebogen, so steht bei der Rotation das Quecksilber zu oberst, unter ihm folgen Wasser, Öl und Luft, also gerade umgekehrt wie bei gewöhnlicher Lagerung.

Davon macht man eine nützliche Anwendung bei der Zentrifuge zur Entrahmung der Milch. Wenn man nämlich

Milch in ein cylindrisches Gefäß bringt und dasselbe in rasche Rotation versetzt, so legt sich die Milch infolge der Zentrifugalkraft nicht auf den Boden, sondern stellt sich parallel den Wänden nahezu senkrecht. Die Fettkügelchen, die sich in der Milch befinden, gehen nun vermöge ihres geringeren specifischen Gewichtes nach einwärts, so daß in kurzer Zeit (10 Min.) die magere Milch sich von dem Rahm geschieden hat, erstere weiter nach außen, letztere weiter nach innen; es kann dann leicht der Rahm abgeschöpft werden.

Aus dem Ausdruck $F = \frac{mv^2}{R}$ erkennt man ferner, daß **die Zentrifugalkraft bei gleichem Radius dem Quadrat der Geschwindigkeit proportional** ist, also bei doppelt so großer Geschwindigkeit 4mal so groß wird, sowie daß **die Zentrifugalkraft bei gleicher Geschwindigkeit dem Radius umgekehrt** proportional ist.

275. Abhängigkeit der Zentrifugalkraft von Masse und Umlaufszeit.

Steckt man auf den Stab des vorher beschriebenen Apparates zwei Kugeln von verschiedenem Gewicht, verbindet sie durch eine Schnur und stellt sie so, daß bei gespannter Schnur sich die Gewichte verhalten wie umgekehrt ihre Abstände vom Drehungsmittelpunkt, so daß also der Drehpunkt der Schwerpunkt beider Massen ist, so bleiben bei jeder Rotationsgeschwindigkeit beide Kugeln in Ruhe, weil sie gleiche Zentrifugalkräfte bekommen. Dies ergibt sich aus der Formel; denn es habe die eine Masse M einen Abstand R und eine Geschwindigkeit V, so ist $F = \frac{MV^2}{R}$. Ist dann die andere Masse $= m$, so ist ihr Abstand r aus $M : m = r : R$ zu berechnen, also $r = \frac{MR}{m}$, und ihre Geschwindigkeit v aus $M : m = v : V$, also $v = \frac{MV}{m}$; also ihre Zentrifugalkraft $F = \frac{mv^2}{r}$ wird $= \frac{m \cdot M^2V^2 \cdot m}{m^2 \cdot MR} = \frac{MV^2}{R}$, also gleich der der ersten Masse.

Wird bei der Drehung der ganze Kreis $2R\pi$ in der Zeit T'' durchlaufen mit der Geschwindigkeit v, so ist $vT = 2R\pi$, also $v = \frac{2R\pi}{T}$; setzt man dies in den Ausdruck für F ein, so wird

$$F = \frac{4\pi^2 Rm}{T^2}.$$

Man erkennt daraus, daß **bei gleicher Umlaufszeit die**

Zentrifugalkraft dem Radius proportional ist, und bei gleichem Radius dem Quadrat der Umlaufszeit umgekehrt proportional ist, sowie, daß, wenn die Masse eines Körpers bekannt ist, man sofort die Zentripetalkraft angeben kann, die notwendig ist, damit derselbe um einen Mittelpunkt in gegebenem Abstand in gegebener Zeit rotiert. Da F : m die Beschleunigung ist, welche die Masse m durch die Kraft F bekommt, so ist diese Zentralbeschleunigung $f = \frac{4\pi^2 R}{T^2}$.

Hieran knüpfen wir folgende Betrachtung. Befindet sich ein Körper (etwa von der Masseneinheit) auf der Erdoberfläche, so bekommt er eine Beschleunigung $= g = 9{,}809$ *m*. Befindet er sich aber in einer Entfernung gleich der des Mondes, und läuft er in dieser Entfernung um die Erde kreisförmig, wie es ja der Mond nahezu wirklich thut, so braucht er dazu die Zeit = 27 Tg. 7 Std. 43′ 11″ (siderischer Monat). Wir können nun die Zentralbeschleunigung, die hiezu erforderlich ist, berechnen aus $f = \frac{4\pi^2 \cdot R}{T^2}$, wenn wir $T = 2\,360\,501''$ und $R = 382\,000\,000$ m setzen. Es ist dann

$$f = \frac{4 \cdot 3{,}14^2 \cdot 382\,000\,000}{2\,360\,500^2} = 0{,}00274 \text{ m}.$$

So groß ist also die Zentripetalbeschleunigung per Sekunde, wenn der Körper sich in der Entfernung des Mondes befindet und ebenso rasch kreisförmig um die Erde läuft wie der Mond. Vergleicht man diese Zentralbeschleunigung mit der Beschleunigung g, welche der Körper auf der Erdoberfläche bekommt, also mit $g = 9{,}809$ m, so findet man, daß sie nahezu $3600 = 60^2$ mal kleiner ist, und da die Entfernung des Mondes von der Erde 60 mal größer ist als der Erdradius, so schließt man: Die Kraft, die den Mond zwingt, kreisförmig um die Erde zu laufen in der Zeit von 27 Tg. 4 Std. u. s. w. ist dieselbe Kraft, welche den Körper auf der Erdoberfläche zum Fallen bringt, nur nimmt diese Kraft ab, wie das Quadrat der Entfernung zunimmt. Durch solche Betrachtungen kam Newton zur Entdeckung des nach ihm benannten **Newtonschen Gravitationsgesetzes**, welches heißt: **Die Anziehungskraft, Attraktion, der Erde** wirkt nicht bloß auf der Erdoberfläche, sondern auch in beliebiger Entfernung, und die Kraft **nimmt ab, wie das Quadrat der Entfernung zunimmt.**

Indem dann Newton das Gesetz auch auf die Bewegung anderer Himmelskörper anwandte, also auf die Bewegung der Planeten um die Sonne, der Monde um die Planeten, erkannte er, daß es ganz allgemein gültig sei, und daß **die Anziehung auch dem Produkt der beiden sich anziehenden Massen proportional ist.** Also wenn zwei Himmelskörper räumlich von einander

getrennt sind, so ist die Anziehung proportional dem Produkte beider Massen und umgekehrt proportional dem Quadrat ihres Abstandes.

Dieses Gesetz der allgemeinen Massenanziehung oder der **Universalgravitation** ist das Grundgesetz, aus welchem sich die Bewegungen sämtlicher Himmelskörper erklären und berechnen lassen; aus ihm folgen auch die Keplerschen Gesetze der Planetenbewegung, die wir im Folgenden betrachten.

276. Planetenbewegung.

Die Sonne als Zentralkörper übt auf jeden Planeten eine Anziehung aus, welche sich nach dessen Abstand richtet. Da der Planet zugleich eine gewisse Geschwindigkeit besitzt, so macht er stets eine Bewegung, welche die Resultierende ist aus der ihm eigentümlichen Geschwindigkeit und der Attraktion der Sonne. Man findet durch Rechnung und sieht in der Natur bestätigt an den Planetenbahnen, daß die Bahn im allgemeinen eine Ellipse ist, in deren einem Brennpunkte sich die Sonne befindet.

Betrachten wir den Planeten gerade in dem Punkte seiner Bahn, in welchem seine Richtung senkrecht steht auf der Richtung nach der Sonne, und hat er in diesem Punkte eine Geschwindigkeit, die gerade seinem Abstand und der daraus sich ergebenden Zentralbeschleunigung entspricht, so beschreibt er genau einen Kreis; ist aber die ihm eigentümliche Geschwindigkeit größer oder kleiner, so beschreibt er eine Ellipse.

Nach dem ersten Keplerschen Gesetze beschreibt der Planet seine Bahn derart, daß die in gleichen Zeiten von dem zur Sonne führenden Radius beschriebenen Flächenräume gleich groß sind. Deshalb bewegt sich der Planet in der Sonnennähe (Perihelium) rascher als in der Sonnenferne (Aphelium).

Die Planetenbahnen sind nun thatsächlich alle sehr schwach gedrückte Elipsen, von geringer Exzentrizität, nahezu kreisförmig.

Betrachten wir die Planetenbahnen als kreisförmig, so berechnet sich die Umlaufszeit eines Planeten aus $f = \frac{4\pi^2 R}{T^2}$ als

$T = \sqrt{\frac{4\pi^2 R}{f}}$; die eines anderen, der in der Entfernung R′ ist und eine Beschleunigung f′ bekommt, ist also

$T' = \sqrt{\frac{4\pi^2 R'}{f'}}$. Durch Division beider Gleichungen bekommt man

$\frac{T^2}{T'^2} = \frac{R f'}{f \cdot R'}$; nun ist aber nach dem Newtonschen Attraktionsgesetz: $f : f' = R'^2 : R^2$; dies eingesetzt gibt:

$\frac{T^2}{T'^2} = \frac{R^3}{R'^3}$, und das ist das dritte Keplersche Gesetz, daß näm-

lich die Quadrate der Umlaufszeiten zweier Planeten sich verhalten wie die dritten Potenzen ihrer mittleren Abstände von der Sonne. Die Umlaufszeiten der Planeten sind also nicht abhängig von ihrer Masse, sondern nur von ihrer (mittleren) Entfernung von der Sonne.

277. Pendel.

Hängt man einen schweren Körper an einem Faden auf, so bleibt er in Ruhe, wenn der Faden vertikal ist; wird der Körper aber etwas seitwärts gerückt um den Winkel α (Elongation), so zerlegt sich die auf den Körper wirkende Schwerkraft in die zwei Komponenten $P = Q \sin \alpha$, und $S = Q \cos \alpha$. Die zweite, S, spannt den Faden und bringt keine Bewegung hervor, die erste P wirkt in der Richtung, in der sich der Körper bewegen kann, sie erteilt also dem Körper eine Geschwindigkeit, und er bewegt sich deshalb gegen die Mitte zu. Da hiebei der Winkel α immer kleiner wird, so wird die Komponente P, welche die Bewegung hervorbringt, immer kleiner und ist $= 0$ geworden, wenn der Punkt in der Mitte D angekommen ist. Die Bewegung des Punktes ist also keine gleichförmig beschleunigte Bewegung, da die Kraft beständig ihre Größe und Richtung ändert, und kann mit den Hülfsmitteln der Elementarmathematik allein nicht abgeleitet werden. In D angekommen hat der Körper seine größte Geschwindigkeit und bewegt sich vermöge derselben über D hinaus nach der anderen Seite. Durch die nun eintretende Zerlegung der Schwerkraft kommt aber eine Komponente P′ zum Vorschein, welche nun der Bewegung entgegenwirkt; deshalb wird die Bewegung auf dieser Seite verlangsamt oder verzögert, ebenso wie sie auf der anderen Seite beschleunigt wurde. Der Körper verliert also seine Geschwindigkeit und erreicht eine Entfernung, Elongation, welche ebenso groß ist, als die Elongation auf der anderen Seite war. Die Bewegung von E nach E′ nennt man eine Schwingung. Aus denselben Gründen wie vorher macht er nun eine eben solche Schwingung von E′ nach E und so fort.

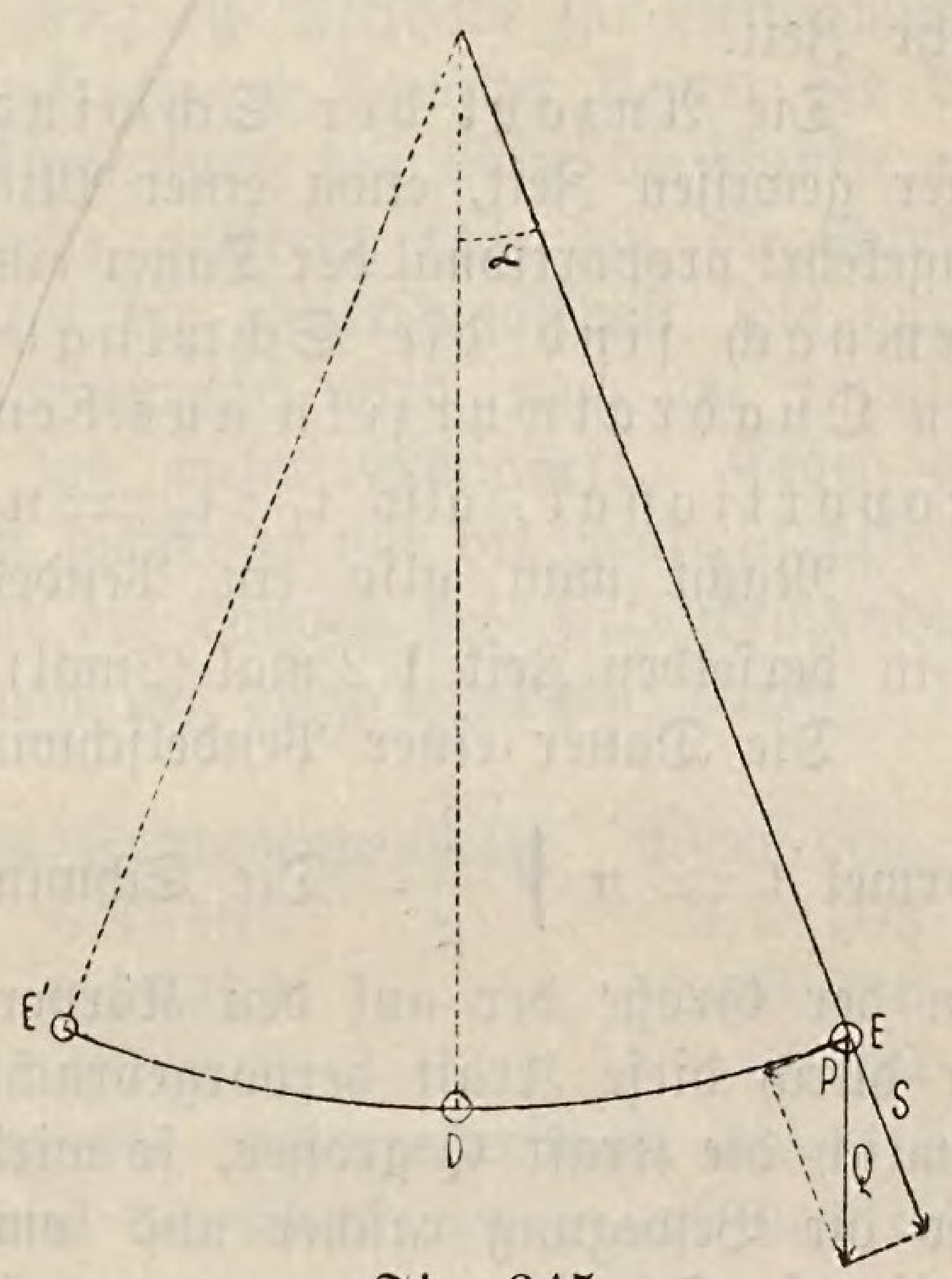


Fig. 345.

Einen solchen schwingenden Körper nennt man ein Pendel und zwar ein mathematisches Pendel, wenn der schwere Körper bloß ein Punkt und der Faden gewichtslos ist; es wird annähernd

dargestellt durch eine Bleikugel, welche an einem möglichst dünnen Faden hängt und sonst keinen Widerstand findet.

Bei solchen Pendeln findet man folgende Gesetze: Die Schwingungsdauer ist unabhängig von der Elongation, so lange letztere selbst nur ziemlich klein ist (Galilei). Die Schwingungsdauer ist proportional der Quadratwurzel aus der Pendellänge; $t_1 : t_2 = \sqrt{l_1} : \sqrt{l_2}$. Ein 2mal (4mal) längeres Pendel braucht also zu einer Schwingung $\sqrt{2}$, (2) mal mehr Zeit.

Die Anzahl der Schwingungen, welche ein Pendel in einer gewissen Zeit, etwa einer Minute, ausführt, ist aber offenbar umgekehrt proportional der Dauer einer Schwingung $t_1 : t_2 = n_2 : n_1$. Demnach sind die Schwingungszahlen zweier Pendel den Quadratwurzeln aus den Pendellängen umgekehrt proportional, also $t_1 : t_2 = n_2 : n_1 = \sqrt{l_1} : \sqrt{l_2}$.

Macht man also ein Pendel 2mal (4mal) länger, so macht es in derselben Zeit $\sqrt{2}$ mal (2mal) weniger Schwingungen (Galilei).

Die Dauer einer Pendelschwingung wird dargestellt durch die Formel $t = \pi \sqrt{\frac{l}{g}}$. Die Schwingungsdauer hängt nämlich auch von der Größe der auf den Körper wirkenden Kraft, also auch von der durch diese Kraft hervorgebrachten Beschleunigung g ab. Wird nämlich die Kraft Q größer, so wird auch die Komponente P größer, also die Bewegung rascher und somit die Schwingungsdauer kürzer; es ist die Schwingungsdauer umgekehrt proportional der Quadratwurzel aus der Kraft resp. der Beschleunigung.

278. Das physische Pendel.

Ein physisches Pendel ist jeder Körper, der in einem Punkte so aufgehängt ist, daß sein Schwerpunkt vertikal unter dem Aufhängepunkte liegt und nun etwas aus dieser Lage gebracht wird. Die gewöhnlich bei Uhren verwendeten Pendel bestehen aus einer am oberen Endpunkte drehbar befestigten Stange und einem am unteren Ende befestigten schweren Körper von Kugel- oder Linsenform. Unter der Pendellänge eines solchen Pendels ist zu verstehen die Länge eines mathematischen Pendels, das ebenso rasch schwingt wie das physische Pendel. Jeder Punkt des physischen Pendels ist, da er mit dem Aufhängepunkte verbunden ist, anzusehen als ein mathematisches Pendel, dessen Schwingungsdauer von seinem Abstand vom Drehpunkt abhängt. Da nun die Punkte des physischen Pendels verschiedene Abstände vom Aufhängpunkte haben, so versuchen sie mit verschiedener Geschwindigkeit zu schwingen; da sie aber fest mit einander verbunden sind, so kann das ganze Pendel nur eine mittlere Bewegung machen.

Unter Sekundenpendel versteht man ein Pendel, das in einer Sekunde eine Schwingung macht, setzt man $t = 1$, so ist $l = \pi \sqrt{\frac{l}{g}}$; also $l = \frac{g}{\pi^2}$ ist die Länge des Sekundenpendels. Diese Länge ist bloß von der Beschleunigung g der Schwere abhängig, man kann also eine Größe durch die andere bestimmen. Mißt man die Länge des Sekundenpendels, so kann man daraus g berechnen, und es ist dies die genaueste Methode zur Bestimmung von g. Nun ist aber die Schwerkraft am Äquator kleiner als bei uns, einerseits weil wegen der Abplattung der Erde die Punkte am Äquator weiter vom Erdmittelpunkte entfernt sind als die Punkte in höherer Breite, andererseits weil die Zentrifugalkraft, die durch die Achsendrehung der Erde hervorgebracht wird, auch am Äquator größer ist und die Schwerkraft um mehr vermindert. Gegen die Pole nimmt die Schwerkraft noch weiter zu und die Zentrifugalkraft nimmt ab. Deshalb sind sowohl die Längen des Sekundenpendels als die Größe von g abhängig von der geographischen Breite.

Man fand

Geographische Breite.	Länge des Sekundenpendels.	Wert von g.
0^0	0,99103	9,78103
45^0	0,99356	9,80606
90^0	0,99610	9,83109

Auch bei der Erhebung über die Meeresoberfläche ändert sich die Länge des Sekundenpendels und der Wert von g aus denselben Gründen; beide nehmen ab.

279. Stoß.

Wenn von einem Körper A eine Kraft ausgeht, welche auf einen Körper B wirkt, so unterliegt auch A selbst dem Einflusse dieser Kraft; wird B durch diese Kraft nach der einen Richtung bewegt, so wird A dadurch nach der anderen Richtung bewegt; man nennt dann die Wirkungen auf B und A Wirkung und Gegenwirkung. Ist z. B. eine elastische Feder zwischen zwei Kugeln A und B gespannt, und man läßt beide zugleich los, so bewegen sich beide nach entgegengesetzten Richtungen; oder ist Wasser oder Dampf in einem Gefäße, so drückt es auf die eine Gefäßwand, ebenso aber auch auf die gegenüberliegende; der Magnet zieht das Eisen an, er wird aber auch selbst vom Eisen angezogen; ein Gewicht drückt auf den Tisch, umgekehrt drückt aber auch der Tisch das Gewicht nach oben, da in ihm durch den Druck eine elastische Kraft entsteht. In all diesen Fällen sind immer die zwei nach entgegengesetzten Richtungen wirkenden Kräfte einander gleich; wirken sie dabei auf gleiche, frei bewegliche Massen, so erhalten diese dieselbe Geschwindigkeit, wirken sie auf verschiedene Massen, so erhalten

sie verschiedene Geschwindigkeiten, welche sich verhalten umgekehrt wie die Massen; denn die gleichen Kräfte bringen Beschleunigungen hervor, welche sich umgekehrt wie die Massen verhalten,

$$m_1 : m_2 = g_2 : g_1;$$

die erlangten Geschwindigkeiten sind aber den Beschleunigungen proportional,

$$g_2 : g_1 = v_2 : v_1, \text{ also folgt}$$

$m_1 : m_2 = v_2 : v_1$ d. h. die in derselben Zeit erlangten Geschwindigkeiten sind den Massen umgekehrt proportional.

Solche Wirkungen entstehen beim Stoße, d. h. beim Zusammentreffen zweier in Bewegung befindlicher Massen. Sind dieselben unelastisch, so tritt infolge des beim Zusammentreffen entstehenden gegenseitigen Druckes eine Geschwindigkeitsänderung und eine bleibende Formveränderung ein, bis beide Massen dieselbe Geschwindigkeit haben. Es seien die Massen m_1 und m_2, ihre Geschwindigkeiten v_1 und v_2, beide nach derselben Seite gerichtet, und $v_2 > v_1$, so daß das folgende m_2 das vorangehende m_1 einholt; es sei dann v die schließliche gemeinschaftliche Geschwindigkeit, so bekommt m_1 einen Geschwindigkeitszuwachs $= v - v_1$ und m_2 einen Geschwindigkeitsverlust $= v_2 - v$, beide verhalten sich umgekehrt wie die Massen, also $v - v_1 : v_2 - v = m_2 : m_1$; hieraus ist

$$v = \frac{v_1 m_1 + v_2 m_2}{m_1 + m_2}.$$

Laufen die Massen gegen einander, so ist eine Geschwindigkeit, etwa v_2 als negativ zu nehmen, also ist

$$v = \frac{v_1 m_1 - v_2 m_2}{m_1 + m_2}.$$

Sind die Massen einander gleich, so ist im ersten Falle $v = {}^1/_2\ (v_1 + v_2)$ im zweiten Falle $v = {}^1/_2\ (v_1 - v_2)$, ist hiebei $v_1 = v_2$, so ist $v = 0$, d. h. treffen gleiche Massen mit gleichen Geschwindigkeiten auf einander, so heben sich ihre Bewegungen auf, sie sind nach dem Stoße beide in Ruhe.

Wenn zwei elastische Massen auf einander stoßen, so tritt auch eine Zusammendrückung der getroffenen Stellen ein und eine Geschwindigkeitsänderung bis beide Körper dieselbe Geschwindigkeit haben; diese Zusammendrückung ist aber (wenn hiebei die Elasticitätsgrenze nicht überschritten ist) keine bleibende, sondern die einwärts gedrückten Stellen kehren in die ursprüngliche Lage zurück, bringen dabei einen gegenseitigen Druck hervor, welcher den Massen wieder eine Geschwindigkeitsänderung erteilt, welche ebenso groß ist wie die beim Zusammendrücken erhaltene Geschwindigkeitsänderung.

Es seien die Massen m_1 und m_2, ihre Geschwindigkeiten v_1 und v_2, so ist die Geschwindigkeitsänderung beim Zusammen-

drücken wie vorher $v - v_1$ beim ersten und $v_2 - v$ beim zweiten, wobei $v = \frac{v_1 m_1 + v_2 m_2}{m_1 + m_2}$.

Beim Ausdehnen erhält jeder Körper dieselbe Geschwindigkeitsänderung; deshalb hat m_1 die schließliche Geschwindigkeit

$$c_1 = v_1 + 2\left(\frac{v_1 m_1 + v_2 m_2}{m_1 + m_2} - v_1\right) \text{ also}$$

$$c_1 = \frac{v_1(m_1 - m_2) + 2 v_2 m_2}{m_1 + m_2};$$

ebenso hat m_2 die schließliche Geschwindigkeit

$$c_2 = v_2 - 2\left(v_2 - \frac{v_1 m_1 + v_2 m_2}{m_1 + m_2}\right) \text{ also}$$

$$c_2 = \frac{v_2(m_2 - m_1) + 2 v_1 m_1}{m_1 + m_2}.$$

Bewegen sich die Körper gegen einander, so ist eine Geschwindigkeit, etwa v_2, als negativ zu nehmen, dann ist:

$$c_1 = \frac{v_1(m_1 - m_2) - 2 v_2 m_2}{m_1 + m_2} \text{ und } c_2 = \frac{v_2(m_1 - m_2) + 2 v_1 m_1}{m_1 + m_2}$$

Sind beide Massen einander gleich, so ist im ersten Falle $c_1 = v_2$ und $c_2 = v_1$ d. h. die Massen gehen mit vertauschten Geschwindigkeiten weiter; im zweiten Falle ist $c_1 = -v_2$, $c_2 = v_1$ d. h. die Massen gehen mit vertauschten Geschwindigkeiten und nach entgegengesetzten Richtungen aus einander. Ist hiebei ein Körper zuerst in Ruhe, also im ersten Falle $v_1 = 0$, so ist $c_1 = v_2$, $c_2 = 0$, d. h. es kommt der zweite, stoßende Körper in Ruhe, und der erste geht mit dessen Geschwindigkeit fort.

Stößt ein Körper gegen eine feste Wand, so kann man deren Masse als unendlich groß ansehen, also etwa im ersten Falle $m_1 = \infty$, $v_1 = 0$ setzen; um die Werte von c_1 und c_2 zu finden, dividiere man Zähler und Nenner mit m_1, setze dann $m_1 = \infty$, also $\frac{1}{m_1} = 0$, so wird $c_1 = 0$, $c_2 = -v_2$; der Körper m_2 geht also von der Wand mit derselben Geschwindigkeit wieder zurück.

Sind die Massen nicht vollständig elastisch, so geschieht die Ausbiegung der getroffenen Stellen nicht vollständig und nicht mit derselben Kraft wie die Einbiegung, es sind also auch die Geschwindigkeitsänderungen während des Ausbiegens kleiner als die beim Einbiegen.

280. Lebendige Kraft.

Wenn eine Kraft von P *kg* durch eine Strecke von s Meter auf einen frei beweglichen Körper gewirkt hat, so hat sie eine Arbeit geleistet, die man in Kilogrammetern messen kann durch das Produkt P . s. Der Erfolg dieser Kraftwirkung besteht darin, daß eine gewisse Masse (M), auf welche die Kraft gewirkt hat, eine gewisse Geschwindigkeit (v) erhalten hat. Wir stellen eine Gleichung auf zwischen dieser Ursache und ihrer Wirkung. Die Ursache, der Kraftaufwand längs eines Weges, ist aber $= P . s$; da $s = \frac{gt^2}{2}$, so ist $P . s = P . \frac{gt^2}{2}$; aus $v = gt$ folgt aber $t = \frac{v}{g}$; dies eingesetzt gibt $P . s = P . g . \frac{v^2}{2g^2} = \frac{1}{2} \frac{P}{g} . v^2$; aber $\frac{P}{g}$ ist auch die Masse des bewegten Körpers, also $= M$, also ist: $P . s = \frac{Mv^2}{2}$. Diese Gleichung gibt an, welche Geschwindigkeit die Masse M bekommt, wenn auf sie die Kraft P längs des Weges s wirkt, gibt also an, wie die Wirkung (M und v) zusammenhängt mit der Ursache (P und s). Z. B. welche Geschwindigkeit bekommt ein Eisenbahnzug von 2000 Zentner Gewicht, wenn die Zugkraft von 1800 *kg* 20 *m* weit wirkt?

$$1800 . 20 = \frac{2000 . 50}{10} . \frac{v^2}{2};$$

$$v = \sqrt{\frac{1800 . 20 . 10 . 2}{2000 . 50}} = 2{,}7\ m.$$

Ebenso kann M aus dieser Gleichung berechnet werden, wenn die andern Größen bekannt sind.

Umgekehrt kann aber auch P oder s aus dieser Gleichung berechnet werden, wenn M und v bekannt sind. Dieß hat folgende Bedeutung. Wenn die Kraft P längs des Weges s gewirkt hat, so ist diese Energie (Ps) nicht mehr vorhanden; sie ist aber nicht aus der Natur verschwunden, sondern als Ersatz derselben ist eine Geschwindigkeit v vorhanden, welche eine Masse M erhalten hat. Die mit der Geschwindigkeit v behaftete Masse M stellt also das Äquivalent für die verschwundene Energie Ps dar. Diese Masse M behält nun nach dem Trägheitsgesetz ihre Geschwindigkeit v unverändert und immerfort bei, in ihr lebt gleichsam (daher der Ausdruck lebendige Kraft) die vorher in ruhender Form vorhanden gewesene Energie Ps. Stellt sich nun der Masse M auf ihrer Bahn früher oder später ein Hindernis in den Weg, zu dessen Überwindung sie eine gewisse Kraft P′ braucht, so kann sie dies Hindernis überwinden auf die Wegstrecke s′ hin, so daß

$\frac{Mv^2}{2} = P' s'$ (und $Ps = P's'$). Also die mit der Geschwindigkeit v behaftete Masse M ist im stande, eine gewisse Kraft längs eines gewissen Weges hervorzubringen, bis sie zur Ruhe kommt, und wenn diese Kraft eine konstante ist, so hängen diese Größen M,v, P,s durch die Gleichung zusammen $Ps = \frac{Mv^2}{2}$. Eine mit der Geschwindigkeit v behaftete Masse M stellt also auch eine Energie dar, ihre Größe ist ausgedrückt durch $\frac{Mv^2}{2}$; d. h. die Energie eines in Bewegung befindlichen Körpers ist proportional der Masse und proportional dem Geschwindigkeitsquadrate. Diese Energie einer in Bewegung befindlichen Masse nennt man die lebendige Kraft dieser Masse. Daß sie gemessen werde durch das Produkt aus Masse mal Geschwindigkeitsquadrat, wurde zuerst von Leibnitz angegeben 1646. Hat von zwei gleich schweren Körpern der eine eine doppelt so große Geschwindigkeit, so hat er eine 4mal so große lebendige Kraft. Zwei bewegte Körper haben gleiche Energie, wenn $Mv^2 = M_1 v_1{}^2$ Die lebendige Kraft des bewegten Körpers (Bewegungsenergie) kann auch durch die mechanische Energie (mechanische Arbeit) gemessen werden, denn $\frac{Mv^2}{2} = Ps$, hiebei stellt ja Ps die mechanische Arbeit dar, ausgedrückt durch *kgm*. Ein Körper von 80 *kg* Gewicht und 3 *m* Geschwindigkeit hat also eine Energie von $\frac{Mv^2}{2} = \frac{80}{10} \cdot \frac{3^2}{2} =$ 36 *kgm*. Er kann also, bis er zur Ruhe kommt, eine Arbeit von 36 *kgm* leisten; diese Arbeit kann er auf verschiedene Art leisten, etwa indem er die konstante Kraft von 36 *kg* auf 1 *m* oder von 9 *kg* auf 4 *m* oder von 2 *kg* auf 18 *m* 2c, ausübt; denn jede solche Arbeit $Ps = 36$ *kgm*.

Z. B. ein Eisenbahnzug von 3000 Zentner hat eine Geschwindigkeit von 6 *m*, wie weit wird derselbe bei abgesperrtem Dampfe noch frei weiterlaufen, wenn die Reibung (ohne Bremsen) $^1/_{100}$ von der Last ist?

$$M = \frac{3000 \;.\; 50}{10} = 15000;\; v = 6;\; p = \frac{3000 \;.\; 50}{100} = 1500\,kg$$

also $\frac{Mv^2}{2} = Ps$; $\frac{15000 \;.\; 6^2}{2} = 1500 \;.\; s$; $s = 180$ *m*.

Wenn die Kraft P längs des Weges s auf eine frei bewegliche Masse wirkt und dieser dadurch die entsprechende Geschwindigkeit erteilt, so ist es gleichgültig, welche Zeit dieser Vorgang beansprucht; ist z. B. die Masse M groß (klein), so nimmt sie die Be=

wegung nur langsam (sehr rasch) an, und es dauert lange (kurze) Zeit, bis sie die Wegstrecke s durchlaufen hat. Die Geschwindigkeit, welche 2 verschiedene Massen dabei erhalten, sind natürlich verschieden, aber die lebendige Kraft, die sie erhalten haben, ist dieselbe, $Mv^2 = M'v'^2$, und unabhängig von der Zeit. Dasselbe gilt umgekehrt, wenn eine lebendige Kraft $\frac{Mv^2}{2}$ eine Arbeit $P \,.\, s$ leistet.

281. Mechanisches Äquivalent der Wärme.

Es kann mechanische Arbeit (mechanische Energie) in Wärme verwandelt werden; wenn man z. B. mit einem Hammer oft auf ein Stück Eisen schlägt, so wird dasselbe warm; es verschwindet dabei Energie, nämlich die lebendige Kraft des in Bewegung befindlichen Hammers, da derselbe beim Aufschlagen seine Bewegung verliert; als Ersatz für diese verschwundene Bewegungsenergie kommt Wärme zum Vorschein. Es ist demnach eigentlich nicht richtig zu sagen, daß sich mechanische Energie (Ps) in Wärme verwandelt hat, sondern es hat sich die mechanische Energie zuerst in Bewegungsenergie $\frac{Mv^2}{2}$ (des Hammers) verwandelt, und diese Bewegungsenergie verwandelt sich in Wärme. Ähnliche Beispiele gibt es noch viele: ein Bohrer, eine Säge, besonders wenn sie stumpf sind, erhitzen sich. Jede Reibung erzeugt Wärme, denn die Reibung bewirkt einen Geschwindigkeitsverlust des sich reibenden Körpers, und diese verschwindende Bewegungsenergie verwandelt sich in Wärme: Hat man Wasser in einer engen Messingbüchse und reibt dieselbe sehr stark, so kommt das Wasser sogar ins Kochen. So hat besonders Graf Rumford in der Geschützgießerei in München gefunden, daß ein stumpfer Kanonenbohrer sich stark erhitzt, und daß dazugegossenes Wasser ins Kochen kommt und weiter kocht, so lange gebohrt wird. Er schloß daraus nicht nur, daß Reibung Wärme erzeugt, sondern auch, daß Wärme nicht ein Stoff sein könne, da er sonst nicht in beliebiger Menge aus einem Stoffe (Bohrer) herausgenommen werden könne, sondern daß Wärme selbst eine Art Bewegung sein müsse, da sie aus Bewegung entsteht. Wenn man Luft zusammenpreßt, wozu ja Energie aufgewendet, Arbeit geleistet werden muß, indem man den Druck auf eine gewisse Wegstrecke hin überwindet, so wird die Luft dadurch wärmer.

In all diesen Fällen wird eine mechanische Energie $(P \,.\, s)$ oder eine lebendige Kraft $\left(\frac{Mv^2}{2}\right)$ aufgewendet, sie verschwindet und an ihrer Stelle, als Ersatz für sie, erscheint Wärme.

Dies veranlaßte R. Mayer, Arzt in Heilbronn, und den Engländer Joule, zu untersuchen, welche Quantitäten mechanischer

Energie und Wärme sich entsprechen, also insbesondere zu untersuchen; wie viel *kgm* aufgewendet werden müssen, um 1 Calorie zu erzeugen. Man fand, 425 *kgm* mechanische Energie bringen 1 Calorie hervor. Dies fand R. Mayer, dem man überhaupt die wichtigsten Aufklärungen über die Verwandlung von Energien verdankt, auf folgende Art. Man wußte schon längere Zeit, daß Luft verschiedene Wärmecapacität hat, je nachdem man sie in offenem oder verschlossenem Gefäße erwärmt. Z. B. um Luft in verschlossenem Gefäße von 0^0 auf 100^0 zu erwärmen, wobei sie sich ja nicht ausdehnt, sind für jedes *kg* Luft 16,89 Cal. erforderlich; um sie aber in offenem Gefäße zu erwärmen, wobei sie sich ausdehnt, sind für 1 *kg* 23,77 Cal. erforderlich. R. Mayer sagte nun: Hiebei sind die 16,89 Cal. erforderlich, um die Luft zu erwärmen, der Überschuß von 6,91 Cal. kommt aber nicht als Wärme zum Vorschein, sondern ist dazu verwendet worden, um Arbeit zu leisten; denn wenn die Luft sich ausdehnt, so muß der auf ihr liegende Luftdruck überwunden (die Luftsäule gehoben) werden. Die Größe dieser Arbeit ist aber leicht zu berechnen. 1 *kg* Luft hat nämlich bei 0^0 ein Volumen $= \frac{1}{0{,}00129} = 775\ l$; also, wenn es sich in einem Raume befindet, der 1 *qm* Grundfläche hat, so hat es eine Höhe von 7,75 *dm*. Erwärmt man diese Luft, so dehnt sie sich aus und zwar der Höhe nach um $7{,}75 \cdot 0{,}366 = 2{,}84\ dm = 0{,}284\ m$. Dabei muß sie den Luftdruck von $10000 \cdot 1{,}033 = 10330\ kg$ überwinden, leistet also eine Arbeit von $10330 \cdot 0{,}284\ kgm = 2934\ kgm$. Zu dieser Arbeit sind 6,91 Cal. verwendet worden, also treffen auf 1 Cal. 424 *kgm*.

Joule machte eine Reihe verschiedener Versuche, bei denen er durch Reibung oder Stoß Wärme erzeugte, und fand (später) dieselbe Zahl.

Diese Zahl, 425 *kgm* (wie man jetzt annimmt), nennt man das mechanische Äquivalent der Wärme, weil sie angibt, wie viele Einheiten der mechanischen Energie gleichwertig oder äquivalent sind einer Wärmeeinheit, einer Einheit der calorischen Energie.

Umgekehrt fand man, daß durch Verschwinden von Wärme wieder Arbeit geleistet wird. Z. B. wenn man erhitzte Luft in einem verschlossenen Gefäße hat, so kann sie vermöge ihres größeren Druckes (Überdruckes über der atmosphärischen Luft) Arbeit leisten, indem sie sich ausdehnt; dabei kühlt sie sich aber ab und wird kälter, ohne Wärme nach außen abzugeben; es verschwindet also Wärme und dafür wird mechanische Energie frei. Ebenso wenn Dampf von etwa 8 Atmosphären (gesättigt) in einem Dampfmaschinencylinder eingeschlossen ist (etwa $^1/_4$ voll), so drückt er den Kolben vorwärts und leistet Arbeit (Expansionsmaschine); dadurch

kühlt er sich aber ab, ein Teil derselben wird sogar zu Wasser; also Eigenwärme und latente Wärme des Dampfes verschwinden und dafür wird mechanische Arbeit geleistet. Wir sahen, daß 1 *kg* Steinkohle beim Verbrennen ca. 7500 Calorien liefert; könnte man diese ganze Wärmemenge in Arbeit verwandeln, so würde das $7500 \cdot 425$ *kgm* $= 3\,187\,500$ *kgm* liefern; würde diese Arbeit etwa während einer Stunde verrichtet, so würden auf jede Sekunde $\frac{3\,187\,500}{3600}$ *kgm* $= 885$ *kgm* treffen, oder, da 75 *kgm* $= 1$ Pferdekraft, würden ca. 12 Pferdekräfte geleistet werden. Also die durch Verbrennen von 1 *kg* Steinkohle erzeugte Wärme würde, wenn man sie ganz in Arbeit verwandeln könnte, hinreichen, um 1 Stunde lang zwölf Pferdekräfte zu liefern; thatsächlich sind unsere Dampfmaschinen bei weitem nicht im stande, so viel zu leisten, sie liefern kaum 10%, die besten nur 12%, Lokomotiven bloß 5% davon. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, sind also die Dampfmaschinen sehr unvollkommene Maschinen, sie arbeiten nicht sparsam, sie verwandeln bei weitem nicht alle Wärme in Arbeit, die meiste Wärme geht durch den Schornstein und durch den Abdampf unbenützt verloren.

282. Elektrische Energie.

Wenn man eine Dynamomaschine umtreibt, so wendet man (außer der Reibung noch) eine gewisse Arbeit (Ps) auf; dieselbe wird verwandelt in elektrische Energie, indem eine entsprechende Quantität Elektricität von gewissem Spannungsunterschied hervorgebracht wird. Wenn sich dann der Spannungsunterschied durch das Fließen im Stromkreise wieder ausgleicht, verschwindet die elektrische Energie, aber dafür kommen dann andere Energien zum Vorschein. Man hat auch diese elektrische Energie gemessen, und mißt sie durch das Produkt aus Stromstärke mal Spannungsdifferenz; wird in jeder Sekunde 1 *kgm* aufgewendet, so kann man einen Strom erhalten von ca. 10 Amp. Volts. also etwa einen Strom von 5 Amp. Quantität (Stärke) bei einer Spannungsdifferenz an den Erregungsstellen von 2 Volts, oder von 2 Amp. bei 5 Volts oder entsprechend. Eine durch eine Pferdekraft getriebene Dynamomaschine sollte also einen konstanten Strom von 746 Amp. Volts geben, in Wirklichkeit ist die Leistung nicht ganz so groß, es geht auch etwas verloren; aber bei guten, insbesondere großen Dynamomaschinen geht nur wenig ($5-10\%$) verloren, so daß die Dynamomaschinen als vorzügliche, keiner wesentlichen Verbesserung mehr fähige Maschinen anzusehen sind; denn sie verwandeln fast die ganze aufgewendete Arbeit in elektrische Energie. Diese elektrische Energie liefert nun dadurch, daß sie im Stromkreis wieder verschwindet (die Spannungsdifferenz auf 0 zurück

geht), wieder andere Energie, und zwar entweder calorische Energie durch Erwärmung des durchlaufenen Leiters, und zwar 1 Cal. pro 425 *kgm* oder pro 4227 Amp. Volts.; oder es wird selbst wieder mechanische Energie erzeugt; denn wir wissen, daß, wenn dieser Strom durch eine zweite Dynamomaschine geleitet wird, sich dieselbe, dreht, Arbeit liefert, und zwar unter Verbrauch der elektrischen Energie; denn von der elektrischen Energie wird wirklich ein Teil verbraucht, indem ein Teil der Spannungsdifferenz in der zweiten Dynamomaschine verbraucht wird, ohne Wärme zu bilden. Es kann also die elektrische Energie wieder direkt in mechanische Energie verwandelt werden, und zwar liefern auch wieder ca. 10 Amp. Volts 1 *kgm* per Sekunde oder 746 Amp. Volts eine Pferdekraft. Auch hiebei geht ein Teil verloren, d. h. wird nicht in mechanische Energie sondern in andere Energien, etwa calorische, verwandelt; doch liefern gute Maschinen bis 90% Nutzeffekt. Natürlich wenn, wie bei der elektrischen Kraftübertragung, der Abstand beider Maschinen groß, also auch der Leitungswiderstand zwischen ihnen groß ist, so verlegt sich ein großer Teil des Gefälles in die Leitung selbst, ein großer Teil der elektrischen Energie wird in der Leitung in calorische Energie verwandelt und geht für uns verloren, so daß der wirklich übertragene Betrag mechanischer Arbeit verhältnismäßig klein ist, 50%, oder bloß 25% ca.

283. Allgemeine Lehre von der Energie.

Wir haben bisher von einigen Energien gesprochen, und müssen den Begriff der Energie nun genauer betrachten. Energie ist ein Zustand, dem zufolge eine Kraft Gelegenheit und Fähigkeit hat, längs eines gewissen Weges zu wirken. Jede solche Energie heißt eine Energie der Lage oder eine potenzielle Energie.

Hieher gehört die Energie der Schwerkraft oder Gravitationsenergie; dieselbe ist vorhanden, wenn eine schwere Masse (ein Stein) einen bestimmten Abstand von einem ihn anziehenden Körper (Erde) hat; ferner die Energie der Elasticität; sie ist vorhanden, wenn ein elastischer Körper eine Formveränderung erlitten hat (eine Feder zusammengedrückt ist) und nun in die ursprüngliche Gestalt zurückkehren will; auch hier kann eine Kraft längs eines gewissen Weges wirken; ferner die Energie eines eingesperrten Gases (oder Dampfes), die Energie des Magnetes, die Energie der statischen Elektricität und die Energie der elektrodynamischen Anziehung eines Stromteiles (Ampères Gesetze der Anziehung zweier Stromteile).

In all diesen Fällen ist eine Kraft vorhanden, welche das Bestreben und die Möglichkeit hat, längs eines gewissen Weges zu wirken. In jedem solchen Falle wird die Energie gemessen durch das Produkt aus Kraft mal Weg $= P \cdot s$. Also wenn

ein Stein von 5 *kg* Gewicht von der Erde 6 *m* entfernt ist, so hat oder repräsentiert er eine Energie von 5 · 6 *kgm*. Diese Berechnung des Wertes der Energie ist bei der Schwerkraft deshalb so einfach, weil die Größe der Schwerkraft sich nicht (wesentlich) ändert, wenn man sich nicht weit von der Erdoberfläche entfernt. In allen anderen angegebenen Fällen ändert sich die Kraft aber wesentlich, wenn der Weg wirklich zurückgelegt wird, z. B. die elastische Kraft der Feder nimmt ab, wenn die Feder in die ursprüngliche Gestalt zuzückkehrt, ebenso nimmt die Spannkraft des Gases oder Dampfes ab, wenn sie sich ausdehnen, ferner nimmt die Anziehung des Magnetes, der Elektricität, der Stromteile zu, wenn sich die Massen nähern und zwar so, wie das Quadrat der Entfernung abnimmt. Will man in irgend einem solchen Fall die Größe der Energie berechnen, so muß man sich den ganzen Weg in sehr viele kleine Strecken zerlegen und berechnen, wie groß die Kraft am Anfang, jeder Strecke ist; dann kann man ohne einen großen Fehler zu begehen, annehmen, daß die Kraft konstant bleibt, während sie längs der kleinen Strecke wirkt, man hat also jede Kraft mit der zugehörigen Strecke zu multiplizieren und sämtliche Produkte zu addieren. In jedem Falle ergibt sich die Größe der Energie ausgedrückt durch *kgm*.

Eine andere Art von Energie ist die Energie, welche ein in Bewegung befindlicher Körper besitzt, die Bewegungsenergie, kinetische Energie oder lebendige Kraft; denn auch ein solcher Körper befindet sich in einem Zustand, dem zufolge er die Fähigkeit besitzt, eine Kraft längs eines Weges auszuüben. Wir haben gesehen, daß eine Masse m, welche die Geschwindigkeit v besitzt, eine Kraft P längs des Weges s ausüben kann, so daß $\frac{Mv^2}{2} = Ps$. Es kann also auch die Energie einer bewegten Masse ausgedrückt werden durch *kgm* und sie wird gemessen durch das Produkt $\frac{Mv^2}{2}$.

Eine andere Art von Energie ist die Energie der Wärme; denn auch die Wärme ist ein Zustand, vermöge dessen ein Körper eine Kraft längs eines Weges ausüben kann. Wir haben gesehen, daß eine Cal. = 425 *kgm*. Es kann also auch die Wärmeenergie durch *kgm* ausgedrückt werden. Wir haben schon früher die mechanische Gastheorie besprochen, nach welcher man annimmt, daß ein Gas seine Spannkraft nur dadurch hat, daß die Gasmoleküle eine gewisse Geschwindigkeit haben; und da bei gleichem Volumen die Spannkraft von der Wärme abhängig ist, so schließt man, daß mit zunehmender Temperatur die Geschwindigkeit der Gasmoleküle wächst. Demgemäß kann man die Wärme als kinetische Energie, als lebendige Kraft der Moleküle ansehen. Nimmt man ebenso an, daß auch in festen und flüssigen Körpern die Moleküle nicht ruhig neben einander liegen, sondern schwingende oder drehende

Bewegungen um ihre Gleichgewichtslage machen, nimmt man dazu noch an, daß die Größe dieser Bewegungen mit steigender Temperatur wachse, so kann man auch die Wärme eines festen oder flüssigen Körpers als kinetische Energie, als lebendige Kraft der schwingenden Moleküle auffassen.

Wenn man sieht, daß beim Schmelzen und Sieden Wärme verbraucht wird (latente Wärme), so kann man sich das etwa so vorstellen, daß hiebei die dem Körper zugeführte Energie nicht dazu verwendet wird, um die schon vorhandene Bewegung der Moleküle zu vergrößern, sondern um ihnen eine ganz neue Art von Bewegung zu erteilen, z. B. um ihnen eine fortschreitende Bewegung zu erteilen beim Verdampfen. Es kann also auch die latente Wärme als kinetische Energie aufgefaßt werden.

Eine andere Art von Energie ist die elektrische Energie; eine elektrische Menge, welche eine gewisse Spannkraft hat, hat eine gewisse Energie, denn sie kann dadurch, daß sie ihre Spannkraft vermindert (etwa zur Erde abfließt), eine gewisse Arbeit leisten. Im galvanischen Strome findet ein beständiges Fließen der Elektricität und damit ein beständiges Herabsinken von Elektricität von höherer Spannung auf niedrigere Spannung statt. Die freien Mengen $\pm$ Elektricität, welche an den Polen (Erregungsstellen) auftreten, stellen infolge ihres Spannungsunterschiedes eine Energie vor, ebenso wie die Mengen Wassers, die am oberen Teile des Wasserfalles ankommen, infolge ihres Abstandes von der Erde eine Energie vorstellen. Die Energie dieser Mengen $\pm$ Elektricität wird gemessen durch das Produkt aus ihrer Menge mal ihrer Spannungsdifferenz, ebenso wie die Energie des Wassers durch das Produkt aus Masse (*kg*) mal Abstand (*m*) gemessen wird. Ebenso, wie nun in einem Wasserfalle in jeder Sekunde eine gewisse Menge Energie verschwindet, die durch das Produkt P.s gemessen wird, so verschwindet auch im galvanischen Strome pro 1″ eine gewisse Menge Energie, die durch das Produkt aus Menge (Stromstärke, Amp.) mal Spannungsdifferenz (Volt) gemessen wird. Im galvanischen Strome findet also ein beständiges Verwandeln einer elektrischen Energie in eine andere (mechanische, calorische &c.) Energie statt.

Man kann auch noch von einer chemischen Energie sprechen, insofern als zwei chemisch mit einander verwandte Körper, z. B. Kohle und Sauerstoff, wenn sie sich verbinden, Wärme entwickeln, also eine andere Energie hervorbringen. Man mißt die chemische Energie durch den Betrag der bei der chemischen Verbindung zum Vorschein kommenden Wärmemenge, also durch Calorien und kann sie, da 1 Cal. = 423 *kgm* ist, auch durch *kgm* messen. Da etwa 1 *kg* Wasserstoff, wenn es sich mit der entsprechenden Menge (8 *kg*) Sauerstoff verbindet, 34600 Cal. erzeugt, diese aber 34600 · 425 *kgm* = 14 700 000 *kgm* äquivalent sind, so repräsentiert das System

H_2 | O eine chemische Energie von 14 700 000 *kgm* für 1 *kg* Wasserstoff. Will man umgekehrt 9 *kg* Wasser wieder in H_2 und O zerlegen, also die chemische Energie herstellen, so ist hiezu ein Aufwand von 14 700 000 *kgm* Energie notwendig.

Eine andere Art von Energie ist die Energie der strahlenden Wärme, welche etwa von der Sonne zu uns kommt. In den Licht- und Wärmestrahlen überträgt sich nämlich Wärmeenergie der Sonne zu uns. Die Sonne strahlt Wärme aus (jeder *qm* Sonnenoberfläche ca. 20 000 Cal. pro 1 Sek.) und verliert dadurch Wärmemenge; treffen die Sonnenstrahlen auf die Erdoberfläche, so wird die Wärme wieder frei, es entstehen eine gewisse Anzahl von Cal. pro *qm* und Sek. Deshalb sind auch die Wärmestrahlen als Energie zu betrachten und können gemessen werden durch den Betrag der Calorien, den sie hervorbringen, also dann auch durch *kgm*.

Ebenso können die Sonnenstrahlen auch chemische Energie hervorbringen.

284. Verwandlung der Energie.

Wir haben nun schon vielfach erkannt, daß sich solche Energien in einander verwandeln lassen; die ganze Physik ist eigentlich die Lehre von der Verwandlung der Energien. So haben wir in der Mechanik gesehen, wie sich Energie der Lage, z. B. Gravitationsenergie verwandelt in Bewegungsenergie; denn wenn ein Körper zur Erde fällt, so hatte er zuerst einen gewissen Betrag von Gravitationsenergie, P.s; diesen verliert er dadurch, daß er zur Erde fällt, und erhält dafür eine Geschwindigkeit, stellt also eine Bewegungsenergie vor, $\frac{Mv^2}{2}$. Umgekehrt, wenn der Körper aufwärts geworfen wird, so verwandelt sich seine Bewegungsenergie $\frac{Mv^2}{2}$ wieder in Gravitationsenergie P.s. Ebenso sahen wir, daß Wärme eine Spannungsenergie die Energie des Dampfes hervorbringt, daß diese wieder Bewegungsenergie hervorbringt, daß umgekehrt auch wieder Bewegungsenergie sich in Wärme verwandelt (Reibung). Besonders bei der elektrischen Energie erkannten wir, daß sie durch die verschiedenartigsten Ursachen hervorgebracht werden kann, daß also die verschiedensten Energien sich in elektrische Energie verwandeln können. Elektrische Energie entsteht durch mechanische Energie (Reibung, Aufheben des Elektrophordeckels), chemische Energie (galvanisches Element) Wärme (Thermoelement), magnetische oder elektrische Energie (Induktion), Bewegungsenergie (dynamoelektrische Maschine). Umgekehrt kann sich aber auch elektrische Energie wieder in die verschiedensten Energien verwandeln: wenn im galvanischen Strome elektrische Energie verschwindet, so entsteht Wärme (in jedem Leiter), chemische Energie

(bei der Elektrolyse), mechanische Energie oder Energie der Lage (Elektromagnet, elektrodynamische Anziehung), Bewegungsenergie (elektrodynamische Maschine). Durch chemische Energie entsteht Wärme; aber auch strahlende Wärme kann sich in chemische Energie verwandeln; denn in den lebenden Pflanzen, wenn sie vom Sonnenlicht (oder elektrischen Lichte) getroffen werden, wird die von den Pflanzen eingeatmete Kohlensäure zerlegt in Kohle und Sauerstoff, und zwar wird diese Zerlegung nur dadurch hervorgebracht, daß ein Teil der Energie der Sonnenstrahlen verschwindet, also nicht als freie Wärme zum Vorschein kommt.

Wir sehen also, daß sich viele Energien in einander verwandeln lassen, daß sich jede Energie mindestens in eine andere verwandeln läßt.

285. Erhaltung der Energie.

Bei Betrachtung der Verwandlung von Energien in einander ist man nun zu dem ganz allgemeinen Satze gekommen, daß, wenn ein gewisser Betrag einer Energie verschwindet, stets die Beiträge der Energien, welche dadurch zum Vorschein kommen, in Summe dem verschwundenen Betrag gleich sind (R. Mayer). Eine in der Natur vorhandene Energie kann also nicht zu nichts werden, sondern kann sich nur in eine oder mehrere andere Energien verwandeln derart, daß beide Beträge einander gleich sind. Man sagt also: die Energie verschwindet nicht, sondern verwandelt sich nur in andere Energien, wobei die Größe der vorhandenen Energie ungeändert bleibt, und nennt deshalb diesen Satz den Satz von der Erhaltung der Energie.

Dieser Satz spricht zugleich aus, daß eine Energie nicht aus nichts entstehen kann, daß durch Aufwand einer Energie nicht eine dem Betrag nach größere Energie hervorgebracht werden kann, daß also die Gesamtsumme der in der Natur vorhandenen Energien weder vergrößert noch verkleinert werden kann. Es ist dieser Satz der allgemeinste, oberste und alle Vorgänge der Natur beherrschende Satz, der sich würdig und ebenbürtig dem durch die Wissenschaft der Chemie gefundenen Sätze anschließt, daß der Stoff sich erhält, daß die Menge des in der Natur vorhandenen Stoffes weder verringert noch vermehrt werden kann.

Wir betrachten diesen Grundsatz von der Erhaltung der Energie an einigen Beispielen. Bei den einfachen Maschinen (Hebel, Rolle, Wellrad, schiefe Ebene, Schraube), sowie bei allen zusammengesetzten Maschinen (Krahnen, Räderwerk ꝛc.) fanden wir die goldene Regel, daß die Kräfte sich verhalten wie umgekehrt die Wege, oder daß die Arbeit der Kraft gleich ist der Arbeit der Last. Dieser Satz, dessen Richtigkeit und Wichtigkeit man schon früher erkannte, nannte man den Satz von der Erhaltung der Kraft oder der

Erhaltung der Arbeit. Wir können nun so sagen: Bei all diesen Maschinen verschwindet eine Energie, da eine Kraft längs eines Weges wirkt, dafür kommt eine andere Energie zum Vorschein, z. B. eine Gravitationsenergie, da ja ein schwerer Körper so und so hoch gehoben wird. Die Beträge beider Energien, ausgedrückt in *kgm*, sind einander gleich.

In Wirklichkeit sind sie nun nicht ganz einander gleich, sondern es zeigt sich ein Verlust an gewonnener Energie; ein Teil der aufgewendeten Energie scheint verloren gegangen zu sein. Dieser Teil ist aber nicht verloren gegangen, sondern hat sich durch die Reibung in eine andere Energie, etwa Wärme, verwandelt. Wenn man im stande wäre, all die scheinbar verlorene Energie zu messen, also zu messen, wie viel Wärme entstanden ist, wie viel Energie in Luftbewegung verwandelt worden ist, wie viel Energie vielleicht als Elektricität zum Vorschein gekommen ist u. s. f., wenn man also all diese nebenher entstandenen Energien messen könnte und dann in *kgm* ausdrücken würde, so würde ihr Betrag gerade so groß sein, als der Verlust, der sich an der erhaltenen Gravitationsenergie gezeigt hat.

Wenn im galvanischen Elemente Zink verbraucht wird, so wird dadurch eine gewisse Menge chemischer Energie verbraucht, indem sich Zn mit O verbindet. Dafür entstehen nun andere Energien: erstens es braust Wasserstoff auf, der selbst noch eine gewisse chemische Energie (Verwandtschaft zu O) hat, zweitens es wird Wärme im Elemente frei, drittens es entsteht elektrische Energie, die aber im galvanischen Strome sofort wieder verschwindet und dadurch Wärme (im Draht), Energie der Lage oder Bewegung (Umtreiben einer elektrischen Maschine, Treiben einer elektrischen Klingel), vielleicht auch noch chemische Energie (Ausscheiden von Cu aus SO_4 Cu bei unlöslicher Anode) hervorbringt. Wenn man all diese Energien der Größe nach mißt und addiert, so ist ihr Gesamtbetrag genau gleich der aufgewendeten chemischen Energie, nämlich der chemischen Verwandtschaft des Zn zu O; würde sich direkt Zn mit O verbinden, also Zink verbrennen, so würde der Betrag dieser Verbrennungswärme genau gleich sein der oben genannten Summe der verschiedenen Energien.

Wenn wir verbrennliche Speisestoffe (Mehl, Zucker, Fett ꝛc.) in uns aufnehmen, und dieselben durch die Verdauung ins Blut kommen, so verbinden sie sich dort mit dem durch die Lungen aufgenommenen Sauerstoff, d. h. sie verbrennen, ihre chemische Energie verschwindet. Dafür kommt Wärme zum Vorschein und die Kraft unserer Muskeln, mittels deren wir andere Energien hervorbringen, z. B. Bewegungsenergien. Die Summe der Beträge beider Energien ist gleich dem Betrag der aufgewendeten chemischen Energie, also gleich dem Betrag der durch die wirkliche Verbrennung der Speisestoffe entwickelten Wärme. Die Speisestoffe, z. B. Fett ent-

wickeln gleich viel Wärmemenge (gleich viel Calorien], ob sie direkt in der Luft verbrennen, oder ob sie sich im Körper mit Sauerstoff verbinden, wenn nur in beiden Fällen die Verbrennung eine gleich vollständige ist.

In all diesen Fällen findet also stets der Vorgang statt, daß eine Energie verschwindet und dafür eine oder mehrere Energien zum Vorschein kommen, daß sich also eine Energie in eine oder mehrere andere Energien verwandelt, und bei jedem solchen Vorgang gilt der Satz von der Erhaltung der Energien als der allgemeinste und oberste Grundsatz der Physik.

Zwölfter Abschnitt: Anhang.

Interferenz, Beugung und Polarisation der Wellen.

286. Interferenz der Wellen.

Wir haben früher schon gehört, daß man das Licht ansieht als eine wellenförmige Bewegung des Äthers, jenes feinen Stoffes, der das ganze Weltall erfüllt, auch die festen und flüssigen Körper durchdringt, der Schwerkraft nicht unterworfen ist und als vollkommen elastisch anzunehmen ist. Die gewöhnlichen Erscheinungen der Reflexion und Refraktion haben zu ihrer Erklärung diese Wellentheorie (Undulationstheorie) nicht gerade notwendig; doch gibt es eine Reihe von interessanten Erscheinungen, die sich nur aus dieser Theorie erklären lassen, die zur Aufstellung dieser Theorie geführt und sie begründet haben.

Wenn im Wasser zwei Wellen zugleich erregt werden, indem man etwa zwei Steine an etwas entfernten Punkten ins Wasser wirft, oder wenn Wellen auf das Ufer zugehen, dort reflektiert werden und nun den ankommenden Wellen entgegenlaufen, wenn also im Wasser zwei Wellen einander begegnen, so durchdringen sie sich und laufen dann so weiter, als wenn sie gar keine Störung gefunden hätten. Dort, wo sie sich durchdringen, ist ihre Gestalt merklich gestört, denn an den Stellen, wo 2 Wellenberge sich treffen, ist ein erhöhter Wellenberg, an den Stellen, wo zwei Thäler sich treffen, ist ein vertieftes Thal, und dort, wo Berg und Thal sich treffen, heben sich beide auf, so daß das Wasser dort im natürlichen Niveau liegt. Es bedeuten in nebenstehender Figur

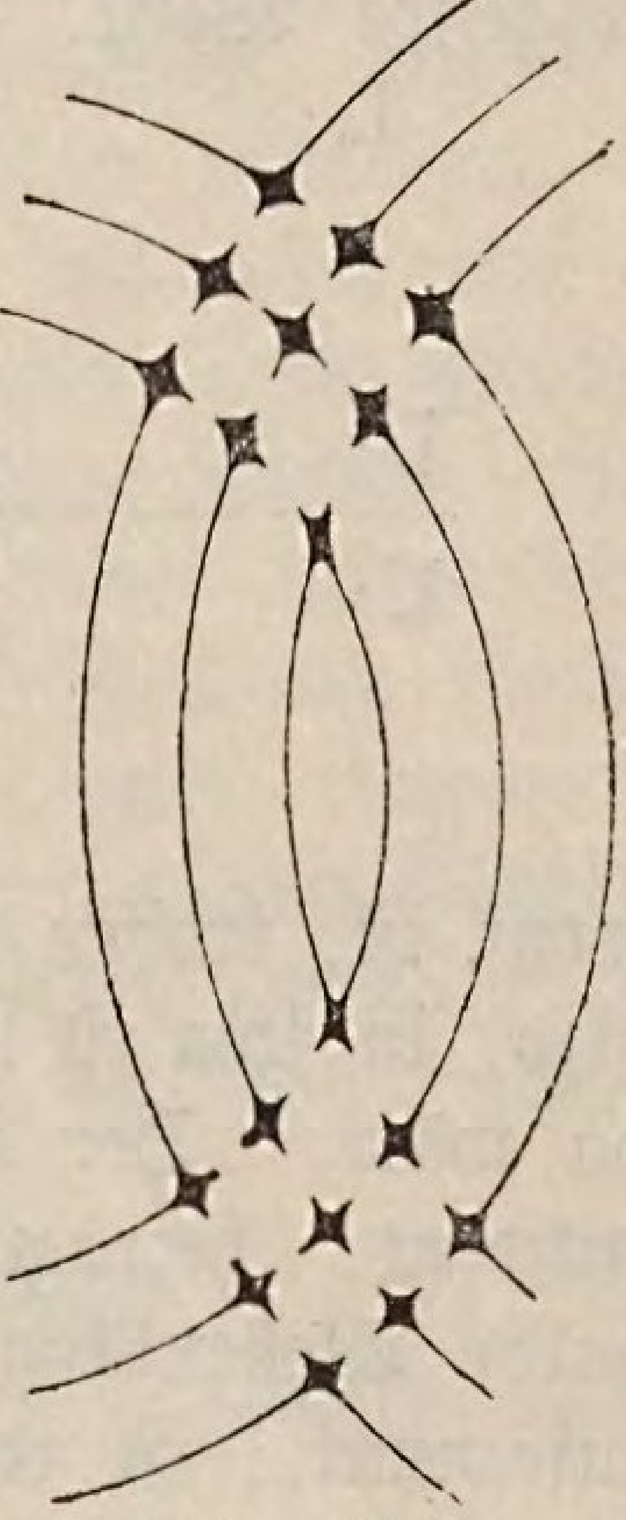


Fig. 346.

die Kreislinien die Kämme der Wellenberge zweier sich kreuzender Wellensysteme, die punktförmig verdickten Stellen bedeuten die kuppenförmig erhöhten Wellenberge, zwischen je 4 von ihnen liegen die kesselähnlich vertieften Thäler; zwischen 2 benachbarten Bergen liegt eine sattelähnliche Vertiefung und zwischen 2 benachbarten Thälern liegt eine sattelähnliche Erhöhung, deren jede bis zum natürlichen Niveau des Wassers reicht. Die Bewegung der Berge und Thäler geschieht nun in der Art, daß es stets so aussieht, als wären die beiden Wellensysteme fortgeschritten, ohne sich zu stören. Jede solche durch Kreuzung von Wellen entstehende Verstärkung oder Aufhebung der Wellenbewegung nennt man Interferenz; manche hierauf beruhenden Erscheinungen bei Schallwellen haben wir schon kennen gelernt, und wenn es erlaubt sein soll, auch das Licht als Wellenbewegung aufzufassen, so muß auch eine Interferenz der Lichtwellen nachweisbar sein.

287. Interferenz des Lichtes.

Die Interferenz des Lichtes wurde von Fresnel durch dessen berühmten Spiegelversuch nachgewiesen.

Läßt man Licht sehr schräg auf zwei Glasspiegel, die unter einem sehr stumpfen Winkel (fast 180°) geneigt sind, auffallen, so werden die Lichtstrahlen so reflektieret, als wenn sie von zwei hinter den Spiegeln liegenden Punkten L′ und L″ herkämen. Wenn also von L eine Lichtwelle ausgeht, so ist es gerade so, als wenn von L′ und L″ gleichzeitig zwei gleiche Lichtwellen ausgingen. Bringt man in den Gang dieser Lichtwellen einen Schirm, so erblickt man auf demselben eine Reihe abwechselnd heller und dunkler Streifen, Interferenzstreifen, und erklärt diese durch Interferenz auf folgende Weise. Im Punkte a, der von L′ und L″ gleich weit ent-

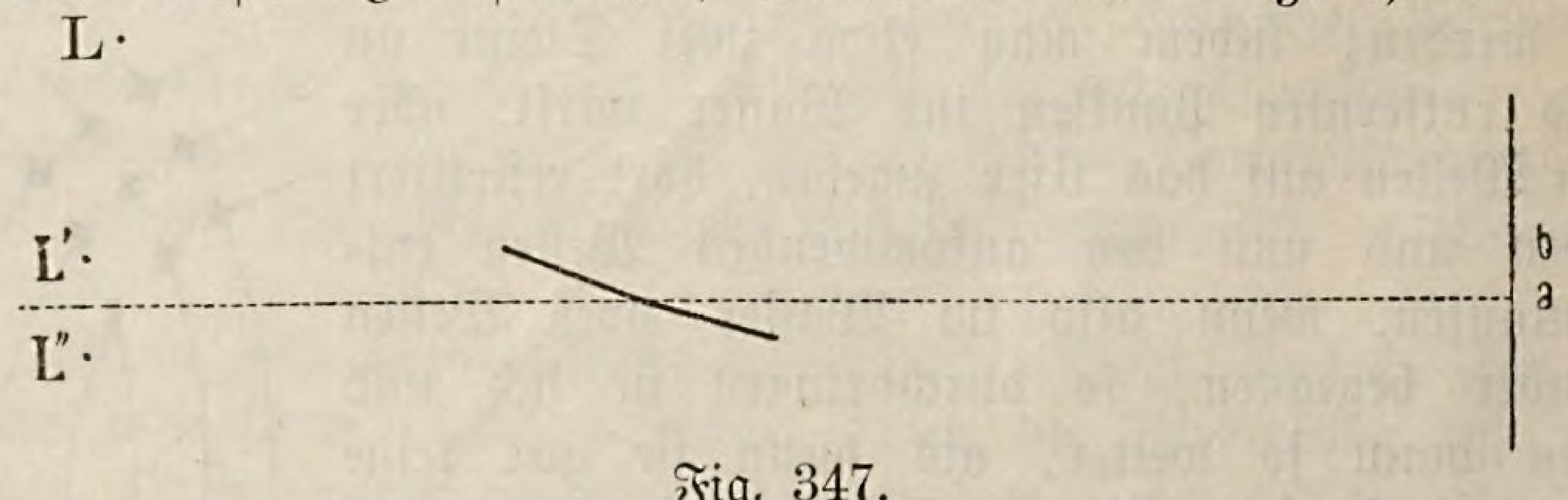


Fig. 347.

fernt ist, treffen auch die Wellen stets gleichzeitig ein, verstärken sich also, in ihm ist es hell, doppelt so hell, als wenn bloß ein Spiegel da wäre. Der Punkt b aber ist vom L′ und L″ verschieden weit entfernt; beträgt dieser Unterschied (Gangunterschied) gerade eine halbe Wellenlänge, so treffen in b stets Wellenberg und Wellenthal zusammen; ist von L′ aus ein Wellenberg angelangt, so ist von L″ wegen des größeren Weges ein Wellenthal angelangt, und umgekehrt;

beide heben sich stets und vollständig auf, in b ist keine Wellenbewegung, also kein Licht, b ist ganz dunkel. c (oberhalb b) ist von L′ und L″ verschieden weit entfernt; beträgt der Unterschied gerade eine ganze Wellenlänge, so treffen dort stets wieder die Wellenberge zusammen und dann die Wellenthäler, sie verstärken sich, c hat helles Licht, doppelt so hell, als wenn nur ein Spiegel da wäre; so geht es fort, in d ist es dunkel, in e hell ꝛc.

Da sich die Interferenz des Lichtes durch die Emissionstheorie nicht, durch die Undulationstheorie aber ganz befriedigend erklären läßt, so haben diese Interferenzerscheinungen wesentlich dazu beigetragen, der Undulationstheorie Geltung zu verschaffen; man sieht sie als einen zwingenden Beweis für die Richtigkeit der Undulationstheorie an.

So hat man die Erscheinung der Interferenz, wenn man einfarbiges, homogenes Licht, also etwa wenn man das Sonnenlicht durch ein rotes oder ein violettes Glas gehen läßt, oder wenn man das gelbe Licht einer Natriumflamme benützt. Man findet, daß bei rotem Lichte die Interferenzstellen weiter voneinander entfernt liegen, als bei violettem, daß b weiter von a entfernt ist, schließt also, daß der Wegunterschied ein größerer ist, daß also auch die Wellenlänge des roten Lichtes größer ist als die des violetten.

Nimmt man weißes Licht bei diesem Versuche, so erzeugt jede Farbe entsprechend der Wellenlänge ihrer Strahlen ein anderes System von Streifen; diese Streifen lagern übereinander, die Farben mischen sich und man erhält ein System von farbigen Streifen.

Durch Interferenz erklären sich auch die Farben dünner Blättchen, das sind die schönen, bunten, meist ringförmig angeordneten Farben und Farbenstreifen, die man an Seifenblasen, Sprüngen im Eis, ganz dünnen Ölschichten auf Wasser, dünnen Oxydschichten auf blanken Metallen (angelassenem Stahl) ꝛc. wahrnimmt. Das auf die dünne Schichte der Seifenblase auffallende Licht wird nämlich teilweise von der äußeren Fläche reflektiert, der andere Teil durchdringt das Seifenwasserhäutchen und wird von der inneren Fläche teilweise reflektiert; beide reflektierten Teile gelangen ins Auge, aber da sie hiezu verschieden lange Wege machen, haben sie einen Gangunterschied, die Lichtwellen interferieren sich deshalb, erzeugen Interferenzstreifen und dadurch die verschiedenen Farben. Diese Erscheinung wurde schon von Newton einer eingehenden Untersuchung unterzogen, indem er eine sehr flache convexe Glaslinse auf eine ebene Glasplatte preßte; es zeigen sich um die Berührungsstelle viele hellere und dunklere farbige Ringe, die eine Art Spektrum bilden, die Newtonschen Farbenringe.

Mittels des Spiegelversuches gelang es Fresnel, die Länge der Wellen der verschiedenen einfachen (Spektral-) Farben zu berechnen.

Farbe	Wellenlänge in Tausendstel mm	Schwingungszahl in Billionen pro 1″
Rot B	0,6878	448
Rot C	0,6564	472
Gelb D	0,5888	526
Grün E	0,5620	589
Hellblau F	0,4843	640
Tiefblau G	0,4291	722
Violett H	0,3929	790

Da jede Welle, gleichgültig ob kurz oder lang, sich in demselben Medium gleich rasch fortpflanzt (308 000 km in 1″), so hat die kürzeste Welle (violett) auch die größte Schwingungszahl.

288. Beugung der Wellen.

Geht paralleles Licht durch einen schmalen Spalt, dessen Breite in der Figur 350 in A B gezeichnet ist, in einen dunklen Raum, so sollte es eigentlich nur den Teil des Schirmes erhellen, der von der geradlinigen Verlängerung des Lichtes getroffen wird. Man findet aber, daß dieser Teil noch eingefaßt ist mit abwechselnd hellen und dunklen Streifen, ähnlich den Interferenzstreifen, sieht also, daß das Licht von seiner geradlinigen Bahn abgelenkt ist, und nennt diesen Vorgang Beugung des Lichtes.

Diese Erscheinung hat man auf folgende Weise erklärt: Wenn in einem Punkte eine wellenförmige Bewegung existiert, so pflanze sie sich nicht bloß in der Richtung fort, in der sie diesen Punkt erreicht hat, sondern von diesem Punkte geht, wit von einem Mittelpunkte aus, ein System kugelförmiger Wellen aus. So lange diese Bewegung in unbegrenztem Raume geschieht, schaut es so aus, als wenn die Wellenbewegung sich geradlinig fortgepflanzt hätte; denn wenn etwa eine von A ausgehende Wellenbewegung Fig. 348 sich bis zum Kreise (Kugelschale) BC fortgepflanzt hat, so daß in B und C gleichzeitig etwa Wellenberge sich befinden, und es entstehen nun um B und C und ebenso um alle (unendlich vielen) dazwischen liegenden Punkte selbst wieder kreis- (kugel-) förmige Wellen, so haben sich diese nach Ablauf einer gewissen Zeit so weit fortgepflanzt, daß die Wellenberge derselben bis zur unteren Linie fortgerückt

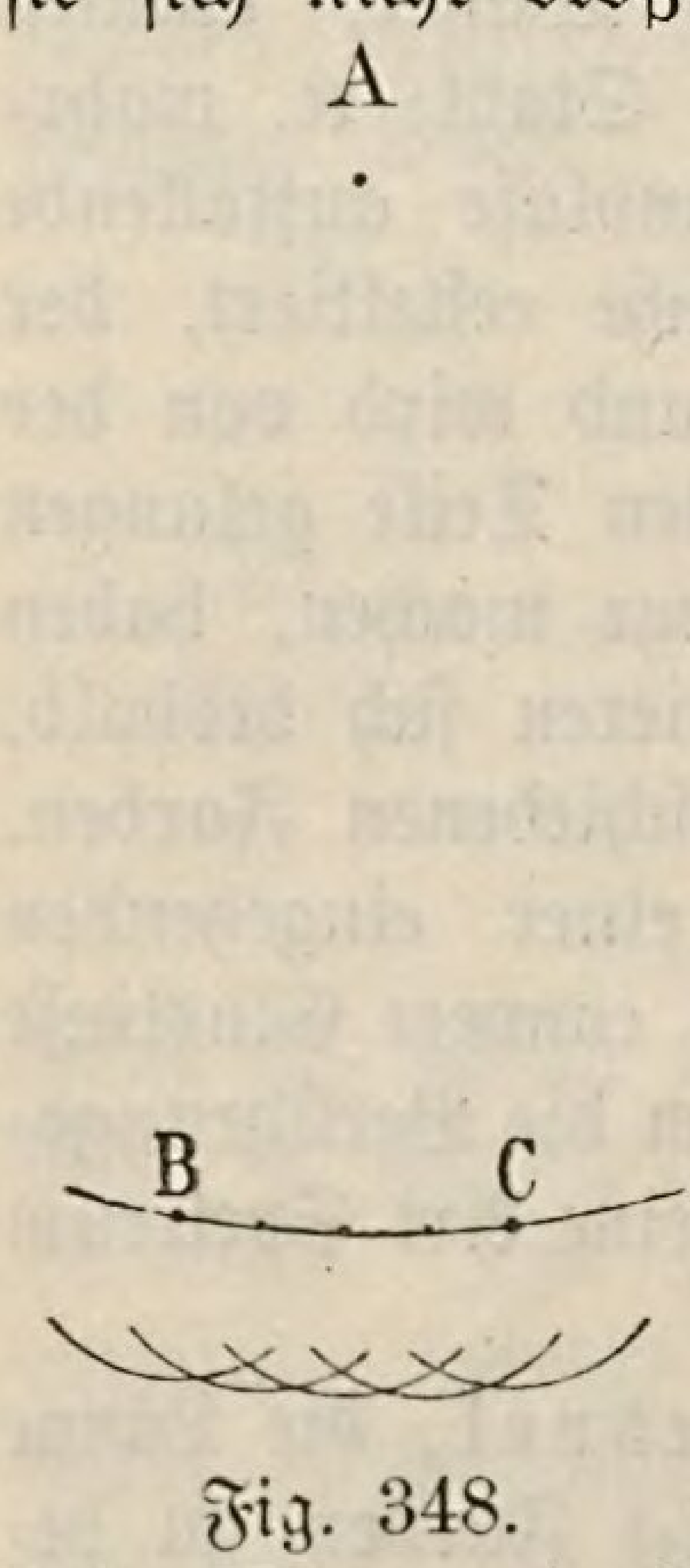


Fig. 348.

sind. Die vordersten Teile dieser Wellenberge verstärken sich zu einem

Hauptwellenberg, der gerade so aussieht, wie wenn der Berg BC sich zur untern Linie fortgepflanzt hätte; an den weiter rückwärts gelegenen Teilen interferieren sich die Berge schon mit den nachkommenden Thälern und bilden so den hinteren Abhang des Berges. Es kommen also die in jedem Punkte entstehenden Wellen nicht einzeln zum Vorschein, sondern nur als Gesamtwirkung, die so aussieht, als wenn sich die Welle von BC einfach fortgepflanzt hätte. Wenn aber der Raum, durch welchen die Welle eindringt, einseitig begrenzt ist, z. B. wenn eine Wasserwelle durch ein Schleusenthor eindringt, so sieht man, wie hinter dem Thore nach rechts und links die Wellenbewegung sich fortsetzt, gerade so, als wenn auf der ganzen Thorbreite eine wellenförmige Bewegung erregt würde; man sagt, die Welle wird gebeugt und dringt so auch in den Raum ein, der nicht in der geradlinigen Fortsetzung der ankommenden Welle liegt. Die Welle geht also auch um die Ecke; ebenso geht der Schall um die Ecke, und wenn auch das Licht nicht geradeso sich abbiegt, so nehmen wir doch in der Beugung des Lichtes eine Erscheinung wahr, die auf das engste damit verwandt ist.

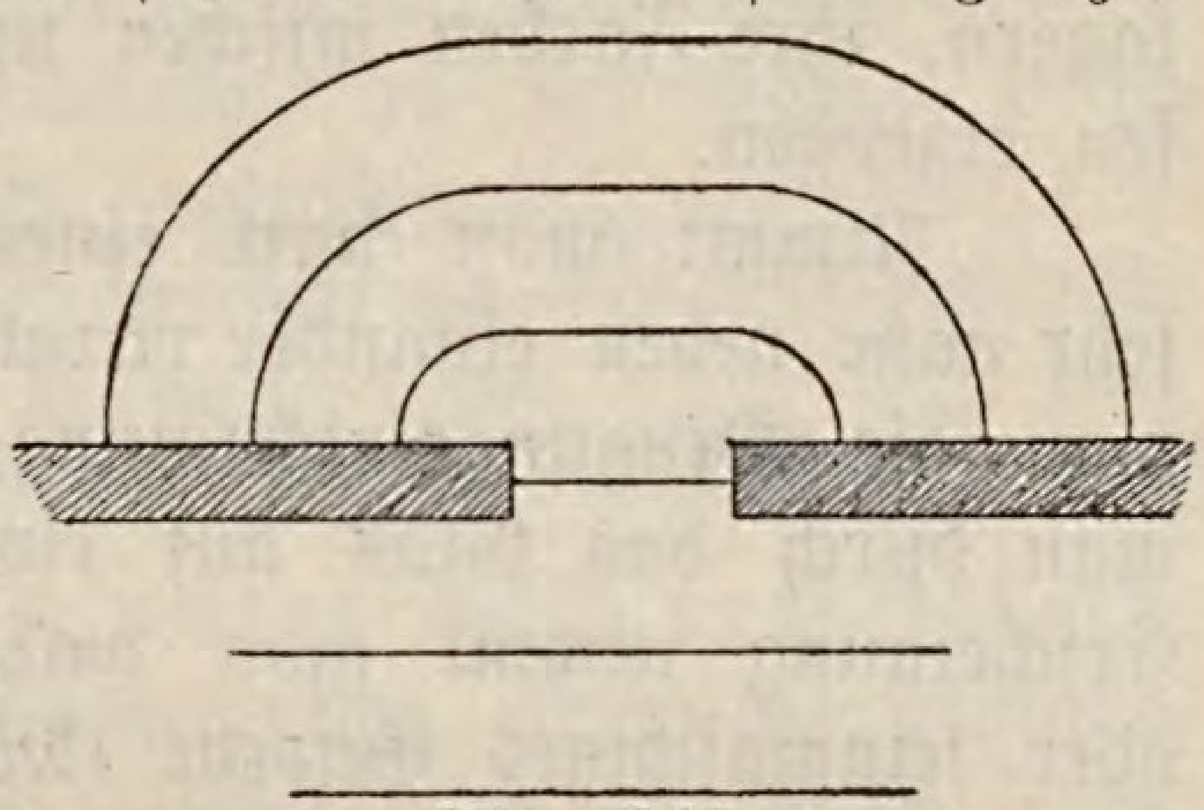


Fig. 349.

289. Bewegung des Lichtes.

Kommt das Licht am Spalte AB an, und hält man an der Vorstellung fest, daß nun von A und von B, sowie von allen zwischenliegenden Punkten sich kreis- (kugel-) förmige Wellensysteme ausbreiten, so werden sich dieselben interferieren. Im Punkte a treffen die von A und B kommenden Wellen nicht gleichzeitig an, sondern mit einem Gangunterschied, der der ungleichen Entfernung a A $>$ a B entspricht. Ist dieser Entfernungsunterschied etwa eine ganze Wellenlänge, so ist der Gangunterschied von a A — a C eine halbe Wellenlänge und es gibt zu jedem Punkte zwischen A und B einen zweiten, so daß die von ihnen ausgehenden Wellen in a gerade einen Gangunterschied von einer halben Wellenlänge haben. Solche Wellen heben sich vollständig auf, in a ist es also ganz dunkel. In b jedoch, wo der Unterschied b A — b B gleich 2 Wellenlängen ist, wo also b A — b C = 1 Wellenlänge ist, kommen stets Wellenpaare an, die sich durch eine ganze

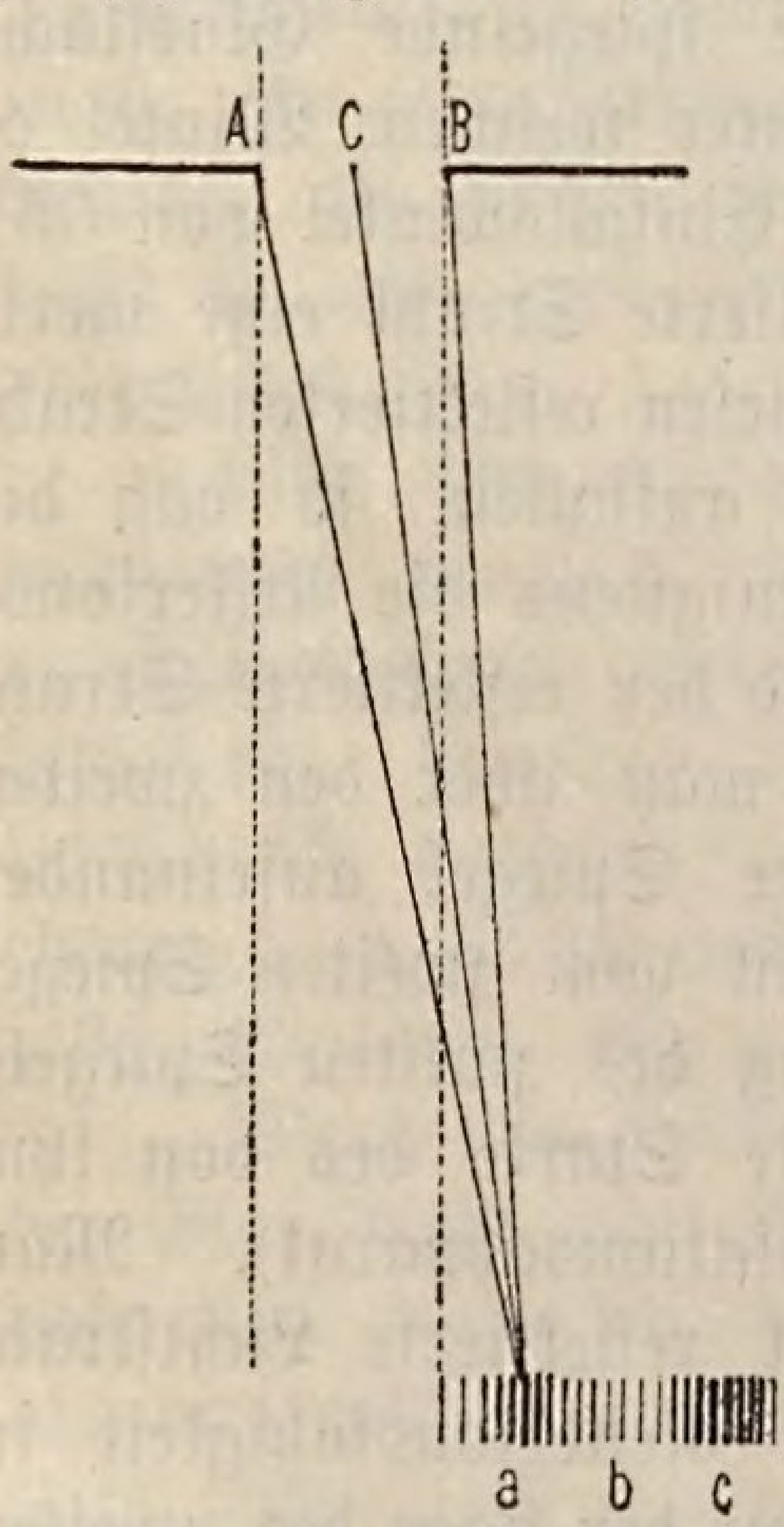


Fig. 350.

Wellenlänge unterscheiden, die sich also verstärken; es ist also in b hell, das Licht ist nach b hin gebeugt worden. So findet man, daß es in c dunkel, in e hell ist 2c., kann leicht mit dem Auge noch mehrere solche Interferenzstreifen unterscheiden und sieht so, wie das Licht gebeugt wird, um die Ecke geht. So ist die Erscheinung bei einfarbigem Lichte. Sie kann auch benützt werden, um die Wellenlänge des Lichtes zu berechnen (Fraunhofer). Bei violettem Lichte sind die Streifen schmäler, bei rotem Lichte breiter, und aus der Ableitung ist klar, daß die Streifen um so breiter werden, je schmäler der Spalt wird. Bei gemischtem, weißem Lichte entstehen eine Unzahl von Streifensystemen, die sich übereinander lagern, ihre Farben mischen und so ein System von farbigen Streifen erzeugen.

Nimmt man statt eines Spaltes deren mehrere, indem man sehr nahe neben einander parallele Striche auf Glas graviert, so sieht man die Beugungserscheinung, die farbigen Fransen, schon wenn man durch das Glas auf eine Kerzenflamme sieht. Eine ähnliche Erscheinung nimmt man wahr, wenn man durch eine Federfahne oder feinmaschiges Gewebe (Musselin) gegen das Licht blickt.

290. Polarisation des Lichtes.

Die Erscheinungen der Interferenz und Beugung haben erwiesen, daß das Licht eine Wellenbewegung ist, dagegen unentschieden gelassen, welcher Art die Schwingungen sind, ob sie nämlich longitudinal oder ob sie transversal sind. Die nachfolgenden Erscheinungen der Polarisation entscheiden hierüber und lehren, daß bei Lichtwellen die Teilchen transversal schwingen.

Läßt man natürliches Licht auf eine spiegelnde Glasfläche fallen, so wird es reflektiert, gleichgültig, unter welchem Winkel es auffällt. Läßt man aber Licht unter einem Einfallswinkel von 55° auf eine Glasfläche fallen, so zeigt der reflektierte Strahl eine merkwürdige Eigentümlichkeit; läßt man nämlich diesen reflektierten Strahl auf einen zweiten Spiegel auch unter 55° auffallen, so daß die Ebenen beider Spiegel parallel, oder daß wenigstens die Reflexionsebenen beider Spiegel zusammenfallen, so wird der reflektierte Strahl vom zweiten Spiegel auch reflektiert; dreht man aber den zweiten Spiegel so, daß die Reflexionsebenen beider Spiegel aufeinander senkrecht stehen, so wird der reflektierte Strahl vom zweiten Spiegel nicht mehr reflektiert. Während der Drehung des zweiten Spiegels aus der ersten in die zweite Lage nimmt die Stärke des von ihm reflektierten Lichtes ab. (Nörrembergs Polarisationsapparat). Man erkennt daran, daß der vom ersten Spiegel reflektierte Lichtstrahl nicht mehr gewöhnliches Licht ist, da seine Reflexionsfähigkeit in Bezug auf den zweiten Spiegel beschränkt, von der Lage des zweiten Spiegels abhängig ist, und nennt deshalb diesen vom ersten Spiegel

reflektierten Strahl polarisiert. Zur Erklärung dieser Erscheinung nimmt man Folgendes an.

Im gewöhnlichen Lichte erfolgen die Schwingungen der Ätherteilchen stets senkrecht zur Richtung des Lichtstrahles, transversal, aber nach allen möglichen Seiten hin; wenn also in einem Lichtstrahle die Äthermoleküle jetzt eben in einer gewissen Richtung schwingen, so schwingen sie an dieser Stelle im nächsten Moment nach einer anderen Richtung und wechseln so in rascheſter Folge ihre Schwingungsrichtung. Ist aber Licht so beschaffen, daß alle Moleküle stets nur nach einer Richtung hin schwingen, so sagt man, das Licht ist polarisiert; eine Ebene, welche den Lichtstrahl enthält und senkrecht steht zur Schwingungsrichtung, nennt man die Polarisationsebene. Wenn also die Moleküle in der Ebene dieses Papieres schwingen, so ist das Licht polarisiert senkrecht zu dieser Papierfläche, die Polarisationsebene geht durch AB und steht senkrecht zur Papierfläche.

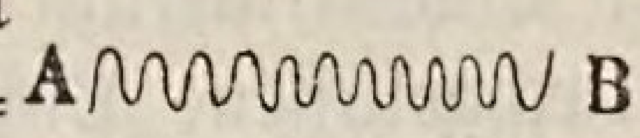
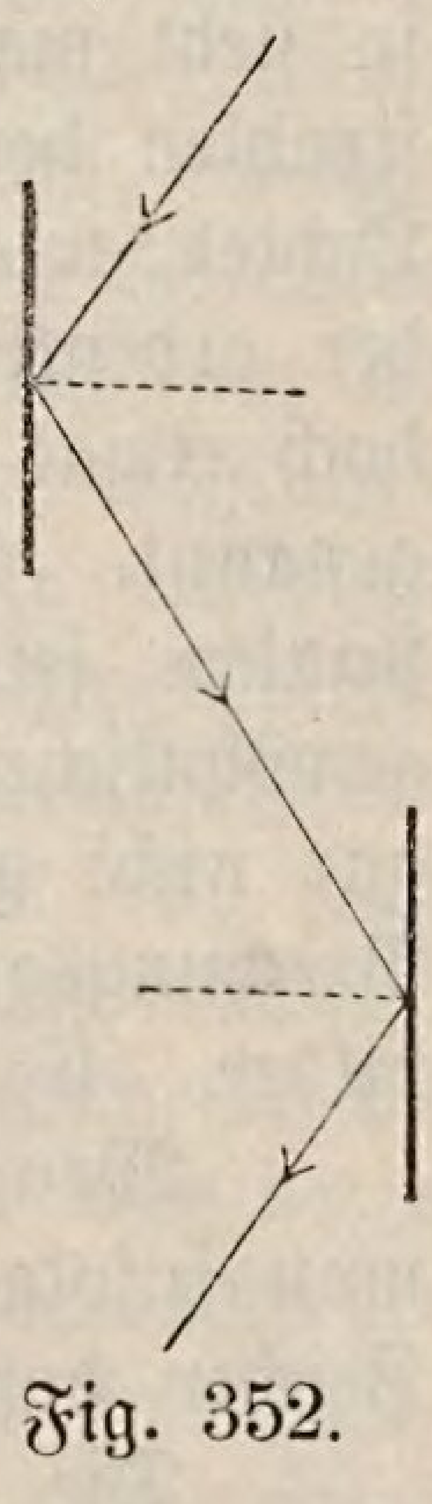


Fig. 351.

Wird das Licht von Glas unter 55⁰ reflektiert, so ist es polarisiert; man weiß zwar nicht, ob in der Einfallsebene oder senkrecht zu derselben, doch nimmt man an, es sei in der Einfalls- (Reflexions-) Ebene polarisiert; die Schwingungen geschehen also senkrecht zur Einfallsebene, also senkrecht zur Papierfläche der Figur 352.

Solches polarisiertes Licht wird von einem zweiten Spiegel nur dann am stärksten reflektiert, wenn die Einfallsebene wieder mit der Polarisationsebene zusammenfällt; ist aber die Einfallsebene senkrecht zur Polarisationsebene (zweite Stellung des 2. Spiegels), so wird das Licht gar nicht mehr reflektiert. In jeder Zwischenstellung reflektiert der 2. Spiegel weniger als in der ersten Stellung, und dies reflektierte Licht ist nun auch wieder in der neuen Reflexionsebene polarisiert.

Von dem auf den ersten Spiegel fallenden Lichte wird nur ein Teil reflektiert, der andere Teil wird durchgelassen (vorausgesetzt, daß der Glasspiegel unbelegt ist). Auch das durchgelassene, gebrochene Licht ist polarisiert, aber senkrecht zur Einfallsebene, d. h. seine Schwingungen geschehen in der Einfalls- (Papier-) ebene. Fig. 353.


Fig. 352.

Wenn der Einfallswinkel des natürlichen Lichtes bei Glas mehr oder weniger als 55⁰ beträgt, so wird das Licht nicht vollständig polarisiert, d. h. sowohl das einfallende als das gebrochene verhält sich so, als wenn es bestände aus einem Teil polarisierten und einem Teil unpolarisierten Lichtes.

Die Polarisation des reflektierten Lichtes ist bei durchsichtigen

Substanzen nur dann vollständig, wenn der reflektierte Strahl senkrecht steht auf dem gebrochenen Strahle. Ist also n der Brechungsexponent und α dieser Einfallswinkel (oder Reflexionswinkel), so ist $\operatorname{tg} \alpha = n$. Dieser Einfallswinkel wird **Polarisationswinkel** genannt. Bei vielen Substanzen, zu denen auch Diamant, Schwefel und die Metalle gehören, wird nie alles reflektierte Licht polarisiert, jedoch liefert der Polarisationswinkel das Maximum des polarisierten Lichtes.

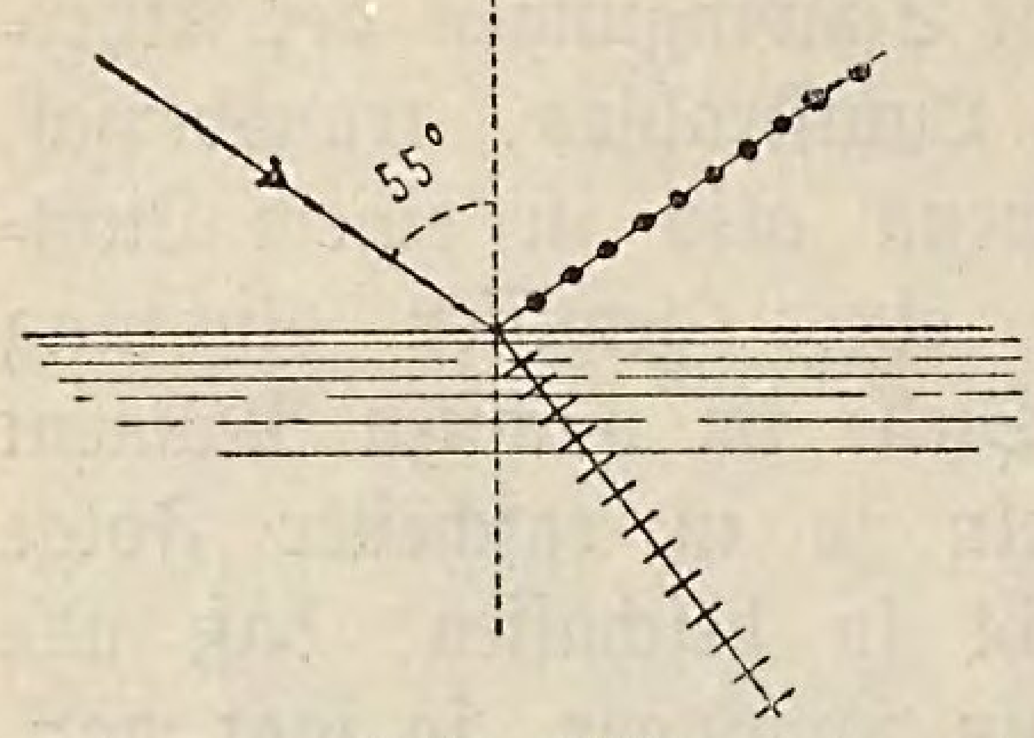


Fig. 353.

Das durchgelassene Licht ist nie vollständig polarisiert, denn es enthält nur so viel polarisiertes als das reflektierte, ist ihm aber an Quantität überlegen; der Überschuß ist unpolarisiert. Wird dies durchgelassene Licht nochmal durch eine parallele Platte gelassen, so wird der schon polarisierte Teil ganz durchgelassen, vom unpolarisierten wird ein Teil polarisiert; das durchgelassene ist also jetzt vollständiger polarisiert und kann, wenn man es oftmals durch solche Platten durchgehen läßt, immer vollständiger polarisiert werden.

291. Doppelbrechung des Lichtes.

Ein eigentümliches Vorkommnis zeigt sich, wenn man Licht, durch ein Kalkspatrhomboeder durchgehen läßt. Aus den natürlichen Kalkspatkrystallen lassen sich nämlich durch Spaltung Rhomboeder herstellen, und wenn man nun ein Bündel paralleler Lichtstrahlen sogar senkrecht auf eine Seitenfläche des Rhomboeders fallen läßt, so sieht man auf der gegenüberliegenden Fläche zwei getrennte Lichtstrahlen heraustreten. Der eine ist die Fortsetzung des einfallenden Lichtes, wie er sich bei senkrechter Incidenz bilden muß, und wird der ordentliche Strahl genannt; der andere ist dem ersten parallel, doch etwas seitlich verschoben, und wird der außerordentliche Strahl genannt. Der außerordentliche Strahl kann also nur dadurch entstanden sein, daß von dem einfallenden Lichte der eine Teil nach gewöhnlichen Brechungsgesetzen gebrochen, also bei senkrechter Incidenz gar nicht gebrochen wurde, der andere Teil aber nach einem anderen Brechungsgesetze abgelenkt wurde und so den außerordentlichen Strahl bildet. Es zeigt sich also eine **Doppelbrechung** des Lichtes.

Wenn man ein Kalkspatrhomboeder auf Papier legt, so sieht man infolge dieser Doppelbrechung die auf dem Papier befindlichen Zeichen doppelt.

Die 6 Rhomben, welche das Rhomboeder begrenzen, haben stumpfe Winkel von je 101,5°, und nur an zwei gegenüberliegenden Ecken stoßen je 3 stumpfe Winkel zusammen; die Verbindungslinie dieser Ecken ist die krystallographische und zugleich die optische Achse des Kalkspates, und jede Ebene, welche durch sie gelegt wird, heißt

ein Hauptschnitt. Liegt das Rhomboeder, wie vorhin, auf dem Papier mit einer Fläche, so steht die Axe schief zur Papierfläche; der Hauptschnitt, welcher hier in Betracht kommt, enthält diese Achse (oder eine dazu parallele) und steht senkrecht auf der Papierfläche; es zeigt sich, daß der außerordentliche Strahl im Hauptschnitt verschoben ist, daß er sogar bei senkrechter Incidenz um 6° 14′ in der Ebene des Hauptschnittes abgelenkt wird, deshalb neben dem ordentlichen austritt und beim Austritt ihm wieder parallel wird. Wenn man demnach das auf dem Papier liegende Rhomboeder dreht, so ändert der Hauptschnitt seine Richtung und damit auch der außerordentliche Strahl. Ist auf dem Papier ein Punkt gezeichnet, so sieht man durch das Rhomboeder zwei Punkte, und beim Drehen desselben bleibt der eine Punkt, der dem ordentlichen Strahle entspricht, ruhig, während der andere, welcher dem außerordentlichen Strahle entspricht, in einem kleinen Kreise um ihn herumwandert.

Jede Doppelbrechung ist zugleich mit Polarisation verbunden derart, daß der ordentliche Strahl im Hauptschnitt polarisiert ist, daß also bei ihm die Ätherteilchen in einer zum Hauptschnitt senkrechten Richtung schwingen, während der außerordentliche Strahl senkrecht zum Hauptschnitt polarisiert ist, so daß also bei ihm die Ätherteilchen in der Ebene des Hauptschnittes schwingen. Die Polarisation beider Strahlen ist dabei stets eine vollständige.

Zur Erklärung dieser Erscheinungen nimmt man an, daß in folge der besonderen Anordnung der Moleküle im Krystalle die Ätherteilchen überhaupt nur in zwei Richtungen schwingen können, parallel dem Hauptschnitt und senkrecht dazu, daß deshalb, wenn gewöhnliches Licht in den Krystall eindringt, jeder Lichtstrahl, welcher nicht schon in einer dieser Richtungen schwingt, in zwei Strahlen zerlegt wird, die eben in diesen Richtungen schwingen. Da nun im gewöhnlichen unpolarisierten Lichte die Teilchen nach allen möglichen Richtungen schwingen und keine Richtung bevorzugen, so entstehen durch die Zerlegung zwei polarisierte Strahlen von gleicher Stärke. Nun hat der Kalkspat aber auch noch verschiedenes Brechungsvermögen für beide polarisierte Strahlen, und daher kommt es, daß sie sich im Krystalle trennen und gesondert zum Vorschein kommen.

Läßt man nun polarisiertes Licht, etwa den ordentlichen Strahl eines Rhomboeders, auf ein zweites Rhomboeder fallen, so daß deren Hauptschnitte parallel sind, so durchdringt er das zweite Rhomboeder ungehindert, weil seine Teilchen im zweiten Rhomboeder ebenso weiterschwingen können, wie sie den ersten verlassen haben, es erscheint also nur ein Strahl und zwar ein ordentlicher; dreht man aber das zweite Rhomboeder nun um 90°, so kann der ordentliche Strahl des ersten nicht mehr als solcher das zweite Rhomboeder durchdringen; denn seine Teilchen, die zuerst in einer zum Hauptschnitt

senkrechten Richtung geschwungen haben, schwingen nun im zweiten Rhomboeder in dessen Hauptschnitt, bilden also einen außerordentlichen Strahl und durchdringen so mit Ablenkung das zweite Rhomboeder. Während man aber das zweite Rhomboeder so dreht, nachdem man es etwa um 45° gedreht hat, tritt stets wieder Doppelbrechung ein; denn der ordentliche, polarisierte Strahl des ersten Rhomboeders findet nun das zweite Rhomboeder in einer solchen Lage, daß er nicht in derselben Richtung weiter schwingen kann; deshalb zerlegt sich jeder Strahl wieder in 2 Strahlen, einen ordentlichen und einen außerordentlichen, von denen bei dieser Drehung der ordentliche an Stärke abnimmt, während der außerordentliche zunimmt.

Alle nicht dem regulären System angehörigen Krystalle zeigen Doppelbrechung; unter ihnen ist besonders der Turmalin ausgezeichnet dadurch, daß er den außerordentlichen Strahl besser durchläßt, als den ordentlichen, so daß oft schon eine einzige Turmalinplatte genügt, den ordentlichen Strahl ganz auszulöschen. Legt man zwei solche Turmalinplatten so aufeinander, daß die Hauptschnitte parallel sind, so erscheint beim Durchsehen das Gesichtsfeld hell, weil der außerordentliche Strahl der ersten auch als solcher die zweite durchdringt; dreht man die zweite um 90°, so erscheint das Gesichtsfeld dunkel, weil nun der außerordentliche Strahl der ersten Platte die zweite als ordentlicher durchdringen sollte, hiebei aber ganz absorbiert wird.

Die absoluten Maßeinheiten.

292 Die mechanischen Einheiten.

Man hat in neuester Zeit zur Messung physikalischer Größen Maßeinheiten eingeführt, welche möglichst wenig willkürliche Annahmen haben und aus den einfachsten Einheiten auf die einfachste Weise abgeleitet sind.

Man hat nur 3 Einheiten willkürlich angenommen, nämlich

1) das Centimeter C als Längeneinheit,
2) das Gramm G als Masseneinheit und
3) die Sekunde S als Zeiteinheit.

Diese 3 Einheiten heißen die absoluten Einheiten; aus ihnen werden alle anderen Maßeinheiten abgeleitet und heißen deshalb abgeleitete Einheiten, und das ganze System von Maßeinheiten, das man auf diese Weise erhält, heißt das absolute Maßsystem oder das Centimeter-Gramm-Sekunden-System (CGS-System).

Geschwindigkeitseinheit ist diejenige Geschwindigkeit, bei welcher in der Zeiteinheit S die Wegeinheit C zurückgelegt wird.

Krafteinheit ist diejenige Kraft, welche, wenn sie konstant während 1 Sekunde auf die Masse von 1 G wirkt, diesem die Geschwindigkeitseinheit (1 C pro 1 S) erteilt. (Kraft 1 gibt der Masse 1 in der Zeit 1 die Geschwindigkeit 1).

Diese Krafteinheit ist verhältnismäßig sehr klein; denn wenn, wie beim freien Falle die Kraft von 1 *g* auf die Masse von 1 *g* während 1″ wirkt, so erteilt sie dem *g* eine Geschwindigkeit von 9,81 *m* (ca.), also von 981 *cm* (ca.); die Krafteinheit soll aber dem *g* bloß eine Geschwindigkeit von 1 *cm* erteilen, also ist die Krafteinheit 981 mal kleiner als die Schwerkraft von 1 *g*. Die Krafteinheit ist also ungefähr so groß wie die Kraft, mit welcher die Erde ein Milligramm anzieht. Die Kraft von 1 *kg* enthält also ca. 981 000 Krafteinheiten.

Die Arbeitseinheit ist die Arbeit, welche die Krafteinheit verrichtet, wenn sie längs der Wegeinheit (*cm*) wirkt.

Auch diese Arbeitseinheit ist recht klein, denn die Arbeit von 1 *kgm* enthält ca. 981 000 . 100 = 98 100 000 Arbeitseinheiten.

293. Die elektrostatischen Einheiten.

Die absoluten Einheiten sind insbesondere zur Messung elektrischer und magnetischer Größen eingeführt und für dieselben ganz besonders passend. Man unterscheidet zweierlei Arten elektrischer Maßeinheiten, nämlich die elektrostatischen und elektromagnetischen Einheiten; dazwischen werden wir noch die magnetischen Einheiten einschieben.

1. Einheit der Menge oder Quantität der Elektricität ist diejenige Menge, welche eine gleich große Menge, welche 1 *cm* von ihr entfernt ist, mit der Krafteinheit abstößt (oder anzieht, wenn sie entgegengesetzter Art ist). Jede Menge muß dabei auf einen Punkt konzentriert sein. (Mengeneinheit zieht eine gleich große Menge in der Abstandseinheit mit der Krafteinheit an).

2. Einheit der Potenzialdifferenz. Sind zwei Leiter nicht mit Elektricität von derselben Spannung geladen, so daß also, wenn man die Leiter durch einen Draht verbindet, Elektricität vom einen zum andern Leiter überfließt, bis beide gleiche Spannung haben, so sagt man, es ist zwischen den beiden Leitern eine Potenzialdifferenz vorhanden, oder sie haben verschiedenes Potenzial. Ein solches Fließen der Elektricität findet nur dann statt, wenn eine Potenzialdifferenz vorhanden ist, und durch das Fließen leistet die Elektricität Arbeit. Durch diese Arbeit kann die Potenzialdifferenz gemessen werden, indem man sagt: zwischen zwei Punkten herrscht die Einheit der Potenzialdifferenz, wenn die herüberströmende Einheit der elektrischen Mengeneinheit gerade die Arbeitseinheit leistet. Sind zwei Kugeln, etwa von gleicher Größe, mit Elektricität geladen, aber verschieden stark, oder sogar mit verschie-

dener Elektricität, und werden sie durch irgend welche Ursache stets in dieser Ladung erhalten (etwa durch Drehen einer Elektrisiermaschine) und verbindet man sie nun durch einen Draht, so strömt Elektricität über und zwar gleichmäßig, da wir annehmen, daß beide Kugeln stets auf derselben Spannung erhalten werden und langsam oder rasch je nach dem Widerstande oder nach dem Grade des Unterschiedes im elektrischen Zustande beider Kugeln. Jede Mengeneinheit der Elektricität, die so herüberfließt, leistet eine bestimmte Arbeit, mehr oder weniger, je nachdem der Unterschied in den Ladungen beider Kugeln groß oder klein ist. Wenn nun jede Elektricitätsmengeneinheit gerade eine Arbeitseinheit leistet, dann herrscht zwischen beiden Kugeln die Einheit der Potenzialdifferenz.

3. Widerstandseinheit ist derjenige Widerstand, welcher zwischen zwei Punkten von der Potenzialdifferenz 1 vorhanden sein muß, damit die Mengeneinheit gerade in der Zeiteinheit (1 Sek.) herüberfließt.

4. Der hiebei entstandene Strom ist die Stromeinheit. Haben also zwei Punkte die Potenzialdifferenz 1, zwischen sich den Widerstand 1, so läuft in der Zeit 1 die Quantität 1 herüber, liefert die Arbeit 1, und stellt den Strom 1 vor.

Aus folgenden Beispielen gewinnt man eine ungefähre Vorstellung von der Größe der eben definierten Einheiten. Wenn man 268 Daniellsche Elemente hintereinander (auf elektromotorische Kraft) schaltet, den einen freien Pol zur Erde ableitet und den anderen mit der Kugel von 2 *cm* Durchmesser verbindet, so erhält diese Kugel die elektrische Mengeneinheit zugleich auf der Einheit des Potenzials. Die Widerstandseinheit ist gleich dem einer Quecksilbersäule von 100 000 000 Kilometer Länge und $\frac{1}{1000}$ Quadratmillimeter Querschnitt, ist also ca. 10^{14} S. E. Werden die Pole obiger Batterie durch diesen Widerstand verbunden, so fließt durch ihn die Stromeinheit, es wird also pro Sek. eine Arbeitseinheit geleistet.

Die magnetischen Einheiten.

Einheit der magnetischen Menge besitzt ein Magnetpol, wenn er einen gleich starken, in 1 *cm* Entfernung befindlichen Pol mit der Krafteinheit anzieht (oder abstößt).

Ein Magnetpol beherrscht den ihn umgebenden Raum derart, daß er jeden in seinen Bereich kommenden anderen Magnetpol abstößt (oder anzieht). Die Größe dieser Anziehung ist abhängig von der Stärke des anziehenden Magnetismus und von der Entfernung des angezogenen. Sucht man in der Umgebung eines Magnetpoles alle Stellen, in denen die Größe oder Intensität der magnetischen Anziehung dieselbe ist, so findet man als geometrischen Ort eine Fläche, welche den Pol einhüllt. Sucht man für jeden Intensitäts-

betrag eine solche Fläche, so erhält man eine Anzahl Flächen von je gleicher Anziehung oder magnetischer Intensität und nennt diese Flächen magnetische Felder. Ein Feld hat die Intensität 1, wenn ein in diesem Feld befindlicher Pol 1 vom anziehenden Magnetpol mit der Kraft 1 angezogen wird.

294. Die elektromagnetischen Einheiten.

Sie werden besonders benützt zur Messung der galvanischen Ströme.

1) Stromstärkeeinheit hat der Strom, welcher, indem er die Längeneinheit durchfließt, auf einen 1 *cm* entfernten Magnetpol von der Stärke 1 die Krafteinheit ausübt. Man denke sich also einen Draht von 1 *cm* Länge so gebogen, daß er einen Kreisbogen von 1 *cm* Radius bildet. Im Zentrum dieses Kreises sei ein Magnetpol von der Stärke 1 angebracht. Fließt nun durch den Draht ein galvanischer Strom, so wirkt er abstoßend auf den Magnetpol mit einer gewissen Kraft; ist diese Kraft 1, so ist auch der Strom 1.

2) Elektrische Mengeneinheit ist diejenige Menge, welche in einer Sekunde durch den Strom von der Stärke 1 geliefert wird.

3) Elektromotorische Krafteinheit herrscht zwischen zwei Punkten, wenn die zwischen ihnen herüberfließende Mengeneinheit gerade die Arbeitseinheit leistet.

In einem Elemente etwa herrscht an der Trennungs- (Berührungs-)fläche von Zink und Flüssigkeit eine elektromotorische Kraft, welche die Elektricitäten von bestimmtem Spannungsunterschiede herstellt (oder der etwa von anderswoher fließenden Elektricität einen Spannungsunterschied gibt); infolge dieses Spannungsunterschiedes fließt dann die Elektricität durch den Stromkreis, indem sich nach den Ohmschen Gesetzen das Gefälle herstellt und der Spannungsunterschied sich ausgleicht. Bei diesem Fließen wird Arbeit geleistet, und wenn die Mengeneinheit beim Fließen gerade die Arbeitseinheit leistet, so haben die zwei Punkte, zwischen denen das Fließen betrachtet wird, eine Potenzialdifferenz 1, und wenn an diesen Punkten die elektromotorische Kraft selbst vorhanden ist, so sagt man, dort ist die elektromotorische Kraft 1. Wenn etwa die elektromotorische Kraft eines Elementes so groß ist, daß die elektrische Mengeneinheit im ganzen Stromkreis (innerer und äußerer zusammen) 3 Arbeitseinheiten leistet, so sagt man, die elektromotorische Kraft dieses Elementes hat 3 Einheiten. Ist dabei von dem Gefälle, das sich nach den Ohmschen Gesetzen bildet, das eine Drittel im Innern des Elementes, also in der Flüssigkeit, so herrscht zwischen den Polen (Zink und Kupfer) im äußeren Schließungskreis nur mehr die Potenzialdifferenz 2, und die durch den äußeren Schließungskreis fließende Mengeneinheit leistet dort nur mehr 2 Arbeitsein-

heiten, da sie die dritte Arbeitseinheit im Innern des Elementes leistet.

4) **Widerstandseinheit** ist der Widerstand, der zwischen zwei Punkten von der Potenzialdifferenz 1 gerade den Strom 1 herüberfließen läßt.

Liefert also ein Element gerade die elektromotorische Kraft 1, und ist der Widerstand 1, so fließt in 1 Sekunde die Menge 1 herüber, leistet die Arbeit 1 und stellt den Strom 1 vor.

Diese Einheiten sind von denen des elektrostatischen Systems der Größe nach wesentlich verschieden, und zwar ist die Mengeneinheit des elektromagnetischen Systems 28 800 000 000 mal größer (v mal größer) als die des elektrostatischen Systems; ebenso ist die Stromstärke v mal größer, dagegen die elektromotorische Kraft v mal kleiner und der Widerstand v^2 mal kleiner.

295. Die praktischen Einheiten.

Die bisher besprochenen Einheiten sind für praktische Anwendungen sehr unbequem, weil sie der Größe nach zu sehr verschieden sind von den gewöhnlich der Messung unterliegenden Größen. Man hat deshalb sogenannte praktische Einheiten eingeführt. Diese sind:

1) Das Weber, die praktische Einheit für die magnetische Quantität, sie ist $= 10^8$ absolute Einheiten der magnetischen Quantität.

2) Das Ohm, die praktische Einheit für den Widerstand; sie ist $= 10^9$ Widerstandseinheiten des elektromagnetischen Systems: das Ohm ist nahe verwandt mit der Siemens-Einheit; 1 Ohm $\doteq$ 1,05 S. E. Die Widerstandseinheit des elektromagnetischen Systems ist also sehr klein, ca. 1 Tausendmillionstel von 1 S. E.

3) Das Volt (abgekürzt von Volta), die praktische Einheit der elektromotorischen Kraft; sie ist $= 10^8$ elekromotorischen Krafteinheit des elektromagnetischen Systems. Das Volt ist nahe verwandt mit der elektromotorischen Kraft eines Daniellelementes, es ist ca. 5—10 % kleiner als 1 Daniell. Die elektromotorische Krafteinheiten des elektromagnetischen Systems ist also sehr klein, ca. 1 Hundertmillionstel eines Daniell.

4) Das Ampère, die praktische Einheit der Stromstärke, sie ist $= \frac{1}{10}$ der Stromstärkeeinheit des elektromagnetischen Systems.

Das Coulomb, die praktische Einheit der Quantität; sie ist $= \frac{1}{10}$ Quantitätseinheit des elektromagnetischen Systems.

Diese praktischen Einheiten sind so gewählt, daß bei 1 Volt elektromotorischer Kraft und 1 Ohm Widerstand eine Stromstärke

von 1 Ampère entsteht, also eine Menge von 1 Coulomb pro 1″ durchfließt. (1 Volt gibt in 1 Ohm 1 Amp. und liefert 1 Coulomb). Die dadurch erzeugte Arbeit beträgt 10^7 Arbeitseinheiten des absoluten Systems und wird 1 Watt genannt. 1 Watt = 10^7 Arbeitseinheiten. Da nun 1 *kgm* = $10^7 \cdot 9{,}81$ Arbeitseinheiten ist, so ist 1 *kgm* = 9,81 Watt.

Die Arbeitsleistung eines galvanischen Stromes wird gemessen durch das Produkt aus Stromstärke mal elektromotorischer Kraft. Mißt man diese durch Amp. und Volt, so ist die Arbeit = Amp. Volt. für jede Sekunde; und da 1 Amp. Volt = 1 Watt, so findet man die Arbeit eines galvanischen Stromes in Watt durch das Produkt aus Amp. Volt. Wenn z. B. die Stromstärke einer Dynamomaschine 30 Amp. und die Spannungsdifferenz an den Klemmschrauben 54 Volts beträgt, so ist die Arbeit, die dieser Strom im äußeren Schließungskreis (von Klemme zu Klemme) leistet = $30 \cdot 54 = 1620$ Watt in jeder Sekunde. Es gehen nun 735 Watt auf 1 Pferdekraft, also ist die äußere Arbeit dieser Maschine $= \frac{1620}{735} = 2, . .$ Pferdekräfte. Also Pferdekr. $= \frac{\text{Amp. Volt.}}{735}$. (Die englische Pferdekraft (horse power = HP) = 746 Watts, also HP $= \frac{\text{Amp. Volts}}{746}$).

Wir haben gesehen, daß Wärme durch Arbeit erzeugt werden kann, und zwar ist:

1 Calorie = 424 *kgm* = 41 590 000 000

absoluten Arbeitseinheiten.

Man nimmt im absoluten Maßsystem als Wärmeeinheit diejenige Wärmemenge, welche 1 *g* Wasser um 1° C erwärmt; dann ist 1 Wärmeeinheit = 41 590 000 abs. Arb. einh. = 0,424 *kgm*.

von 1 Ampère enthält, also eine Menge von 1 Coulomb aus der Zuleitung hindurchfließt. (1 Volt gibt in 1 Ohm 1 Amp. und liefert 1 Coulomb.) Die dadurch erzeugte Arbeit beträgt 10^7 Arbeitseinheiten des absoluten Systems und wird 1 Watt genannt. 1 Watt $= 10^7$ Arbeitseinheiten. Da nun 1 kgm $= 10^7 \cdot 9{,}81$ Arbeitseinheiten, so ist 1 kgm $= 9{,}81$ Watt.

Die Arbeitsleistung eines galvanischen Stromes wird gemessen durch das Produkt aus Stromstärke und elektromotorischer Kraft. Mißt man diese durch Amp. und Volt, so ist die Arbeit = Amp. Volt. Für jede Sekunde und da 1 Amp. Volt = 1 Watt, so findet man die Arbeit eines galvanischen Stromes in Watt durch das Produkt aus Amp. Volt. Wenn z. B. die Stromstärke einer Dynamomaschine 30 Amp. und die Spannungsdifferenz an den Klemmschrauben 54 Volts beträgt, so ist die Arbeit, die dieser Strom im äußeren Schließungskreis (von Klemme zu Klemme) leistet $= 30 \cdot 54 = 1620$ Watt in jeder Sekunde. Es gehen nun 735 Watt auf 1 Pferdekraft, also ist die äußere Arbeit dieser Maschine $= \frac{1620}{735} = 2{,}2$ Pferdestärke. Die Pferdest. $= \frac{\text{Amp. Volt.}}{735}$ (Die englische Pferdekraft: horse power = HP) = 746 Watts, also HP $= \frac{\text{Amp. Volt.}}{746}$.

Wir haben gesehen, daß Wärme durch Arbeit erzeugt werden kann und zwar ist:

1 Calorie = 424 kgm = 41 590 000 000

absoluten Arbeitseinheiten.

Man nimmt im absoluten Maßsystem als Wärmeeinheit diejenige Wärmemenge, welche 1 g Wasser um 1° C erwärmt; dann ist 1 Wärmeeinheit = 41 590 000 abs. Arb. einh. = 0,424 kgm.

J. Gruber